Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit.

Geschichte der Erziehung

vom Anfang an bis auf unsere Zeit,

bearbeitet

in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Gelehrten und Schulmännern

von

Prälat Dr. K. A. Schmid,
Oberstudienrath und Gymnasialrector a. D.

Erster Band.

Die vorchristliche Erziehung,

bearbeitet von

K. A. Schmid und G. Baur.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1884.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Vorwort.

Der Unterzeichnete legt mit diesem Bande den ersten Theil eines auf vier Bände berechneten Werkes dem Publikum vor, in der zuversichtlichen Hoffnung, vielen berechtigten Wünschen damit entgegenzukommen. Das lebende Geschlecht hat jederzeit keine wichtigere Sorge als die für das kommende. Die unteren Schichten der Gesellschaft nun lassen sich bei dieser Sorge hauptsächlich durch die Sitte leiten, die sie von den Vätern überkommen haben. Die Gebildeten aber wollen einen Ueberblick über den Weg haben, den sie wählen sollen, sie verlangen, in unserer Zeit insbesondere, nach der Leuchte der Geschichte. Den Gebildeten nun, nicht den Gelehrten, haben wir unser Buch bestimmt, jenem Mittelstand zwischen den Ungebildeten und den Gelehrten. Wir setzen uns also nicht zum Zweck, die Wissenschaft im strengeren Sinne durch selbständige Untersuchungen zu fördern; hingegen dazu mitzuwirken, daß die Ergebnisse der Wissenschaft zum Gemeingut werden können, das ist das Ziel, nach welchem wir streben. Es ergeben sich hieraus für die Bearbeitung des überreichen Stoffes hauptsächlich zwei Folgerungen, vor allem die Pflicht möglichster Gedrängtheit in der Darstellung des Ermittelten, welche mit Lebendigkeit der Farben wohl vereinbar ist, und dann die Nothwendigkeit der Verzichtleistung auf fortlaufende literarische Nachweise, wo diese nicht aus besonderen Gründen zu wünschen sind und leicht und kurz gegeben werden können. In beiderlei Beziehungen verweisen wir auf die Thatsache, daß das bedeutendste wissenschaftliche Werk, welches für die Geschichte der Erziehung bei den Griechen und Römern zu benützen war: „Erziehung und Unterricht im klassischen Alterthum von Dr. Lorenz Grasberger", 3 Theile von 1864 bis 1881, ein freilich auf staunenswerthe Literaturkenntniß gegründetes Werk, drei starke Bände umfaßt, während wir auf Darstellung dieses Gegenstandes nur 116 Seiten verwenden durften.

Der Unterzeichnete konnte aber nicht daran denken, die Arbeit des ganzen Werkes auf seine Schultern zu nehmen; er mußte sich nach Mitarbeitern umsehen, welche sich mit ihm in die Aufgabe theilten, und es ist ihm dies gewiß zum ent-

schiedenen Gewinn für die Leser auch gelungen. Es haben sich bewährte Männer an ihn angeschlossen, welche in Einigkeit des Geistes mit ihm verbunden den inneren Beruf für solche Arbeiten schon durch ihre bisherigen Leistungen dargethan haben und so eine Bürgschaft für Geist und Richtung des Unternehmens bieten. Die Geschichte der Erziehung bei den klassischen Völkern, den Griechen und Römern, hat der Unterzeichnete geschrieben, der ganze übrige Inhalt des ersten Bandes ist die Arbeit von Professor Dr. G. Baur in Leipzig.

Auf ausdrückliches Verlangen des eben genannten Mitarbeiters ist zu bemerken, daß derselbe die einleitenden Abschnitte, sowie die Darstellung der Erziehungsgeschichte bei den Naturvölkern und bei den Culturvölkern des Orients, auf den Wunsch des Unterzeichneten unternommen hat, selbstverständlich nicht in der Einbildung, als ob er von dem gesammten hier in Frage kommenden überreichen Material eine fachmännische Kenntniß besitze, sondern besonders in der Erwägung, daß er in seiner Stellung auf die Unterstützung sowohl durch reiche literarische Hilfsmittel, als auch namentlich durch persönliche Belehrung von Seiten fachkundiger Collegen rechnen durfte, welche ihm denn auch in der dankenswerthesten Weise zu Theil geworden ist. Schließlich dürfte noch ein Wort zur Entschuldigung darüber am Platze sein, daß bei der Verschiedenheit der Hände, welche am Schreibtisch wie am Schriftkasten bei der Arbeit betheiligt gewesen sind, die Herstellung der wünschenswerthen Uebereinstimmung in der Orthographie bei diesem ersten Bande noch nicht hat gelingen wollen.

Möge es uns nun vergönnt sein, recht vielen unserer Zeitgenossen einen zuverlässigen Wegweiser an die Hand zu geben!

Stuttgart im Herbst 1883.

Dr. K. A. Schmid,
Gymnasialrector a. D.

Inhalt.

Einleitung.	Seite
1. Der Gegenstand und seine Bedeutung	1
2. Gang und Methode der Behandlung	15
3. Die Literatur	19
Die Naturvölker	29
Die Culturvölker des Orients	58
Die Chinesen	59
Die Inder	87
Die Perser	115
Die Semiten, insbesondere die Assyrer	137
Die Aegypter	153
Geschichte der Erziehung bei den klassischen Völkern.	
A. Bei den Griechen	178
B. Bei den Römern	258
Das Volk der vorbereitenden Offenbarung.	
Die Israeliten	294

Einleitung.

1. Der Gegenstand und seine Bedeutung.

Die Geschichtschreibung hat nach den einfachen und doch so vielsagenden Worten Ranke's die Aufgabe, „bloß zu zeigen, wie es eigentlich gewesen". Sie soll das Geschehene nach seinen einzelnen Momenten wie nach seinem Zusammenhang der Wirklichkeit entsprechend darstellen. Aber der Geschichtschreiber wird und muß doch nach einem anderen Ausspruche desselben Gelehrten immer auch eine Meinung haben. Er tritt an die Darstellung seines Objektes mit subjektiven Voraussetzungen heran, die auf seiner persönlichen Ueberzeugung beruhen, und es ist von Wichtigkeit, daß er darüber sowohl sich selbst klar sei, als auch seine Leser nicht im Zweifel lasse. Als die Voraussetzung nun, von welcher die vorliegende Geschichtsdarstellung ausgeht, glaube ich die Ueberzeugung bezeichnen zu dürfen, daß die Geschichte der Menschheit, von welcher die Geschichte der Erziehung einen Theil bildet, nicht das Produkt eines bloßen Naturprozesses ist, sondern aus der Wechselwirkung zwischen Naturnothwendigkeit und Freiheit, zwischen bedingenden äußeren Verhältnissen und freier, menschlicher Selbstbestimmung hervorgeht. Selbst die Vertreter des materialistischen Monismus, welche das im Bereiche der Naturnothwendigkeit blind waltende mechanische Causalitätsgesetz auch als die das menschliche Leben einzig und allein beherrschende und bestimmende Macht proklamiren, müssen unwillkürlich für jene ihrer eigenen Anschauung widersprechende Ansicht zeugen. Auch sie können bei dem Versuche, die Menschengeschichte von ihrem Standpunkte aus darzustellen und begreiflich zu machen, nicht umhin, mit den Gegensätzen von wahr und falsch, gut und böse, schön und häßlich, zweckmäßig und unzweckmäßig zu rechnen; während doch in richtiger Consequenz ihrer Anschauung alle diese Gegensätze in die unterschiedslose Masse gleichwerthiger Thatsachen sich auflösen müßten, welchen selbst die Versuche,

sie zu erklären und zu beurtheilen, lediglich als ein Produkt mechanischer Nothwendigkeit sich anreihen würden. Wer eben von der Entwickelungsgeschichte des Naturlebens zur Geschichte der Menschheit sich wendet, der tritt in ein Gebiet ein, in welchem andere Gesetze walten, als sie ihm dort begegneten. Ohne auf die philosophischen Grenzstreitigkeiten zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, Natur und Geist, und auf die physiologischen zwischen Thier und Mensch uns einzulassen, wozu hier nicht der Ort ist, sind wir völlig berechtigt, als von einer unleugbaren Thatsache davon auszugehen, daß alles, was wir mit dem Namen Mensch bezeichnen, durch gewisse Eigenschaften eben so entschieden unter einander verbunden, als von anderen irdischen Lebewesen bestimmt unterschieden ist und dadurch einen spezifischen Charakter erhält. Auch auf den untersten Stufen seiner Entwickelung ist der Mensch von der ihn umgebenden Natur nicht unbedingt abhängig, sondern er weiß sich gegen die Lebenshemmungen und Gefahren, mit welchen sie ihn bedroht, zu schützen und sie sich dienstbar zu machen. Weil die Natur ihn nicht von selbst, wie das Thier, mit den Mitteln zur Erhaltung seines Lebens ausstattet, so zwingt er sie selbstthätig, ihm diesen Mangel zu ersetzen, indem er, wenn auch in noch so geringem Maße, immer ein bestimmtes Eigenthum sich aneignet und festhält, und zwar nicht bloß um das Bedürfniß seines physischen Lebens zu befriedigen, sondern auch um in freierer, künstlerischer Thätigkeit sein Leben zu schmücken. Er erhebt sich über den unmittelbaren Eindruck der Außendinge zu allgemeinen Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, und sammelt dadurch einen Vorrath von bleibenden Lebenserfahrungen, welche sein Verhalten bestimmen. Er prägt diese innere Thätigkeit in seiner Sprache aus, welche auch in der primitivsten Gestalt einen einheitlichen und wohlgegliederten Organismus darstellt, und von anderen Menschen verstanden und gelernt werden kann. Er weiß sich bei seinem Wollen und Handeln nicht bloß von dem Gesetze mechanischer Naturnothwendigkeit bestimmt, welches lehrt: „So muß es sein!“ sondern auch von einem anderen, welches fordert: „So soll es sein!“ Und endlich fehlt nirgends bei einem Volke die Ahnung von unsichtbaren Mächten, welche auf das menschliche Leben einen bestimmenden Einfluß üben. Wenn sonach der Mensch mit Bewußtsein von der Natur und der ihn umgebenden Welt sich unterscheidet und mit Selbstthätigkeit ihr gegenüber sich geltend macht, so kann dieses Bewußtsein und diese Selbstthätigkeit, durch welche er zu einem geistigen Wesen wird, nicht auf dem Wege einer bloß natürlichen Entwickelung aus dem Unbewußten hervorgegangen sein: das Produkt wäre sonst größer als seine Faktoren. Vielmehr muß eine geistige Macht das die Welt in ihrem Entstehen und Bestehen Bestimmende und die geistige Anlage muß in die Natur des Menschen als ihre wesentliche Eigenthümlichkeit von Anfang an hineingelegt sein, um in ihr zur Entwickelung zu kommen. Eine besonnene Geschichtsbetrachtung kann sich demgemäß der Anerkennung der Thatsache nicht entziehen, daß in der Geschichte der Menschheit ein höheres Gesetz waltet, daß in dem ewig kreisenden Wechsel ihrer einzelnen Ereignisse ein ruhiger Geist beharrt,

daß mit einem Worte Gott es ist, welcher die Fäden der Menschengeschichte in der Hand hält und diese leitet.

Auch die Fähigkeit, erzogen zu werden, gehört zum spezifischen Charakter und bildet ein Vorrecht des Menschen. Zwar wird noch im Mittelhochdeutschen das Verbum „erziehen" in der Bedeutung des etymologisch entsprechenden gothischen „ustiuhan" und althochdeutschen „arziohan" einfach von einem sinnlichen Herausziehen, z. B. vom Ziehen des Schwertes, und dann auch von der Zucht von Thieren gebraucht. Im neuhochdeutschen Sprachgebrauch dagegen wird es entschieden auf den Menschen beschränkt: Thiere erzieht man nicht, sondern man zieht sie auf, und wenn dies letztere Wort auf Menschen angewendet wird, so bezieht es sich gleichfalls nur auf die thierische, rein physische Seite ihres Wesens. „Aufziehen" bezeichnet eben die Unterstützung, welche einem unentwickelten, hilflosen körperlichen Wesen geleistet wird, damit es nach natürlichen Gesetzen zu der von der Natur ihm als erreichbar bestimmt festgesetzten Stufe gelange, auf welcher es zur Erhaltung seines Lebens selbst das Erforderliche leisten kann. Der Vorsilbe „er" aber wohnt nach jetzigem Sprachgebrauche eine tiefere Bedeutung inne, welche auf ein von innen heraus einem höheren Ziele zuführendes Wirken hinweist. Den inneren Grund ihrer Thätigkeit aber tragen im strengen Sinne nur selbstbewußte und selbstthätige, also geistige Wesen in sich; und so bezeichnet „erziehen" die Hilfe, welche einem geistigen Wesen geleistet wird, um es in den Stand zu setzen, die Aufgabe seines Daseins und Lebens mit Selbstbewußtsein und freier Selbstthätigkeit zu verfolgen. Und als ein geistiges Wesen kann der Mensch nicht bloß, sondern muß er auch erzogen werden. Dem Thiere gibt die Natur selbst mit, was es zu seiner rein sinnlichen Existenz bedarf, und wenn es nur nicht der Mittel zur Erhaltung seines physischen Lebens beraubt wird, so wächst es von selbst zu jener Stufe der Vollkommenheit heran, welche ihm durch das Naturgesetz bestimmt vorgezeichnet ist. Wollte man dagegen den Menschen durch Darreichung jener Mittel zur Erhaltung seines natürlichen Lebens nur aufziehen, so würde er eben verthieren und seine eigenthümliche Bestimmung nicht erreichen. Denn diese fordert, daß er die Mittel zur Erhaltung und Förderung seines Lebens, welche die Natur ihm versagt hat, mit Bewußtsein und Selbstthätigkeit sich zu eigen mache und gebrauche; und zu dieser geistigen Selbständigkeit kann er nur durch Mittheilung eines nicht bloß natürlichen, sondern geistigen Lebens von Seiten solcher geweckt werden, welche selbst zu ihr gelangt sind. Innerhalb des menschlichen Lebens müssen nicht bloß die Unerwachsenen von den Erwachsenen aufgezogen, sondern die Unmündigen müssen von den Mündigen erzogen, sie müssen nach einem treffenden Ausdruck Jean Pauls frei gemacht werden durch frei Gewordene. Man hat zwar in neuerer Zeit den Versuch gemacht, den qualitativen und spezifischen Unterschied zwischen dem erziehungsfähigen Menschen und dem nur aufziehungsfähigen Thier in einen nur quantitativen und fließenden aufzulösen, indem man darauf hinwies, wie doch so manche Thiere

durch Dressur über die durch ihre Naturbedingtheit ihnen vorgezeichnete Grenze ihrer Wahrnehmungen und Fertigkeiten hinausgeführt werden können. Aber man hat damit vielmehr den Beweis für das Gegentheil desjenigen verstärkt, was man beweisen wollte, und die Weisheit des Sprachgebrauches wird sich immer dagegen sträuben, auch das bestdressirte Thier als ein wohlerzogenes zu bezeichnen. Denn einmal geht die Dressur doch immer von freier menschlicher Thätigkeit aus; und dann vermag sie es weder über die Gewöhnung des Thieres zu gewissen äußeren Thätigkeiten hinauszubringen, wogegen die Erziehung dem Zögling das Prinzip mittheilt, damit dieser dessen Folgen in Anwendung auf den einzelnen Fall selbstthätig entwickele, noch kann das Thier, weil es eben zu bewußter und freier Thätigkeit nicht zu gelangen vermag, durch die Dressur in den Stand gesetzt werden, andere wieder zu dressiren, während der erzogene Mensch befähigt und berufen ist, seinerseits wieder Erzieher zu werden.

Stünde nun der Mensch als ein isolirtes Individuum da und hätte er demgemäß die Aufgabe, die Wahrheiten und Gesetze, welche sein Leben und Wirken leiten und bestimmen sollen, lediglich aus seinem subjektiven Erkennen zu gewinnen, so hätte die Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit überhaupt und die der Erziehung insbesondere nur ein geringes Interesse. In der That aber ist *seine Stellung die eines Gliedes im Organismus der menschlichen Gesellschaft.* Er gehört als solches einer Familie, einem Stamme, einem Volke, einer bürgerlichen und religiösen Gemeinschaft, ja er gehört der ganzen Menschheit an. Auf dieser Stellung beruht seine individuelle Eigenthümlichkeit und sein individueller Beruf. Mit den eigenthümlichen Gaben, mit welchen er als Glied des Ganzen ausgestattet ist, sieht er sich anderen anders Ausgestatteten gegenübergestellt. Mit diesen muß er in lebendiger Gemeinschaft sich verbinden, damit in wechselseitiger Ergänzung und Unterstützung der mannigfaltigen Gaben das Leben und Gedeihen der einzelnen Glieder und des Ganzen bereichert und gefördert werde. Und wie mit der menschlichen Gesellschaft seiner Gegenwart, so steht der einzelne Mensch auch mit dem menschlichen Leben vergangener Zeiten in einem unlösbaren und folgereichen Zusammenhang. Er tritt bereits in ein geistiges Erbe ein, welches vorausgegangene Geschlechter erworben und ihm hinterlassen haben und durch welches sein eigenes inneres und äußeres Leben auch unbewußt und unwillkürlich bestimmt wird. Soll er aber in der Gegenwart mit Besonnenheit und Aussicht auf Erfolg für die künftige Lösung einer Lebensaufgabe wirken, so muß er wissen, was in der Vergangenheit bereits dafür geschehen ist, damit er daran anknüpfen und mit den gegebenen Faktoren rechnen könne. Auf einem jeden Gebiete des Erkennens wird die Wahrheit nicht dadurch gefunden, daß das isolirte Subjekt sie aus dem eigenen Kopfe heraus zu construiren sucht, sondern nur durch Beantwortung der Fragen, was frühere Geschlechter zu ihrer Erforschung gethan haben, was davon vor der Kritik der Geschichte als unhaltbar sich erwiesen und was dagegen sich bewährt hat, und

wo und wie die neue Arbeit berichtigend, ergänzend und fördernd einzusetzen hat. Darauf gründet sich das Interesse und die Bedeutung der Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit überhaupt und der Geschichte der Erziehung insbesondere.

Der Geschichte der Erziehung im vollen Sinne des Wortes thut sich ein sehr weites und reich belebtes Feld zur Durchforschung und Betrachtung auf. Zunächst wird man geneigt sein, sie als Geschichte der Pädagogik im engeren Sinne, also der Erziehungswissenschaft und der aus dieser hervorgegangenen pädagogischen Systeme, aufzufassen. Einerseits aber würden diese Systeme unverständlich bleiben, wenn sie nicht zu der gesammten geistigen Atmosphäre, in welcher sie erwachsen sind, in Beziehung gesetzt würden. Andererseits haben manche von ihnen von ihrer abstrakten Höhe aus auf das wirkliche pädagogische Leben einen nur sehr geringen oder gar keinen Einfluß ausgeübt; und eine Geschichte der Erziehung, welche sich auf sie beschränken wollte, müßte sehr lückenhaft ausfallen, da es lange Zeiträume und weite Gebiete gegeben hat, in welchen dergleichen Systeme überhaupt nicht hervorgetreten sind. Aber auch in solchen Zeiten und Zuständen hat darum doch die Erziehung nicht aufgehört, und es hat auch meist an Grundsätzen nicht gefehlt, welche in verschiedenen Perioden und bei verschiedenen Völkern das erziehende Verfahren auf eigenthümliche Weise bestimmten, wenn sie auch nicht zu eigentlichen Systemen der Pädagogik ausgebildet worden sind. Auch diesen pädagogischen Grundsätzen also wird die Geschichte der Erziehung ihre Beachtung nicht entziehen dürfen. Ja auch da, wo von solchen mit Bewußtsein befolgten Grundsätzen nichts wahrzunehmen ist, fährt doch die Erziehung thatsächlich fort, nach Sitte und Gewohnheit ihren Einfluß auf das heranwachsende Geschlecht zu üben, und so wird sich ihre Geschichte nicht davon dispensiren, auch diese faktische Erziehung in den Kreis ihrer Beobachtungen aufzunehmen. Endlich aber ist nicht zu übersehen, daß ja keineswegs die zur Erziehung berufenen einzelnen Persönlichkeiten allein pädagogisch wirken, sondern daß neben ihnen und oft wirksamer als sie die realen Mächte des Familienlebens, der Volksthümlichkeit, der staatlichen Gemeinschaft, der Wissenschaft und Kunst und vor allen der Religion einen erziehenden Einfluß üben. Eine Geschichte der Erziehung, welche diese gewaltigen Mitarbeiter außer Acht ließe, würde nicht allein sehr unvollständig sein, sondern auch den Irrthum begünstigen, als ob die berufsmäßigen Erzieher allein alles machen müßten und machen könnten, und würde dazu beitragen, daß die pädagogische Theorie fortführe, durch Uebersehen jener so wichtigen Faktoren in ihren Aufstellungen sich gründlich zu verrechnen. Nach diesem allen aber handelt es sich um eine Geschichte der Erziehung in jenem umfassenden Sinne, in welchem Schleiermacher diese eben so treffend als bündig definirt hat als die sittliche Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere, mag nun diese Einwirkung von den in den verschiedenen Lebensgemeinschaften und Lebensgebieten der menschlichen Gesellschaft wirkenden Mächten, oder von einzelnen zur Erziehung berufenen Persönlichkeiten

ausgehen, und mögen diese bei ihrem Verfahren nur von hergebrachter Gewohnheit oder von bestimmten Grundsätzen oder von einem ausgebildeten pädagogischen System sich leiten lassen. Es leuchtet ein, daß die Geschichte der Erziehung, wenn sie ihre Aufgabe von einem so hohen und eine so weite Aussicht gewährenden Standpunkte aus auffaßt, mit den verschiedenen Gebieten des geistigen Lebens der Menschheit und ihrer Culturentwickelung in Beziehung treten muß. Ja man darf sagen, daß sie in den eigentlichen Mittelpunkt und Lebensquell der Culturgeschichte einführt. Denn wenn auch die Darstellung der letzteren nicht unterlassen darf, die einzelnen Culturerscheinungen aus der Eigenart der Völker und Zeiten zu erklären, in welchen sie vorkommen, so ist doch ihre Aufgabe insofern eine mehr peripherische, als sie eben darzustellen hat, was von jenem Grunde aus im häuslichen, politischen und religiösen Leben und durch die wissenschaftliche Forschung, die industrielle Verarbeitung des Stoffes für das Bedürfniß und den Schmuck des Lebens und durch seine Verklärung durch die schöne Kunst wirklich zur Erscheinung gekommen ist. Die Geschichte der Erziehung dagegen verfolgt eine mehr centrale Richtung. Indem sie der Tendenz nachforscht, durch welche die Erziehung unter den mannigfaltigen geschichtlichen Verhältnissen bewußt oder unbewußt bestimmt worden ist, wird sie zu den Bildungsidealen hingeführt, deren Verwirklichung die verschiedenen Völker und Zeiten nachstrebten, und damit zu der lebendigen innersten Werkstätte, aus welcher alle jene Erscheinungen des Culturlebens hervorgegangen sind.

Aber neben diesem allgemeinen culturwissenschaftlichen Interesse bietet die Geschichte der Pädagogik ein entschieden praktisches Interesse für die Ausübung des pädagogischen Berufes dar, und zwar um so sicherer und wirksamer, je weniger sie es geflissentlich sucht und je mehr sie die historischen Thatsachen, ungestört durch tendenziöse Färbung und Verschiebung, in ihrer ruhigen Objektivität reden läßt. Hätte freilich jener Schulmann, den Jean Paul in der Einleitung zu seiner Levana einführt, Recht mit seiner „Antrittsrede", in welcher er zu erweisen sucht, „daß Schulerziehung so wie Hauserziehung weder üble Folgen habe noch andere", so würde auch die Bekanntschaft mit der Geschichte der Pädagogik der Erfolglosigkeit aller pädagogischen Bemühungen nicht steuern, sondern sie nur bestätigen können. Aber bekanntlich hat jener Antrittsredner schon nach zwei Tagen Gelegenheit erhalten, in einer „Abschiedsrede" seine früheren Behauptungen durch die Betrachtung zu corrigiren, „wie stark eine gute Erziehung eingreife in das Herz der Zeit" und er hat diese Betrachtung durch Thatsachen aus der Geschichte der Erziehung glänzend illustrirt. Und wenn man Rousseau's Behauptung aus seinem Emil in seinem Sinne gelten lassen müßte: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht; alles entartet unter den Händen der Menschen," so würde die Geschichte der früheren Zeiten nur abschreckende Beispiele von der Einwirkung des gesellschaftlichen Lebens überhaupt und der Erziehung insbesondere zu bieten haben, und ermunternde würden sich erst von der Zeit an einstellen, wo

Rousseau unternommen hat, seinen Naturmenschen von dem verderblichen Zusammenhang mit der Gesellschaft völlig loszulösen. In der That hat denn auch Diesterweg seinen Volksschullehrern die bequeme und darum doppelt bedenkliche Lehre verkündet: „Das meiste historisch-pädagogische Wissen, wenigstens der grauen Vorzeit, gehört für den Volksschullehrer zum historischen Kram, für sie ist nur die Geschichte des modernen Schulwesens, seit 1770, belehrend.“ Allein Rousseau selbst hat gegen jene extreme Behauptung und gegen die Möglichkeit, seine Fiktion eines aus der menschlichen Gesellschaft völlig isolirten Zöglings zu verwirklichen, dadurch zeugen müssen, daß er das gesellige Leben mit seinen Culturerzeugnissen und sonstigen Vortheilen doch immer zur Hand hat, wenn er es zur Förderung seines „Naturmenschen“ bedarf. Und wer die Thatsache erkennt und anerkennt, daß nicht bloß der Einzelne mit der gegenwärtigen Gesellschaft als deren Glied in einer unzertrennlichen und gar nicht hinwegzudenkenden Verbindung steht, sondern daß auch das Leben der Gegenwart großentheils ein Produkt von Faktoren ist, die aus der Vergangenheit herüberwirken, der wird sich gern in die Geschichte vergangener Zeiten vertiefen, weil sie, wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, ein Buch der Erkenntniß des Guten und Bösen ist. Das gilt aber nicht allein von solchen Thatsachen der Erziehungsgeschichte, welche, wie die Bildung der Griechen und Römer, auf unser gegenwärtiges Culturleben einen unmittelbaren Einfluß geübt haben. Auch die dürftigen Anfänge der Erziehung bei den sogenannten Naturvölkern sind belehrend als Zeugnisse von dem allgemein menschlichen Erziehungsbedürfniß und von den ersten Versuchen des Geistes, den Bann der Naturbestimmtheit zu brechen und die Natur sich dienstbar zu machen. Die chinesische Pädagogik kann zeigen, was einerseits die Familienerziehung vermag und was sie andererseits verdirbt, wenn sie die Familienglieder nicht rechtzeitig zur Freiheit und Selbständigkeit entläßt. Die indische und ägyptische Geschichte warnt vor den Gefahren, welche die Erziehung bedrohen, wenn der Kastengeist in ihr zur Herrschaft kommt. Und wiederum sind die beiden Völker des klassischen Alterthums, welchen wir so viel verdanken, doch darin nicht nachahmenswerth, daß ihre Pädagogik über der vorherrschenden Betonung der Pflicht des Einzelnen gegen die staatliche Gemeinschaft das Recht des Individuums und der Persönlichkeit als solcher nicht zur vollen Anerkennung kommen ließ. Die Geschichte der Pädagogik erweitert den Gesichtskreis des Pädagogen und erfüllt und bereichert ihn mit einer lebendigen Anschauung der mannigfaltigsten pädagogischen Verhältnisse und Bestrebungen, wie sie durch die bloß subjektive Reflexion und Construktion weder gewonnen noch ersetzt werden kann. Sie fügt zugleich der subjektiven Kritik des Einzelnen die objektive Kritik der Thatsachen hinzu und zeigt, was vor dieser hat bestehen können und was nicht. Sie flößt dadurch ein heilsames Mißtrauen gegen das blendende Neue ein, indem sie darauf aufmerksam macht, wie so manchesmal schon dergleichen als eine Täuschung sich erwiesen hat. Dagegen mahnt sie, das bewährte Alte nicht allein festzuhalten, sondern es auch den Forderungen der Gegenwart entsprechend fortzu-

bilden; denn sie lehrt, daß es im Leben der Menschheit keinen absoluten Stillstand gibt, und daß darum ein starrer, gegen jedes Neue sich abschließender Conservatismus immer unfruchtbar und vom Uebel ist. Während eine unhistorische Betrachtung und Behandlung seiner Aufgabe den Pädagogen, wie einen jeden, der auf irgend einem Gebiete des geistigen Lebens zu wirken berufen ist, in die Gefahr bringt, einseitig, unvorsichtig und oberflächlich zu werden, macht dagegen die Kenntniß der Geschichte umsichtig, besonnen und gründlich. Insbesondere schärft sie das „Nil admirari!“ ein und warnt vor dem blinden Vertrauen auf als alleinseligmachend sich ankündigende pädagogische Systeme, wie sie nur entstehen und Glauben finden konnten, weil man sich von der Geschichte nicht darüber hatte belehren lassen, wie der berufsmäßige Pädagoge nicht allein erzieht, sondern wie mit seiner bewußten und absichtsvollen Einwirkung bei der Erziehung gar manche andere Einflüsse höchst wirksam concurriren. „Hätten die Pädagogen der Neuzeit gewußt, wie schon Ratich geirrt hat, sie hätten mit Hamilton und Jacotot und in manchen Einzelheiten selbst mit Pestalozzi nicht aufs neue zu irren gebraucht.“ Die Geschichte der Erziehung ist vor allem geeignet, den Stolz darauf zu bekehren, „wie wir es doch zuletzt so herrlich weit gebracht“, und den einzelnen Pädagogen vor Ueberschätzung seines Wissens und Könnens zu bewahren. Sie lehrt ihn, sich als ein dienendes Glied in der Gemeinschaft des zur Erziehung der heranwachsenden Generation berufenen gegenwärtigen Geschlechtes zu betrachten, mitwirkend an einer Thätigkeit, welche in den vorausgegangenen Jahrhunderten und Jahrtausenden durch die Arbeit ganzer Völker und Gemeinschaften, wie einzelner Pädagogen, durch warnendes Mißlingen und ermunterndes Gelingen vorbereitet und mit wachsender Bestimmtheit dem Bewußtsein des ihr vorgesteckten Zieles entgegengeführt worden ist. Sie mahnt zur Demuth in der Erwägung, ein wie reiches Erbe wir von den vergangenen Geschlechtern empfangen haben, und wie so Manches, was nicht in des Erziehers Macht steht, fördernd und hindernd bei der Erziehung mitwirkt. Zugleich aber erweckt sie auch den Muth der freudigen Zuversicht, daß einer besonnenen und treuen Arbeit, die auf dem gewonnenen Grunde weiter baut und am rechten Punkte einzusetzen versteht, auch in Zukunft die förderliche Frucht nicht fehlen werde.

Von den Mächten, welche neben oder in und mit oder auch trotz der Thätigkeit des einzelnen Pädagogen erziehend einwirken, ist die Religion die bedeutendste. Der ehrwürdige Veteran deutscher Geschichtswissenschaft beginnt seine Weltgeschichte „mit den Vorstellungen über die göttlichen Dinge, welche in der ältesten Zeit mit den Antrieben des Lebens und dem Geiste der Landesverfassung zusammenfallen, aber die Summe derselben erkennbarer, begreiflicher ausdrücken, als es durch die Beschreibung der Zustände und Einrichtungen im einzelnen geschehen könnte“; und er begründet sein Verfahren durch den Satz: „Das Göttliche ist immer das Ideale, das den Menschen vorleuchtet; dem menschlichen Thun und Leben wohnt zwar noch eine ganz andere, auf die Bedingungen des realen Daseins gerichtete Tendenz inne,

aber es strebt doch unaufhörlich nach dem Göttlichen hin.“ Was sich so dem vielerfahrenen Forscher als Resultat und wiederum als leitender Gedanke der Betrachtung der gesammten Weltgeschichte ergeben hat, das gilt ganz besonders von der Geschichte der Erziehung. Indem diese den auf dem Gebiete des Erziehungslebens wahrzunehmenden äußeren Thatsachen bis zu dem im inneren Leben des Menschen liegenden Grunde nachgeht und so bei den Bildungsidealen ankommt, welche den verschiedenen Zeiten und Völkern und Individuen vorleuchteten und vorleuchten, trifft sie in dieser inneren Welt zugleich mit den religiösen Anschauungen zusammen, welche, wie auf das gesammte menschliche Leben, so auch auf jene Bildungsideale den wesentlichsten bestimmenden Einfluß ausüben. Eine so umfassende und gewaltig wirkende Macht aber könnte der Religion unmöglich innewohnen, wenn sie eine bloße Einbildung wäre und nicht eine wesentliche und seinem realen Verhältniß zu Gott und Welt entsprechende Eigenthümlichkeit des Menschen, so daß der Ausspruch von J. Nitzsch vollberechtigt ist: „Der Mensch muß religiös sein; so wie es anerkannt ist, daß es nicht in seiner Macht steht, kein Gewissen zu haben.“ Wie das Denken und die Sprache, so gehört auch die Religion als das Bewußtsein einer das Sichtbare bestimmenden unsichtbaren Macht zu dem spezifischen Charakter, mit welchem der Schöpfer den Menschen ausgestattet hat. Darin liegt die Offenbarung im ursprünglichen und allgemeinsten Sinn; und alle Versuche, den Ursprung der Religion aus äußeren Veranlassungen zu erklären, aus verderblichen oder heilsamen Einwirkungen der Natur, aus verständiger Naturbetrachtung, aus der Vergötterung ausgezeichneter Menschen, oder, gar auf geradezu irreligiöse Weise, aus schlauer Erfindung von Priestern und Gesetzgebern, ja selbst aus der Mittheilung einer ausgebildeten Religionslehre an die Protoplasten, wie sie früher von Theologen und Philosophen gelehrt worden ist, setzen jene ursprüngliche Offenbarung bereits voraus. Denn

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken.
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Ein zu bestimmten Lehrsätzen begrifflich entwickelter Monotheismus freilich kann der Gegenstand dieser Offenbarung nicht gewesen sein, denn dieser kann erst im bewußten Gegensatze gegen den Polytheismus sich ausbilden. Wohl aber muß der Religion von Anfang an ein monotheistischer Zug innegewohnt haben in der Ahnung der unsichtbaren Gottheit als einer einheitlichen Macht; und darauf, daß dieser Zug auch unter den größten Verirrungen und Verkümmerungen der religiösen Vorstellungen noch vorhanden ist, beruht die Möglichkeit, Völker und Individuen aus dem Heidenthum zur Erkenntniß des einen wahren Gottes zu erheben. Die Geschichte aber lehrt, daß die Menschheit in ihrem Berufe, „Gott zu suchen, ob sie ihn wohl fühlen

und finden möchte“, worin am Ende auch die höchste Aufgabe aller Erziehung besteht, von dem geraden Wege abgelenkt worden ist durch die Sünde. Wie diese den Willen „dem Dienste des vergänglichen Wesens“ unterworfen hat, so hat sie auch die Erkenntniß der Fähigkeit beraubt, den Begriff des einen Gottes gegenüber den mannigfaltigen Eindrücken der Außenwelt zu behaupten. Wo daher der Mensch seine Ahnung des Göttlichen durch dessen Beziehung auf die ihn umgebende Welt bestimmter gestaltet, da fällt ihm die Einheit des Göttlichen in eine größere oder geringere Zahl einzelner göttlicher Wesen oder Kräfte auseinander. Wir können die so entstandenen Religionen als natürliche Religionen bezeichnen, indem sie lediglich aus der in die Natur des Menschen gelegten religiösen Anlage und aus deren Entwickelung durch die natürliche Kraft des sich selbst überlassenen Menschen hervorgegangen sind. Und eben weil sie der Art ihrer Entstehung nach natürliche Religionen sind, sind sie auch rücksichtlich der Art der verehrten Objekte Naturreligionen: der natürliche Zug des sündigen Menschen zum Dienste des Sichtbaren, Endlichen und Vergänglichen bewirkt, daß sie alle in irgend einer Form zur Natur- oder Creaturvergötterung werden, daß sie nach dem Worte des Apostels Paulus die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes irgendwie in ein Bild vergänglicher Wesen verwandeln und anstatt des Schöpfers dem Geschöpfe dienen. Die Entwickelung dieser natürlichen Religionen ist nun aber nicht etwa so vor sich gegangen, daß innerhalb der ganzen Menschheit oder auch nur innerhalb der verschiedenen Völker aus dem Unvollkommenen im Laufe der Zeit und von Stufe zu Stufe das Vollkommene entstanden wäre. Vielmehr bestehen, durch die verschiedenen Völker repräsentirt, dürftigere und reichere, unreinere und reinere Formen des religiösen Lebens räumlich nebeneinander; und man muß sich hüten, solche Religionsformen, welche nur auf der ersten Stufe der Entwickelung stehen geblieben sind, als der ursprünglichen reinen Gottesoffenbarung näher stehend und darum als vollkommener anzusehen, da doch auch sie im Banne der natürlichen Creaturvergötterung befangen sind, wenn diese auch in ihnen nicht zu so reicher Ausbildung als in anderen gelangt ist. Der nordamerikanische Indianer, welcher über die unbestimmte Ahnung des „großen Geistes“ im wesentlichen nicht hinauskommt, doch aber dessen Wirkungen an bestimmte Naturdinge und Naturkräfte gebunden denkt, der Chinese, welcher in dem Thian oder Himmel den Repräsentanten des die Welt bestimmenden rein mechanischen Naturgesetzes erkennt, steht darum religiös nicht über dem Griechen, welchem die Vergötterung der die verschiedenen Natur- und Lebensgebiete beherrschenden Kräfte zwar zu einem reich bevölkerten polytheistischen Götterhimmel sich gestaltet hat, welcher aber doch in seinen Göttern geistbegabte und frei handelnde persönliche Wesen erkennt. Das aber haben alle natürlichen Religionen miteinander gemein, daß sie außer Stande sind, den Menschen zu einem vollkommeneren und das religiöse Bedürfniß befriedigenden religiösen Erkennen und Leben zu führen. Entweder bleiben sie, wie bei den sogenannten Naturvölkern, ohne jede fortschreitende Entwickelung

auf eine niedrige Stufe gebannt, oder ihre Entwickelung führt, wie bei den Griechen, über die ihnen erreichbare Höhe hinaus zu einer Periode des Verfalls, in welchem dem Bewußtsein die Unzulänglichkeit endlich gedachter Götter aufgeht, und nur die Ahnung des in der Mannigfaltigkeit endlicher Götter nicht aufgehenden einen wahren Gottes, und im günstigen Falle die unbefriedigte Sehnsucht nach diesem unbekannten Gott übrig bleibt. Und in diesen Verfall mußte bei ihrem innigen Zusammenhang mit der Religion auch die Erziehung mit hineingezogen werden: ein Volk, welches seinen Gott verloren hat, ist damit auch des eigentlichen Zieles für seine pädagogischen Bestrebungen beraubt.

Was aber die natürliche Religion nicht vermochte, das hat nach dem Zeugniß der Geschichte die geoffenbarte Religion geleistet, dieses Wort in dem Sinne genommen, in welchem wir von der ursprünglichen und allgemeinen Offenbarung die im Gegensatze zu der Creaturvergötterung und dem Polytheismus der natürlichen Religion geschichtlich hervorgetretene, besondere Offenbarung unterscheiden, wie sie in der alt- und neutestamentlichen Religion vorliegt. Um zur Anerkennung dieses bestimmten und folgereichen Unterschiedes zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion zu gelangen, bedarf es nicht des Eingehens auf die viel erörterte Frage nach dem Verhältniß zwischen Vernunft und Offenbarung: es genügt, sich einfach an klar vorliegende geschichtliche Thatsachen zu halten. Mag im Bereiche des Naturlebens das Gesetz blinder Nothwendigkeit walten, wonach aus dem Unvollkommenen das Vollkommene sich allmählich von selbst entwickelt; im Reiche des Geistes bewährt sich das Wort des Dichters: „Es gilt, man stelle sich wie man will, am Ende die Person!" Wie der Geist selbst seinem Wesen nach Persönlichkeit ist, so muß auch ein neues und höheres geistiges Leben immer von einer ausgezeichneten Persönlichkeit ausgehen, gegen deren schöpferische Thätigkeit die Masse auch im glücklichsten Falle sich doch nur empfänglich verhält. So ist es im Gebiete der Kunst und Wissenschaft wie des Staatslebens, ganz besonders aber in dem eigentlichen Centralgebiete des geistigen Lebens, in der Religion. Da sind in den dem Banne des Todes bereits verfallenen, oder geistigem Tode entgegenführenden Verlauf der natürlichen Religion mit Gottes Geist und Kraft erfüllte Persönlichkeiten hineingetreten, um der religiös erstorbenen oder ersterbenden Menschheit das Prinzip eines neuen, höheren religiösen Lebens einzupflanzen. Es ist nicht zufällig, daß die drei monotheistischen Religionen auf dem Boden des semitischen Stammes entstanden sind; denn dieser stand durch die größere subjektive Innerlichkeit seiner Religion und durch die damit zusammenhängende größere Einfachheit seines Göttersystems zu der monotheistischen Anschauung in einer näheren natürlichen Verwandtschaft. Aber darum ist doch die alttestamentliche Religion keineswegs, wie der moderne religionsgeschichtliche Darwinismus will, ein natürliches Entwickelungsprodukt des Semitismus und seiner natürlichen Religion. Denn polytheistische Creaturvergötterung ist auch diese gewesen, und eben darum hat sie sich gegen das höhere Religionsprinzip

gesträubt, welches nach dem Zeugnisse des Alten Testamentes zuerst den ausgezeichneten Persönlichkeiten Abraham und Mose geoffenbart und von diesen dem israelitischen Volke verkündet worden war. Nicht wenigstens Mose's geschichtliche Existenz und Wirksamkeit anerkennen, und wenn diese nur in der Verkündigung des Gebotes bestanden hätte: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter neben mir haben", heißt auf das Verständniß der Entstehung und der weiteren Entwickelung der alttestamentlichen Religion verzichten. Und ebensowenig läßt sich das Christenthum als das natürliche Produkt der Verhältnisse seiner Entstehungszeit erklären, sondern nur aus dem mit der Person seines Stifters identischen neuen und höheren religiösen Lebensprinzip, welches sich im Kampfe mit dem bei einem religiösen Bankerott angekommenen Judenthum und Heidenthum seiner Zeit Geltung zu verschaffen wußte. Aus diesem allen nun ergibt sich als erstes unterscheidendes Merkmal, daß die natürlichen Religionen eben aus der allgemeinen religiösen Anlage und der natürlichen Volksthümlichkeit der Nationen, welchen sie angehören, von selbst hervorgegangen sind, wogegen an der Spitze der geoffenbarten Religion die Person eines Stifters steht, welcher dem natürlichen Leben seiner Nation oder der ganzen Menschheit ein aus diesem nicht erklärbares höheres religiöses Leben eingepflanzt hat. Zur Erhaltung dieses höheren Lebens ist denn auch in der geoffenbarten Religion in viel höherem Grade, als in der natürlichen, eine zielbewußte erziehliche Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere erforderlich. Religionsstifter in jenem eigentlichen Sinne aber kennt eben nur die alttestamentliche und die neutestamentliche Religion; und Persönlichkeiten, welche in anderen Religionen einen bedeutenden Einfluß geübt haben, und welche man geneigt sein möchte, jenen an die Seite zu stellen, haben, wie in der chinesischen, indischen, persischen Religion und selbst im Buddhismus, doch nur bereits vorhandene Elemente der natürlichen Religion reinigend und ordnend, beschränkend und weiterbildend zusammengefaßt, nicht aber mit schöpferischer Kraft ein eigentliches Neue in das natürliche Leben ihrer Völker eingeführt, und das gilt auch von Muhammeds aus jüdischen und christlichen Elementen zusammengeschweißtem religiös-politischem Machwerk. Mit diesem ersten Unterschiede hängt ein zweiter innig zusammen. Alle natürlichen Religionen sind Nationalreligionen: sie sind an die Nationalität der Völker, von welchen sie geübt werden, gebunden und bilden neben der nationalen Wissenschaft, Kunst, Politik nur eine besondere Seite der natürlichen Entwickelung des nationalen Lebens. Die geoffenbarte Religion dagegen durchbricht die Schranken der Nationalität. Schon die vorbereitende alttestamentliche Offenbarung, obwohl ihr höheres Gesetz von dem israelitischen Volke, welchem es zur Bewahrung anvertraut war, zuerst in strenger Abgeschlossenheit gegen die umgebende heidnische Welt geschützt werden mußte, hat doch auf eine zukünftige Zeit hingewiesen, in welcher das Gesetz des wahren Gottes von allen Völkern werde anerkannt werden. Die vollendende christliche Offenbarung aber hat als Erfüllung dieser Weissagung das große, der alten nationalen Abgeschlossenheit gegenüber eine

neue Weltperiode der ganzen Menschheit ankündigende Wort verkündet und zur Geltung gebracht: „Es ist hier kein Jude, noch Grieche, denn ihr seid allzumal Einer in Christo!“ Und weil die geoffenbarte Religion nicht an die Nationalität gebunden ist, so ist sie auch nicht, wie die natürliche, in jenen Naturprozeß mitverflochten, vermöge dessen im Laufe der Zeit Völker entstehen und nach einer kürzeren oder längeren Zeit der Macht und Blüte wieder der Zerrüttung und dem Untergange anheimfallen; vielmehr vermag sie auch einem gesunkenen Volke die Kraft mitzutheilen, zu neuem Leben sich zu erheben, wie denn gerade das deutsche Volk in noch höherem Grade, als seiner Zeit das israelitische, diese ihre verjüngende Kraft wiederholt erfahren hat.

Hegel hat von dem Christenthum gesagt: „Dieses Prinzip macht die Angel der Welt, denn an dieser dreht sich dieselbe um. Bis hierher und von daher geht die Geschichte.“ Dieses schöne Wort gilt, wie von der Weltgeschichte überhaupt, so insbesondere auch von der Geschichte der Erziehung. Das Ziel, welchem alles religiöse Leben, welchem auch alle Erziehung nachtrachtete und noch nachtrachtet, konnte und kann im Grunde doch kein anderes sein, als die Seligkeit oder die volle Befriedigung des Gemüthes. Diese Befriedigung ist aber nur zu finden in der Erkenntniß und Gemeinschaft des wahren Gottes. Der von Gott in der ursprünglichen Offenbarung in die Menschenseele gelegte Zug zu ihm hin erfüllt sie mit einer heilsamen Unruhe, bis sie zu Gott gekommen ist und in ihm ihre Ruhe gefunden hat: „denn du hast uns zu dir geschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir“ (quia fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum, donec requiescat in te. Augustins Confessionen, c. 1). Was nun bisher die Menschen und Völker auf mannigfaltigen Wegen vergeblich gesucht hatten, das wird ihnen jetzt in der vollkommensten Offenbarung Gottes in Jesu Christi Person und Wort dargeboten. Und zwar für alle Zeiten. Denn wenn auf den zeitlich und national bestimmten Lebensgebieten der Wissenschaft, der Kunst, des Staates zu verschiedenen Zeiten verschiedene Persönlichkeiten auftreten, welche mit schöpferischer Kraft ein neues Leben wecken und dadurch das jedesmalige Bedürfniß zeitweilig befriedigen; so muß dagegen in dem Lebensgebiete, welches alle Menschen zu umfassen bestimmt ist, im Gebiete der wahren Religion, das religiöse Leben in einer einzigen Persönlichkeit auf absolut vollkommene und darum für alle Zeiten normative Weise sich darstellen, so daß wir keines Anderen mehr zu warten, sondern aus der Fülle dieses Einen für alle Zeiten zu schöpfen haben. In der vorchristlichen Welt war die Erziehung wie die Religion durch die nationale Eigenthümlichkeit bedingt, und innerhalb dieser war sie wieder von Vorrechten des Standes und Geschlechtes abhängig. Das Christenthum erst hat alle diese Unterschiede mit dem vorher unbekannten, ja unfaßbaren Begriffe der Menschheit umfaßt, und wie der Unterschied zwischen Jude und Grieche, so soll auch der zwischen Mann und Weib, zwischen Freien und Knechten kein Hinderniß mehr werden, daß alle ihre höchste Bestimmung erreichen, in das richtige

Verhältniß zu Gott zu kommen. Mit der Beziehung aller auf dieses höchste Ziel ist erst der absolute Werth einer jeden Persönlichkeit als solcher, abgesehen von dem, was sie für die Gemeinschaften, welchen sie angehört, leisten mag, anerkannt und der Erziehung die Möglichkeit gegeben, aus einer national beschränkten eine wahrhaft humane zu werden. Denn das Christenthum ist zugleich weit davon entfernt, durch ein abstraktes Gesetz die reiche Entfaltung des menschlichen Lebens zu verhindern oder zu beschränken; es will nur, daß die mannigfaltigen Gaben, mit welchen das Menschengeschlecht ausgestattet ist, und zu welchen ihm auch die verschiedenen Volksthümlichkeiten gehören, zu wechselseitiger Belebung, Unterstützung und Ergänzung zusammenwirken in dem einen Geiste, welchen es verkündet und bethätigt. So hat die Pädagogik erst durch das Christenthum gelernt, den Zögling als ein Glied der Menschheit anzusehen, zu fragen, was ihm als solchem für eine Aufgabe gestellt ist, was er nach Maßgabe seiner eigenthümlichen Verhältnisse und Gaben zu ihrer Lösung zu thun, und wie ihn die Erziehung darin zu unterstützen hat. Die Erziehung würde ihre Stellung innerhalb der weltgeschichtlichen Entwickelung und unter dem unausweichbaren Einfluß der in dieser wirkenden Mächte völlig verkennen, wenn sie die Antwort auf jene Fragen bei dem seines nothwendigen und folgereichen Zusammenhangs mit dem Leben der Gesammtheit sich nicht klar bewußten subjektiven Denken eines einzelnen und vereinzelten Individuums suchen wollte. Vielmehr muß sie durch die Geschichte sich belehren lassen, wie alles religiöse Leben und alle erziehende Thätigkeit im Grunde jederzeit als von der eigentlichen und wichtigsten Lebensfrage von der Frage bestimmt gewesen ist: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?" — wie die mannigfaltigen vorchristlichen Versuche, diese Frage zu lösen, vor der objektiven Kritik der Thatsachen sich als unzulänglich erwiesen haben; wie dagegen das Christenthum vor derselben Kritik als die richtige Lösung sich bewährt und von seiner Entstehung an als der wichtigste und eigentlich maßgebende Faktor des gesammten Culturlebens und insbesondere der Erziehung sich bethätigt hat; und wie darum diese nicht getrennt von dem Christenthum oder gar in feindseligem Gegensatz gegen dasselbe, sondern nur in lebendiger Verbindung mit ihm das ihr vorgesteckte Ziel erreichen kann. Mag der moderne Materialismus nachweisen, daß einst „die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung kreisen", „das Menschengeschlecht aber, seine Cultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale, gewesen" sein wird, und mag er an diesem ungeheuren Grabe verloschenen Lebens nichts übrig haben, als die trost- und antwortlose Frage: „Wozu?" — diejenige Weltanschauung, welcher der Geist als das Allerrealste in der Welt und im Menschenleben gilt, hat auf jene Frage die „kurze, unzweideutige, peremptorische Antwort": dazu ist das Menschengeschlecht und seine Erziehung da, daß es auf dem von dem Evangelium gewiesenen Wege zu Gott und damit zu voller Genüge geführt werde.

2. Gang und Methode der Behandlung.

Die allgemeine Culturgeschichte thut wohl, in den Bereich ihrer Darstellung auch die sogenannte vorgeschichtliche Zeit hineinzuziehen, in welche zwar eine menschliche Ueberlieferung nicht zurückreicht, von deren Zuständen aber doch zahlreiche Ueberreste von Bauwerken, allerlei Geräthschaften u. s. w. belehrende Zeugnisse ablegen. Allein wie gewiß auch mit jenen geringen Culturanfängen schon eine erziehende Einwirkung der älteren Generationen auf die jüngeren stattgefunden haben muß, so ist doch über deren Art und Weise von diesen stummen Zeugen eines untergegangenen Lebens nichts Näheres zu erfahren. Die Geschichte der Erziehung darf daher oder muß vielmehr von der vorgeschichtlichen Zeit absehen und ihre Darstellung mit der eigentlich geschichtlichen Zeit beginnen, d. h. mit der Zeit, über welche eine in der Schrift fixirte Ueberlieferung vorhanden ist.

Wie bereits hervorgehoben worden ist, bildet in dem Verlaufe dieser geschichtlichen Zeit gemäß dem entscheidenden Einfluß, welchen die Religion auf das Leben der Völker ausübt, das Christenthum den Hauptwendepunkt. Mit der Verkündigung, daß Jesus Christus in die Welt gekommen ist, die Sünder selig zu machen, ist die Bestimmung des Menschen auf sein innerstes Wesen und Bedürfniß gegründet und auf das höchste Ziel bezogen, und damit ist sie zugleich in das Gebiet verlegt, auf welchem trotz allen Unterschieden der Zeit, der Nation und der Individualität der allen Menschen gemeinsame spezifische Charakter beruht. Jetzt erst kann von einer Aufgabe der gesammten Menschheit und des einzelnen Menschen als eines Gliedes der Menschheit die Rede sein. Und zu dem epochemachenden neuen Prinzip, welches ganz besonders und unmittelbar der Erziehung den weiten Umfang und die ganze Tiefe und Höhe ihres Berufes aufgeschlossen hat, verhält sich alles, was vorher geschehen ist, nur als Vorbereitung. Diese Vorbereitung aber hat sich wesentlich auf eine zweifache Weise vollzogen, anders in der natürlichen und anders in der geoffenbarten Religion. Auch die natürlichen Religionen tragen selbst in ihrer verkümmertsten Gestalt schon darum, weil sie doch eben immer Religionen sind, ein Moment der Wahrheit in sich. Sie zeigen, wie weit die sich selbst überlassene natürliche Kraft des Menschen in ihrer nationalen und zeitgeschichtlichen Bestimmtheit die ursprüngliche religiöse Anlage zu entwickeln vermochte; und sie haben in einzelnen Richtungen zu großen Leistungen befähigt. Im ganzen aber haben sie nur zu der Erfahrung geführt, daß der Mensch durch seine natürliche Kraft nicht zu voller Befriedigung gelangen kann; gerade die ausgebildetsten unter ihnen sind auf verschiedenen Wegen endlich zu dem Bewußtsein ihrer eigenen Unzulänglichkeit angekommen und nur die unbestimmte Sehnsucht nach einem befriedigenderen Zustande ist tieferen Gemüthern in ihnen geblieben: ihre Vorbereitung auf die künftige Vollendung ist eine wesentlich negative gewesen. Von ganz anderer Art

ist die Vorbereitung durch die geoffenbarte Religion des Alten Testamentes. Hier tritt der allen natürlichen Religionen gemeinsamen Creaturvergötterung der bestimmte Schöpfungsbegriff und damit der Begriff eines einzigen Gottes gegenüber, dessen Wesen nicht durch irgend ein „Bildniß noch Gleichniß" ausgedrückt werden kann, weil er eben ein geistiges Wesen ist. Dem natürlichen Eigenwillen des Menschen wird der heilige Wille dieses Gottes als höchstes Gesetz verkündigt. Und mit der Erfahrung von der Unmöglichkeit, dieses Gesetz vollkommen zu erfüllen und dadurch zur vollen seligen Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, verbindet sich nicht etwa nur eine unbestimmte Sehnsucht, sondern die bestimmte prophetische Verheißung, womit die alttestamentliche Religion ausdrücklich über sich selbst hinausweist auf einen zukünftigen neuen Bund, durch welchen Gott jene vollendete Gemeinschaft mit den sie Suchenden selbst herstellen werde, und dessen Art und Weise in wachsender Bestimmtheit geschaut und verkündet wird. So wird die künftige Vollendung durch die alttestamentliche Offenbarung wesentlich positiv vorbereitet. Nach diesem allen aber muß es nothwendig zu einer Verkennung des geschichtlichen Thatbestandes führen, wenn man die alttestamentliche Religion und das auf ihr beruhende eigenthümliche Leben des israelitischen Volkes nur als ein einzelnes Glied in die Entwickelungsreihe der natürlichen Religionen einfügt; etwa so wie Hegel unter den Gattungsbegriff der Religion der geistigen Individualität die alttestamentliche als die Religion der Erhabenheit mit der griechischen als der Religion der Schönheit und mit der römischen als der Religion der Zweckmäßigkeit zusammengestellt hat. Vielmehr verläuft die Entwickelung der natürlichen Religionen auf der einen und der vorbereitenden geoffenbarten Religion auf der anderen Seite vermöge der Verschiedenheit des Entstehungsgrundes und des Wesens und Wirkens beider in zwei parallelen Reihen. Demgemäß hat denn auch die Geschichte der Erziehung, ihrem innigen Zusammenhang mit der Religionsgeschichte entsprechend, zu verfahren. Sie stellt zuerst die Entwickelung der Erziehung innerhalb des Gebietes der natürlichen Religionen dar. Nachdem sie zuerst den zerstreuten Spuren großentheils unbewußter pädagogischer Einwirkung bei den eines selbständigen Culturfortschrittes entbehrenden sogenannten Naturvölkern nachgegangen ist, wendet sie sich zu der Erziehung der weltgeschichtlich bedeutenden Culturvölker der vorchristlichen Welt, welche eben dadurch zu Culturvölkern geworden sind, daß sie ein höheres Ziel vor Augen haben, welchem entsprechend sie in fortschreitender Entwickelung ihr Leben zu gestalten suchen und welches insbesondere auch als Bildungsideal ihrer Erziehung vorschwebt und diese zu einer bewußten pädagogischen Thätigkeit macht. Allerdings gewinnt nun infolge der verschiedenen religiösen Grundlage auch die ganze Weltanschauung und Lebensgestaltung bei den einzelnen Völkern eine verschiedene, hier unvollkommenere, dort vollkommenere Gestalt; und man wird einer Philosophie der Geschichte den Versuch nicht wehren wollen, diese verschiedenen Gestalten in einer von unten nach oben fortschreitenden Stufenfolge aneinander zu

reihen und sie als die geschichtliche Verwirklichung der wesentlichen Momente in dem Entwickelungsprozeß der religiösen Vorstellung nachzuweisen. Der nüchternen geschichtlichen Darstellung des Thatsächlichen dagegen geziemt es, ohne auf die Beachtung des Zusammenhangs zwischen jenen verschiedenen Bildungsstufen und ihres Rangverhältnisses zu verzichten, doch die Gefahr einer Verschiebung des Thatbestandes, welche in einer solchen Systematisirung der Geschichte liegt, zu vermeiden; und darum zieht sie vor, die Erziehung der in Frage kommenden Völker einfach in der Reihenfolge darzustellen, wie diese auf dem Wege von Osten nach Westen ihr begegnen: Chinesen, Inder, Perser, Semiten, Aegypter, Griechen und Römer. Erst nachdem dieser Weg vollendet ist, geht sie zu dem israelitischen Volke als dem Träger der vorbereitenden geoffenbarten Religion über. Weil diese berufen ist, dem natürlichen Leben des Volkes ein höheres Prinzip einzupflanzen, hat sie an sich selbst schon eine eminent pädagogische Tendenz, und es tritt in ihr mit charakteristischer Klarheit und Energie die Forderung einer zielbewußten pädagogischen Thätigkeit hervor, welche die von jenem Prinzip durchdrungene ältere Generation auf das dafür erst zu gewinnende heranwachsende Geschlecht auszuüben hat. Zugleich erfüllt die alttestamentliche Religion als die der nur erst vorbereitenden Offenbarung die große pädagogische Aufgabe, ein *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν* zu sein, ein die zukünftige Vollendung unmittelbar und positiv vorbereitender Erzieher. Mit der Erscheinung Christi bricht dann auch für die Erziehung ein neues Leben an. Seinen im höchsten Sinne pädagogischen Beruf haben schon alte Kirchenlehrer schön hervorgehoben, indem sie ihn den *θεῖος παιδαγωγός*, den göttlichen Erzieher, nennen. Er erfüllt was im Alten Testamente verheißen und vorbereitet war und bietet allen Menschen wahres Leben und volles Genügen an. Und dazu gehört auch, daß er dem Worte, welches nachher von seinem Apostel verkündet worden ist, freie Bahn macht, dem Worte: „Alles ist euer!" Auch die Gaben, mit welchen die natürliche Kraft anderer Völker das menschliche Leben gefördert und bereichert hat, sollen in den neuen Bund aufgenommen werden, um durch seinen Geist zu einem neuen, höheren Leben wiedergeboren zu werden. Von jetzt an kann nicht mehr die nationale Verschiedenheit den Eintheilungsgrund für die Geschichte der Erziehung bilden, sondern es tritt als solcher an jener Stelle die verschiedene Art und Weise, wie das Christenthum im Laufe der Zeit von Epoche zu Epoche die Völker unter seiner Herrschaft verbunden und in ihrem Leben sich bethätigt hat. Zuerst ist zu zeigen, wie die gesammte Erziehung dadurch eine Umgestaltung erfuhr, daß ihr durch das Christenthum ein neues Ziel gesteckt und ein neues Verfahren vorgezeichnet wurde, und wie die eigenthümlich christliche Bildung auch die aus der vorchristlichen Zeit, namentlich von Griechen und Römern, überkommenen Bildungselemente sich dienstbar machte. Der Anfang einer neuen Periode wird denn durch die Bekehrung der germanischen Völker bezeichnet, welche nicht eine bereits fertige Cultur in das Christenthum mitbrachten,

sondern von diesem erst ihre gemeinsame höhere Bildung empfingen. Unter der mittelalterlichen Herrschaft der römischen Gesetzeskirche kam dann freilich weder der Anspruch des gesammten christlichen Volkes auf eine seinem Berufe entsprechende Unterweisung und Erziehung, noch die Freiheit und Vielseitigkeit individueller Ausbildung zu ihrem vollen Rechte, doch blieben die geistliche, ritterliche und bürgerliche Erziehung nicht ohne Frucht, worauf auch die innerhalb ihres eigenen Gebietes zu reicher Blüte entfaltete muhammedanische und jüdische Bildung ihren Einfluß ausübten. Jedoch erst das Wiedererwachen der klassischen Studien rief das allgemeinere Bedürfniß und die entschiedenere Forderung nach einer von dem Banne kirchlicher Beschränkung erlösten umfassenderen und freieren Bildung hervor, welche dann durch die Reformation auf den tiefen, festen und gesunden Grund der schriftmäßigen ursprünglichen Heilswahrheit des Evangeliums gegründet wurde. Nachdem die großen protestantischen Pädagogen des ersten Jahrhunderts ihr Bildungsideal einer docta atque eloquens pietas durch Studium der Heiligen Schrift und Lektüre und Nachahmung der alten Klassiker zu erreichen versucht hatten, in Bezug auf Material und Methode des Unterrichts mit ihren geschworenen Feinden, den Jesuiten, vielfach so nahe verwandt, daß sie wohl selbst die Grundverschiedenheit der beiderseitigen Tendenz übersahen, haben im Anfange des 17. Jahrhunderts „die pädagogischen Neuerer" die Frage nach der richtigen Lehrmethode angeregt, sie wohl auch allzu zuversichtlich beantwortet, während am Schlusse des Jahrhunderts der Pietismus mit dem Dringen auf ein praktisches Christenthum auch eine pädagogische Berücksichtigung der bisher beim Unterrichte vernachlässigten Realien verband. Nach den hiermit etwa gleichzeitigen zahmeren Reformvorschlägen Locke's hat aber erst Rousseau's Radikalismus, indem er mit allem bisher in der Erziehung üblich Gewesenen brach, dazu genöthigt, den pädagogischen Fragen bis auf ihre tiefste Wurzel nachzugehen und so eine wahrhaft wissenschaftliche Erkenntniß und Darstellung des Wesens und der Aufgabe der Erziehung anzustreben. In diesem Streben ist man von einseitigen Experimenten der pädagogischen Praxis und von subjektiven Willkürlichkeiten der pädagogischen Theorie mehr und mehr abgekommen und hat man dagegen gelernt, die reiche philosophische und literarische Bildung des letzten Jahrhunderts sich zu nutze zu machen, ganz besonders aber den Boden des geschichtlich gewordenen Lebens, auf welchen man einmal gestellt ist, und die in diesem Leben wirkenden erziehenden Mächte gehörig zu würdigen, unter welchen als die größte und wirksamste und allein zum Heile führende das Christenthum von keinem erfahrenen und besonnenen Pädagogen mehr verkannt wird.

Die Geschichtschreibung hat die Aufgabe, die Thatsachen möglichst in ihrem wirklichen Zusammenhange darzustellen. Sie hat sich demnach auf der Mitte zwischen zwei einander entgegengesetzten Abwegen zu bewegen. Auf dem einen würde sie in jene chronikmäßige äußere Aneinanderreihung einzelner Ereignisse

hineingerathen, welche um deren inneren Zusammenhang sich gar nicht kümmert; auf dem anderen in eine willkürliche Geschichtsconstruktion, zu deren Gunsten der Thatbestand, wenn er sich nicht fügen will, ignorirt oder zurechtgebogen wird. Auch die Literatur der Erziehungsgeschichte liefert von beiden Verirrungen Beispiele, und zwar von der letzteren mehr als von der ersteren. Denn der menschliche Geist hat einmal das Bedürfniß in dem Vereinzelten Zusammenhang zu finden, und darum ist es ihm, wie Baco von Verulam sagt, „eigen, daß er den Dingen gerne eine größere Uebereinstimmung und Ordnung unterlegt, als er wirklich findet, und wovon der Mensch wünscht, daß es sein möge, das hält er für wahr." So geschieht es nach Schillers so unübertrefflich treffendem Ausdruck, daß wir den Gegenständen „nicht erlauben, sich gegen uns herein zu bewegen, sondern vielmehr mit unruhig vorgreifender Vernunft gegen sie herausstreben". Hieraus erklärt sich die schon andeutungsweise berührte Tendenz, welche zumal seit Hegel vor allem in der Philosophie der Geschichte sich so bemerklich gemacht, aber auch in der Geschichte der Erziehung ihre Spuren zurückgelassen hat: in den hervorragenden geschichtlichen Erscheinungen und Ereignissen nur die Verkörperungen der Hauptmomente eines vorher fertigen Systems von Begriffen zu erkennen, wie denn beispielsweise Karl Schmidt herausgebracht hat, daß der Grundcharakter des Lebens und der Erziehung bei den orientalischen Völkern episch, bei den Griechen lyrisch und bei den Römern dramatisch sei. Die schlichte Art, wie die Hauptabschnitte im Verlaufe der Geschichte der Erziehung oben bezeichnet worden sind, mag darauf hinweisen, daß hier zwar die Erforschung des Grundes und Zusammenhangs der einzelnen Thatsachen keineswegs vernachlässigt werden soll, daß wir uns aber nicht anmaßen, die göttliche Vernünftigkeit alles menschlich Wirklichen schon hinlänglich durchschaut zu haben, um jeder Epoche die bestimmte Signatur einer typischen und nothwendigen Stufe im Verwirklichungsprozesse der Idee aufprägen zu können. Es liegt im Berufe des Historikers, daß er lieber einmal eine wohlbezeugte Thatsache in räthselhafter Vereinzelung stehen läßt, als daß er sie verleugnet oder ihr Gewalt anthut, um sie in sein selbstgemachtes Schema einzupassen. Und dieser Verpflichtung eingedenk zu bleiben, hat der Geschichtschreiber der Erziehung in ganz besonderem Maße Veranlassung, da seine Wissenschaft noch im ersten Werden ist, wie ein Blick auf ihre Literatur zeigen wird.

---

3. Die Literatur.

Die Geschichte der Erziehung ist *eine noch sehr junge Wissenschaft*. Die Thatsachen, mit welchen sie zu thun hat, gehören zumeist dem inneren Leben an

und drängen sich der Aufmerksamkeit nicht so von selbst auf wie die großen Ereignisse der äußeren Geschichte, sondern sie wollen aufgesucht sein. Dazu aber kann sich ein Interesse nicht bilden, bevor die Erziehung selbst Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung geworden und dadurch zu einem klaren Bewußtsein ihrer Aufgabe gekommen ist, und bevor dann weiter die Erziehungswissenschaft erkannt hat, daß sie ihre Aufgabe nicht richtig verstehen und lösen kann, ohne die Erfahrungen in Betracht zu ziehen, welche auf dem Gebiete der Erziehung in den vorausgegangenen Zeiten gemacht worden sind. Nun hat sich aber die pädagogische Wissenschaft, abgesehen von dem, was das klassische Alterthum in dieser Beziehung geleistet hatte, eigentlich erst in der nachreformatorischen Zeit und zwar bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur sehr allmählich aus beschränkten und zerstreuten Anfängen entwickelt. Und nachdem unter dem epochemachenden Einfluß Rousseau's die bezüglichen Fragen mit großer Energie gestellt worden waren und ihrer Beantwortung ein weitverbreitetes lebhaftes und thätiges Interesse sich zugewandt hatte, war doch diese Bewegung gerade einer historischen Betrachtung keineswegs günstig, indem man vielmehr darauf ausging, im Gegensatz gegen das bisher Geschehene und Gewordene aus dem subjektiven Denken heraus das System einer ganz neuen Pädagogik zu construiren. Erst Hegel hat die Thatsache zu allgemeinerer Anerkennung gebracht, daß das Wissen und Streben des Einzelnen durch die Gesammtheit, das der Gegenwart durch die Vergangenheit bedingt ist, und das bleibt, wie sehr er auch in dem Bestreben, die Vergangenheit zur Lehrerin der Gegenwart zu machen, die geschichtlichen Thatsachen zu Verkündigerinnen der Kategorien seines eigenen Systems gemacht haben mag, sein großes und unbestreitbares Verdienst. Er hat dadurch wesentlich dazu beigetragen, jenes Interesse für die Geschichte der Wissenschaft zu erwecken, wie es, in früheren Jahrhunderten nicht geahnt, offenbar zu den erfreulichen Zeichen der gegenwärtigen Zeit gehört und insbesondere auch für die Geschichte der Pädagogik förderlich geworden ist. Aber freilich liegt zwischen dem erwachenden Interesse und den ersten Versuchen einer Bearbeitung der Erziehungsgeschichte, die es zu Tage gefördert hat, und zwischen einer es einigermaßen befriedigenden Darstellung noch ein sehr weiter Weg. Denn das Gebiet, welches der Geschichtschreiber der Pädagogik in Betrachtung zu ziehen hat, ist ein ungemein umfang- und inhaltreiches. Nicht minder wie der Culturhistoriker hat er die geographischen, nationalen und geschichtlichen Bedingungen des Lebens der Völker und Individuen zu beobachten, sowie ihre Beziehung zu der staatlichen und religiösen Gemeinschaft, welcher sie angehören, zu der Pflege, welche Wissenschaft und Kunst bei ihnen findet, denn das alles wirkt bei ihrer Erziehung mit. Wenn man bei jeder größeren wissenschaftlichen Untersuchung an Schillers Ausspruch erinnert wird, daß jede Straße an das Ende der Welt führt, so besonders auf dem hier vorliegenden Gebiet. Wir müssen bekennen, daß wir erst im Anfange dieses Weges uns befinden und eine Uebersicht über das bisher auf ihm Geleistete wird das bestätigen.

Sie beschränkt sich zunächst auf solche Schriften, welche mehr oder weniger das Gesammtgebiet der Erziehungsgeschichte berücksichtigen; was über einzelne räumlich oder zeitlich begrenzte Abschnitte geschrieben worden ist, wird bei diesen Erwähnung finden.

Aus der dem letzten Jahrhundert vorangegangenen Zeit wäre etwa nur der gelehrte und umsichtige Morhof († 1691) namhaft zu machen, welcher in seinem 1688 zuerst erschienenen Polyhistor nicht unterlassen hat, auch über die Geschichte der Pädagogik und insbesondere der nachreformatorischen Didaktik reichhaltige und von ausgebreiteter und gründlicher Sachkenntniß zeugende Notizen zu geben (lib. 2, cap. 2—12; in der 3. von J. A. Fabricius besorgten Ausgabe, Lübeck 1732, p. 330 bis 471). Als dann fast ein Jahrhundert nachher die große pädagogische Bewegung entstanden war, welche, nur für die Gegenwart, die es zuletzt so herrlich weit gebracht, begeistert, von den Lehren der Vergangenheit sich abwandte, hat sich C. C. Mangelsdorf um so größeren Anspruch auf Anerkennung erworben, als er trotzdem Zeit und Ruhe fand, seinen „Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden in Betreff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist. Leipzig 1779", zu verfassen. Ungleich bedeutender ist was Fr. H. Christian Schwarz geleistet hat. Bei ihm war die entschiedene Richtung auf praktische Thätigkeit zugleich mit ruhiger Besonnenheit und freier Empfänglichkeit verbunden, und er hatte in den verschiedenen ordentlichen Kirchen- und Schulämtern, welche er vor seiner Berufung an die Universität Heidelberg (1804) zu verwalten hatte, die Gelegenheit, das wirkliche Leben des Volkes kennen zu lernen, gründlich benutzt. Er wußte, welche Bedingungen der Erzieher beim Beginne seiner Thätigkeit bereits vorfindet, welche Kräfte auf diese hemmend oder fördernd einwirken und was unter den letzteren ein tüchtiges Familienleben, eine gesunde Volkssitte und vor allem Religion und Christenthum bedeutet. Dadurch wurde er abgehalten, von einem der neuesterdings verkündeten pädagogischen Grundsätze und Systeme das mit so großer Zuversicht versprochene Heil zu erwarten, und dagegen veranlaßt, seine Aufmerksamkeit der Geschichte des Erziehungswesens zuzuwenden, und er hat sich das Verdienst erworben, den ersten Versuch einer umfassenden und eingehenden Darstellung dieser Wissenschaft gewagt zu haben. Zuerst gab er seiner „Erziehungslehre", deren 1. Theil bereits 1802 erschienen war, als 4. und letzten eine „Geschichte der Erziehung nach ihrem Zusammenhang unter den Völkern von alten Zeiten her, bis auf die neueste" in zwei Bänden bei, und diese hat er dann in sehr erweiterter und verbesserter Gestalt und unter dem einfacheren Titel „Geschichte der Erziehung" der zu Leipzig 1829 erschienenen 2. Auflage des genannten Werkes zweckmäßiger als einleitenden 1. Theil und gleichfalls in zwei Abtheilungen vorangestellt. Schon das verdient Anerkennung, daß Schwarz auf solche Weise die Geschichte der Erziehung mit der Erziehungslehre in organische Verbindung gesetzt und dadurch auf ihren großen praktischen Werth hingewiesen hat. Aber auch sonst hat er alles auf

dem damaligen Standpunkte der Wissenschaft Erreichbare mit gewissenhafter Sorgfalt gesammelt und mit ebensoviel Urtheil und Geschmack als treuem Fleiße benutzt und zugleich seinen Gegenstand mit so warmer Theilnahme behandelt, daß dadurch heute noch, obwohl manches dort Vorgetragene jetzt antiquirt ist, auch die Theilnahme des Lesers erweckt wird. Auf anderem Wege ist A. H. Niemeyer darauf geführt worden, mit seinen 1796 zuerst erschienenen „Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts“ in späteren Auflagen einen „Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Erziehung und des Unterrichts nebst einer spezielleren pädagogischen Charakteristik des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neuesten Zeiten“ zu verbinden, welcher bis zur letzten von dem Verfasser selbst besorgten Ausgabe zu stets größerer Ausdehnung heranwuchs (8. Aufl. Halle 1824 u. 25, III. S. 313 bis 408). Einerseits wurde Niemeyer durch die bis in die Gegenwart fortwirkenden pädagogischen Grundsätze und Theorien der alten Klassiker angezogen, und er hat auch dieses besondere Interesse dadurch bewährt, daß er später „als Beilage zum geschichtlichen Theil seiner Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts“ von ihm gesammelte „Originalstellen griechischer und römischer Classiker über die Theorie der Erziehung und des Unterrichts“ Halle u. Berlin 1813 herausgab. Andererseits wurde er noch unmittelbar von dem über die Wende der beiden letzten Jahrhunderte hinaus fortwogenden Sturm und Drang pädagogischer Neuerung berührt, hatte aber zugleich in dem Waisenhaus zu Halle an dem Felsen festhalten gelernt, welchen eine besonnene Pädagogik durch solche Stürme sich nicht darf entreißen lassen. Es war natürlich, daß er diese zu verschiedenen Zeiten hervorgetretenen wichtigen Momente in der Entwickelung des Erziehungswesens in ihrem geschichtlichen Zusammenhang zu erkennen und darzustellen suchte; und was er mit der ihm eigenen wohlthuenden Klarheit begonnen hatte, das hat dann sein Sohn H. A. Niemeyer in der von ihm bearbeiteten 9. Auflage des genannten Werkes (Halle 1835, III. S. 283—646) zu einem wirklichen Compendium der Erziehungsgeschichte ausgebildet, welches, obwohl ihm K. Schmidt etwas vornehm die „tiefere Einsicht in den organischen Zusammenhang der Geschichte“ abgesprochen hat, nicht bloß vor dem Schwarz'schen Werk durch kritischere Sichtung und größere Uebersichtlichkeit sich auszeichnet, sondern überhaupt durch umsichtige und sorgfältige Benutzung des vorhandenen Materials und durch reiche literarische Nachweisungen sich immer noch als brauchbar erweist. Uebrigens hatte schon vorher Pustkuchen-Glanzow auf Grund der Arbeiten von Schwarz und Niemeyer Vater nicht ohne Geschick und Glück eine „Kurzgefaßte Geschichte der Pädagogik, oder gedrängte Darstellung des Entstehens, Wesens, Zusammenhangs und Wechsels der herrschenden Ansichten über Erziehung und Bildung. Rinteln 1830“ zu geben versucht.

Unterdessen hatte der Einfluß Hegels in das Gebiet der verschiedenen Wissenschaften sich verbreitet und ein besonderes Interesse für ihre Geschichte erweckt. Im

Gebiete der Erziehungswissenschaft ist F. Cramer durch ihn bestimmt worden, eine „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in welthistorischer Entwickelung" zu verfassen. Schon der Titel des Werkes trägt das Gepräge der Schule, aus welcher es hervorgegangen ist. Aber wie bei Hegel selbst, namentlich in seinen Vorlesungen, das Schema des Systems immer mit reichem realem, insbesondere historischem Inhalt angefüllt ist, und deswegen nie zu jener durch die philosophische Phrase schlecht verhüllten trostlosen Leerheit führt, welche einem in den Arbeiten so mancher Schüler des Meisters entgegenstarrt; so hat sich auch Cramer durch jenen Schematismus nicht abhalten lassen, sein Werk mit dem reichen Ertrage umfassender und sorgfältiger historischer Studien auszustatten, und zugleich hat ihm sein praktischer Lehrerberuf den Blick für das wirklich Charakteristische und Bedeutsame in der Menge des geschichtlichen Materials geschärft. Leider ist von dem groß angelegten Werke nur die „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts im Alterthume", und zwar auch unter diesem besonderen Titel, Elberfeld 1832 u. 1839 in zwei Bänden erschienen, von welchen der erste die „Praktische Erziehung. Von den ältesten Zeiten bis auf das Christenthum, oder bis auf das Hervortreten des germanischen Lebens" enthält, der zweite die „Theoretische Erziehung. Von den ältesten Zeiten bis auf Lucian." Daß übrigens der Verfasser seine sorgfältigen Studien auch über das Alterthum hinaus ausgedehnt hat, beweist seine „Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Niederlanden während des Mittelalters, mit Zurückführung auf die allgemeinen pädagogischen und literarischen Verhältnisse jener Zeit. Stralsund 1843", ein Werk, welches viel mehr leistet, als der Titel verspricht, indem einerseits eine ausführliche Einleitung die Hauptmomente in der Entwickelung des Erziehungswesens vom klassischen Alterthum an bis in das spätere Mittelalter hervorhebt und so die Verbindung zwischen dem früheren Werke und diesem späteren herstellt; andererseits dieses selbst von der Basis der Niederlande aus auf das gesammte mittelalterliche Bildungswesen in einer Weise Rücksicht nimmt, daß kaum in einem anderen Werke so mannigfaltige und genaue Belehrung über diese Periode gefunden werden dürfte. Immerhin blieb die Geschichte der Pädagogik, unbeschadet der Bewegung, welche sie durch Hegel empfangen hatte, durch die seiner Schule eigene Geschichtsconstruction von Gefahren bedroht, welche Cramer durch seine treufleißige Einzelforschung glücklich vermieden hatte. Es war daher sehr heilsam, daß Karl von Raumer in seiner „Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit", welche ungefähr da einsetzt, wo Cramer aufgehört hat, die Sache gerade vom entgegengesetzten Ende anfaßte. Von diesem 1877 ff. in 5. Auflage erschienenen Werke bieten schon die beiden ersten Bände vollständig, was der Titel ankündigt, und gehören eigentlich allein hierher (zuerst: Stuttgart, 1842). Der 3. Band, in seiner 1. Abtheilung 1847, in der 2. 1852 zuerst erschienen, behandelt einzelne pädagogische Fragen und nimmt nur in der von Rudolf von Raumer verfaßten Abhandlung über „den Unterricht im Deutschen"

(2. Abthlg. S. 15—151) einen entschieden historischen Charakter an, während der 4. Band (auch unter dem besonderen Titel: „Die deutschen Universitäten" zuerst: 1854) Beiträge zur Geschichte der deutschen Universitäten, vorzugsweise der protestantischen im 19. Jahrhundert, gibt. Raumer geht nicht von einem bestimmten Schema der verschiedenen Phasen in der geschichtlichen Entwickelung des Erziehungswesens aus. Er stellt eigentlich nur eine Reihe bedeutsamer pädagogischer Lebensbilder in chronologischer Folge dar. Aber indem er alles mit eingehendster Sorgfalt unmittelbar aus den Quellen, und zwar großentheils aus schwer zugänglichen Quellen, schöpft und das so Gewonnene mit eben so großer Lebendigkeit als Zuverlässigkeit darstellt, zieht er eine reiche Fülle werthvollen Materials, welches früher unbekannt oder unbeachtet geblieben war, an das Licht und bestätigt zugleich auf das erfreulichste Goethe's schönes und tiefes Wort: „Wer das Besondere lebendig faßt, erhält zugleich das Allgemeine mit". Er geht dem inneren Zusammenhang zwischen den einzelnen bedeutenden geschichtlichen Erscheinungen und Thatsachen nicht geflissentlich nach und sucht ihn nicht ausdrücklich aufzuzeigen, aber für den aufmerksamen Leser ergibt sich aus der lebendigen Darstellung des Einzelnen dessen inneres Leben und Verhältniß von selbst. Die Literatur hat kein Werk über die Geschichte der Pädagogik aufzuweisen, welches so anregend wirkte und zugleich darauf hinwies, daß fürs erste die sorgfältige und in's Einzelne gehende Erforschung des Thatsächlichen dasjenige ist, wovon die Erziehungsgeschichte ihre wichtigste Förderung zu erwarten hat. Die nächsten Nachfolger Raumers in der Bearbeitung dieser Wissenschaft haben freilich den von ihm gezeigten Weg nicht betreten. E. Anhalt gibt auf Grund der vorausgegangenen Arbeiten in seiner „Geschichte des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte. Jena 1846" nur allgemeine Grundzüge. J. F. Th. Wohlfahrt hat in seiner „Geschichte des gesammten Erziehungs- und Schulwesens in besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige Zeit und ihre Forderungen. 2 Bde. Quedlinburg und Leipzig 1853 und 1855" eine Masse von Material fleißig, aber ohne eingehende Kritik gesammelt und die einzelnen Elemente nicht geistig zu beleben und zu verbinden verstanden; denn was er, um diese Verbindung herzustellen, von dem Seinigen hinzuthut, das bewegt sich zwischen unfruchtbaren Gemeinplätzen und allzu direkten Beziehungen auf die Forderungen der Gegenwart, so daß dadurch der Werth der dargebotenen Thatsachen weniger entbunden als beeinträchtigt wird. F. Körner aber hat in seiner „Geschichte der Pädagogik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Ein Handbuch für Geistliche und Lehrer beider Confessionen. Leipzig 1857" ein so dürftiges, oberflächliches und triviales Machwerk geliefert, daß es seine Erwähnung an dieser Stelle nur dem selbstverleugnenden Streben nach einer gewissen bibliographischen Vollständigkeit verdanken kann. Dagegen steckt viel Arbeit und Urtheil, verbunden mit der Gabe leichter und bequemer Darstellung, in K. Schmidts „Geschichte der Pädagogik, dargestellt in weltgeschichtlicher Ent-

wickelung und im organischen Zusammenhange mit dem Culturleben der Völker, 2 Bde., Cöthen 1860 und 62" (2. vielfach vermehrte und verbesserte Auflage, besorgt durch Dr. Wichard Lange, Cöthen, 4 Bde., 1868, 69, 70 u. 67; 3. Aufl. 1872 bis 75), ein Werk, in welchem seit Schwarz zum erstenmal der Versuch durchgeführt ist, das gesammte Gebiet der Erziehungsgeschichte zugleich unter näherem Eingehen auf die Einzelheiten des historischen Thatbestandes darzustellen. Der Verfasser hat von Hegel gelernt, die verschiedenen Epochen dieser Geschichte als Vertreterinnen der Hauptmomente in der Entwickelung der pädagogischen Idee aufzufassen, und er bemüht sich dabei auf anerkennenswerthe Weise den so gewonnenen Rahmen mit reichem geschichtlichem Material auszufüllen. Gleichwohl muß er durch sein Werk beweisen, daß er sich eine Aufgabe gestellt hat, welcher die Kraft eines Einzelnen zur Zeit noch nicht gewachsen ist. Es kann nicht fehlen, daß er sich hie und da minder orientirt zeigt, und da müssen dann die an sich erklärlichen und verschuldbaren Lücken im positiven Wissen mit subjektiven Construktionen ausgefüllt werden. Insbesondere schließt Schmidt auch darin an Hegel sich an, daß er im Auftreten des Christenthums den Hauptwendepunkt in der Geschichte der Erziehung erkennt, mit welchem „die Weltepoche der humanen Erziehung" begonnen habe. Allein seine eigene Vorstellung von dem Wesen des Christenthums ist eine sehr vage. Er vermag sie darzulegen, ohne die spezifisch christlichen Begriffe von Sünde, Erlösung und Versöhnung, Buße und Glaube, auch nur mit einem Worte zu gedenken; und wo ein Pädagoge von diesen Begriffen Gebrauch macht, die uns doch auf jedem Blatte des Neuen Testamentes begegnen, da wittert der Verfasser gleich eine verkehrte und engherzige Beschränkung der wahren christlichen Humanität. Nachmals hat A. Vogel eine „Geschichte der Pädagogik als Wissenschaft. Nach den Quellen dargestellt, Gütersloh 1876" veröffentlicht, darin aber weder das Verheißene vollständig gegeben, wie denn z. B. eines Pädagogen wie Quintilian und der Römer überhaupt gar keine Erwähnung geschieht, noch hat er durch seine Leistung die Ansicht zu entkräften vermocht, daß es unmöglich sei losgelöst von dem Zusammenhang mit der Geschichte des gesammten Erziehungswesens eine zusammenhängende Geschichte der pädagogischen Systeme zu geben. Endlich hat wieder J. Chr. G. Schumann in seiner „Geschichte der Pädagogik im Umriß. Hannover 2. Aufl. 1881" (1. Aufl. 1876) die Hauptergebnisse der vorausgegangenen Arbeiten zusammengestellt und durch reiche Auszüge aus den Schriften der pädagogischen Klassiker erläutert und belebt, wozu er sich selbst durch seine „Pädagogische Chrestomathie. 2 Thle. Hannover 1878 u. 83" schon eine Vorarbeit geliefert hatte.

Nachdem nun das Interesse für die Geschichte der Erziehung einmal erwacht war, hat es nicht verfehlt, auch in den Lehrbüchern der Pädagogik sich geltend zu machen. Die beiden Philosophen freilich, welche auf die neuere Pädagogik den unmittelbarsten und bedeutendsten Einfluß geübt haben, Herbart und Beneke, haben die von Hegel angeregte geschichtliche Betrachtung des objektiven Verlaufes des Er-

ziehungswesens nicht fortgepflanzt, haben ihr vielmehr eine subjektiv-psychologische Behandlung der Pädagogik gegenübergestellt; und Schleiermacher hat in seiner Erziehungslehre zwar den Zögling nicht als isolirtes Subjekt, sondern in seiner nothwendigen Beziehung zu den geschichtlich bedingten Gemeinschaften der Familie, des Staates und der Kirche betrachtet; aber er hat sich doch auf das geschichtliche Werden dieser Gemeinschaften und der mit ihnen zusammenhängenden Erziehung nicht eingelassen. Dagegen nimmt unter den „Ansichten über Erziehung und Unterricht", welche aus „Hegels sämmtlichen Schriften" selbst G. Thaulow „gesammelt und systematisch geordnet" hat, das zur Geschichte Gehörige bei weitem den größten Raum ein (Hegels Ansichten über Erziehung und Unterricht. I. Kiel 1853: Zum Begriff der Erziehung, zur anthropologisch-psychologischen und ethisch-politischen Basis, wie zur Methode der Erziehungslehre Gehöriges, LII u. 120 S.; II. 1854: Zur Geschichte der Erziehung, 1. Abth. LII u. 319 S., 2. Abth. XVI u. 415 S.; III. 1854: Zur Gymnasialpädagogik und zur Universität Gehöriges, XXXVI u. 321 S.); der Hegelianer Rosenkranz hat seine „Pädagogik als System" durchweg an die Hauptphasen in der geschichtlichen Entwickelung der Erziehung angeschlossen, wobei allerdings den Thatsachen zu Gunsten des Systems bisweilen Gewalt angethan wird (die Pädagogik als System. Ein Grundriß. Königsberg 1848); und Riecke hat in seiner „Erziehungslehre" der Geschichte der Pädagogik wenigstens eine verhältnißmäßig ausführliche Behandlung zu Theil werden lassen (2. Aufl. Stuttgart 1858, S. 203—253). Aber auch Pädagogen, welche von keinem bestimmten philosophischen Systeme ausgehen, haben gelernt, ihre Forderungen zu den durch den geschichtlichen Verlauf des Erziehungswesens und des Lebens der menschlichen Gesellschaft überhaupt gegebenen objektiven Voraussetzungen in lebendige Beziehung zu setzen. So hat der Verfasser dieser Einleitung in seinen „Grundzügen der Erziehungslehre" den von ihm eingenommenen Standpunkt durch eine eingehende Darstellung der geschichtlichen Entwickelung des Begriffes von Erziehung zu rechtfertigen versucht (zuerst: Gießen 1844; 3. Aufl. 1876, S. 18—96). Palmer hat in den Prolegomenen zu seiner „Evangelischen Pädagogik" (zuerst: Stuttgart 1853; 3. Aufl. 1862) von der festen Grundlage des Evangeliums aus die pädagogische Praxis der verschiedenen Völker und Zeiten durchmustert und dann namentlich die seit Rousseau entstandenen Systeme ausführlicher kritisch dargestellt. Und neuesterdings hat G. von Zezschwitz in sein „Lehrbuch der Pädagogik" (Leipzig 1882) die geschichtliche Betrachtung begründend und belebend verwoben. Der Philosoph O. Willmann, der verdiente Herausgeber von Herbarts pädagogischen Schriften, hat der „theologischen Pädagogik", welche in Schriften wie die genannten vorliegt, mit anerkennenswerther Unparteilichkeit das Zeugniß nicht versagt: „sie hat wesentlich zur Ueberwindung der älteren individualistischen und zur Begründung der social-ethischen Auffassung beigetragen, dem Subjektivismus gewehrt, welcher das Lehrgut zum Bildungsmittel verflüchtigt, die Bearbeitung der Erziehungs- und Bildungsgeschichte in Gang gesetzt, mit der

philosophischen Pädagogik Fühlung gewonnen, der Gymnasialpädagogik höhere Perspective gegeben, die Volksschulpädagogik vor der Verflachung bewahrt, Collektivarbeiten ins Leben gerufen, welche das pädagogische Studium in weitem Umkreise beherrschen. Ihre ganze Entwickelung zeigt, daß die Gaben, welche das Christenthum zu spenden hat, noch nicht erschöpft sind, und daß die älteste der Wissenschaften nicht zu alt ist, um nicht inmitten des jungen Nachwuchses ihre Stelle zu behaupten." Willmann selbst aber hat jetzt von seiner „Didaktik als Bildungslehre, nach ihren Beziehungen zur Socialforschung und zur Geschichte der Bildung dargestellt", den 1. Band veröffentlicht (Braunschweig 1882), welcher außer der Einleitung „die geschichtlichen Typen des Bildungswesens" enthält. Er hat darin die von Herbart auf ihren Höhepunkt erhobene individual-idealistische Auffassung der Erziehung dem erweiterten Horizont der collektiven, social-ethischen Bildungsarbeit, an welcher die Geschichte mitarbeitet, entgegenführen wollen und hat in der That die gesammte Geschichte der Erziehung von ihren ersten Anfängen bis auf die neueste Zeit mit ebensoviel umfassender Sachkenntniß und Zuverlässigkeit im einzelnen, als kritischer Sichtung und geistiger Beherrschung des reichen Materials dargestellt, so daß die bis jetzt vorliegende Literatur über das Gesammtgebiet der Erziehungsgeschichte in seiner Arbeit zwar selbstverständlich noch keinen Abschluß, wohl aber einen sehr würdigen und zu weiterer Forschung erregenden Schluß findet. — Ueber Literatur und Methode der Geschichte der Pädagogik handeln A. Kapp, Commentatio de historia educationis et per nostram aetatem culta et in posterum colenda. Hamm 1834, und Stoy, Encyklopädie der Pädagogik. Leipzig 1861, S. 110—212.

Es darf wohl angenommen werden, daß Willmann bei seiner Erwähnung von förderlichen pädagogischen „Collektivarbeiten" besonders die von K. Schmidt herausgegebene Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens im Auge gehabt hat, von welcher die 1. Auflage Gotha 1859—78 in 11 Bänden erschienen, die 2. seit 1876 im Erscheinen begriffen ist; und der Umstand, daß auch der Verfasser der vorliegenden Einleitung seine bescheidenen Beiträge zu diesem Werke geliefert hat, darf ihn nicht abhalten, auf die darin enthaltenen zahlreichen und ausführlichen historischen Artikel aufmerksam zu machen, welche die Geschichte des Erziehungswesens in ihrem ganzen Verlaufe begleiten. Die Erwähnung dieser „Collektivarbeit" aber erinnert zugleich daran, daß bei dem gegenwärtigen Stande unserer Wissenschaft ein Einzelner noch kaum im Stande sein dürfte, deren Gesammtgebiet auf befriedigende Weise zu bearbeiten. Vor mehr als einem halben Jahrhundert hat A. H. Niemeyer seinen „Ueberblick der allgemeinen Geschichte der Erziehung und des Unterrichts" mit den Worten eingeführt: „Eine vollständige Geschichte dessen, was seit den ältesten Zeiten bis auf die unsrigen herab über Erziehung und Unterricht theoretisch gedacht und praktisch geübt ist; der Männer, welche darauf den bedeutendsten Einfluß gehabt; der Anstalten, welche zu diesem Zweck errichtet; der

literarischen Werke, welche zu diesem Behuf geschrieben sind, ist von so großem Umfang und hat besonders in den früheren Zeiten der menschlichen Cultur so große Schwierigkeiten, daß sie nur durch vereinte Bemühungen mehrerer Geschichtsforscher, die zugleich Pädagogen wären, verfaßt werden könnte." Solche Betrachtungen haben auch heute noch ihr Recht, und in ihnen liegt der Grund, daß zu der vorliegenden Arbeit mehrere sich verbunden haben, in der Hoffnung zugleich, daß das Zusammenwirken verschiedener Kräfte die Gemeinschaft in Einem Geiste nicht werde vermissen lassen.

Die Naturvölker.

Literatur: Waitz, Anthropologie der Naturvölker, 1.—6. Bd., Leipzig, 1859—72. — Roskoff, das Religionswesen der rohesten Naturvölker, Leipzig, 1880. — Peschel, Völkerkunde, 2. Auflage, 1875. — Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Religion, Berlin, 1832, S. 220—244. — Ders., Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Berlin, 1837, S. 75 ff. — A. Wuttke, Geschichte des Heidenthums, 2 Bde., Breslau 1852 und 1853. 1. Bd. auch unter dem besonderen Titel: Die ersten Stufen der Geschichte der Menschheit. Entwickelungsgeschichte der wilden Völker, sowie der Hunnen, der Mongolen des Mittelalters, der Mexikaner und der Peruaner. Breslau, 1852. — Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, 2. Auflage, Straßburg, 1881, S. 58—146. — Tiele, Compendium der Religionsgeschichte, übersetzt von Weber, Berlin, 1880, S. 9—29. — Hartmann, das religiöse Bewußtsein der Menschheit im Stufengang seiner Entwickelung, Berlin, 1882, S. 40—180. — Carriere, die Kunst im Zusammenhang der Culturentwickelung und die Ideale der Menschheit. I, 3. Auflage, Leipzig, 1877, S. 139—172. — Hellwald, Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung, Augsburg, 1875, 2. Auflage, 2 Bde., 1876—77. — Honegger, allgemeine Culturgeschichte. Erster Band: Vorgeschichtliche Zeit. Leipzig, 1882. — Bestmann, Geschichte der christlichen Sitte. I. Theil: Die sittlichen Stadien in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Nördlingen, 1880, S. 45—92.

Von Naturvölkern reden wir im Gegensatze gegen die Culturvölker. Diese letzteren sind solche, welche, der Bestimmung des Menschen gemäß, durch die Macht des Geistes von der Natur sich unabhängig und diese vielmehr sich dienstbar zu machen suchen und in Verfolgung dieser unendlichen Aufgabe in einer von Stufe zu Stufe voranschreitenden Entwickelung sich befinden, bis etwa infolge äußerer oder innerer Hemmungen nach Erreichung eines Culminationspunktes eine rückbildende Metamorphose bei ihnen sich einstellt. Bei den Naturvölkern dagegen vermag die Kraft des Geistes den Bann der Natur, welchem sie unterworfen sind, nicht zu brechen. Sie haben ihr gegenüber keine eigentliche eines bestimmten Zieles bewußte Initiative, sondern beschränken sich wesentlich auf einen Vertheidigungszustand und

lassen sich genügen, wenn nur von Tag zu Tag die Natur ihnen freiwillig gewährt oder sie ihr abringen können, was sie zum leiblichen Leben bedürfen. Wenn sich bei ihnen auch eine geschichtliche Ueberlieferung über vergangene Zeiten findet, so machen sie doch keine eigentliche Geschichte, sondern so, wie vor mehr als zweitausend Jahren Herodot sie geschildert hat, so sind sie heute noch, wenn nicht etwa ihre natürliche Passivität durch die Berührung mit Culturvölkern in lebhaftere Bewegung versetzt worden ist, während die Aktivität der letzteren in derselben Zeit auf- und absteigend die mannigfaltigsten Wandelungen durchlaufen hat. Gleichwohl theilen auch die Naturvölker mit den Culturvölkern jene Eigenschaften, welche im Unterschiede von allen anderen Geschöpfen den spezifischen Charakter des Menschengeschlechtes bilden. Sie alle haben, um mit dem Charakteristischsten zu beginnen, eine bestimmte Begriffe in artikulirten Worten ausdrückende Sprache, und diese ist auch bei den niedrigst stehenden unter ihnen „solch ein Meisterwerk des Geistes, daß die Kunst aller Philosophen daran scheitern würde, etwas Aehnliches hervorzubringen". Ebenso finden sich bei ihnen die Anfänge der Religiosität, des persönlichen Eigenthums und der Lust und Fertigkeit, dieses künstlich zu gestalten. Wenn aber diese Anfänge nicht zu vollerer geistigen Freiheit und Herrschaft über die Natur und damit zu einem fortschreitenden Culturleben geführt haben, so genügt es hier, als auf den Grund davon auf die Ungunst der klimatischen und geographischen Naturverhältnisse, mit welchen diese Völker zu kämpfen haben, hinzuweisen; denn ein Eingehen auf die Frage, ob jener Mangel nicht auch in einer mangelhaften Naturanlage einen Hauptgrund habe, würde zu der schwierigen und jedenfalls hier nicht zu erörternden Frage führen, ob nicht dieser letztere Defect bei den Naturvölkern erst eine Folge ihrer ungünstigen Naturumgebung ist. Dagegen ist offenbar, daß in tropischen Gegenden, wo die Natur von selbst dem Menschen, ohne eine besondere Anstrengung von ihm zu fordern, seinen Lebensunterhalt darreicht, in den Polarländern, wo er seine ganze Kraft im Kampfe um sein tägliches, leibliches Dasein verbrauchen muß, in der Einsamkeit des Urwaldes oder eines insularen Lebens, wo er des bildenden Einflusses einer größeren geselligen Gemeinschaft oder des Verkehrs mit anderen Stämmen entbehrt, in der Einförmigkeit der Steppen, wo ihm die Anregung mannigfaltiger Natureindrücke fehlt, die Bedingungen nicht vorhanden sind, unter welchen der Mensch aus der Abhängigkeit von der Natur zu dem freieren und selbständigeren Leben eines Culturvolkes sich erheben kann. Das gemäßigte Klima wesentlich continentaler, dabei aber küstenreicher, von Flüssen durchströmter und den Wechsel von Berg und Thal und Ebenen darbietender Länder hat nach dem Zeugnisse der Geschichte den Boden bereitet, auf welchem das Leben der Culturvölker sich entwickelt hat.

Es ist bei der Betrachtung und Benutzung der uns vorliegenden Berichte über Wesen und Leben der Naturvölker hochnöthig, sich stets die doppelte Thatsache gegenwärtig zu halten, daß einerseits trotz aller anmuthenden einzelnen Züge, welche uns von ihnen berichtet werden, sie im ganzen eben doch nicht vermocht haben, aus

dem Bann der Naturbestimmtheit zu der Freiheit eines fortschreitenden Culturlebens hindurchzudringen, und daß andererseits auch auf der niedrigsten Stufe ihrer Entwickelung sich doch bei ihnen etwas findet, was uns nöthigt, auch in dem Buschmann, aber nicht in dem Gorilla, Geist von unserem Geiste und einen Bruder anzuerkennen. „Es gibt, wie Max Müller sagt, kaum einen anderen Zweig der Anthropologie, der mit so viel Schwierigkeiten behaftet ist, als gerade das für so leicht erachtete Studium dieser sogenannten Wilden.“ Ein Hauptgrund dieser Schwierigkeiten liegt darin, daß solche Beobachter, welche die Unwissenheit und Schwäche dieser Naturvölker nicht bloß selbstsüchtig ausbeuten wollen, sondern wirklich den guten Willen haben, ihr eigenthümliches Wesen kennen zu lernen, sich in der Regel in ihrer Mitte nicht lange genug aufhalten, um in ihre, von unseren Begriffen und Gewohnheiten so abweichende Art sich hineinfinden zu können, und daß man dann einzelne Wahrnehmungen auf unberechtigte Weise generalisirt oder durch flüchtige Beobachtung bei ihnen nur findet, was man nach mitgebrachten Vorurtheilen sucht. Als man in Europa allgemein für Rousseau's Naturmenschen schwärmte, konnte ein Mann wie Georg Forster auf seiner „Reise um die Welt in den Jahren 1771—75“ in den Bewohnern Polynesiens nur „unverdorbene Kinder der Natur“ entdecken, welche „allen ihren Empfindungen freien Lauf lassen und ihrer Neigung für den Nebenmenschen sich freuen“, während „unsere Erziehung den natürlichen Bewegungen des Herzens zu viel Einhalt thut“. Er sah bei ihnen „das Bild von wahrer Volksglückseligkeit realisirt“, und nur ganz nebenbei preßt ihm der Anblick der frechsten und zügellosesten Ausschweifungen „des viehischen Triebes“ bei diesen unverdorbenen Naturkindern einmal die Klage aus: „Die menschliche Natur muß freilich sehr unvollkommen sein, daß eine sonst so gute, einfältige und glückliche Nation zu solchem Verderbniß und solcher Sittenlosigkeit hat herabsinken können; und es ist allerdings herzlich zu bejammern, daß die reichlichsten und besten Geschenke eines gütigen Schöpfers am leichtesten gemißbraucht werden, und daß Irren so menschlich ist.“ Neuerdings dagegen hat das vorwiegende Bestreben, die physiologische Verwandtschaft zwischen Mensch und Thier nachzuweisen, den Blick für die Erkenntniß ihres psychologischen Unterschiedes so sehr abgestumpft, daß man diese Wilden als Wesen darstellt, welche vor dem Thier wenig oder nichts voraus haben, ja in mancher Beziehung unter dem Thier stehen. So kann man aus den vorhandenen Berichten die Züge zu zwei ganz verschiedenen Bildern von dem Wesen und Leben dieser Naturvölker entlehnen, von welchen das eine in lichten Farben ein Leben anmuthender kindlicher Unbefangenheit und ahnungsvoller Gemüthstiefe darstellt, das „noch Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte“, wogegen das andere in düsteren oder grellen Farben die abschreckende Gestalt wüster Verthiertheit vor Augen führt. Eine gründlichere und minder einseitige Darstellung des wirklichen Sachverhaltes ist besonders von den einst vielgeschmähten Missionären zu erwarten, welchen man jetzt allmählich zugesteht, daß sie zur Erwerbung einer genaueren Kenntniß ihrer Pflegebefohlenen

vor Anderen Zeit und Gelegenheit haben, und diese um so gewisser benutzen müssen als sie ohne eine solche Kenntniß in ihrem Berufe nichts ausrichten können, sowie daß sie nicht als Störefriede in einen Zustand paradiesischer Unschuld sich eingedrängt, sondern einen guten Anfang gemacht haben, einen traurigen und unwürdigen Naturzustand und eine leider auch durch europäische Culturträger vermehrte Verderbniß in würdigere und gesundere Zustände zu verwandeln.

Ganz besonders schwierig ist es, von dem religiösen Verhalten dieser Völker eine klare und bestimmte Vorstellung zu gewinnen, weil diese für ihr ganzes Leben und insbesondere für etwaige pädagogische Einwirkungen bedeutsamste Seite ihres Wesens zugleich diejenige ist, welche einer oberflächlichen Betrachtung sich am meisten verbirgt und daher den widersprechendsten Urtheilen unterliegt. Neben Berichten, nach welchen diese Wilden einzelne Ueberreste der ursprünglichen Gottesoffenbarung reiner bewahrt haben sollen, als die polytheistischen Religionen hochgebildeter Culturvölker, stehen andere, welche ihnen jede religiöse Regung absprechen. Ja man kann bei demselben Berichterstatter und in demselben Satze neben der Behauptung, daß bei diesem oder jenem Naturvolk von Religion gar nichts zu entdecken sei, unmittelbar die Erwähnung von allerlei wunderlichen Manipulationen und Handlungen finden, durch welche sie mit gewissen unsichtbaren Mächten sich auf guten Fuß zu setzen suchen: als ob nicht diese Versuche schon das Vorhandensein eines, wenn auch noch so sehr verkümmerten, religiösen Bewußtseins bezeugten. Indessen ist die Meinung, daß es absolut religionslose Völker gebe, allmählich der durch sorgfältigere Beobachtung unterstützten besseren Erkenntniß gewichen, daß die Religion nicht minder wesentlich als die Sprache zu dem spezifischen Charakter des ganzen Menschengeschlechtes gehöre, und ein aller theologischen Voreingenommenheit so unverdächtiger Zeuge wie Tiele sagt darüber (a. a. O. S. 7 f.): „Die Behauptung, daß es Völker oder Stämme ohne Religion gäbe, beruht auf ungenauer Beobachtung oder auf Begriffsverwechslung. Ein Stamm oder ein Volk, das an keine höhere Wesen glaubte, hat man noch nirgends gefunden, und Reisende, die diese Behauptung aufstellten, sind später durch die Thatsachen widerlegt worden. Man hat deshalb wohl das Recht, die Religion, wenn dies Wort auch für die Geisteranbetung nur in uneigentlichem Sinne gebraucht werden kann, eine allgemein menschliche Erscheinung zu nennen.“ Die gemeinsame Grundlage nun des im einzelnen sich sehr mannigfaltig gestaltenden religiösen Verhaltens dieser Naturvölker scheint mir auf eine besonders instruktiv und einleuchtende Weise in folgender Mittheilung Max Müllers angegeben zu sein (a. a. O. S. 59 f.): „In welcher schwankenden, nebelhaften Gestalt die Idee des Unendlichen, des Unsichtbaren, oder wie man es später nannte, des Göttlichen, unter den niedrigsten Menschenstämmen zum Vorschein kommt, will ich ganz kurz wenigstens an einem Beispiel zu zeigen suchen, nämlich an dem Mana der Melanesier. Ein erfahrener Missionar und geistreicher Theolog, R. H. Codrington, Mitglied von Wadham College, Oxford, schreibt in

einem Brief vom 7. Juli 1877, von den Norfolk-Inseln: „Die Religion der Melanesier besteht, was Glauben betrifft, in einer Ueberzeugung, daß es eine übernatürliche Macht gibt, die aber zum Kreise des Unsichtbaren gehört; und was Cultus betrifft, im Gebrauch von Mitteln, um diese Macht zu unserem eigenen Vortheil zu verwenden. Die Idee eines höchsten Wesens ist ihnen ganz fremd, ja selbst die Idee von irgend welchen Wesen, die eine sehr hohe Stellung in der Welt einnehmen." Und an einer anderen Stelle: „Es gibt einen Glauben an eine Kraft, ganz verschieden von Naturkräften, die in allen möglichen Weisen Gutes und Böses schafft, und die zu besitzen oder zu beeinflussen zum größten Vortheil gereicht. Dies ist Mana. Das Wort existirt, glaube ich, über den ganzen Stillen Ozean, und viele haben versucht zu erklären, was es an verschiedenen Orten bedeutet. Ich glaube, ich weiß, was unsere Leute darunter verstehen, und das scheint mir alle die verschiedenen Bedeutungen zu umfassen und zu decken, die wir von anderen Orten aus hören. Es ist eine Macht oder ein Einfluß, nicht natürlich, sondern in gewissem Sinne übernatürlich; aber es zeigt sich in natürlichen Kräften und in irgend welcher Macht oder Uebermacht, die einzelne Menschen besitzen. Dieses Mana ist nicht an irgend etwas gebunden und kann nach überall hin mitgetheilt werden. Geister, vom Körper getrennte Seelen, übernatürliche Wesen besitzen es, und können es mittheilen. Seinem Ursprung nach geht es immer von persönlichen Wesen aus, aber es kann sich vermittelst des Wassers, vermittelst eines Steins oder eines Knochens äußern. Alle Melanesische Religion besteht darin, dieses Mana's für sich habhaft zu werden, oder es zu unserem Nutzen verwendet zu sehen — alle Religion, d. h. soweit sie in religiösen Gebräuchen, in Gebeten und Opfern besteht." Diesem nach würden diese Religionen auf dem Glauben an eine von den Naturkräften ganz verschiedene unsichtbare Macht oder auch an viele solcher Mächte beruhen, um deren willen man, obwohl man sie nur mit Vorbehalt Geister nennen kann, den Grundcharakter dieser Religion als Animismus bezeichnet hat. Die Verehrung gilt zunächst diesen unsichtbaren Mächten selbst; dann aber läßt das Bedürfniß nach faßbareren Vorstellungen den Menschen sie in den Seelen Verstorbener, oder in auffallenden Naturdingen, einem Strom, einem Wasserfall, einem Berg, einem Felsen, einem Baum, einem Thier, manifestirt finden; oder er wählt sich endlich irgend einen bestimmten Naturgegenstand, einen Stein, einen Knochen, zu persönlichem Besitz aus, gibt ihm auch wohl eine bestimmte Gestalt, um ihn zum Repräsentanten jener Mächte zu machen, wodurch dann der Fetischismus im eigentlichen Sinne entsteht. Geister im vollen Sinne des Wortes sind freilich, wie bereits angedeutet, diese unsichtbaren Mächte nicht. Sie handeln nicht nach einem durch bewußte Gesetze bestimmten Willen, sondern durchaus willkürlich; denn eine wahrhaft geistige Gottheit vermag der Mensch auf dieser Stufe nicht zu erkennen, weil er sich selbst noch nicht der Natur gegenüber als ein selbstbewußtes und freies geistiges Wesen erkannt hat. Darum gibt es denn auch in diesen Religionen noch keinen vernünftigen Gottes-

dienst, der zugleich mit einem dem Willen der Gottheit entsprechenden sittlichen Handeln verbunden ist, sondern an seine Stelle tritt die Zauberei, durch welche man auf die willkürlich wirkenden unsichtbaren Mächte durch willkürlich gewählte energische Mittel Einfluß zu gewinnen und sie zum eigenen Vortheil zu verwenden sucht; und die an die Stelle der Priester tretenden Zauberer erscheinen gerade im Zustande der Bewußtlosigkeit und Ekstase, wo Vernunft und Willen gebunden ist, als zu ihrem Berufe befähigt. Wenn daher bei den Naturvölkern hier und da die allgemeine Ahnung einer die Welt bestimmenden einheitlichen unsichtbaren Macht sich äußert, so darf man das nicht zu hoch anschlagen, da jene allgemeine Ahnung bei jedem Versuche, sie sich bestimmter vorstellig zu machen, in die roheste und geistloseste Verkörperung umschlägt. Und insbesondere muß man sich hüten, diese Religionen um deßwillen, daß sie keine Mythologie oder doch nur einzelne unscheinbare Ansätze zu einer solchen haben, über die mythologischen Religionen der Culturvölker zu stellen. Daß bei jenen das mythologische Element fehlt, ist keineswegs Zeichen eines Vorzuges, sondern eines Mangels. Denn indem die Mythologie die Gottheit in menschenartiger Gestalt und in einem nach Denken, Fühlen, Wollen und Handeln menschenartigen Leben darstellt, so bezeugt sie doch die Erkenntniß, daß unter allen Creaturen der Mensch als ein freies geistiges Wesen die entsprechendste Verkörperung des Göttlichen ist, weil eben dieses selbst als freies und geistiges Wesen gedacht wird, während die Naturvölker zu dieser Vorstellung der unsichtbaren Mächte sich noch nicht erhoben haben und eben darum auch ihren Religionen die Mythologie fehlt. Wenn auf dem Boden einer mythologischen Religion die Erkenntniß oder doch die Ahnung von deren Unzulänglichkeit sich entwickelt, wie in dem Buddhismus und in der altgermanischen Religion, so ist dieses Verlangen nach einer nicht mehr mythologischen Religion von ganz anderer Art als die unmythologische Dürftigkeit in den Religionen der Naturvölker, welche noch nicht einmal mythologisch sind. Um der Unfreiheit und Geistlosigkeit ihrer Vorstellungen willen erscheint denn auch die Annahme als unhaltbar, daß sie den ursprünglichen Religionszustand der Menschheit darstellen, aus welchem alle vollkommeneren Religionen sich allmählich entwickelt hätten. Vielmehr beweist einerseits die Stabilität, welche sie, falls nicht der Einfluß von Culturvölkern sich bei ihnen geltend gemacht hat, bewahrt haben, so lange man sie überhaupt kennt, daß ihnen die Fähigkeit weiterer Entwickelung abgeht, und andererseits müssen die Religionen der Culturvölker eben durch das Vorhandensein dieser Fähigkeit von Anfang an von denen der Naturvölker sich unterschieden haben, wenn auch einzelne Elemente der letzteren in jenen, zumal in den früheren Stadien ihrer Entwickelung, sich wiederfinden. Inder, Aegypter, Griechen, Germanen haben gewiß niemals auf der niedrigen und beschränkten Stufe des religiösen Lebens gestanden, wie die Neger, die amerikanischen Rothhäute, die Papuas und andere Naturvölker; und wiederum würden für diese Jahrtausende nicht ausreichen, um sich aus eigenen Mitteln zu der höheren Religionsstufe jener Völker zu erheben.

Wenn man nun von den angegebenen gemeinsamen Grundzügen der Religionen der Naturvölker aus weiter in das Einzelne einzudringen sucht, so geräth man an der Hand der vorliegenden Berichte, welche oft von der Religion eines Stammes nur einzelne zufällige Aeußerlichkeiten aufgefaßt und bewahrt haben, sofort in eine überreiche und verwirrende Mannigfaltigkeit von religiösen Lebensäußerungen hinein, und auf Grund des bis jetzt vorhandenen Materials ist es nicht möglich, was dem einen oder dem anderen Stamme, der einen oder der anderen Oertlichkeit angehört genau zu scheiden und wieder das Zusammengehörige zu einem anschaulichen Gesammtbilde zu vereinigen. Allerdings herrscht bei den Hirtenstämmen der nordasiatischen Steppen und bei den Jägern der amerikanischen Urwälder der unmittelbare Cultus der unsichtbaren Mächte vor, und ebenso mag bei seßhaften Stämmen die Verehrung imponirender Naturgegenstände aus ihrer bleibenden Umgebung, und wieder bei solchen, welche im Betrieb der Fischerei oder der Anfänge des Ackerbaus eine größere Kunstfertigkeit sich haben aneignen müssen, der eigentliche Fetischismus vorzugsweise in Uebung sein. Im ganzen aber finden sich alle diese religiösen Elemente in den Religionen dieser Stufe in verschiedenen Mischungsverhältnissen neben einander. Darum würde denn auch nichts dabei herauskommen, wenn man der Fähigkeit der Naturvölker erzogen zu werden, welche mit der Religion innig zusammenhängt und mit dieser und der Sprache den spezifisch menschlichen Charakter dieser Völker bethätigt, in der Art nachgehen wollte, daß man die Erziehung der einzelnen Naturvölker, etwa nach Peschel's Eintheilung 1) der Australier, 2) der Papuanen, 3) der mongolenähnlichen Völker (a. Malayen, b. Südostasiaten, c. Koreaner und Japanesen, d. mongolenähnliche Völker im Norden der alten Welt, e. Nordasiaten von unbestimmter Stellung, f. Beringsvölker, g. amerikanische Urbevölkerung), 4) der Dravidabevölkerung Vorderindiens, 5) der Hottentotten und Buschmänner und 6) der Neger, nach einander darstellen wollte. Vielmehr empfiehlt es sich, die pädagogisch interessanten Einzelheiten, welche bald allen oder mehreren dieser Völker gemeinsam, bald einzelnen eigenthümlich sind, unter gewissen allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzustellen.

Wenn unter Erziehung im weitesten Sinne mit Schleiermacher die gesammte sittliche, das heißt hier nur eine nicht auf rein natürlicher Vererbung beruhende, Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere zu verstehen ist, unter Erziehung im engeren und eigentlichen Sinn aber eine absichtliche und zielbewußte Einwirkung Mündiger auf Unmündige, wodurch diese in den Stand gesetzt werden sollen, sich gleichfalls auf die Stufe der Mündigkeit zu erheben und demgemäß selbständig, mit Selbstbewußtsein und Selbstthätigkeit die Aufgabe ihres Lebens zu verfolgen, so liegen die Anfänge von Erziehung, welche wir bei den Naturvölkern wahrnehmen, fast nur innerhalb jenes weiten Kreises und zwar ganz nahe an der Peripherie desselben und nur ganz vereinzelt nähern sie sich dem engeren Kreise bewußter pädagogischer Einwirkung oder treten sie in denselben ein. Denn diesen Völkern fehlt eben noch das Bewußtsein einer bestimmten Lebensaufgabe, welche sie

zu verfolgen und auch in dem heranwachsenden Geschlecht zu wirksamem Bewußtsein zu bringen hätten. Dürfen wir das Gemeinsame der Lebensaufgaben, wie sie allen Culturvölkern vorschweben und durch deren Verfolgung eine fortschreitende Cultur erst möglich wird, darin finden, daß der Geist nach seinem Gesetze das natürliche Leben irgendwie zu bestimmen trachtet; so vermögen die Naturvölker zu dem Bewußtsein einer solchen Aufgabe sich nicht zu erheben, weil bei ihnen der Mensch zum Bewußtsein seiner geistigen Freiheit und Selbständigkeit und des Berufes des Geistes, dem natürlichen Leben das Siegel seiner Herrschaft aufzudrücken, überhaupt noch nicht gelangt ist. Daraus erklärt sich die dumpfe Ziellosigkeit ihres Lebens und Treibens und als deren Folge die fast absolute Stabilität ihrer Zustände im Vergleiche mit der fortschreitenden Entwickelung der Culturvölker, zugleich aber auch ihre Unfähigkeit, den spezifischen Werth der menschlichen Persönlichkeit als solcher zu schätzen, aus welchem der jüngeren Generation das Recht, erzogen zu werden, und der älteren die Pflicht, jene zu erziehen, eigentlich erwächst. Jenes Unvermögen des Menschen, sich zu einem klaren und bestimmten Bewußtsein seines eigenen Wesens und Berufes zu erheben, steht im innigsten Zusammenhange mit dem auf dieser Stufe vorhandenen Mangel einer verständlichen und in allgemeinerem Gebrauch befindlichen Schrift. Zwar bildet schon die Sprache einen Organismus, in welchem das innere Gedanken- und Gefühlsleben zu einer sinnlich wahrnehmbaren Form sich verkörpert, und sie macht es dadurch dem Menschen möglich, sich selbst zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen, zugleich Subjekt und Objekt seines Denkens zu sein. Aber das nur gesprochene Wort ist doch zu flüchtig und verklingt dem Ohre zu rasch und erst wenn es als geschriebenes Wort für das Auge fixirt ist, bietet es der Betrachtung einen hinlänglich festen Gegenstand dar, an welchem ein bewußtes Gedankenleben sich entwickeln kann. In der That ist das Erwachen des Menschen zum volleren Bewußtsein seiner selbst und eines bestimmten von ihm zu verfolgenden Lebenszieles so sehr an den Gebrauch der Schrift gebunden, daß man diesen geradezu als das Merkmal bezeichnen kann, durch welches die Culturvölker von den Naturvölkern sich unterscheiden. Diese letzteren haben zwar auch Bilder für einzelne Gegenstände und wissen diese Bilder auf eine Weise zu combiniren, daß sie für den in ihrem engen Gesichts- und Gedankenkreise Heimischen verständlich werden. Schoolcraft erzählt in seinem Werke über die Indianer der Vereinigten Staaten: „Zwei Jäger, die den Fluß hinaufgefahren waren, lagern am Ufer desselben, tödten einen Bären und fangen Fische. Das war eine That, würdig, daß niemand ihres Volkes vorübergehen sollte, ohne von ihr unterrichtet zu werden; auf einem Brett wird sie niedergeschrieben und dieses als Denkmal aufgestellt. Der Vorübergehende sieht auf ihm zwei Kähne und über jedem ein Thier, welches das Kennzeichen der Familie eines jeden der beiden Jäger ist, und er weiß nun, daß zwei Personen aus diesen Familien hier gelandet sind. Ein Bär und sechs Fische sagen

ihm, was sie vollbracht haben.“ Aber von dieser unvollkommenen, vieldeutigen und nur dem im Gedankenkreise ihres Urhebers schon Orientirten deutbaren Bilderschrift zu einer Schrift, welche bestimmte Worte und ihre Verbindungen zu Gedanken mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit ausdrückt, ist ein weiter Weg, und diesen haben die Naturvölker nirgends vollendet; denn hätten sie es, so würden sie aufgehört haben, Naturvölker zu sein. Was ferner den Mangel an Verständniß für den absoluten Werth der menschlichen Persönlichkeit angeht, so finden sich von ihm bei allen Naturvölkern die schlagendsten Beispiele. Dieser Werth beruht auf der geistigen Natur des Menschen und seiner darauf begründeten Bestimmung, als lebendiges Glied an dem Berufe der Menschheit, Gottes Willen im Leben zu verwirklichen, förderlich mitzuwirken und dadurch seine Befriedigung zu finden. In vollem Maße ist er erst im Christenthum zur Anerkennung gekommen, außerhalb desselben wird er auch von den gefördertsten Culturvölkern mannigfach verkannt, den Naturvölkern aber fehlt fast jede Ahnung von ihm, weil ihnen eben die Erkenntniß der geistigen Natur des Menschen selbst als seines ihn von allen anderen Geschöpfen unterscheidenden spezifischen Charakters noch nicht aufgegangen ist, darum auch dem Leben des Menschen der eigentliche werthvolle Inhalt fehlt und er selbst nicht sowohl als eine Person denn als eine Sache angesehen wird. Es erklärt sich daraus vor allem die für unsere Auffassung so auffallende G e r i n g s c h ä t z u n g d e s L e b e n s s e l b s t, sowohl des eigenen als des Lebens Anderer. Nicht bloß gilt, z. B. bei dem Negerstamme der Veis, der Diebstahl für ein schwereres Verbrechen als der Mord und werden bei Siegesfesten der Neger Kriegsgefangene zu Hunderten eben so gleichgiltig hingeschlachtet, als diese selbst es sich als etwas Selbstverständliches ruhig gefallen lassen. Auch der Selbstmord wird häufig und mit größter Indolenz verübt, und ihm ist es fast gleichzuachten, wenn der Aschanti einen Feind, der ihn beleidigt hat, „bei dem Haupte des Königs“ beschwört, ihn zu tödten, eben weil er weiß, daß dieser, wenn er nicht als ein Geächteter gelten will, dieser Beschwörung nachkommen muß und dadurch die Blutrache der Angehörigen des Gemordeten auf sich zieht. So opfern sich auch Leute dieses Stammes auf Befehl ihrer Fetischmänner mit voller Heiterkeit ihren Göttern, und eben so ruhig geben diese Wilden sich zu den unter ihnen so weit verbreiteten Menschenopfern hin, wie sie namentlich als Todtenopfer bei dem Tode angesehener Privatmänner in geringerer Zahl, beim Tode eines Königs oder bei der Todtenfeier verstorbener Könige in großen Massen dargebracht werden. Zur Erklärung jener Gleichgiltigkeit gegen das Leben des Feindes reicht die Berufung auf den Feindeshaß eben so wenig aus, wie zur Erklärung dieser Gleichgiltigkeit gegen das eigene Leben die Berufung auf den herrschenden Wahn, daß der Tod nur den Uebergang in ein anderes dem gegenwärtigen in Bezug auf Bedürfnisse und Genüsse völlig gleiches Leben bedeute; vielmehr findet beides nur darin seine ausreichende Erklärung, daß eben das leibliche Leben als werthlos erscheint, so lange es nicht durch das Bewußtsein des geistigen Lebens mit einem wahrhaft

werthvollen Inhalt erfüllt worden ist; denn auch in diesem Sinne gilt das Wort: „Der Geist ist es, der da lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze.“ Mit dieser Geringschätzung des Menschenlebens steht der unter den Naturvölkern so weit verbreitete Kannibalismus in naher Verwandtschaft. Allerdings beschränkt er sich bei vielen Stämmen in der Regel auf die im Krieg erschlagenen oder die gefangenen und geschlachteten Feinde, wo er dann mit dem Aberglauben verbunden ist, daß man die Kraft des verzehrten Feindes sich zu eigen mache, diesem aber die Möglichkeit nehme, sein Leben nach dem Tode fortzusetzen. Aber er wird doch auch an den bei Festen üblichen Menschenopfern verübt, ja bei den Battas auf Sumatra bildet er geradezu einen Bestandtheil des ordentlichen Criminalprozesses, indem gewisse Verbrecher ihm verfallen. Und dabei hält er sich keineswegs immer innerhalb der gesetzlichen Grenzen, sondern vornehmen Gourmands gilt Menschenfleisch geradezu als ein wohlschmeckendes Leibgericht, welches sie sich täglich zu verschaffen suchen und als solches soll es dort auf den Märkten verkauft werden. Und daß der Kannibale auch sein eigenes Fleisch und Blut nicht verschmäht, beweist die Nachricht, daß dieselben Battas früherhin ihre alten und kranken Angehörigen „auf einen Baum steigen ließen, welchen man dann schüttelte unter dem Gesang der Worte: „„Die Zeit ist gekommen, die Frucht ist reif, sie muß heruntersteigen,““ worauf das Erschlagen und Aufessen folgte,“ angeblich aus Pietät gegen die Verwandten, um sie nicht den Würmern in der Erde zu überlassen. Auch den Markesasinsulanern war „Menschenfleisch ein Leckerbissen und in Hungersnoth tödteten öfters die Männer ihre Weiber, die Kinder ihre altersschwachen Eltern“. Ebenso aß man auf Neuseeland „Menschenfleisch aus wirklicher Liebhaberei und gleichgiltig wie jede andere gute Speise“, und die Kinder, welche Zeugen dieser scheußlichen Mahlzeiten sein durften, spielten völlig ungenirt mit den Resten erschlagener und gekochter Menschen. Dies alles aber, und selbst das Verzehren des Feindes in blutdürstiger Kriegswuth, würde völlig unbegreiflich sein, wenn nicht diesen Völkern mit dem Bewußtsein der wesentlich geistigen Natur des Menschen auch das Bewußtsein der spezifischen Verwandtschaft aller Menschen unter einander und ihres spezifischen Unterschiedes von den Thieren fehlte. Und so wird wohl Hegel Recht behalten, wenn er auf den letzten Grund des Kannibalismus, zunächst in Beziehung auf die Neger, mit den Worten hinweist: „Die Werthlosigkeit des Menschen geht ins Unglaubliche; die Tyrannei gilt für kein Unrecht, und es ist als etwas ganz Verbreitetes und Erlaubtes betrachtet, Menschenfleisch zu essen. Bei uns hält der Instinkt davon ab, wenn man überhaupt beim Menschen vom Instinkte sprechen kann. Aber bei dem Neger ist dies nicht der Fall, und einen Menschen zu verzehren hängt mit dem afrikanischen Prinzip zusammen. Die Menschen haben dort nicht jene Scheu gegen einander, und für den sinnlichen Neger ist das Menschenfleisch nur Sinnliches, Fleisch überhaupt.“ Indessen fehlen doch auch bei den Naturvölkern nicht alle Spuren jenes Instinktes, welcher uns sagt, daß der Kannibalismus etwas des Menschen Unwür-

diges und ihn Schändendes ist. Daraus erklärt es sich, daß die abscheuliche Unsitte in ganz Polynesien zur Zeit der Entdeckung schon im Absterben, auf Tahiti, Samoa, Tonga bereits erloschen war, daß man an anderen Orten sich ihrer schämte und sie zu verbergen oder zu leugnen suchte, und daß seit der dauernden Berührung dieser Insulaner mit den Europäern sie „jetzt so gut wie überall erloschen ist". Wo jedoch das persönliche Leben selbst für so werthlos gilt, da versteht es sich von selbst, daß man auch von einem Rechte der Persönlichkeit als solcher im Leben und von der Achtung, welche ihm gebührt, keinen Begriff hat. Zeugniß davon ist der Stumpfsinn, womit die meisten Naturvölker die Sklaverei gar nicht als ein besonderes Uebel ansehen und die grausame, blutige Willkürherrschaft ihrer Könige oder Häuptlinge als etwas Selbstverständliches sich gefallen lassen. Fällt auch einmal einer von diesen als Opfer eines plötzlichen Wuthausbruches, so bringt das in dem höchst einfachen despotischen Regierungssystem keine Veränderung hervor, sondern der Nachfolger treibt es fort, wie es der Vorfahr getrieben. Auch im Verkehr der beiden Geschlechter ist wenig von jener Liebe zu entdecken, welche Mann und Weib in wechselseitiger persönlicher Hingabe zur ausschließlichen innigsten Gemeinschaft verbindet, sondern das Weib ist nur die Sklavin des Mannes. Und wenn die „freie Liebe", welcher beide Geschlechter vor der Verheirathung sich auf das zügelloseste hingeben dürfen, nach dieser einer ehelichen Treue weicht, wie sie wenigstens dem Weibe zugemuthet wird, so darf man davon nicht zu viel Rühmens machen: das Weib gehört eben jetzt als ein besonderes Werthstück zum Eigenthum des Mannes, auf welches diesem das ausschließliche Recht zusteht. Dem entspricht es denn auch, daß die Kinder lediglich als eine Sache angesehen werden, über welche von den Eltern und namentlich von dem Vater ganz nach Willkür verfügt werden kann. So ist der Kindermord unter den Naturvölkern fast allgemein hergebrachte Sitte. Bei den Buschmännern geschieht er „ohne Scheu, wenn es an Nahrung fehlt, wenn die Eltern in Streit gerathen, wenn die Kinder mißgestaltet sind, wenn die Eile der Flucht dazu drängt". Aber auch bei den sanfteren Hottentotten kommt er vor, und zwar „aus Gründen des Aberglaubens: Säuglinge werden lebendig begraben oder ausgesetzt nach dem Tode der Mutter, von Zwillingskindern wird eins umgebracht". Und in wahrhaft erschreckender Häufigkeit ist er durch ganz Polynesien verbreitet, merkwürdigerweise am meisten bei den sonst durch Culturfähigkeit ausgezeichneten Bewohnern von Tahiti und Hawaii. „Auf Tahiti wurden $^2/_3$ aller Kinder, hauptsächlich Mädchen, umgebracht; die ersten drei Kinder, sowie Zwillinge, tödtete man immer und mehr als zwei oder drei Kinder zog niemand auf. Ellis fand Frauen, welche 10 und mehr Kinder getödtet hatten. Man schämte sich der That nicht, vielmehr gestand man sie offen ein und wunderte sich nur über die Europäer, die sie tadelten." Mögen bei dieser entsetzlichen Unsitte Mangel an dem nöthigen Lebensunterhalt, Trägheit zum Erwerbe, weibliche Eitelkeit und Bequemlichkeit, Aberglaube und andere Ursachen mitwirken: wir kommen doch auch

hier als bei dem letzten und eigentlichen Grunde, bei dem Mangel jeden Verständnisses für das Recht und die Bestimmung der menschlichen Persönlichkeit an, welche wiederum daraus hervorgeht, daß der Mensch seines Geistes als der centralen und zur Herrschaft bestimmten Kraft seines Wesens und Lebens und damit seiner eigenen Persönlichkeit sich noch nicht bewußt geworden ist.

Wenn nach diesem allen bei den Naturvölkern eine Erziehung im engern Sinne als bewußte Hinleitung der Jugend zu einem bestimmten, durch das Gesetz des Geistes vorgesteckten Ziel nicht zu erwarten ist, so kann doch auch hier die zum eigenthümlichen Wesen eines menschlichen Lebens einmal mit Nothwendigkeit gehörende Erziehung in dem weitern Sinne einer freien Einwirkung der älteren Generation auf die jüngere nicht fehlen, und die von der Natur ihr angewiesene erste Stätte, welche gerade bei den Naturvölkern auch die fast alleinige Stätte der Erziehung bleibt, ist auch hier die Familie, wie schwach auch immer deren sittliche Grundlage und wie locker das Band sein mag, welches ihre einzelnen Glieder zusammenhält. Man hat wohl, um die Verthiertheit dieser Völker zu beweisen und ihre Unfähigkeit, zwischen Mensch und Thier einen bestimmten Unterschied zu machen, darauf hingewiesen, daß Polynesierinnen außer ihren Säuglingen auch Thiere, junge Schweine und Hunde, an die Brust legen; daß die Arekuna in Guiana Kinder und Affen gleichmäßig erziehen, die Affen mit zur Familie gehören, mit ihr essen, von den Weibern gesäugt werden und dann ihre menschlichen Ammen zärtlich lieben und daß man da manchmal Weiber mit einem Kinde und mit einem Affen an der Brust sieht, die sich miteinander raufen. Indessen muß ein solches Weib doch bald gewahr werden, daß zwischen ihrem Kinde und den von ihr zeitweilig adoptirten jungen Bestien ein sehr wesentlicher Unterschied besteht, abgesehen von allem Anderen schon darin, daß die Hilflosigkeit des Kindes eine viel größere und länger andauernde ist und die elterliche Wartung und Pflege in weit höherem Grade in Anspruch nimmt, bis das Kind mit Hilfe der Eltern in Stand gesetzt ist, sich einigermaßen selbst zu helfen. Die daraus erwachsende natürliche Verpflichtung wird denn auch bei den Naturvölkern gegenüber den Kindern, deren man sich nicht gleich nach der Geburt wieder entledigt hat, von den Eltern nicht verleugnet. Bei den Negern gilt Kinderlosigkeit für das größte Unglück und Unfruchtbarkeit für eine solche Schande, daß sich die Weiber ihr nicht selten durch Selbstmord entziehen. Die Kinder werden meist zärtlich geliebt und so nachsichtig behandelt, daß man sich nicht leicht entschließt sie zu schlagen. Dem entspricht denn die oft gerühmte Pietät der Negerkinder gegen ihre Eltern und wenn diese besonders der Mutter sich zuwendet, so verräth sie damit eben die Naturbasis, auf welcher sie ruht. „Den Befehlen des Vaters gehorchen sie pünktlich und gewissenhaft, und Schmähungen gegen ihre Eltern beleidigen sie tiefer als selbst Schläge, namentlich ist es für sie die empfindlichste Kränkung, wenn von ihrer Mutter unehrerbietig geredet wird, was sie „„der Mutter fluchen““ nennen.“ Und wie bei den Mandingos

und Fantis das Alter überhaupt hochgehalten und gepflegt wird, so herrscht auch bei den Krus große Liebe zu den Kindern und Geschwistern; als besonders tief und innig wird aber das Verhältniß geschildert, in welchem der Sohn zu seiner Mutter steht: er denkt an sie beim Erwachen, ihr vertraut er seine Geheimnisse, nur nach ihr fragt er in Krankheit. Noch mächtiger erweist sich das Familienband bei den nordamerikanischen Indianern. „Die Liebe der Indianer zu ihren Kindern ist so zärtlich und innig, als sie sein kann. Tritt Hungersnoth ein, so erhalten die letzteren stets das Meiste und Beste, und es werden viele Beispiele der Aufopferung für sie erzählt, von Vätern, die den in Gefangenschaft gerathenen und mit dem Tod bedrohten Sohn dadurch retteten, daß sie für ihn eintraten und ihr eigenes Leben für ihn hingaben, von Müttern, die für ihre Kinder sich in jede Gefahr stürzten. Auch daß sich Weiber für ihre Männer aufopferten, für Weiße oder Eingeborne, wird mehrfach mitgetheilt. Ellis erzählt einen Fall, in welchem sich beide Eltern mit einander stritten, wer von ihnen ihrem Kinde entbehrlicher wäre, als der sinkende Kahn nur noch eines von beiden zu tragen vermochte — jedes von ihnen wollte das Opfer sein.“ Ja, diese liebevolle Theilnahme erstreckt sich auch über den Kreis der eigenen Familie hinaus auf die Kinder überhaupt. Auch arbeitsunfähige und blödsinnige werden verpflegt und verwaiste in die Obhut des Stammes genommen. Dafür legen andererseits auch Beispiele von Aufopferung der Kinder für die Eltern, des Bruders für den Bruder Zeugniß ab von der Festigkeit des Familienbandes. Besonders innig ist wieder bei den Irokesen die Liebe des Sohnes zur Mutter, überhaupt aber beweisen die Jüngeren den Aelteren meist große Achtung, sowohl innerhalb, als auch außerhalb der Familie; sie widersprechen ihnen nie, sondern unterwerfen sich stillschweigend ihrer Führung, selbst in Dingen, die sie besser wissen; alte Leute genießen Pflege und Verehrung und werden respektvoll als „Großvater“ und „Großmutter“ angeredet. Wenn ein Stamm auf der Wanderung sich genöthigt sieht, Alte und Kranke, die nicht mehr mitkönnen, mit Feuer und Wasser und etwas Nahrung versehen, ihrem Schicksal zu überlassen, so trennt man sich von den Zurückbleibenden mit Schmerz und diese selbst fügen sich ohne Widerstreben und willig dem Gebote der Nothwendigkeit. Andererseits freilich freuen die Eltern sich auch des unbändigen Ungehorsams der männlichen Jugend und suchen ihn nicht zu zügeln, sondern ziehen ihn geflissentlich groß in der Hoffnung, dadurch tüchtige Krieger heranzubilden. Schläge als Zuchtmittel sind ganz ungewöhnlich und kommen höchstens bei Mädchen, nicht aber bei Knaben in Anwendung. Vielmehr werden Knaben, die sich feig zeigen, von den Müttern absichtlich gereizt, und diese freuen sich dann an den Stößen und Schlägen, die sie von ihrem Sprößling zu erdulden haben, als an einem Zeichen, daß aus dem Jungen am Ende doch noch etwas werden könne. Bei den Polynesiern artet die natürliche Liebe zu den Kindern oft in die thörichteste Leidenschaft aus, und es ist vorgekommen, daß man die todten Lieblinge ausgestopft mit sich herumgetragen hat. Diese natürliche Affenliebe gegen die Kinder, welche

ihnen allen Willen thut und auch das Schädlichste nicht abzuschlagen wagt, ist freilich wenig geeignet, das heranwachsende Geschlecht zu wahrer Pietät zu erziehen, sondern hat zur Folge, daß die Eltern gar keine Gewalt über ihre Kinder haben und diese nur Rechte aber keine Pflichten kennen, sich übermüthig benehmen, um ihre Eltern sich wenig oder gar nicht bekümmern und sie im Alter vernachlässigen; die Maori auf Neuseeland, welche die Jugend minder zärtlich behandeln, stehen unter den Polynesiern ziemlich allein mit dem Ruhm, daß bei ihnen die Kinder ihre Eltern lieben und achten und sich selten unruhig und unartig, sondern fast immer gesetzt und gut betragen. Auch sonst bringt bei den Naturvölkern die gleiche Ursache, der Mangel an einer strengen und konsequenten Zucht, die gleiche Wirkung hervor. „Bei den Kamtschadalen haben die Kinder nicht die geringste Achtung vor den Eltern noch Liebe zu ihnen; sie bitten nie die Eltern um etwas, sondern nehmen es ohne weiteres; und wenn sie nach langer Trennung ihre Eltern wiedersehen, so zeigen sie die gleichgiltigste Kälte. Bei den Tungusen sind oft Zweikämpfe zwischen Vater und Sohn, die nicht selten mit Tödtung endigen". Kurz, zu den beiden Grundpfeilern aller erfolgreichen Erziehung, der Autorität auf Seiten des Erziehers und der Pietät auf Seiten des Zöglings, sind bei den Naturvölkern nur erst vereinzelte und noch sehr schwankende Ansätze vorhanden.

Dem Mangel eines eigentlich sittlichen Verhältnisses zwischen Eltern und Kindern entspricht die Art der bewußten und freien Einwirkung, welche bei diesen Völkern, abgesehen von der Fürsorge für die Erhaltung ihres Lebens, den Kindern zugewendet wird. Eine fast allgemeine Gewohnheit ist es, die Neugeborenen durch allerlei zauberische Veranstaltungen und Manipulationen unter den Schutz heilsamer Mächte zu stellen und sie gegen den Einfluß schädlicher zu schützen. Und am meisten System und Methode zeigt sich in einem Verfahren, welches zwar nicht auf Bildung des Geistes, wohl aber auf Gestaltung oder vielmehr Mißgestaltung des Körpers gerichtet ist, eine Barbarei, von welcher bei uns als ein schwacher Rest nur noch das Tragen von Ohrringen sich erhalten hat, insofern auch dieses mit einer, wenn auch noch so geringen körperlichen Verstümmelung verbunden ist. Bei verschiedenen Stämmen, namentlich Südamerikas und Polynesiens, wird den Ohrlappen durch Eintreiben immer dickerer Keile und Pflöcke allmählich eine Ausdehnung gegeben, daß sie bis auf die Schultern herabhängen und über den Kopf geschlagen werden können; auch Nasenknorpel und Unterlippe nehmen an dieser bevorzugenden Aufmerksamkeit und Pflege Theil. „Die Omaguas (Großköpfe) in Venezuela wickeln den Vorderkopf, die Stirn des neugebornen Kindes in Baumwolle und legen nachher hierauf ein kleines viereckiges Brett. Ein ähnliches legen sie auch an den Hinterkopf und ziehen dann beide Bretter vermittels eigener Stricke nach und nach so zusammen, daß der ganze Kopf zugespitzt wird. Sie halten sich wegen dieser Verunstaltung für sehr schön und sagen: Wir gleichen dem Vollmonde. Auch die Bewohner der Antillen drücken das Vorderhaupt ihrer Kinder zusammen, wodurch der Hinterkopf eine sonderbare Er-

höhung und eine widernatürliche Dicke erhält. Dies that nicht bloß die sanfte Menschenrace, welche St. Domingo, Portoriko und mehrere der kleinen Antillen bewohnt, sondern auch die wilden Caraiben oder sogenannten Kannibalen, bei welchen das weibliche Geschlecht noch die Wade zu einer widernatürlichen Härte und Größe durch Bänder hervortreibt. Andere halten es für eine besondere Schönheit, wenn an den Armen einzelne Theile besonders angeschwollen sind, daher man sich starker Bänder bedient, die man erst in späteren Zeiten losmacht, wenn das Fleisch weit darüber gewachsen ist. Bei den Tschaktas am Mississippi legt die Mutter gleich nach der Geburt das Kind ausgestreckt auf den Rücken in ein hölzernes Behältniß, worin der Theil, auf welchem der Kopf ruht, einem Backstein ähnlich ist. In dieser tragbaren Maschine windet man den Knaben fest und legt auf seinen Vorderkopf einen Beutel voll Sand, welcher durch stetes Drücken eine dem Modell des Backsteins ähnliche Form gibt." Wie häßlich und widersinnig solche Gebräuche uns erscheinen mögen, ein Stück Pädagogik steckt doch insofern darin, als sie auf dem Bewußtsein des Unterschiedes des Menschen vom Thiere, auf der Absicht diesen Unterschied geltend zu machen und auf einem dieser Absicht entsprechenden freien und planmäßigen Handeln beruhen. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die Aeußerung, welche ein Diener des Königs von Cochinchina im Jahre 1821 über die Frau des dortigen englischen Gesandten that, sie habe Zähne, so weiß wie ein Hund und eine Farbe so roth wie Patatenblumen. Wenn also die Battas auf Sumatra ihren Kindern im 10.—12. Jahre die Zähne spitzig feilen und schwarz färben, so wollen sie zeigen, daß sie keine Hunde, sondern ihrer Menschenwürde sich bewußt sind; und auf denselben Grund wird der sehr weit verbreitete Gebrauch zurückzuführen sein, während das Haupthaar phantastisch aufgeputzt wird, die Körperhaare völlig auszutilgen. Mit diesen Sitten oder Unsitten ist die des Tättowirens nahe verwandt. Sie findet sich mehr oder weniger fast bei allen Naturvölkern, in kleinen Anfängen oder Ueberresten auch hie und da bei Culturvölkern, heute noch wie im Alterthum, am ausgebildetsten auf verschiedenen Inseln Polynesiens, besonders Tahiti, den Markesas, auch Neuseeland. Die Versuche, diesen Gebrauch rationalistisch aus dem Bestreben, sich den Feinden schrecklicher zu machen, oder das Alter zu verbergen u. drgl., zu erklären, sind durchaus unbefriedigend und verfehlt. Nach der genauen und gründlichen Ausführung bei Waitz-Gerland (VI. S. 28 ff.) unterliegt es keinem Zweifel, daß dieser eigenthümliche Schmuck, welcher mit nicht geringen Schmerzen, ja Gefahren für die damit Ausgestatteten verbunden ist, wenigstens bei den Polynesiern ursprünglich eine religiöse Bedeutung hat, ähnlich wie die unter den Naturvölkern gleichfalls sehr weit verbreitete Sitte der Beschneidung. Er dient dazu, die Beziehung des dadurch ausgezeichneten Individuums zu unsichtbaren Mächten, zu seinen Göttern darzustellen und zu befestigen; und je inniger diese Beziehung nach Stand, Geschlecht, Rang und Alter gedacht wird, in desto reicherem Maße findet er Anwendung. Es ist eine heilige Handlung, durch welche um die Zeit der Mannbarkeit,

wo der Mensch zu größerer Selbständigkeit sich entwickelt, auf dem Körper die ersten Grundlinien eines Systems angelegt werden, dessen successive Vervollständigung dann bis in das Alter hinein fortschreitet. So offenbart sich auch hierin die Ahnung, daß der Mensch nicht ein bloßes Naturding ist, sondern zu übernatürlichen Mächten in Beziehung steht und daß darum seine Bestimmung nicht ist, so zu bleiben, wie er von Natur ist, sondern durch freie Thätigkeit eigenthümlich gestaltet zu werden; wenn auch die Bethätigung dieser Ahnung an der leiblichen Erscheinung haftet und roher Formen sich bedient.

Aber auch an Erziehung im höheren und volleren Sinn würde es diesen Völkern nicht fehlen, wenn unter dieser Erziehung nichts weiter zu verstehen wäre, als nach der bekannten Definition der Basedow'schen Schule „Uebung und Entwickelung der jugendlichen Kräfte". In der That aber bedarf die Leerheit dieses abstrakt formalen Begriffs der Vervollständigung und Ausfüllung durch die Bestimmung des Zieles, welchem die jugendlichen Kräfte zugeführt werden sollen. Und dieses richtige Ziel kann die Erziehung da nicht haben, wo selbst ein klares Bewußtsein des Unterschiedes zwischen gut und böse nicht vorhanden ist. Die bekannte Anekdote, wonach ein Buschmann auf die Frage, was Recht und Unrecht sei, es für Unrecht erklärte, wenn ihm ein Anderer sein Weib, für Recht aber, wenn er einem Anderen das seinige nehme, bezeichnet im Grunde den sittlichen Standpunkt überhaupt, auf welchem die Naturvölker stehen: an die Stelle des Unterschiedes zwischen gut und böse ist ihnen der Unterschied zwischen dem getreten, was dem sinnlichen Wohlbefinden des selbstsüchtig isolirten Individuums förderlich oder hinderlich ist. Selbst die mit Recht gerühmte Zuverlässigkeit, Gastfreundschaft, Bundestreue und Aufopferungsfähigkeit der nordamerikanischen Indianer, welche in der That durch Hochherzigkeit vor allen Naturvölkern sich auszeichnen, gilt doch wesentlich befreundeten Stammesgenossen und hört auf, wo es um Feinde sich handelt oder ein mit Fremden geschlossener Vertrag sich als nachtheilig erweist. Sonst aber ist von einer unter Umständen Selbstverleugnung des natürlichen Menschen fordernden Sittlichkeit und von Erziehung zu einer solchen bei diesen Völkern nicht viel zu sagen, und nur ganz selten und vereinzelt findet sich in den Reiseberichten eine Notiz wie die, daß bei den Mandingonegern die Kinder von ihren Müttern zur Wahrhaftigkeit angehalten werden. Die „Uebung und Entwickelung der jugendlichen Kräfte" beschränkt sich eben darauf, daß die Kinder in Stand gesetzt werden, sich das anzueignen und zu bewahren, was ihrem sinnlichen Leben und Wohlbefinden förderlich ist, das ihnen Verderbliche dagegen zu vermeiden und abzuwehren. Und zwar erfolgt diese Uebung weniger mittels geflissentlicher und bewußter Anleitung, als dadurch, daß die Kinder Verhalten und Thätigkeit der Eltern nachahmen. So werden bei den Mandingos die Mädchen von den Müttern Baumwollspinnen und andere häusliche Arbeiten gelehrt, während die Knaben von den Vätern zur Feldarbeit angeleitet werden. „Auf der Goldküste begleiten die Kinder ihre Eltern bei allen Geschäften und lernen

dadurch schon sehr früh die Sprache, das Benehmen und die Handlungsweise der Erwachsenen.“ Bei den Maoris auf Neuseeland wird der Knabe mit etwa 8 Jahren in einen Fluß getaucht, indem man die Götter anruft, daß sie ihn stark und mannhaft machen. Der Vater nimmt ihn dann mit auf die Jagd, und wenn er mannbar wird, so erhält er die Tättowirung, und „mit 16 Jahren hat er schon ganz die Haltung eines Mannes, denn in Folge der großen Freiheit, in der er aufwächst, der mit den Männern ganz gleichen Behandlung, die er erfährt, ist er schon ein halber Mann in dem Alter, in welchem bei uns die Knaben in die Schule kommen,“ wozu freilich das meiste der Umstand beiträgt, daß eine lediglich im Gebiete des leiblichen Lebens sich bewegende Erziehung mit ihrem Pensum früher zu Ende kommen kann als die Bildung des Geistes. Geschlechtsgeheimnisse gibt es dort für die Jugend nicht. Dasselbe gilt von Tahiti, wo die Kinder von früh auf bei allem Unanständigen zugegen sind. Hier werden die Mädchen besonders in der Verfertigung des Tapazeuges unterrichtet, welches im Leben der Polynesier eine so große Rolle spielt, daß jede Familie auf Tahiti ihr eigenes Tapahaus hat; die Knaben werden in den Waffen geübt und in nautischen Kenntnissen und Fertigkeiten unterwiesen und die Kinder lernen eher schwimmen als gehen. Auf Samoa stehen die Kinder „bis zum 5. oder 6. Jahre ganz unter der Aufsicht der Mutter; später lehrt man die Mädchen Wasserholen, Muschelsuchen, Mattenflechten u. s. w., die Knaben aber gehen mit dem Vater hinaus zur Pflanzung, zum Kahn- und Hausbau, zum Fischen u. s. w. und lernen alle Arbeit auf diese Weise.“ Auf den Inseln Melanesiens werden mit den Kindern zum Zweck der Schärfung ihrer Sinne bestimmte Uebungen vorgenommen, die Knaben im Waffenführen unterrichtet, woran auf Neucaledonien mehrere gemeinsam theilnehmen, während die Mädchen schon früh mit den Müttern in den Pflanzungen arbeiten müssen. „Auf den Fidschiinseln werden die Knaben sehr sorgfältig im Schwimmen, Kahnfahren, in den verschiedenen Arten des Kampfes, in den Erscheinungen der äußeren Natur, von der alle Kinder schon genaue Kenntnisse haben, unterrichtet; freilich aber auch im Haß, in wilder blutiger Leidenschaft gegen die Feinde. Ueberhaupt kann von irgend welcher moralischen Erziehung nicht die Rede sein, denn die Eltern strafen nur dann, wenn sie selbst in Leidenschaft oder Wuth sind und die Kinder widersetzen sich dann. Ja die Väter sehen es gerne, wenn sie in solchen Fällen die eigene Mutter schlagen; denn das gilt als Vorzeichen künftiger Tapferkeit.“ Auch in Neuholland ist die frühe Selbständigkeit der männlichen Jugend, durch welche diese in den Stand gesetzt wird, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen, mit einer aller Pietät gegen die Eltern spottenden Zuchtlosigkeit verbunden; denn es gilt als eine Grausamkeit, Kinder zu züchtigen, die Väter stehen den Kindern gegen die Mütter bei und so wächst die Jugend in Ungebundenheit und Uebermuth, ja in Gewaltthätigkeit heran. Vielleicht nur die Bewohner von Tonga dürften mit den Maoris auf Neuseeland den Ruhm strengerer Kinderzucht theilen, welcher dort sogar eine gewisse Richtung auf

ethische Ziele nicht fehlt, indem man die Kinder, um sie nicht eitel zu machen, nicht ins Gesicht lobt, wohl aber sie zu selbstverleugnendem Gehorsam gegen das, was die Sitte fordert und insbesondere auch zu der in Polynesien so seltenen Keuschheit anhält. Mit besonderer Entschiedenheit tritt bei den Indianern Nordamerikas das Bestreben hervor, die körperliche Kraft und Gewandtheit der Kinder zu üben. Zuerst üben sich die Knaben im Schießen kleiner Thiere, wozu sie bei den Irokesen und Chickasaws des Blasrohrs sich bedienen und es wird ein Fest veranstaltet, wenn der erste Schuß dem Knaben gelungen ist; je früher dies geschieht, desto berechtigter erscheint die Hoffnung, daß der Sohn zu einem tüchtigen Krieger heranwachsen werde. Um es dahin zu bringen, dienen dann weiter unausgesetzte Uebungen in den erforderlichen Künsten, und die Kinder der Kräheninbianer sollen schon im dritten Jahre anfangen reiten zu lernen. Nicht geringerer Werth aber als auf die Uebung der Kraft wird auf Abhärtung und auf das Ertragen körperlicher Schmerzen gelegt. Blutige Verwundungen müssen die Knaben ohne Schmerzenszeichen sich beibringen lassen, und die jungen Irokesen legen glühende Kohlen zwischen die zusammengebundenen Arme und wetteifern, wer den Schmerz am längsten auszuhalten vermag. Leider wird mit dieser Unempfindlichkeit gegen eigenen Schmerz auch die Gleichgiltigkeit, ja die grausame Freude beim Anblick der raffinirten Martern gepflegt, mit welchen man gefangene Feinde quält, und an deren Ausübung man die Kinder von früh an thätigen Antheil nehmen läßt.

Wenn aber auch sonach die ihres Zweckes bewußte Erziehung sich fast ausschließlich auf die Ausbildung der körperlichen Leistungsfähigkeit beschränkt, so ist doch durch die unbewußte Einwirkung der Erwachsenen und insbesondere der Eltern auf die Jugend dafür gesorgt, daß auch deren geistiges Leben nicht ohne alle Nahrung und Anregung bleibt. Schon die Sprache, die hier im eigentlichsten Sinne als Muttersprache überliefert wird, kann nicht erlernt werden, ohne daß dadurch zugleich die Denkthätigkeit des Kindes sich entwickelt. Ein geordneter sprachlicher Unterricht ist freilich nicht möglich, da die Sprache noch nicht in der Schrift ihre feste Objektivirung gefunden hat. Aber sogar für die Schrift ist schon einiger Ersatz gefunden durch die dem Menschen, in dessen Wesen die sinnliche und die übersinnliche Welt sich berühren, natürliche und so erfindungsreiche Neigung, das Sichtbare zum Gleichniß des Unsichtbaren zu machen und so ein Mittel zum Gedankenaustausch in die Ferne zu schaffen. „Ein Yoruba-Neger erhielt als Botschaft von einem anderen einen Stein, ein Stück Kohle, eine Pfefferbüchse, ein gedörrtes Getreidekorn und einen Lumpen, die in ein Bündel zusammengebunden waren. Die Auslegung davon ist diese: Ich bin stark und fest wie Stein, aber meine Aussicht in die Zukunft ist so schwarz wie Kohle, ich bin so voll Angst, daß meine Haut wie Pfeffer brennt und Korn auf ihr gedörrt werden könnte, meine Kleidung ist ein Lumpen." Zugleich begünstigt die natürliche Bildlichkeit, wie sie der Sprache ursprünglich eigen ist, deren Verbindung mit einer Poesie, welche nicht bloß aus-

spricht, was den Verstand beschäftigt, sondern auch was das Gemüth erfüllt und die Phantasie bewegt. Die Maorimutter auf Neuseeland singt ihren Säugling mit hübschen, herzlichen Schlafliedern ein. Neger, Indianer, Polynesier, wie die mongolischen Hirtenstämme haben ihre sinnreichen und zum Theil sehr reich und lebendig entwickelten Stammessagen, Märchen und Kinderfabeln, welche sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen und ihre erweckliche Kraft üben, und mit welchen zugleich als ein besonders wirksames Erziehungsmittel die volksthümlichen religiösen Vorstellungen überliefert werden. Die Kinder der Krus-Neger werden durch Furcht vor gespenstigen Wesen und sonstigen Aberglauben im Zaum gehalten. Die nordamerikanischen Indianer wenden zwar als Zuchtmittel Nadelstiche in die Beine, Schwarzfärben des Gesichts und Fasten an; aber als wirksamer erweist sich die Furcht vor dem großen Geiste, welcher dem Widerspenstigen kein Glück auf der Jagd und im Kriege verleihen werde, und bestimmt die Kinder, sich die Abhärtung durch kalte Bäder im Winter und durch Fasten gefallen zu lassen. Auch erhält der junge Indianer bei manchen Stämmen seinen charakteristischen Namen infolge einer Traumoffenbarung, welche um die Zeit der Mannbarkeit unter allerlei Ceremonien durch Fasten und sonstige Prüfungen herbeigeführt wird, und so führt er stets eine eindringliche Erinnerung an den besonderen Schutzgeist mit sich, unter dessen Einfluß er steht. Bei festlichen Gelegenheiten verbindet sich je nach ihrem verschiedenen Charakter die Poesie der Todtenklagen, Kriegsgesänge, Morgen- und Abendlieder und Tanzlieder mit der Musik und dem oft zu dramatischer Lebendigkeit sich gestaltenden Tanz, zumal bei den sanguinisch fröhlichen Negerstämmen, welche in hervorragender Weise mit musikalischem Interesse und Talent ausgestattet sind. Auch beachtenswerthe Anfänge der bildenden Kunst erben von der älteren Generation auf die jüngere fort. Man bewundert mit Recht das Schnitzwerk, womit namentlich die Südseeinsulaner Waffen, Werkzeuge und Hausgeräthe schmücken, das zierliche und zugleich gediegene Flechtwerk ihrer Matten und Körbe. Und selbst die Kleidung verräth, daß sie keineswegs bloß ein Erzeugniß des physischen Bedürfnisses ist, gegen die Einflüsse der Witterung sich zu schützen. Vielmehr erweist sie sich gerade da, wo sie am sparsamsten in Anwendung kommt, vorzugsweise als eine Forderung des Schamgefühls, welches auf einer Ahnung der wesentlich geistigen Natur des Menschen beruht und darum diejenigen Glieder und Körpertheile verhüllt, welche lediglich animalischen Functionen dienen. Und wenn bei einzelnen auf der tiefsten Stufe stehenden Naturvölkern selbst diese Verhüllungen unterbleiben, so sucht man doch den Körper irgendwie mit einem, wenn auch noch so geringfügigen Schmuck auszustatten, und durch diesen Gebrauch wird, ähnlich wie durch das oben bereits erwähnte auf die Umbildung und Verzierung der natürlichen Leibesgestalt gerichtete Streben immerhin eine das Natürliche frei gestaltende geistige Thätigkeit bezeugt und im heranwachsenden Geschlechte fortgepflanzt, wie wenig ihre Ausübung auch unserem Begriffe des Schönen entsprechen mag. Endlich aber ist

ganz besonders beachtenswerth, daß der Volksgeist auch in bestimmten Grundsätzen zum Selbstbewußtsein kommt, welche in kurzen bildlich gefaßten Weisheits- und Sittensprüchen ihren prägnanten, leicht mittheilbaren und behältlichen Ausdruck finden. Die Volksweisheit der Fidschiinsulaner verkündet: „Der Tod ist leicht. Zu leben — was nützt es? Der Tod ist Ruhe.“ — „Ein ungenutzter Tag zählt nicht mit.“ — Wenn aus dem Bereiche der Negervölker solche Sprüche in besonders großer Zahl bekannt geworden sind, so hat dies seinen Grund großentheils darin, daß wir einerseits über diese Völker die meisten und eingehendsten Berichte haben, und daß andererseits ihr Geist durch Berührung mit dem spruchreichen Islam genährt und zu eigener Produktivität angeregt worden ist. Indessen dürften Sprüche wie die folgenden, als auf dem Boden der natürlichen Volksthümlichkeit erwachsen, sich selbst beglaubigen: „Wenn du Gift legst, so berührt etwas deinen Mund.“ — „Wenn du zu zupfen verstehst, so zupfe deine grauen Haare aus.“ — „Niemand kauft einen Hahn, damit er in eines Andern Pflanzung krähe.“ — „Die Tochter einer Krabbe gebiert keinen Vogel.“ — „Ein Boot wird an beiden Seiten gerudert.“ — „Wenn die Katze stirbt, so freuen sich die Mäuse.“ — „Wenn man die Schildkröte noch nicht hat, schneidet man nicht den Strick für sie ab.“ — „Asche fliegt stets auf den zurück, der sie wirft.“ — „Gewöhnliche Menschen sind gemein wie Gras, aber gute Menschen sind theuerer als das Auge.“ — „Bitte um Hilfe und man wird sie dir weigern; bitte um Almosen und du wirst Geizhälse finden.“ — Auch die Form der neuerdings so genannten „apologischen Sprichwörter“ kommt vor. So sagen die Fidschi, um unbedachtes Handeln zu bezeichnen: „Die Leute von Nakondo schnitten den Mast zuerst;“ und von den Negersprüchen gehören hierher: „Der Tschimpanse sagt: mein Amulet sind meine Augen.“ — „Das Chamäleon sagt: Eilen ist gut und Weilen ist gut.“ — „Die Antilope sagt: Wenn du ohne Ermüdung issest, schmeckt es nicht.“ — „Alle die sich mit Limonensaft wuschen, wurden wohlriechend; da sprach die rothe Ameise, sie gehe auf den Baum, um dort zu wohnen, und dennoch stinkt sie.“ Es versteht sich, daß eine solche Spruchweisheit, geflissentlich eingeprägt oder absichtslos vererbt, auf Erkennen und Wollen der Jugend einen nicht zu unterschätzenden Einfluß üben muß.

Die Thatsachen, deren übersichtliche Zusammenstellung in dem Bisherigen versucht worden ist, dürften zur Genüge beweisen, daß auch die Naturvölker, wie an den übrigen spezifischen Charakteren des Menschen, so auch an der activen und passiven Erziehungsfähigkeit entschieden theilhaben, und daß bei ihnen die Keime und Anfänge des Culturlebens sich finden, wenn sie auch nicht zu vollerer Entwickelung gelangt sind. Dieses Ergebniß drängt sich einer umfassenderen und aufmerksameren Beobachtung mit solcher Bestimmtheit auf, daß ein so besonnener und mit dem einschlägigen Material so vollkommen vertrauter Forscher wie Waitz zu der Ueberzeugung geführt worden ist, daß die verschiedenen Culturzustände der Völker in weit höherem Maße von dem Wechsel ihrer gesammten Lebenslage und

ihrer Schicksale, überhaupt von anderen Momenten abhängen, als von ihrer ursprünglichen geistigen Begabung. „Es ist damit nicht ausgeschlossen, daß auch die letztere vielleicht dazu mitwirkt. Diese Annahme ist möglich, aber unerweislich.“ Soweit indessen das Zeugniß geschichtlicher Thatsachen vorliegt, zeigt es sich, wie zur Eigenthümlichkeit der Naturvölker auch das gehört, daß sie nicht im Stande sind, aus eigener Initiative auf eine höhere Culturstufe sich zu erheben, sondern daß sie eines Anstoßes durch die Berührung mit einem Culturvolk bedürfen. Die Annahme dagegen, welche den Vertretern der Cultur ein so bequemes Mittel geworden ist, von ihrer im höchsten Sinn pädagogischen Verpflichtung gegen diese „Wilden“ sich zu dispensiren, und nach welcher die Berührung eines Naturvolkes mit europäischer Cultur mit Naturnothwendigkeit die Vernichtung der ersteren herbeiführen müsse, diese Annahme ist nicht stichhaltig. Sie wird widerlegt durch die Erfolge, welche die aufopfernde, treue und besonnene Thätigkeit der Missionäre trotz der Beschränktheit ihrer Mittel und Kräfte unter Kaffern, Hottentoten und Negern, unter Grönländern, Eskimos und Indianern, unter den Bewohnern Ostindiens und der Südseeinseln jetzt schon errungen hat; und wer bedenkt, daß ein Volksstamm wie der germanische von seiner ersten Berührung mit dem Christenthum an ein Jahrtausend gebrauchte, bis er für die christliche Cultur völlig gewonnen war, der wird sich von denen nicht imponiren lassen, welche mit Fingern darauf hinweisen, daß die kaum begonnene Arbeit der Mission im Verhältniß zu dem ungeheuren Arbeitsfeld erst so geringe Früchte aufzuweisen hat. Nicht vor der Cultur, sondern vor der nicht bloß unchristlichen, sondern unmenschlichen Rücksichtslosigkeit, mit welcher die Selbstsucht der Europäer, und zwar oft, namentlich in Nordamerika und Tasmanien, in wahrhaft grauenvoller Weise gegen ihre uncultivirten Mitmenschen verfuhr, sind die Naturvölker erloschen. Als der höchst ehrenwerthe Anfang der Tilgung einer alten schweren Schuld verdient die Art besonders hervorgehoben zu werden, wie jetzt die Regierung der Vereinigten Staaten für Erziehung und Cultur der Indianer Fürsorge trifft. Die musterhaften statistischen Jahresberichte, welche John Eaton, der Erziehungscommissär zu Washington, erstattet, sind mit dem neuesten bis zum Jahre 1880 vorgeschritten. Danach sind die das Indianerterritorium bewohnenden fünf Stämme der Cherokees, Chicktaws, Chickasaws, Creeks und Seminolen in das so zweckmäßig angelegte und wirksame öffentliche Schulsystem aufgenommen. Abgesehen von den öffentlichen Schulen, deren es im genannten Jahre 212 gab, und für deren Vermehrung und Verbesserung man fortwährend bemüht ist, hat man in der neuesten Zeit angefangen, junge Indianer in Pensionaten (boarding schools), deren jetzt 12 bestehen, zu erziehen, um sie dann als Culturträger in ihre Heimath zurückzusenden, und dieses Verfahren hat sich für Verbesserung der Wohnungen, des Ackerbaus, der Gesetze und der gesammten socialen Zustände als sehr förderlich bewährt. Die pädagogische Pflege der übrigen Stämme, welche allerdings infolge früherer übeler Erfahrungen hie und da vor der Cultur

sich scheu zurückziehen, bleibt der Missionsthätigkeit der verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften überlassen; doch wird auch ihnen unter der Oberleitung des Commissärs für die Indianerangelegenheiten eine amtliche Fürsorge gewidmet und insbesondere hat sich gerade in Bezug auf sie das System der Pensionate wirksam bewiesen, neben welchen übrigens auch noch 110 öffentliche Schulen ihrer Unterweisung dienten. Die für die Erziehung der Indianer überhaupt verwendete Summe belief sich 1880 auf 604,375 Dollars, und die Zahl der Indianer, welche des Lesens kundig sind, ist von 1876 bis 1880 von 25,622 auf 46,330 gestiegen.

Schließlich aber ist als eine Thatsache von besonderem Interesse nicht außer Acht zu lassen, daß einzelne Naturvölker auch aus eigenem Antrieb theils eine folgenreiche Berührung mit Culturvölkern herbeigeführt, theils sich selbst auf eine Stufe erhoben haben, welche es zweifelhaft macht, ob man sie nicht zu den Culturvölkern rechnen soll, jedenfalls sie als das die Naturvölker mit diesen verbindende Glied erscheinen läßt. Als namentlich im 5. und 12. Jahrhundert n. Chr. die wilden Horden des nördlichen Asiens mit elementarischer Gewalt bis in die Culturländer des europäischen Westens sich ergossen, da wurde dies für den Bewohner der mächtigste Antrieb, der Güter ihrer höheren Bildung sich bewußt zu werden und sie gegen die wilde Sturmflut zu schirmen, was den Germanen vollständig, den Slaven weniger gelang; zugleich aber brachten die Angreifenden manche förderliche Culturelemente als besten Ertrag von ihren Zügen mit. Dagegen haben Völker, oder vielmehr Völkerkomplexe, in Mittel- und Südamerika sich aus eigener Kraft über die Bildungsstufe der vereinzelten Indianerstämme des westlichen Continents erhoben. Als im Anfange des 16. Jahrhunderts die spanischen Eroberer den Boden von Mexiko und Peru betraten, wurden sie durch die Zeugnisse eines sehr geförderten und offenbar alten Culturlebens, welche ihnen überall entgegentraten, in die höchste Verwunderung versetzt. In Mexiko war im 7. Jahrhundert das Volk der Tolteken eingewandert. Sie kannten bereits die Bearbeitung des Kupfers, verstanden sich wohl auf Ackerbau und mannigfaltige Gewerbe und trieben Handel. Das Sonnenjahr wußten sie richtig abzugrenzen und für die Eintheilung ihres gut eingerichteten Kalenders hatten sie eine bestimmte Zahlbezeichnung; in der Schrift freilich kamen sie über den ersten Anfang einer die Bezeichnungen der einzelnen Vorstellungen äußerlich nebeneinander reihenden Bilderschrift nicht hinaus. Als sie dann vierhundert Jahre später durch Mißwachs und Seuchen der großen Mehrzahl nach genöthigt wurden, in verschiedenen Richtungen auszuwandern, ließen sie als bleibende und heute noch Staunen erregende Denkmale ihres Wirkens mächtige Bauwerke, namentlich auf breiter Grundlage in der Form von Stufenpyramiden sich erhebende Tempel zurück. Später rückte der kriegerische Stamm der Azteken allmählich an ihre Stelle und gründete 1325 die Stadt Tenochtitlan oder Mexiko. Von den im Lande zurückgebliebenen Ueberresten ihrer friedlichen Vorgänger ererbten die Azteken mit einem wohlorganisirten Priesterthum zugleich die Verehrung des

unter dem Bilde der Sonne vorgestellten höchsten Gottes Tloque Nahuaque oder Tezcatlipoca, welchem sie aber ihren eigenen Nationalgott Huitzilipochtli an die Seite setzten, der, ursprünglich wohl als Verkörperung der zerstörenden Sonnenglut gedacht, hauptsächlich als Kriegsgott verehrt wurde. Ihm wurden an den Opferstätten oder Teokalli der zahlreichen Tempel massenhafte Menschenopfer dargebracht, welche auch mit Kannibalismus verbunden waren, wie denn überhaupt der gute Kern der religiösen Anschauung bei der Masse des Volkes von den Gebilden eines wüsten Aberglaubens überwuchert war. Bei der Ankunft der Spanier umfaßte der Aztekenstaat das ganze Land zwischen dem atlantischen und dem stillen Ocean bis zu den Grenzen von Guatemala und Nicaragua im Süden. Zum Könige wurde aus der Mitte des Herrscherhauses durch ein hochadeliges Wahlkollegium derjenige erwählt, welcher im Kriege am tüchtigsten sich bewährt hatte. Eine feste Gerichts-, Verwaltungs- und Steuerordnung umfaßte das bürgerliche Leben mit seinen verschiedenen, zum Theil sehr entwickelten Berufszweigen, während die zahlreiche Priesterschaft, an ihrer Spitze zwei von König und Adel gewählte Oberpriester, das religiöse Leben des Volkes leiteten und es mittels häufiger großartiger Feste mit ausgebildetem Ceremoniell stets fest in der Hand zu behalten wußten, zugleich aber auch die Sternkunde und das Kalenderwesen, die Wahrsagung und die Heilkunde und insbesondere die Erziehung der Jugend pflegten. Wesen und Gang der letzteren läßt sich nach Waitz' quellenmäßigen Angaben zu folgenden Grundzügen zusammenfassen. Das Neugeborene wurde von der Hebamme gewaschen: es wurde der Göttin des Wassers dargeboten und diese gebeten, allen geistigen und leiblichen Schmutz von ihm zu nehmen, den es von seinen Eltern überkommen habe, sein Herz zu reinigen und ihm ein gutes und vollkommenes Leben zu verleihen. Ometecuhtli und Omecihuatl, welche das Kind in dem obersten Himmel geschaffen, wurden in dieser Rede angerufen, und die Sonne als „der Vater alles Lebendigen" und die Erde als „die Mutter unserer aller" gebeten, das Kind in ihren Schutz zu nehmen. Darauf folgten die Glückwünsche der Freunde und das Ueberreichen von Geschenken an Eltern und Verwandte. Alles unter vielen feierlichen Reden, in denen es unter anderem hieß: „Richtet eure Worte an den überall gegenwärtigen Gott; er ist der Vater, der Schöpfer, der Herr dieses Kindes; seinen Willen wissen wir nicht, wissen nicht, ob er es uns lassen wird . . ." Das Nächste war dann, daß die Astrologen dem Kinde die Nativität zu stellen hatten. Die „Taufe" und Namengebung — der christlichen ebenso ähnlich als unähnlich, wie Prescott treffend bemerkt — wurde entweder sogleich vorgenommen oder um einige Tage verschoben, damit sie auf einen glücklichen Tag falle. Der Neugeborene wurde dabei an manchen Orten mit den Worten begrüßt: „Du bist in die Welt gekommen um zu leiden: leide geduldig und schweige!" Die Feierlichkeit selbst bestand darin, daß die Hebamme mit dem Gesichte nach Westen gekehrt unter ähnlichen Reden wie die früheren Mund und Brust, darauf auch den Kopf des Kindes mit Wasser benetzte, das alle Sünde wie

alles ihm beschiedene Uebel oder Unglück von ihm nehmen sollte. Diese Ceremonie geschah im Hofe des Hauses bei Fackelschein, dem Kinde, das man viermal zum Himmel erhob, bot man dabei die Embleme seines Standes und Geschlechts dar (Bogen und Pfeil oder Handwerkszeug, dem Mädchen Spindel, Weberschiffchen und Besen), welche dann den Göttern geweiht wurden, und drei andere Kinder nannten es bei dem ihnen von der Mutter bezeichneten Namen, der von seinem Geburtstage selbst oder von einem anderen zufälligen Ereigniß hergenommen war. Bei seiner späteren Darstellung im Tempel wurde ihm ein zweiter und den Söhnen des hohen Adels zur Bezeichnung ihrer Würde noch ein dritter Name gegeben. Ein großer Taufschmaus beschloß das Fest. Auch wurden, wenn das Kind im Tempel dargebracht wurde, an verschiedenen Stellen seines Leibes von den Priestern Einschnitte gemacht, damit es so den Göttern sein erstes Blutopfer darbringe. Alle Mütter, die Königin nicht ausgeschlossen, nährten ihre Kinder selbst. Die Entwöhnung trat gegen das 3. oder 4. Jahr ein und wurde ebenfalls mit einem religiösen Feste gefeiert. Die Söhne der Vornehmen blieben bis zum 6. oder 7. Jahre im Hause bei der Mutter, erhielten alsdann einen oder mehrere mit Sorgfalt gewählte Gesellschafter und wurden mit 10 bis 12 Jahren den Priestern zur Erziehung im Tempel übergeben, was nach Gomara und Zurita schon im 5., nach Cortes im 7. oder 8., nach dem Erklärer des cod. Mendoza erst im 15. Lebensjahre geschehen wäre. Torquemada gibt an, daß vom 6. bis 9. Jahre alle Kinder zum Unterricht in den Tempel geschickt, aber nur die der höheren Stände zu Hilfeleistungen im Tempeldienst zugelassen worden seien. Die Zöglinge dieser Schulen wurden äußerst streng gehalten, durften den Tempel nicht verlassen, wurden an schwere Arbeit und schlechte Kost gewöhnt, mußten Mühe und Entbehrungen ertragen lernen, fasten, beten und ascetisch leben, und schwere Strafen drohten jeder Uebertretung. Der Unterricht in den Tempelschulen erstreckte sich auf geistliche und weltliche Dinge, und nach Vollendung desselben wurden die Zöglinge mit einer Vermahnung vom Priester entlassen, um fortan eine selbständige Stellung im bürgerlichen Leben einzunehmen. Auch die Mädchen erhielten zum Theil eine ähnliche klösterliche Erziehung im Tempel. Sie mußten dazu schon 40 Tage nach ihrer Geburt dem Priester angemeldet werden; wie die Knaben hatten sie mancherlei Dienste für die Bedürfnisse des Tempels zu leisten und wurden zu einem streng religiösen Leben angehalten. Ihre Entlassung geschah erst, wenn sie sich verheirathen sollten; manche von ihnen traten auch nur auf ein oder zwei Jahre in den Tempel ein, um dann zu heirathen. Außer jenen Klosterschulen im Tempel gab es Militärschulen, in denen die künftigen Krieger herangebildet wurden, so daß jeder junge Mann von Stande entweder, wie wir sagen können, eine gelehrte oder eine militärische Erziehung erhielt. Netzahualcoyotl hat dafür Sorge getragen, diese Anstalten für die Berufsbildung noch zu vervielfältigen und weiter zu entwickeln.

Die Bilder des codex Mendoza, welche Erziehung und Unterricht betreffen,

stellen dar, wie viel die Kinder vom 3. Jahre an täglich zu essen bekommen und was ihnen gelehrt werden sollte; von 4—6 Jahren haben sie kleine Lasten zu tragen und geringe Hilfen zu leisten, das auf dem Markte Verschüttete aufzulesen u. dergl. Mit 7 Jahren lernt der Knabe mit dem Netze fischen, das Mädchen spinnen u. s. f., mit 13—14 Jahren holt der Knabe Holz und Rohr im Kahne und fährt auf den Fischfang aus, das Mädchen kehrt, reibt Mehl, bäckt Tortillas und webt. Die Söhne der Handwerker wurden von ihren Vätern in dem Gewerbe unterrichtet. Stechen mit Magueydornen und Schläge, Peitschen mit Nesseln und Räuchern mit Aji in Nase und Augen waren die gewöhnlichen Strafen des Ungehorsams; dem Lügner wurde die Lippe gespalten. Die Mädchen, auch die aus den höheren Ständen, hielt man mit gleicher Strenge zu ausdauerndem Fleiß und zur Reinlichkeit an. Ihren Vater sprachen sie nur selten; wünschte sie dieser zu sehen, so wurden sie von der Erzieherin zu ihm geführt, doch nur um in tiefer Demuth und stillschweigend anzuhören, was dieser ihnen zu sagen hatte. Auch die geselligen Formen und die Höflichkeit blieben in der Erziehung nicht unberücksichtigt: außer trefflichen moralischen Lehren, die der Vater dem Sohne gab, ermahnte er ihn auch, niemand bei der Hand oder am Kleid zu fassen, weil dies zudringlich sei, mit gesenktem Haupte zu essen und damit nicht vor Anderen fertig zu werden, nicht geschwätzig zu sein, zu klatschen oder die Leute miteinander zu verhetzen.

Noch weit strammer als der Aztekenstaat in Mexiko war das Incareich in Peru organisirt. Zugleich zeichnete es sich vor jenem durch seinen friedlicheren Charakter aus, und dies legt die Vermuthung nahe, daß vielleicht der Einfluß der aus Mexiko ausgewanderten Tolteken bis hierher gereicht hat, wie denn auch nach der nationalen Ueberlieferung die Zeit dieser Auswanderung mit derjenigen der ersten namhaft gemachten Incas ungefähr zusammentrifft. Mildere religiöse Vorstellungen, wie sie hundert Jahre vor der spanischen Eroberung in dem den Azteken benachbarten und verbündeten Reiche von Tezcuco die reformatorischen Bemühungen des Königs Netzahualcoyotl wieder einzuführen versucht hatten, finden wir in Peru herrschen. In der leuchtenden und belebenden Sonne stellt sich der höchste Gott dar, welchem der Mond schwesterlich, die Gestirne als Gefolge sich gesellen. Nur sparsam und bei besonderen Gelegenheiten werden ihm, um seiner Gunst und Hilfe sich zu versichern, Menschenopfer dargebracht, und was vereinzelte Berichte von ungeheuren Massenopfern zu erzählen wissen, wie sie mit der Todtenfeier oder mit der Inauguration eines Inca verbunden gewesen seien, beruht offenbar auf Uebertreibung. Das gesammte Staatswesen ruht auf der friedlichen Thätigkeit, vor allem des Ackerbaues, demnächst der Gewerbe und des Handels, sucht sich auch am liebsten durch friedliche Eroberungen auszubreiten, seine gebildetere Sprache und seine besseren Gesetze und Ordnungen zur Herrschaft zu bringen, und die allgemeine Wehrpflicht dient vorzugsweise der Vertheidigung und der Erhaltung des gewonnenen Besitzes. An der Spitze des Ganzen steht der Inca als der absolute Herrscher in geistlichen

wie in weltlichen Dingen. Als letzten Zweck des Staates kann man das Fernhalten der Armuth bezeichnen, als nächsten Zweck die Organisation der nationalen Arbeit, welche jenem als wirksamstes Mittel dient und deren physische Seite allerdings ausschließlich dem dienenden Volke zufällt, während dem Adel, der Geistlichkeit und dem Beamtenthum die Pflege des geistlichen Lebens vorbehalten bleibt. „Alles Land, das zu ihrem Reiche gehörte, war in drei Theile getheilt, deren einer Eigenthum der Sonne, d. h. des Tempels, der zweite dem Volke, der dritte dem Inca zugewiesen war, und wurde in der angegebenen Reihenfolge bestellt, so jedoch, daß die Ländereien, deren Ertrag für den Unterhalt der Armen und Kranken, der Wittwen, Waisen und Soldaten bestimmt war, denen vorgingen, welche der Ernährung des Volkes insgemein dienen sollten, das Heer aber vom Inca erhalten wurde. Wer ein Stück Land zu bebauen hatte, bezog von diesem Lande seinen Unterhalt, so lange er mit der Bearbeitung desselben beschäftigt war, und jedem Familienvater wurde mit Rücksicht auf die Zahl seiner Kinder ein Land von bestimmter Größe zugetheilt, das er jedoch nicht als Privateigenthum besaß und nicht erwerben konnte, denn alljährlich wurde eine neue Vertheilung vorgenommen, um den wechselnden Bedürfnissen der einzelnen Familien zu entsprechen; Tribut aber hatte der Landbauer nicht weiter zu leisten außer seiner Frohnarbeit auf den Feldern des Tempels und des Inca, und es wird versichert, daß diese höchstens etwa drei Monate in Anspruch nahm. In unfruchtbaren Jahren wurde das Volk aus den Magazinen des Staates gespeist. . . . Die Bergwerke gehörten ihm (dem Inca) allein. Gold und Silber waren dem Verkehr und dem Privatbesitz überhaupt entzogen: sie durften nach Cuzco nur ein-, nicht aber von dort wieder ausgeführt werden. Alle Kostbarkeiten dienten ausschließlich als Schmuck der Tempel und Paläste und konnten nur als freies Geschenk dem Inca dargeboten werden. Sämmtliche Leistungen für den Staat bestanden nur in Arbeit und eigenen Arbeitsprodukten, außer dem Feldbau namentlich in Anfertigung von Kleidung und Waffen, zu denen das Rohmaterial aus dem Staatsschatze geliefert wurde, und für jede Provinz und jedes Dorf derselben war genau festgesetzt, was und wie viel sie zu liefern hatten." (Waitz.) Auf ähnliche Weise war nicht bloß Justiz und Verwaltung, sondern auch das Privatleben der Unterthanen, Wohnort, Nahrung und Kleidung, Festlichkeiten und Armenpflege durch bestimmte Gesetze fest geregelt, durch welche selbst die Eheschließung dem Bereiche freier Wahl völlig entrückt war. Für die vorschriftsmäßige Handhabung dieser Ordnungen hatte eine in ihren einzelnen Mitgliedern über Gruppen von 10, 100, 1000 und 10,000 Individuen oder Familien zur Aufsicht bestellte und danach abgestufte Beamtenhierarchie zu sorgen. Man sieht, es ist eine Art von Staatssocialismus, was hier organisirt und verwirklicht ist und auf belehrende Weise zeigt, wie dadurch zwar Armuth, Arbeitslosigkeit und Faulheit beseitigt wurde, zugleich aber bei der absoluten Aussichtslosigkeit jedes Strebens, durch Fleiß und Anstrengung die eigene Lage zu verbessern, jede freie Bewegung des Individuums

unterdrückt werden mußte. „Kein Arbeiter konnte," wie Prescott bemerkt, „seine Lage verbessern; wie betriebsam und fleißig er sein mochte, er konnte keine Ruthe Ackerland zu der ihm angewiesenen Scholle hinzu erwerben. Das große Gesetz menschlichen Fortschritts war für ihn nicht da. Er starb in dem Besitzesstande, in dem er geboren war." Dasselbe Gepräge einer von oben herab mit Energie gehandhabten, zugleich aber auch mit willkürlicher Beschränkung verbundenen festen Ordnung trägt nun auch das peruanische Erziehungswesen. „Die Erziehung seiner Kinder blieb zwar dem Vater überlassen, in dessen Gewalt und Dienstbarkeit sie bis zum 25. Lebensjahre standen, doch war er für sie verantwortlich. Für ihre Abhärtung gegen Kälte und Ermüdung wurde besondere Sorge getragen, in den niederen wie in den höchsten Ständen, und auch die vornehmsten Damen nährten ihre Kinder selbst. War das Kind 15—20 Tage alt, so wurde ein Fest gehalten, bei welchem es seinen ersten Namen erhielt: an drei aufeinander folgenden Tagen schor man ihm das Haar und schnitt ihm die Nägel, entwöhnte es und weihete das abgeschnittene Haar der Sonne. Eine Aehnlichkeit dieses Festes mit der christlichen Taufe, die man hat finden wollen, besteht gar nicht, außer daß in den südlichen Provinzen des Reiches das Kind dabei gewaschen und durch gewisse Ceremonien gegen dämonische Einflüsse sichergestellt wurde. Ein zweiter Name trat zu dem ersten bei einem Feste, das nach Cieza (La Cronica del Perú) 10 oder 12 Jahre später begangen wurde und, wenn die letztere Angabe richtig ist, von dem der Ohrendurchbohrung und Wehrhaftmachung verschieden gewesen sein müßte. Letzteres nämlich, das zugleich die Bedeutung eines Huldigungseides gehabt zu haben scheint, welcher dem Inca geleistet wurde, trat erst mit dem 16. Lebensjahre ein. Die jungen Leute von Adel — selbst den Thronfolger nicht ausgenommen, dem bei dieser Gelegenheit nichts geschenkt wurde — fasteten zuerst 6 Tage, dann hatten sie in die Wette zu laufen, miteinander zu kämpfen und wurden einen Monat lang in jeder Weise auf ihre Geschicklichkeit und Gewandtheit, Kraft und Standhaftigkeit geprüft. Nach bestandener Probe durchstach ihnen der Inca die Ohren, wodurch sie in den Adelstand aufgenommen wurden, und verlieh ihnen die Schärpe als Zeichen des männlichen Alters. Ihre geistige Bildung erhielten sie in den öffentlichen Schulen, die, von Inca Rocca gestiftet, nur den Kindern der Vornehmen zugänglich waren; dem Volke Belehrung zu ertheilen blieb verboten, ‚damit es nicht übermüthig werde und den Staat erschüttere'. Der Unterricht, welcher sich auf die Gesetze und Geschichte des Landes, die Religion und die sämmtlichen den Peruanen bekannten Zweige des Wissens erstreckte, wurde natürlicherweise von einigen Mitgliedern der Incafamilie selbst ertheilt, denn diese befanden sich allein im Besitze aller höheren Bildung: letztere mußte mit dem Untergange des Incageschlechtes in Peru ebenfalls gänzlich zu Grunde gehen und die rohe Masse des Volkes allein zurückbleiben." Geknüpft war alle höhere, insbesondere alle gelehrte Bildung, soweit man hier von einer solchen reden kann, an das Verständniß der

sogenannten Quipos, eigentlich nur eines mnemotechnischen Hilfsmittels, welches man nur in einem sehr allgemeinen Sinne als ein Surrogat der Schrift bezeichnen kann. Es bestand „in einem Bündel miteinander verknüpfter Schnüre von gedrehter Wolle, welche sich in Haupt- und Nebenäste von verschiedenen Farben verzweigten und mit Knoten von verschiedener Art versehen waren". Am einfachsten ließ es sich natürlich zur Bezeichnung von Zahlen und Zahlenverhältnissen verwenden. Da aber die verschiedenen Farben ihre bestimmte Bedeutung hatten, Roth z. B. Krieg und Soldaten bedeutete, Gelb das Sinnbild des Goldes, Weiß das des Silbers und des Friedens war, Grün den Mais bezeichnete, so konnten die Quipos dem Kundigen doch auch zur Bewahrung und Fortpflanzung religiöser und bürgerlicher Satzungen und geschichtlicher Thatsachen dienen. Und obwohl das Verständniß und die Deutung derselben und jede ihrer Arten ein besonderes Studium erforderte, auch zu diesem Ende in jeder Provinz Gelehrte bestellt waren, so liegen doch bestimmte Anzeichen dafür vor, daß einige Kunde von ihnen auch unter dem Volke sich verbreitet hat.

Bei aller Anerkennung der bedeutsamen Anfänge eines wirklichen Culturlebens, zu welchem Mexikaner und Peruaner sich erhoben haben und welche um so bewunderungswürdiger erscheinen, wenn man, wofür mancherlei spricht, sie als autochthon gelten lassen muß, ist doch nicht zu verkennen, daß auch diese Völker nicht vermochten, den auf ihnen liegenden Bann des Natürlichen mit klarem Bewußtsein eines höheren Zieles und freier selbstthätiger Geisteskraft zu durchbrechen. Mit den Naturvölkern theilen sie den Mißbrauch des Menschenopfers, welcher bei den Mexikanern wahrhaft ungeheure Dimensionen annimmt und sich zugleich mit der Rohheit des Kannibalismus verbindet, aber auch durch die milderen Gesetze und Sitten des Incareiches nicht völlig hat beseitigt werden können. Man hat zwar jenen mexikanischen Mißbrauch aus dem Bestreben zu erklären versucht, in den auf den übermäßig strengen Winter von 1450 gefolgten Hungerjahren der Uebervölkerung zu steuern. Aber selbst wenn dieser Erklärungsversuch überzeugender wäre als er es in der That ist, so würde doch schon das Ergreifen dieser „einfachsten wirthschaftlichen Maßregel" beweisen, daß auch hier jene Verkennung des Rechtes der Persönlichkeit und jene damit verbundene Geringschätzung des Menschenlebens vorhanden war, wie sie den Naturvölkern eigen ist. Ferner zeigt sich auf den verschiedenen Lebensgebieten, daß die Fähigkeit selbständig fortschreitender Entwickelung bei Peruanern und Mexikanern doch eine eng begrenzte ist: sie kommt bald bei einer Schranke an, welche sie nicht zu überwinden vermögen, um in das freiere und reichere Leben der eigentlichen Culturvölker einzutreten. Von den sehr unzulänglichen Surrogaten ihrer Bildersymbolik und ihrer Quipos sind sie zu einer eigentlichen Schrift nicht vorgedrungen; zwar wird den Mayas in Yucatan der Besitz einer wirklichen Lautschrift nachgerühmt, ob aber oder inwieweit mit Recht, das läßt sich nicht entscheiden, da die unzähligen Bücher, welche sie besessen haben sollen,

durch den Fanatismus der Eroberer sämmtlich vernichtet worden sind. Auf die Bearbeitung des Kupfers verstanden sie sich, zum Gebrauch des Eisens aber sind sie nicht fortgeschritten. In ihrer Sculptur und Malerei sind sie über das rohe Wohlgefallen an abenteuerlicher Karikirung und grellem Farbenschmuck nicht hinausgekommen. Und im politischen Leben haben sie von den beiden Grundbedingungen einer vollkommeneren staatlichen Gemeinschaft nur der einen, der Ordnung, Genüge gethan, die andere aber, die Freiheit und die freie und selbstthätige Betheiligung sämmtlicher Staatsangehörigen an der Erfüllung des Staatszweckes, nicht zu ihrem Rechte zu bringen vermocht. So konnte denn ihre der freien inneren Triebkraft entbehrende mehr mechanische Cultur vor der materiell so geringen, geistig aber überlegenen Macht der europäischen Eroberer nicht Stand halten, sondern mußte vor ihr rasch und fast spurlos zu Grunde gehen. Die geknechteten Völker schlossen sich zum Theil den Eindringlingen als ihren Befreiern an, und der ausgebildete Mechanismus der Verwaltung bot den Conquistadoren auf das bequemste die fertige Maschine dar, in welche sie nur selbst als die von nun an bewegende Kraft einzutreten brauchten. „Ueberall traten sie an die Stelle der höchsten Gewalten, welche sie niederwarfen, auf den Grundlagen der öffentlichen Ordnung, die sie vorgefunden, bauten auch sie ihre Autorität.“ (Ranke.) Es entspricht daher keineswegs den thatsächlichen Verhältnissen, wenn man die beschränkte und so wenig widerstandsfähige Cultur der Mexikaner und Peruaner der Cultur des chinesischen Volkes gleich oder gar über sie stellen will, welche nach allen oben angedeuteten Richtungen hin weiter vorgeschritten ist, die Mitarbeit der einzelnen Glieder des Volkes in viel weiterem Umfange und viel gründlicher angeregt hat und darum auch bis heute gegenüber der europäischen Cultur mit ausdauernder Zähigkeit sich behaupten konnte.

Die Culturvölker des Orients.

Die Unterscheidung der Culturvölker in solche des Orients und des Occidents hat nicht eine bloß geographische Bedeutung, sondern sie bezeichnet auch eine Verschiedenheit im Prinzip der Culturentwickelung selbst. Die höchste Culturaufgabe darf man in jener Harmonie zwischen dem höheren, göttlichen Gesetz und der menschlichen Freiheit finden, in welcher einerseits das Gesetz nicht mehr als äußerer Zwang empfunden wird, sondern als die höchste sittliche Nothwendigkeit von dem Individuum in seinen eigenen Willen aufgenommen und dessen innerste Triebkraft geworden ist, und andererseits der Mensch aus der Freiheit egoistischer Willkür, in welcher er als isolirtes Individuum der Gesammtheit und ihrer gesetzlichen Ordnung sich gegenüberstellte, zu der wahren Freiheit sich erhoben hat, in welcher er im Geiste des Gesetzes wirkt und mit der von diesem beherrschten Gesammtheit als lebendiges Glied sich verbindet. Erst im Christenthum ist jene Harmonie in der Person seines Stifters auf das vollkommenste verwirklicht und zugleich als ethische Grundforderung anerkannt. Dagegen haben sich im Gebiete der natürlichen Religionen der vorchristlichen Welt Orient und Occident in die große Aufgabe so getheilt, daß dort das allgemeine Gesetz überwiegt und die Freiheit der individuellen Entwickelung nicht zu ihrem vollen Recht kommen läßt, hier dagegen das Recht der individuellen Freiheit vorzugsweise betont und schließlich bis zur Verkennung und Verletzung der Pflicht gegen das allgemeine Gesetz und die von ihm geordnete Gesammtheit entwickelt wird. Indem nun im Orient das Gesetz der freien Bewegung des Individuums als ein äußerer Zwang gegenübersteht und von ihm nicht als eine sittliche Nothwendigkeit mit Freiheit anerkannt, sondern wie eine unausweichliche Naturnothwendigkeit empfunden wird, nähern sich die Culturvölker des Orients in höherem Grade als die des Occidents der natürlichen Gebundenheit der Naturvölker. Man müßte darum mit ihrer Cultur- und Erziehungsgeschichte auch dann den Anfang machen, wenn ihre Culturen nicht auch zugleich die ältesten wären.

Die Chinesen.

Literatur: Legge, The Chinese Classics: with a translation critical and exegetical notes, prolegomena and copious indexes. Hongkong and London, 1851—72; von den in Aussicht genommenen 7 Bänden sind bis jetzt 5, der 1., 3., 4. und 5. in je 2 Abtheilungen, erschienen. Der 1. enthält die Prolegomena mit dem Leben des Confucius und Confucian analects, der 3. den Schu-King, der 4. den Schi-King. Victor von Strauß, Schi-King, das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt. Heidelberg, 1880. (Rückerts Schi-King, Altona 1833, ruht auf der ungenauen Uebersetzung, welche der Pater Lacharme um 1733 verfaßt, Julius Mohl 1830 herausgegeben hat.) Du Halde, Ausführliche Beschreibung des chinesischen Reichs. Aus dem Französischen übersetzt mit einer Vorrede von Mosheim. 4 Bde. Rostock, 1748. Käuffer, Geschichte von Ostasien. 3 Bde. Leipzig, 1858 — 60. Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reichs, herausgegeben von Neumann. Stuttgart, 1847. — Plath, Die Religion und der Cultus der alten Chinesen. München, 1862. Happel, Die alte chinesische Reichsreligion vom Standpunkte der vergleichenden Religionsgeschichte. Leipzig, 1882. — Plath, Ueber Schule und Unterricht bei den alten Chinesen. München, 1868. Edouard Biot, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Chine etc., ouvrage entièrement rédigé d'après les documents chinois. Paris, 1845. E. Renan, Histoire de l'instruction publique en Chine (1847), abgedruckt in Mélanges d'histoire et des voyages. Paris, 1878, p. 353—388. — Carriere, a. a. O. I, S. 173—222. Wuttke, II, S. 1—229. Cramer, I, 20—39; II, 1—17. K. Schmidt, I, 75—93. Willmann, I, 143—148. Whitney, Die Sprachwissenschaft. Uebersetzt von Jolly. München 1874, S. 476—482; 613—616.

An der Spitze der eigentlichen Culturvölker genannt zu werden, haben die Chinesen ein gutes Recht, welches sich einerseits auf das hohe Alter, andererseits auf die Eigenthümlichkeit ihrer Cultur gründet. Ihre beglaubigte Geschichte führt bis in das dritte Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung zurück und bezeugt in diesem hohen Alterthum schon das Vorhandensein eines reich entwickelten Culturlebens. Und wenn die ägyptische und nach den neuesten Entdeckungen auch die assyrische oder vielmehr altbabylonische Cultur an der Hand gleichzeitiger Denkmäler noch um ein Jahrtausend weiter sich verfolgen läßt, so erscheint die chinesische zugleich in so eigenthümlicher und in sich abgeschlossener Gestalt, daß sie als Glied in die Entwickelungsreihe der übrigen Culturvölker des Orients sich nicht wohl einfügen läßt, sondern auch um deswillen zweckmäßiger an den Anfang dieser Reihe gestellt wird. Dazu kommt, daß die chinesische Anschauung mit der der Naturvölker so mannigfache Berührungen zeigt, daß man wohl sagen kann, es habe diese in China einen reinigenden Abschluß gefunden, welcher geeignet war, das Prinzip eines eigenthümlichen Culturlebens zu werden.

Daß die Chinesen unter die Culturvölker zu rechnen sind, das kann für keinen einigermaßen Sachkundigen auch nur dem geringsten Zweifel unterliegen. Sie erweisen sich als solches durch nach verschiedenen Richtungen hin geradezu erstaunliche Bethätigungen eines Culturlebens, welches insbesondere über allen

Vergleich höher steht als das der Mexikaner und Peruaner in der Zeit ihrer nationalen Selbständigkeit. So weit ihre Geschichte zurückreicht, erscheinen sie durch eine namentlich in polizeilicher Beziehung schon im fernsten Alterthum mannigfaltig ausgebildete feste staatliche Ordnung verbunden, wie denn ohne eine solche in dem schon damals verhältnißmäßig dicht bevölkerten Lande ein friedliches Zusammenleben nicht möglich war. Die eigentliche Grundlage des bürgerlichen Lebens bildet der Ackerbau, von dem den verschiedensten klimatischen Bedingungen mit Leichtigkeit sich anbequemenden, unermüdlich arbeitsamen und musterhaft sparsamen Volke frühe zu eigentlicher Landwirthschaft fortgebildet, welche den Raubbau vermied, dem Boden wieder zuführte, was die Cultur ihm entzogen hatte, und durch systematische Canalisation für seine Bewässerung sorgte. Ein so entwickelter Ackerbau aber ist ohne das Geleite einer entsprechenden industriellen Thätigkeit nicht denkbar, und in der That reicht die Bearbeitung der Metalle, des Eisens wie der Bronze, bei den Chinesen bis in die mythische Zeit zurück. Ein gleiches, bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückführendes Alter schreibt ihre Tradition der Töpferarbeit zu, wenn auch die Porzellanbäckerei erst im 2. Jahrhundert v. Chr. sich zu entwickeln anfing. Die Seide aber, im Altchinesischen Ser, jetzt Se genannt, hat als das spezifisch chinesische Industrieerzeugniß dem Volk und Land seinen ältesten abendländischen Namen, Seres und Serica, gegeben und dürfte schon bei dem Propheten Ezechiel (16, 10 u. 13) erwähnt sein. Daß nun die Industrie nicht bloß dem Bedürfniß diente, beweisen die insbesondere auf dem Gebiete der Architektur und der Malerei hervortretenden beachtenswerthen künstlerischen Leistungen, die schon in ihren frühesten Anfängen, namentlich durch das ausgezeichnete Geschick in der technischen Behandlung des Materials, Bewunderung erregen; aber auch die Poesie wurde seit den ältesten Zeiten mit bewußter Gesetzmäßigkeit gepflegt, die Musik namentlich wegen ihres ethischen und pädagogischen Einflusses hochgeschätzt. Andererseits ging mit der fortschreitenden Landwirthschaft und Industrie die Entwickelung eines reichen astronomischen, mathematischen, mechanischen und naturkundigen Wissens Hand in Hand. Ein Volk aber, welches durch feste gesellschaftliche Ordnungen so innig zu einem organischen Ganzen verbunden ist, hat nothwendig auch ein starkes Interesse, was es errungen hat, auch auf die nachfolgenden Geschlechter zu verpflanzen. Die Chinesen halten alles einmal Gewonnene mit unvergleichlicher Zähigkeit fest. Sie pflegen und bewahren mit pietätsvoller Sorgfalt und peinlicher Genauigkeit die Geschichte der Vergangenheit ihres Volkes und sorgen für dessen Zukunft durch eine nach festen Grundsätzen auf ein bestimmtes und klar gedachtes Ziel hinleitende Erziehung. Für das eine aber wie für das andere besitzen sie seit uralter Zeit das Hauptmittel, welches allen Naturvölkern und auch den alten Mexikanern und Peruanern fehlt: eine Schrift, welche zwar selbstverständlich der eigenthümlichen Unvollkommenheit ihrer Sprache angepaßt ist, aber doch das durchaus sichere Mittel darbietet, den Gedanken auf eine jedermann zugängliche Weise und

mit nicht mißverständlicher Präcision auszudrücken und zu überliefern, und in welcher eine ebensosehr durch Alter als durch Reichthum und Mannigfaltigkeit ausgezeichnete Literatur niedergelegt ist. Nur aus einem so alten, wohlbegründeten, reichen und selbstbewußten Culturbesitz erklärt es sich, daß das chinesische Wesen nicht allein den benachbarten Naturvölkern gegenüber in seiner Eigenthümlichkeit sich behauptet und wenn diesen ein äußerer Sieg gelang, die Sieger seiner Cultur dienstbar gemacht hat, sondern auch der eingedrungenen überlegenen Bildung des neueren Europas bis heute einen erfolgreichen Widerstand entgegensetzen kann.

Dabei ist es ein mit dem Thatbestande im offenbarsten Widerspruch stehendes Vorurtheil, daß die chinesische Mauer und der Zopf die eigentlichen Symbole des chinesischen Geistes seien, der eben in absoluter Abgeschlossenheit und Stabilität sich gefalle. Die chinesische Mauer ist erst in verhältnißmäßig später Zeit, um 213 v. Chr., errichtet worden, und zwar nicht zum Schutze gegen ausländische Cultur, sondern gegen ausländische Barbarei; und den Zopf haben gar erst die Mandschu im Jahr 1644 unserer Zeitrechnung importirt. Allerdings charakterisirt sich die chinesische Culturentwickelung entschieden als die eines Binnenvolkes, welches von innen heraus an Macht und Bildung allmählich wächst und bei seiner Neigung zu einem ruhigen, arbeitsamen Leben und bei dem reichen Lohn, den sein durch günstige geographische Lage, förderliche klimatische Verhältnisse und eine reiche Mannigfaltigkeit nützlicher Naturerzeugnisse ausgezeichnetes Land treuer Arbeit bietet, weder den inneren Trieb, noch die äußere Nöthigung empfindet, draußen zu suchen, was ihm die Heimat schon reichlich gewährt. „Das Gebiet des ersten Herrscherhauses hatte noch Raum in dem großen Ellenbogen, den der Hoangho in der Provinz Schansi bildet und lange Zeiträume verstrichen, ehe es sich bis zum Yangtsekiang erstreckte. Erst 537 v. Chr. wurde Tschekiang einverleibt und Südchina, d. h. Fokien, Kuangtung, Kuangsi, Kueitscheu im Süden der Nanlingkette durch Colonisten seit 211 v. Chr. erworben, ebenso friedlich oder vielmehr friedlicher als die Unionsstaaten unter unsern Augen über den Mississippi in dem fernen Westen hinausgewachsen sind. An Ausbreitung hat China noch 1255 n. Chr. gewonnen, als die Mongolen Yünnan ihm hinzufügten, ja die Insel Formosa ist erst 1683 in den Besitz des Reiches gekommen." Mit diesen allmählichen und friedlichen Eroberungen des Reiches aber gingen auch fortwährend neue Culturerwerbungen Hand in Hand. Durch das Vorrücken nach Süden gewann der Seidenbau an Ausdehnung und wurde ihm der Anbau des Thees und des Reises zugesellt. Im Jahre 130 n. Chr. führte der Feldherr Tschang-khien den Rebstock ein, dessen Gewächs indessen bis heute in China nicht gekeltert, sondern nur gegessen wird. In die Mitte des zweiten christlichen Jahrhunderts fällt der Anfang der Papierfabrikation, mindestens ein Jahrhundert später die Erfindung der Tusche und wieder um mehr als drei weitere Jahrhunderte später die des Druckes mit geschnittenen Holztafeln. Zu ausgedehnten Seefahrten freilich fühlten sich die Chinesen weder durch persönliche Neigung noch

durch die natürliche Beschaffenheit ihrer Küsten aufgefordert. Indessen sind sie doch um 950 n. Chr. bis nach Sumatra und Singapur, ja nach Makrizis Zeugniß ist ein chinesisches Schiff 1429 bis zum Hafen von Dschidda im rothen Meer vorgedrungen. Und wie sie es sich gerne gefallen ließen, daß durch Vermittelung mongolischer oder wahrscheinlicher türkischer Stämme Roggen, Hafer und Buchweizen, seit dem 7. Jahrhundert n. Chr. von den Molukken her Muscatfrüchte, Kampher, Aloe, Cardamom und Nelken und nach der Entdeckung Amerikas auch der Mais bei ihnen eingeführt wurde, so sind sie jetzt selbst namentlich in diese neue Welt eingedrungen und durch ihre Nüchternheit, Emsigkeit und schlaue Betriebsamkeit den Europäern sehr gefährliche Concurrenten geworden.

Allein bei aller Anerkennung, ja Bewunderung, welche die chinesische Cultur einem aufmerksamen und vorurtheilsfreien Beobachter einflößen muß, kann er doch nicht verkennen, daß ihr auf ihren verschiedenen Gebieten eine bestimmte Schranke gesetzt ist, welche sie nicht zu überschreiten vermag und von welcher man im allgemeinen behaupten kann, daß sie da anfängt, wo es sich darum handeln würde, aus einer mechanischen und technischen Fertigkeit nach bestimmten äußeren Regeln sich zu jener freien geistigen Produktivität zu erheben, welche ihre Regel und das Siegel ihrer Berechtigung in sich selbst trägt. Vor allem bleibt das chinesische Gemeinwesen, selbst in den Formen der ursprünglichsten und einfachsten Gemeinschaft, der Familie, befangen. Im Gebiete industrieller Thätigkeit ist das Pulver den Chinesen viel früher als den Europäern bekannt gewesen, aber sie haben es nur in Feuerwerken verpufft und noch heute befinden sich Bogen und Pfeil unter ihren Vertheidigungsmitteln gegen die Ueberlegenheit europäischer Feuerwaffen. Der Versuch, vom Druck mit geschnittenen Holztafeln zum Gebrauch beweglicher Lettern, dem wesentlichsten Vortheil der Buchdruckerkunst, fortzuschreiten, ist, allerdings auch infolge der ihm ungünstigen Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache und Schrift, wieder aufgegeben worden. Die bildende Kunst zeigt sich in der Architektur unfähig, das Gebäude in seiner gesammten äußeren Erscheinung zu einem Symbol des Zweckes zu machen, welchem es zu dienen bestimmt ist, und begnügt sich, es mit zufälligen und phantastischen äußeren Zierrathen auszuschmücken; und in der Malerei ist zwar das Material und die äußere Technik der Färbung, des Firnisses u. dgl. tadellos, aber es fehlt durchaus an jeder freien künstlerischen Composition, ja an der Beobachtung der einfachsten Gesetze der Perspektive und einer naturgemäßen und wirksamen Vertheilung von Licht und Schatten. Die lyrische Poesie, die einzige, welche bei dem einer nationalen Göttermythe und Heldensage entbehrenden Volke ursprünglich heimisch war, bietet zwar in ihrer herrschenden Form strophenweiser Variation eines immer wiederkehrenden thematischen Grundgedankens gar manche sinnige und innige Dichtung, aber sie zeigt sich doch eingeengt und niedergehalten unter dem Banne reflectirender Nüchternheit und liefert kaum einen Beitrag zur Bestätigung des Wortes, mit welchem Goethe auf die tiefe und reiche eigentliche Lebensquelle

aller wahren Poesie, zumal der lyrischen hingewiesen hat: „So fühl' ich denn in dem Augenblick, was den Dichter macht, ein volles, ganz von Einer Empfindung volles Herz!" Auch in den Novellen, Romanen und Dramen, zu welchen die Chinesen später von Indien her angeregt worden sind, ist nichts zu finden von dem gigantischen Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt, sondern die kleinen Leiden und Verwickelungen des Privatlebens werden mit charakteristischer Detailmalerei dargestellt und „das Ideal der chinesischen Erzählungen ist der Gelehrte, der über die Mitbewerber im dritten Staatsexamen den Sieg davonträgt". Die chinesische Wissenschaft ist vielmehr nur eine auf bestimmte äußere Zwecke bezogene Gelehrsamkeit. Sie fragt nur nach dem Wozu, nicht nach dem Warum, nach jenem Ding, nach welchem wir „unverdrossen mit Schweißperlen auf der Stirn" suchen, „von dessen Dasein aber die Chinesen keine Ahnung haben, und für das sie auch schwerlich eine Schüssel Reis geben würden". Darum haben wir denn auch von ihnen „eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick in den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen". Ihre astronomischen Kenntnisse dienen der Begründung einer festen Zeitrechnung und eines geordneten Kalenderwesens und insbesondere der Feststellung günstiger oder ungünstiger Constellationen, welchen der größte Werth beigelegt wird. Ihre Geschichte wird zu einer trockenen Chronik der äußeren Thatsachen, mögen diese auch wie im Schu-King zur Stütze und Exemplification politischer und moralischer Lehren verwendet werden; ihre Staatswissenschaft wird zu einem System pedantischer Bureaukratie; ihre Moral großentheils zu einer Theorie peinlicher Etikette.

Diese Eingeschränktheit des chinesischen Geistes und Lebens aber findet wieder ihren letzten Grund oder doch ihren unmittelbarsten und prägnantesten Ausdruck in der Religion des Volkes. Die Einfachheit und Klarheit der Grundanschauungen der chinesischen Religion, welche sich von der phantasiereichen polytheistischen Mythologie so völlig unberührt zeigt, hat für den christlichen Beobachter etwas Ansprechendes und macht ihn geneigt, sie über die natürlichen Religionen anderer Culturvölker, der Inder, Griechen, Germanen, zu stellen und jene Anschauungen mit denjenigen des christlichen Monotheismus für verwandter zu halten, als sie in Wirklichkeit sind, ja in ihnen den reichsten und reinsten Ueberrest einer monotheistischen Uroffenbarung zu erkennen. Betrachtet man aber die chinesische Religion im Zusammenhange mit den anderen Lebensgebieten, auf welchen sich doch die Früchte einer so reinen und erhabenen Religionsanschauung erkennen lassen müßten, so zeigt sich vielmehr, daß durch dieselbe Schranke, welche hier dem Culturleben der Chinesen gesetzt ist, auch ihre Religion bedingt wird, und daß ihre einfachen und um ihrer Dürftigkeit willen so klaren Grundbegriffe nicht auf die treue und reine Bewahrung jener ursprünglichen Offenbarung, sondern auf die Nüchternheit des chinesischen

Naturells zurückzuführen sind, welches in kluger Selbstbeschränkung dem im wirklichen Leben unmittelbar Nützlichen zugewendet ist und für ein Eingehen in die Tiefe der religiösen Fragen kein Interesse hat. Die Chinesen sind dadurch zwar vor manchem Irrwege bewahrt geblieben, haben aber auch auf die reichere geistige Entwickelung verzichtet, wie sie Völkern, welche frischer in das volle Leben hineinzugreifen wagten, sich erschlossen hat, und haben des Vortheils sich begeben, durch Schaden klug zu werden und aus dem bis zu seiner ihn selbst vernichtenden letzten Consequenz durchgelebten Irrthum zu vollerer Erkenntniß der religiösen Wahrheit sich zu erheben. Den Bann, welchem die Naturvölker unterliegen, haben die Chinesen durchbrochen. Aus der unmittelbaren und unbewußten Gebundenheit an das Naturleben haben sie sich zur Reflexion über die inneren Gründe der äußeren Erscheinungen und zur Erkenntniß eines allgemeinen Gesetzes erhoben und indem sie diesem gemäß ihr Leben zu gestalten suchen, sind sie eben ein Culturvolk geworden. Ihre Ahnung unsichtbarer Wesen, welche auf Leben und Geschick der Menschen bestimmend einwirken, begnügt sich nicht mit einer unmittelbaren Vergötterung von Naturdingen oder mit einem rohen Fetischismus. Sie erheben sich zur Vorstellung der Welt als eines Ganzen und eines über diesem Ganzen waltenden einheitlichen Gesetzes. Im Zusammenhange damit, daß der Ackerbau die materielle Grundlage ihres Lebens bildet, sehen sie dieses Gesetz in dem Himmel, von dessen Einfluß der Segen der Erde abhängt, dem Thian, repräsentirt, welcher als das herrschende und gebende Prinzip der Erde als dem abhängigen und empfangenden gegenübersteht. Wenn nun dieser Thian zugleich als Schang Ti, der höchste Herr, bezeichnet und gelehrt wird, daß er allgegenwärtig sei und alles sehe und höre, so scheint er damit als eine selbstbewußt und frei über und in der Welt waltende persönliche Gottheit gedacht zu sein. Aber es ist doch zu beachten, daß, als im Jahre 1715 durch päpstliches Edikt den Missionären der römischen Kirche verboten wurde, das Wort Thian als den Namen Gottes zu gebrauchen, und ihnen aufgegeben wurde, statt dessen Thian Chu, Herr des Himmels, zu sagen, die dem Volke natürliche religiöse Anschauung sich mächtiger erwies als der Papst und der von ihm empfohlenen persönlichen Bezeichnung zum Trotz an jener urpersönlichen festhielt. Und wenn es in einem Liede des Schi-King von Thian nach Rückerts Uebersetzung (S. 269) heißt:

> Der Himmel hat zu reden keine Stimme
> Und zeigt sich dir mit keinem Angesicht,

oder genauer nach Strauß (S. 391):

> Des hohen Himmels Wirkungsweise
> Ist ohn' Geruch und ohne Laut,

so wird damit die höchste Macht nicht bloß als eine unkörperliche, sondern auch als eine solche bezeichnet, die weder ihr innerstes Wesen den Menschen offenbart,

noch von ihrem Thun und Treiben persönlich afficirt wird. In der That steht die Angabe eines Liedes im Schi-King, daß der höchste Herr selbst dreimal zu dem König Wen unmittelbar geredet habe, „ganz einsam und fremdartig in der altchinesischen Literatur“ und hat die späteren chinesischen Ausleger in die größte Verlegenheit gesetzt. So hat man denn auch in dem Schang-Ti so wenig wie in irgend einem andern Wort der chinesischen Sprache eine Benennung ausfindig machen können, welche unsern Begriff eines persönlichen Gottes befriedigend ausdrückt. Die chinesische Religion kommt eben in der Hauptsache über den Standpunkt eines nüchternen abstrakten Deismus nicht hinaus, welcher zwar das Dasein einer unsichtbaren höchsten Macht anerkennt, aber auf eine tiefere Erkenntniß ihres Wesens und damit auch auf ein lebendiges persönliches Verhältniß zu ihr verzichtet. Das Bedürfniß, die Kluft, welche so zwischen dem Menschen und seinem Gott befestigt bleibt, auszufüllen, hat den Glauben an die Fortdauer abgeschiedener Menschenseelen und eine Menge von Naturgeistern hervorgerufen. „Beide wurden als Vertreter des Menschen bei dem höchsten Herrn und als Ausrichter seiner Befehle gedacht. Ihre Gunst zu erlangen und zu bewahren, war daher vom größten Interesse, weshalb dieser Ahnen- und Geniendienst im Glauben und Cultus der alten Chinesen einen ebenso großen Raum einnahm, wie bei dem katholischen Volke mancher Gegenden der Heiligen- und Engeldienst, der zwar auch den Gottesdienst nicht verdrängt, aber breit, vielgestaltig und mit mancher Superstition behaftet in den Vordergrund tritt.“ (Strauß.) Wie den abgeschiedenen Ahnen ein festgeregelter und sehr complicirter Cultus gewidmet wird, „so werden als Geister des natürlichen Himmels Sonne, Mond, Planeten und einzelne Sternbilder verehrt, als irdische Geister vor allem die Erde selbst, die vier Weltgegenden, dann Berge und Höhen, Wälder und Thäler, Meere, Flüsse und Quellen; auch gibt es einen Schutzgeist der Wege und Reisen, einen Genius der Dürre u. s. w. Diese Naturgeister folgen den allgemeinen Gesetzen und besonderen Geboten des höchsten Herrn, sie haben Verstand, nehmen Antheil an den menschlichen Dingen und wirken auf dieselben ein, und darum wird mit Opfern und Anrufungen auch ihre Gunst gesucht, werden große Unternehmungen auch ihnen angezeigt.“ Weil die Gedanken der chinesischen Religion jedermann zugänglich sind und sie keine mysteriösen Lehren und Handlungen kennt, deren Bewahrung und Ausübung ein eigenthümliches näheres Verhältniß zur Gottheit und eine dem entsprechende besondere Weihe voraussetzt, so findet sich in ihr trotz dem ausgebildeten Opferceremoniell ihres Gottes- und Geisterdienstes auch nichts von einem Priesterstand. Die Verrichtung des Opferdienstes fiel der patriarchalen Hierarchie der Hausväter zu, deren Stufen von dem geringsten Hausvater bis zu dem Kaiser als dem Haupte der großen Reichsfamilie hinanführten und mit wachsenden gottesdienstlichen Berechtigungen verbunden waren. „Wenn den Ahnen jeder Hausvater opfern durfte, so durften nur die Großen, die Hochgestellten auch den Schutzgeistern des Hauses, nur die Reichsfürsten den Geistern des Bodens und

Feldbaues, der Berge und Flüsse ihres Landes und nur der Kaiser auch noch dem Himmel oder dem höchsten Herrn, der Erde, den vier Weltgegenden und den Hauptgebirgen und großen Strömen des Reiches opfern." Auch „Tempel gab es weder für den höchsten Herrn, noch für die Naturgeister. Nur die Geister der Ahnen, die noch immer als zur Familie gehörend betrachtet wurden, hatten ihre besonderen Hallen oder Tempel und zwar beim Kaiser sieben, bei den Reichsfürsten fünf, drei bei den Großen, eine bei den übrigen Beamten. Dem einfachen Unterthan vertrat deren Stelle ein einfacher Platz im Innern seines Hauses." Ueberall gibt sich die Neigung des chinesischen Geistes kund, das innere religiöse Leben in festgeregelten äußeren Formen erstarren zu lassen. Damit hängt die die Werthschätzung des Guten beeinträchtigende Rücksicht auf das Nützliche und namentlich die äußerliche Auffassung der Sünde zusammen. Allerdings fehlt dem Chinesen nicht das Bewußtsein des Zusammenhangs zwischen Sünde und Irrthum und zwischen dem beide strafenden Uebel. Die Störungen der von Thian festgesetzten Naturordnung durch Stürme und Erdbeben, Ueberschwemmung und Dürre, Sonnen- und Mondfinsternisse werden als Folgen regelwidrigen Verhaltens der Menschen empfunden, nicht aber in gründlicher Reue und Buße als Störungen des richtigen inneren Verhältnisses zu einem persönlichen Gott, gegen dessen heiligen Willen menschliche Selbstsucht und Thorheit sich vergangen hat, und so wird denn auch trotz dem so ausgebildeten Todtencultus „von einer Unseligkeit oder Bestrafung der Bösen im Jenseits nirgends geredet". Und wie eine Verwandtschaft mit der Religion der Naturvölker sich darin zeigt, daß man bei Zeichen und Träume deutenden Wahrsagern die Erklärung vorhandener Uebel und die Mittel ihrer künftigen Abwendung sucht, so beweist auch die niedrige Stellung des weiblichen Geschlechts und die mit der Kindesliebe der Chinesen so auffallend contrastirende, erschreckend weitverbreitete Unsitte des Kindermordes durch den darin sich kundgebenden Mangel an Verständniß für den Werth und das Recht der menschlichen Persönlichkeit als solcher, daß jene Stufe, zu deren charakteristischen Eigenthümlichkeiten gerade dieser Mangel gehört, noch nicht völlig überwunden ist. Bei aller gerechten Würdigung des heilsamen Einflusses, welchen die chinesische Religion auf die Herstellung eines geordneten Volkslebens und insbesondere einer planmäßigen Erziehung geübt hat, wird man sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß ihr abwehrendes Verhalten gegen mythologische Elemente noch keineswegs einen absoluten Vorzug vor mythologischen Religionen begründet, und daß der Zeus des Pindar, des Aeschylus und Sophokles ebenso gewiß höher steht als der Schang-Ti der Chinesen, als die Lyrik Pindars und das Drama des Aeschylus und Sophokles den entsprechenden chinesischen Dichtungen und überhaupt das freie geistige Leben der Griechen dem gebundenen der Chinesen überlegen ist.

Auch die chinesische Geschichte beginnt mit einer mythischen und sagenhaften Periode, welcher der als Gründer der chinesischen Cultur gepriesene Fu-hi

und auch noch die Kaiser des 24. und 23. Jahrhunderts v. Chr., Jao, Schün und Jü (2356—2204) angehören. Festeren Boden gewinnt sie erst mit der um 2204 beginnenden Herrschaft der Dynastie Hia, und von dem Jahre 841 an können auch die chronologischen Angaben als sicher gelten. Die Schicksale des chinesischen Reiches erinnern mannigfaltig an die des früheren deutschen Reiches. Durch fortschreitende Verbindung mit Vasallenstaaten nimmt der äußere Umfang, aber auch die innere Lockerung des Kaiserthums zu. Kräftige und unternehmende Vasallen erheben sich zu einer Macht, gegen welche das herrschende Haus, von seiner ursprünglichen Höhe herabgesunken, nur durch den pietätsvollen Conservatismus sich noch behaupten kann, bis es schließlich doch dem stärkeren Nebenbuhler weichen muß, der nun eine neue Dynastie begründet. So ist auf die Dynastie der Hia (2204—1765) die der Schang (1765—1121) gefolgt, welche wieder den Tscheu (1121—255, bestimmter: 221) Platz machen mußte. Der Begründer der Tscheu-Dynastie, Wu-wang, lebt, wie schon sein Vater Wen, als das Muster eines edeln Herrschers in den Liedern des Schi-King. Seine Nachfolger aber blieben seinem hohen Vorbilde nicht treu und so brach eine Zeit der Zerrüttung und des Verfalls über das Reich herein. In dieser bösen Zeit trat Confucius (Kong-fu-tse oder Kong-tse, d. h. Meister Kong) auf, geboren 551 und gestorben 479 v. Chr. Confucius ist keineswegs ein Religionsstifter, ja nicht einmal für einen Reformator will er nach seinen eigenen Erklärungen gehalten sein. Er wollte nur die altehrwürdigen Ueberlieferungen von heilsamen Lehren und leuchtenden Vorbildern aus den Tagen der frommen Fürsten der Vorzeit, von Entstellungen gereinigt und wohlgeordnet, seinem Volke zu treuer Bewahrung vor Augen stellen und an das Herz legen: „Meine Lehre ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und uns überliefert haben; ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen; ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit; sie ist unveränderlich und der Himmel selbst ist ihr Urheber. Ich streue nur wie der Landmann den empfangenen Samen unverändert in die Erde.“ So haben die verschiedenen Arten der vorhandenen heiligen Ueberlieferungen durch ihn oder doch durch seine Schule in den Kings oder classischen Schriften der Chinesen ihre normale Gestalt erhalten. Die Grundlage des J-King bilden 64 auf Fu-hi zurückgeführte mystische Zeichen, welche aus wagerechten, theils ganzen, theils gebrochenen Linien in verschiedenartiger Zusammensetzung gebildet und mit kosmologischen und moralischen Deutungen und Betrachtungen verbunden sind, aber schon zu Confucius' Zeit nicht mehr recht verstanden wurden. Der Schu-King ist nicht sowohl eine Geschichte als eine politische und moralische Unterweisung auf dem Grunde mahnender und warnender Thatsachen aus der alten Geschichte. Im Schi-King hat Confucius aus einer Anzahl von mehr als 3000 alten Liedern 311 zusammengestellt, davon 6 aber nur noch der Inhaltsangabe nach bekannt waren, von Strauß als „verlorene Lieder“ bezeichnet. Sie zerfallen in vier Abtheilungen, welche der deutsche Uebersetzer durch die Ueberschriften: „Landesübliches“, „große“ und „kleine Fest-

lieder" und „Feiergesänge" charakterisirt. Großentheils tragen sie die deutlichen Zeichen ihrer geschichtlichen Veranlassung und ihrer Beziehung auf bestimmte Persönlichkeiten, namentlich Kaiser und andere Fürsten, an sich: die ältesten reichen bis in die Dynastie der Schang zurück, die jüngsten sind unter dem König Ting (605 bis 584) entstanden. Auch der Ritualvorschriften enthaltende Li-ki ist von Confucius vermehrt worden. Diese vier Bücher, welchen sich noch eine von ihm verfaßte Chronik des Fürstenthums Lu, Tschün-tsien betitelt, anreiht, bilden die eigentlich kanonischen Schriften der chinesischen Literatur. Eine Sammlung denkwürdiger Aussprüche des Meisters haben seine Schüler im Lyn-Yü veranstaltet, von Legge unter dem Titel Confucian analects herausgegeben. Ueberall erscheint Confucius als der vollkommenste Repräsentant des chinesischen Geistes selbst: he was a Chinese of the Chinese, wie Legge es ausdrückt. Jeder Spekulation über metaphysische, theologische und kosmologische Fragen war sein verständig nüchterner Sinn entschieden abgeneigt. Die Religion ging ihm ganz in die Moral auf, und diese selbst war bei ihm wiederum durch stete Beziehung auf das im bürgerlichen Leben Nützliche bestimmt. Ueber außerordentliche Ereignisse, gewaltige Thaten, erschütternde Umwälzungen, rein geistliche Angelegenheiten hat er nach dem Zeugniß seiner Schüler nicht gerne geredet. „Nur immer mit Besonnenheit die richtige Mitte innehalten!" — das ist der stets wiederkehrende Ausdruck seines Moralprinzips. So wenig wie zu den Höhen der Spekulation hinauf steigt er in die Tiefen des Sündenbewußtseins und der Buße hinab. Von einer Verschuldung durch das innere Widerstreben des selbstsüchtigen Eigenwillens gegen den heiligen Willen der Gottheit, von standhaften Leiden oder gar Sterben um der Wahrheit und Tugend willen, von strenger Askese weiß seine Moral nichts: daß nur nicht durch ordnungswidriges Verhalten die von Thian, von welchem Confucius bedeutsamerweise lieber redet als von dem persönlichen Schang-Ti, in die Welt hineingelegte Harmonie gestört werde, das ist alles, was sie fordert. Wenn aber der sittlichen Vervollkommnung ein so bescheidenes Ziel gesteckt wird, so schließt sich von selbst die Lehre an, daß der Mensch von Natur gut sei und nur guter Beispiele bedürfe, um zur vollendeten Tugend herangezogen zu werden. Besonders bezeichnend für die Sinnesart des Meisters ist die Antwort, welche er einem seiner Schüler auf die Frage nach der Fortbauer nach dem Tode gab: „Würde ich sagen, daß die Abgeschiedenen Bewußtsein hätten, so möchten fromme Söhne ihr Vermögen in Todtenfeiern zerrütten; und würde ich jenes Bewußtsein leugnen, so möchten herzlose Söhne ihre Eltern unbeerdigt lassen." Aus dieser Zweckmäßigkeitsrücksicht ist auch bei ihm der Rath zu erklären: „Was du nicht willst, daß andere dir zufügen, das thue ihnen auch nicht," welcher in der chinesischen Moral gewiß nicht so christlich gemeint ist, als er uns lautet. Anderthalb Jahrhunderte nach des Meisters Tode durch Meng-tse (371—288 v. Chr.) noch consequenter aus ihren Prinzipien entwickelt und fester begründet, hat des Confucius Lehre, eben weil sie der Geistesart des chinesischen Volkes so durchaus homogen ist,

die grausame Verfolgung überdauert, welche der gewaltige Schi-hoang-ti (seit 221 v. Chr. Kaiser von China) um 213 über ihre Anhänger verhängte, sowie die Zerrüttungen, welche das entkräftete Reich nach dem Untergange der Tang-Dynastie (907 n. Chr.) durch das Eindringen mongolischer Stämme erfuhr, und die mit Kublaichan, dem Enkel Tschingischans, beginnende Herrschaft der mongolischen Dynastie Juan (1279—1368), endlich auch die Usurpation des Thrones des himmlischen Reiches durch die bis heute herrschenden Mantschu, ja sie hat die fremden Eroberer sich zu unterwerfen vermocht. Dagegen hat der Versuch Lao-tse's, des älteren Zeitgenossen von Confucius (geb. 604 v. Chr.), die mystischen Elemente der altchinesischen Religion in der Tao-Lehre zu sammeln und weiterzubilden, nur ganz vereinzelt Anklang gefunden, und heutzutage bilden die Anhänger dieser Lehre, die Tao-sse, eine von den gebildeten Chinesen verachtete Sekte, bei welcher wenig von tiefsinniger Mystik, aber viel roher Aberglaube an Wunder und Zaubermittel zu finden ist. Auch der schon 68 v. Chr. von indischen Sendboten in China verkündete Buddhismus konnte erst im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung größere Verbreitung gewinnen und zwar nur in der Gestalt, in welcher seine überfreie Spekulation in das entgegengesetzte Extrem plumper Heiligen- und Reliquienverehrung und eines geistlosen Mechanismus im Cultus umgeschlagen war.

Die unverkennbaren Schwächen der chinesischen Auffassung und Handhabung der Lebensaufgabe dürfen aber nicht hindern, auch ihre Stärke und ihre großen Vorzüge anzuerkennen. Von den beiden Faktoren, auf deren richtiger Wechselwirkung ein vollkommenes Gemeinschaftsleben beruht, der Freiheit und der Ordnung, kommt in China die Freiheit nicht zu ihrem Rechte, die Ordnung aber wird auf das entschiedenste gewahrt. Sie ruht hier auf der festen Naturbasis der Familie und demgemäß zugleich auf der sittlichen Gesinnung der Pietät, welche die eigentliche Cardinaltugend des chinesischen Volkes bildet. Die Eheschließung gilt als eine heilige Pietätspflicht des Mannes, durch deren Erfüllung den Ahnen die Erhaltung ihres Stammes, ihres Gedächtnisses und ihrer Verehrung gesichert werden soll; und weil nur die Söhne den Stamm der Familie fortpflanzen, werden sie so viel höher als Töchter von den Eltern geschätzt und begehrt. In der Ehe soll nach der Forderung des Gesetzes die Frau dem Manne als ihrem „hohen Herrn" in unbedingtem Gehorsam unterthan sein. Sie ist auf das Haus, die häuslichen Sorgen und Arbeiten eingeschränkt, und in diesem Volke, dessen ganze Bildung recht eigentlich auf seiner Literatur beruht, können $^{9}/_{10}$ aller Frauen weder lesen noch schreiben. Aber wie in Israel wird auch hier die Strenge des Gesetzes durch den persönlichen Verkehr im wirklichen Leben gemildert. Auch in den Liedern des Schi-King erklingt „das Lob des tugendsamen Weibes" und des großen und heilsamen Einflusses treuer Gattinnen und Mütter. Zwar sind dem Chinesen neben der eigentlichen Gemahlin noch Nebenfrauen gestattet; aber ab-

gesehen von dem Kaiser, den Fürsten und den hohen Beamten, zu deren vollem Hofstaate die Vielweiberei gehört, wird diese, ähnlich wie im Alten Testamente, nicht begünstigt, auch ist das Verhältniß der Nebenfrauen zu der eigentlichen Gemahlin seit alter Zeit gesetzlich geordnet. Das alles schließt freilich nicht aus, daß im einzelnen Falle die Frau unter der Mißachtung und Mißhandlung von Seiten des Mannes schwer zu leiden hat, und nach neueren Berichten scheint das in der Gegenwart so häufig der Fall zu sein, daß die Behauptung, es gebe in China selten eine glückliche Ehe, nicht unbegründet sein mag. Das Verhältniß der Kinder zu den Eltern ist das der ehrerbietigsten Pietät, zunächst gegen den Vater, dann gegen die Mutter. Und wenn die dem Chinesenthum eigene gesetzliche Aeußerlichkeit auch dieses freie sittliche Verhältniß unter den Bann bestimmter Formen und Normen gebeugt hat, welche auch den längst zum Manne herangereiften Sohn dem Vater gegenüber in Unselbständigkeit darniederhalten, so fehlt es doch nicht an zahlreichen Zeugnissen aufrichtiger und inniger Eltern- und Geschwisterliebe. Wie rührend klingen die im Schi-King öfter wiederkehrenden Klagen, in welchen der draußen im Kriegsdienst stehende Sohn oder der zu einem dringlichen Geschäft ausgesendete Beamte in Sehnsucht nach dem Elternhause das Thema ausführt: „Wie dächt' ich nicht der Wiederkehr? Doch Königsdienst will kein Versäumen, — mir ist das Herz vor Kummer schwer: ich darf den Vater nicht ernähren, ich darf die Mutter nicht verpflegen!" Wohl darf man nach dem schönen Worte von Strauß den mehr als viertausendjährigen Bestand des chinesischen Wesens als eine Erfüllung der Verheißung des vierten Gebotes ansehen. Aber nicht bloß die Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Eltern und Kindern, älteren und jüngeren Brüdern und zwischen Freunden, auch das letzte und umfassendste der fünf Grundverhältnisse der Menschen, welche man von alters her annahm, sollte durch die Pietät bestimmt werden: das Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthan. Auch der chinesische S t a a t ruht auf der Grundlage der Familie, ja er ist nichts Anderes, als die aus dem natürlichen Familienleben entwickelte, patriarchalisch geordnete große Volksfamilie selbst. Das väterliche Haupt dieser Familie ist der Kaiser, der menschliche Repräsentant des Himmels selbst, daher Thian-tse, Himmelssohn, genannt. Sein Beruf ist, die himmlische Ordnung im Erdenleben aufrecht zu erhalten und auszubreiten, und dazu dienen ihm seine Beamten von den Reichsfürsten bis zu den Gemeindevorstehern und zu den einzelnen Hausvätern herab. Dem patriarchalischen Charakter dieses Regimentes entsprechend ist auch die höchste Staatspflicht die Pietät. Wie die Störung der häuslichen Ordnung, so wird auch jedes Vergehen gegen die Ordnung des Staates als eine Verletzung der Kindespflicht empfunden: Untreue gegen den Kaiser ist Verletzung der Kindespflicht, Gewissenlosigkeit und Fahrlässigkeit in der Verwaltung eines Amtes, Feigheit im Kriege, Unlauterkeit im Verkehr mit Freunden ist Verletzung der Kindespflicht, jede Ordnungswidrigkeit und Unverständigkeit im äußeren Verhalten Verletzung der Kindespflicht; und die Züchtigungen, durch welche

Nachlässige oder Widersetzliche zur Pflichterfüllung angehalten werden, lassen auch die höchsten Beamten sich gefallen, ohne darin eine Verletzung ihrer Menschen- und Manneswürde zu finden. Weil alle Machtfülle in dem Kaiser sich concentrirt, so erscheinen ihm gegenüber alle Unterthanen wie die Glieder einer Familie als von Haus aus gleich. Wohl sind die höheren amtlichen Stellungen in ihren verschiedenen Abstufungen mit gewissen Standesvorrechten verbunden; aber die Stände sind keine abgeschlossenen Kasten und ihre Vorrechte sind nicht erblich: wie der Unwürdige von seiner Höhe in die Niedrigkeit herabsinkt, so kann sich der Würdige aus seiner Niedrigkeit zu den höchsten Ehren erheben. Die Sklaverei, welche das alte Reich gar nicht kannte, ist erst später infolge der wachsenden Uebervölkerung entstanden, indem in ihrer Subsistenz Gefährdete sich freiwillig in den Dienst wohlstehenderer Mitbürger begaben; und auch den Sklaven steht, wieder an das alttestamentliche Gesetz erinnernd, gesetzlicher Schutz zur Seite, so daß es nicht als herzlose Verleugnung der Elternpflicht, sondern als natürliche Fürsorge zu beurtheilen ist, wenn arme Eltern die eigenen Kinder als Sklaven verkaufen. Wenn es nun die Natur des patriarchalischen Regimentes mit sich bringt, daß die Autorität von der kaiserlichen Spitze aus auf die Beamten des Reichs von Stufe zu Stufe übergeht und der einer Stufe angehörende ebenso dem höheren in absoluter Abhängigkeit, wie dem niederen in absoluter Machtvollkommenheit gegenübersteht, daß dagegen der einzelne Unterthan nur ein ohne freie Selbstbestimmung arbeitendes Rad in der großen Staatsmaschine ist und die Obrigkeit zwar alles für das Volk thun, aber nichts durch das Volk gethan wissen will; so ist doch dem Mißbrauch der Herrschergewalt eine Grenze gesetzt, und zwar in dem „Gesammtbewußtsein des Volkes“. Verleugnet der Kaiser seinen Beruf, die himmlische Ordnung im Reiche zu bewahren und zu pflegen, und veranlaßt er dadurch verderbliche Störungen in der Natur und bringt er Unheil über das Volk, anstatt dessen materielles und geistiges Wohl zu fördern, so ist das Volk in seinem Rechte, wenn es die ewigen Gesetze des Himmels selbst gegen dessen unwürdigen Vertreter zur Geltung bringt, und es ergeht über diesen das gerechte Gericht des Himmels, wenn er sammt seinem Herrscherhause gestürzt und ein anderes an seine Stelle gesetzt wird. Es ist ein Hauptaugenmerk der chinesischen Geschichtschreibung, zu zeigen, wie in den früheren Geschicken des Reichs die Weltgeschichte auf diese Weise sich als das Weltgericht bethätigt hat. Aber obgleich so das conservative Volk die Revolution theoretisch als ein Recht verkündet, so findet doch eine jede durch Aufstand im Innern oder durch Eroberung von außen bewirkte Umwälzung die alles selbständigen Entschließens und Handelns Entwöhnten praktisch so unvorbereitet, daß die Beamten in solchen politischen Krisen, rathlos und verzweifelnd, sich häufig selbst den Tod geben, während die Masse des Volkes in gewohnter Passivität den Regierungswechsel über sich ergehen läßt. Sie haben eben in einem Staatsleben, welches in den primitiven Formen der Familiengemeinschaft befangen bleibt, in Unmündig-

keit niedergehalten, zwar gelernt, der bestehenden Ordnung gehorsam sich zu fügen, nicht aber in geistiger Freiheit und Selbständigkeit die Aufgaben des Lebens in ihrer Tiefe, Weite und Höhe zu erfassen und sie in einer mit dem Wechsel der äußeren Verhältnisse fortschreitenden freien geistigen Bewegung ihrer Lösung entgegenzuführen.

Wir haben bei diesen allgemeineren Betrachtungen so lange verweilen müssen, weil offenbar durch seine Familienmäßigkeit, vermöge deren es durchaus auf der Autorität der Herrschenden und auf der Pietät der Beherrschten beruht, das gesammte Staatswesen Chinas einen pädagogischen Charakter empfängt und die Fürsorge für die Erziehung der Jugend nur eine mit Nothwendigkeit aus ihm sich ergebende besondere Lebensäußerung ist. Nicht mit Unrecht hat man das ungeheure Reich der Mitte, welches ein Drittel der gesammten Menschheit umfaßt, eine große Kinderstube genannt. Dadurch aber, daß das chinesische Volk zugleich ein gelehrtes Volk ist, welches seit uralter Zeit eine im allgemeinen Gebrauche befindliche Schrift und eine reiche Literatur besitzt, ohne deren Kenntniß kein Chinese an der Leitung oder auch nur an dem geistigen Leben seines Volkes theilnehmen kann, wozu doch allen den im Grunde gleichberechtigten Gliedern der großen Familie der Weg geöffnet werden muß, dadurch hat die große Kinderstube zugleich zu einer großen Kinderschule werden müssen, indem das väterliche Regiment der Pflicht sich nicht entziehen konnte, für die Mittheilung der erforderlichen Kenntnisse an das heranwachsende Geschlecht Sorge zu tragen. Die Art und Weise des chinesischen Schulunterrichts ist nun durch die Eigenthümlichkeit der chinesischen Sprache und Schrift in so hohem Grade bedingt, daß vor dem Eingehen auf das Einzelne noch eine vorläufige Bemerkung darüber geboten scheint. Die chinesische Sprache ist eine einsilbige Sprache. Auch sie ist auf der ersten Stufe der sprachlichen Entwickelung stehen geblieben, indem sie nur aus einsilbigen Wurzeln besteht, welche, wie es in der Sprache der Kinder geschieht, bestimmte Anschauungen und Begriffe ausdrücken, aber weder flektirt werden, noch wie unsere Präpositionen und Conjunktionen zur Bezeichnung des gegenseitigen Verhältnisses der Begriffe dienen. Aber der ausgezeichnete praktische Verstand der Chinesen weiß dieses unvollkommene Material auf die mannigfaltigste Weise zweckmäßig zu verwenden. Schon durch den verschieden modulirten gesangartigen Accent werden Bedeutungsunterschiede ausgedrückt und die ungefähr 450 ursprünglichen Wurzeln auf die etwa dreifache Zahl wirklicher Wörter vermehrt. Auch diese leiden freilich immer noch an einer großen Vieldeutigkeit, wie etwa unser deutsches Reif das Faßband oder den gefrorenen Thau oder den Zustand der Zeitigung bezeichnet. Auch die verschiedenen Modifikationen eines Grundbegriffes werden in dem Worte selbst nicht kenntlich gemacht. So bedeutet im Chinesischen die Wurzel ta im allgemeinen „groß sein“; daraus kann nun sowohl ein Substantiv „Größe“, sowie ein Adjektiv „groß“, als auch ein Verbum, das entweder „groß sein“, oder „groß machen, vergrößern“ bedeutet, endlich ein Adverbium „sehr“ werden. Zur Be-

stimmung der jeweiligen Bedeutung des Wortes dient nun besonders dessen Stellung im Satze, für welche der Sprachgebrauch im Laufe seiner Entwickelung ganz feste Regeln hervorgebildet hat. „Das Subjekt steht vor dem Prädikat, das Attribut vor dem zu Bestimmenden, die Vorstellung eines thätigen Wesens geht dem Gegenstand voran, auf welchen die Thätigkeit sich richtet. Mann groß, die Vorstellung des Mannes und der Größe so hingestellt, sagt, daß der Mann groß sei; Mann groß Staat, dieser Satz gibt dem Begriff der Größe die Beziehung auf ein Objekt, sagt, daß der Mann den Staat groß mache." Ferner hat die Tradition eine Anzahl von Wurzeln dazu bestimmt, anderen, mit welchen sie verbunden werden, eine genauere Bedeutung zu geben. So „gibt es einzelne, durch deren Beifügung andere Wurzeln zu einem Hauptwort erhöht werden. Die Wurzel thau Kopf hat diese Wirkung überall. So kann tschi je nach seiner Stellung zeigen oder Finger bedeuten, tschi-thau aber heißt stets Finger. — Wiederum wird eine Wurzel mit der Bedeutung Sohn tsz zu Verkleinerungen verwendet, so daß aus Schwert tau, Schwertsohn tau-tsz mit der Bedeutung Messer gebildet wird." Endlich sind zur Bezeichnung eines Allgemeinbegriffes Verbindungen von Wurzeln, welche die unter jenen fallenden Einzelbegriffe ausdrücken, in ständige Uebung gekommen. Fu bedeutet Vater, mu Mutter, fu-mu Eltern; der Begriff Tugend wird durch die Verbindung der vier Cardinaltugenden Treue — Pietät — Mäßigung — Gerechtigkeit wiedergegeben. Alle diese sinnreichen Mittel aber, die Vieldeutigkeit der Wurzeln zu präzisiren, nöthigen den Redenden, um recht verstanden zu werden, den Hörenden, um recht zu verstehen, fortwährend zu aufmerksamer Denkthätigkeit. Das Chinesische ist, wie Stanislaus Julien sagt, nicht eine Sprache der Grammatik und des Gedächtnisses, sondern der Logik und der Raisonnements. In noch höherem Maße, als von der gesprochenen, gilt dies von der Schriftsprache. Auch die chinesische Schrift ist ursprünglich Bilderschrift gewesen, hat sich aber frühe zu conventionellen Zeichen gestaltet, an welchen von ihrer ursprünglichen bildlichen Bedeutung wenig mehr zu erkennen ist, und welche vor etwa tausend Jahren die Gestaltung angenommen haben, die bis auf den heutigen Tag stabil geblieben ist. Wie nun der Wortvorrath vornehmlich durch Zusammensetzung gewachsen ist, so haben auch die einfachen Schriftzeichen, die z. B. die Sonne durch einen Kreis mit einem Punkt darin, einen Berg durch drei Spitzen darstellten, eine wesentliche Vermehrung durch die üblich werdende Zusammensetzung mehrerer Zeichen zu einem neuen erfahren. „So ergeben die nebeneinander gesetzten Zeichen für Berg und Mann das gewöhnliche Zeichen für das Wort Eremit; Haushälterin wurde durch die drei Zeichen für Frau, Hand und Besen ausgedrückt. Ein gutes Stück weiter half die Allegorie: so stellten Sonne und Mond nebeneinander den Begriff des Lichts, ein Ohr zwischen zwei Thüren den des Horchens dar." Besonders fruchtbar aber erwies sich die Modifikation der ursprünglichen Zeichen für die im Chinesischen so überaus zahlreichen mehrdeutigen Wörter durch beigefügte Unterscheidungszeichen. Hatte man ein Zeichen für ein solches Wort in

einer seiner Bedeutungen erdacht, „so lag es nahe, dasselbe auch da zu gebrauchen, wo dieses Wort in irgend einer anderen Bedeutung vorkam, wobei man dann nur ein kleines Unterscheidungszeichen daran anzubringen brauchte. Gerade so wäre es, wenn wir z. B. unser Wort Hahn, wo es das Thier bedeutet, durch eine die Gestalt des Thieres roh darstellende Zeichnung, und wenn es ein anderes Mal den Hahnen am Gewehr bedeutet, durch dasselbe Bild, aber mit einer Kugel oder mit einem Gewehrlauf daneben darstellen wollten. In der chinesischen Schrift hat dieses Prinzip die entschiedenste Anwendung gefunden; z. B. ein in seinem Ursprung nicht mehr deutliches Zeichen für weiß, das pe ausgesprochen wird, bedeutet, wenn ihm das Zeichen für Baum vorausgeht, pe ‚ein Cypressenast'; mit dem Zeichen für Mann pe ‚der ältere Bruder', mit dem Zeichen für Manen pe ‚der Keim des Lebens in seiner Fortdauer nach dem Tode' u. s. w. Das Zeichen für Mensch kann beinahe sechshundert Combinationen eingehen, in denen es allemal etwas auf den Menschen Bezügliches ausdrückt, und das Zeichen für Baum kann sogar auf neunhundert verschiedene Arten mit anderen combinirt werden, wo es dann Arten von Bäumen, von Holz und von hölzernen Geräthschaften ausdrückt." „Ist somit diese Sprache in mehreren der wesentlichsten Beziehungen die ärmste, unentwickeltste, die wir überhaupt kennen, so gibt es doch andererseits selbst unter den höchst organisirten Sprachen nur wenige, die zu höheren und mannigfacheren Zwecken verwendet worden sind, und will man billig sein, so darf man nicht übersehen, sondern muß vielmehr mit der unbedingtesten Anerkennung darauf hinblicken, wie die Chinesen so in der Sprache wie auf gewissen Gebieten der Kunst und Industrie ein unvergleichliches Geschick bewiesen haben, mit rohen und unvollkommenen Werkzeugen große Dinge zu verrichten." (Whitney-Jolly.) Nur daraus erklärt es sich, daß eine Sprache, die eigentlich nur aus ein- bis zweitausend Wörtern besteht, doch einen mehrere Zehntausend umfassenden Vorrath von Schriftzeichen zum Ausdruck bestimmter Wortbedeutungen aufzuweisen hat. Das kaiserliche Wörterbuch des Khang-hi verzeichnet genau 42,718 solcher Wörter. Davon kommt etwa der vierte Theil nur noch in den kanonischen und klassischen Büchern und etwa in amtlichen Dokumenten vor, um den alten Stil nachzuahmen, ist aber sonst im Neuchinesischen nicht mehr im Gebrauch. Auch die Hälfte des Restes kann als höchst selten vorkommend betrachtet werden, so daß nur ungefähr 15,000 Wörter als wirklich gebräuchlich übrig bleiben und schon die Kenntniß von 9000, welche in einem besonderen Handbuche gesammelt waren, für die Stelle eines kaiserlichen Geschichtschreibers qualificirte. Für gewöhnlich werden nur drei- bis fünftausend gebraucht, zu deren Verständniß wieder ein paar hundert Schlüssel dienen. Immerhin genug, um einen umfangreichen und genauen Sprach- und Schreibunterricht umsomehr zu einer allgemeinen Nothwendigkeit zu machen, als die chinesische Sprache in der Schrift erst ihre vollkommene Ausbildung gefunden hat und ohne sie nicht klar und sicher verstanden werden kann. Wer aber vollkommen zu schreiben versteht, der ist damit auch ein vollendeter Gelehrter. Tinte, Papier, Schreibzeug

und vor allem der Pinsel zum Malen der Schriftzeichen bilden seinen wichtigsten Apparat und sein Wahrzeichen. Für einen „feinen Pinsel" zu gelten, ist der höchste Ruhm und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften führt den Ehrennamen Han-lin-youen, d. i. Comité des Waldes der Pinsel.

Daß nun die Sorge für Erziehung und Unterricht wesentlich als eine Pflicht des patriarchalischen Regimentes angesehen wird, das versteht sich nach dem bisher Bemerkten von selbst. Auch der so intensive Familiensinn der Chinesen ist dem Staatsschulwesen nicht hinderlich, sondern förderlich gewesen. Keine Erziehung, bemerkt Meng-tse, sei ohne Ungehorsam, also ohne Erbitterung; Vater und Kinder aber dürfen sich nicht gegenseitig erbittern, wenn die Liebe nicht leiden solle, und darum sei es besser die eigenen Kinder anderen Lehrern und namentlich öffentlichen Schulen zur Erziehung zu übergeben. Die beiden Hauptpflichten des Kaisers und seiner Regierung bestehen in der Fürsorge für das materielle Wohlbefinden und demnächst für die geistige Bildung des Volkes. Meng-tse sagt nach Plath: „Wenn für die Erziehung in den Schulen Tschiang und Siü gesorgt wird, wenn die Jugend sorgfältig angehalten wird zur rechten Pietät und Bruderliebe, dann brauchen Grau- und Weißhaarige nicht auf Schultern und Köpfen Lasten zu tragen auf Wegen und Stegen. Wenn dagegen die Menschen bloß gesättigt, warm gekleidet sind und bequem wohnen, aber ohne Erziehung sind, dann nähern sie sich den wilden Thieren." Und der Li-ki: „Der weise Fürst, der alle seine Gedanken auf die Ausübung der Gesetze richtet und gute Männer zu Aemtern beruft, kann wohl einigen Ruf erlangen, aber das genügt nicht, die Menge zu bewegen; der, welcher die Weisen aufsucht und auch mit solchen, die weit unter ihm stehen, sich verbindet, thut genug, die Menge zu bewegen, aber doch noch nicht genug, sein Volk umzuwandeln; wünscht der Weise sein Volk umzuwandeln und die Sitten zu vervollkommnen, so muß er den Unterricht befördern. Der Jaspis, der nicht bearbeitet worden, gibt kein vollendetes Gefäß; so kennt der Mann, der nicht studiert hat, auch nicht den rechten Weg oder das Prinzip. Daher stellten die weisen Könige des Alterthums bei Gründung von Reichen und bei der Leitung des Volkes die Belehrung desselben und das Studium voran." Die chinesische Tradition führt die Organisation des Erziehungs- und Schulwesens bis auf die Dynastien von Schang und Hia, also bis in das 2. und 3. Jahrtausend v. Chr., ja bis in die mythische Zeit Jaos zurück und jedenfalls kann als Thatsache festgehalten werden, daß China vor mindestens dreitausend Jahren schon eine Schulorganisation besessen hat, wie sie nicht allein bei keinem anderen alten Volk auch nur in annähernder Ausbildung vorhanden gewesen, sondern sogar in Deutschland vor dem gegenwärtigen Jahrhundert nicht zur Durchführung gekommen ist. Nach einer Stelle des Schu-King scheint auch in ältester Zeit schon, ähnlich wie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, eine bestimmte Abtheilung der Ländereien für Schul- und Unterrichtszwecke ausgesondert worden zu sein. „Für Anstellung und Beförderung entschied

nicht das Wissen allein. Es zeugt von ächter Weisheit, daß die Tüchtigkeit des Einzelnen nach der gleichmäßigen sittlichen, geistigen und körperlichen Ausbildung geschätzt wurde. Um diese erlangen zu können, bestanden Schulen durch das ganze Reich und zwar nach Alter, Fähigkeit und Lehrgegenständen fünffach abgestuft. In die Kleinschulen traten die Achtjährigen ein, die Fünfzehnjährigen in die Großschulen. Wer in diesen sich auszeichnete, wurde in das Distriktslyceum, und wer in diesem, in die hohe Fürstenschule aufgenommen. Die vorzüglichsten Schüler der letzteren erhielten in der kaiserlichen Hochschule ihre völlige Ausbildung. Nur von den beiden letzteren Anstalten ist in den Liedern (des Schi-King) die Rede, alle aber waren ebensosehr Erziehungs- als Lehranstalten, wie dies die Rubriken zeigen, nach denen die Abgegangenen schließlich beurtheilt wurden. Es waren dies 1. Die sechs Tugenden: Verstand, Menschenfreundlichkeit, Weisheit, Wahrhaftigkeit, Maßhalten und Einträchtigkeit. 2. Die sechs Pflichten: Kindliche Ehrerbietung, Treue in der Freundschaft, gütiges Benehmen, Verwandtenliebe, Zuverlässigkeit und Barmherzigkeit. 3. Die sechs Wissenschaften und Künste: Die religiösen und sonstigen Gebräuche, die Musik, das Bogenschießen, das Wagenlenken, das Schriftthum, wozu alle literarischen Kenntnisse und die der Schriftzeichen und der Schriftarten gehörten, endlich die Arithmetik. Das spätere Examinationswesen bestand im alten Reiche noch nicht. Man befragte das Urtheil der Lehrer und die Stimme des Volkes." (Strauß.) Das neuere China unterscheidet sich von dem alten dadurch, daß jetzt der Staat für Gründung und Erhaltung von Elementarschulen fast gar nichts thut; die Schulen sind keine Staatsanstalten, sondern Privatanstalten, wohl aber sorgt er durch ein sehr ausgebildetes System von Staatsprüfungen dafür, daß in den Schulen das seinen Forderungen Entsprechende geleistet und die nothwendige Uebereinstimmung im Unterricht erhalten wird. Nachdem eben die Regierung die Schulen einmal eingerichtet hatte und sie durch die Gewohnheit von Jahrhunderten und Jahrtausenden zu einem Bedürfniß des Volkes geworden waren, konnte diesem ihre fernere Erhaltung überlassen werden, und in der That gibt es in China kein Dorf, welches nicht seine Schule hätte; immer aber zeigt das Schulwesen der neueren Zeit, daß es bis ins Einzelste hinein auf einer Tradition ruht, welche bis zu den staatlichen Schuleinrichtungen der ältesten Zeit zurückleitet. Andererseits zeigen sich auch in diesen schon die Keime der später so entwickelten Staatsprüfungen, wie denn solche von einem Staatsschulwesen nicht wohl getrennt werden können, da der Staat sich doch überzeugen muß, ob die von ihm gegründeten Anstalten seinen Zwecken entsprechen und insbesondere ihm die nöthige Anzahl brauchbarer Beamten liefern. Die Ko-tao, eine neben Kaiser und Mandarinen bestehende Aufsichtsbehörde, welche „als eine Art Censoren oder Ephoren die Ausführung der Reichsgesetze zu überwachen hatte, wird auch das Schulwesen ihrer Prüfung unterworfen haben, und indem die oben genannten sechs Tugenden, sechs Pflichten und sechs Wissenschaften und Künste die zu erreichenden Bildungsziele feststellten, gaben sie zugleich die Ge-

sichtspunkte an, nach welchen die Beurtheilung vorzunehmen war. Aus Biot's quellenmäßiger und gründlicher Darstellung der Geschichte der chinesischen Erziehung ergibt es sich, daß in China von alters her in Beziehung auf die Leitung des Staates und insbesondere auf die Bestellung der Staatsbeamten zwei Richtungen sich bekämpften, welche trotz ihrem Gegensatze doch beide aus der Natur des patriarchalischen Regiments sich erklären. Denn einerseits erschienen gegenüber dem alle Macht in sich vereinigenden Haupte der großen Volksfamilie alle Glieder als gleichberechtigt; andererseits konnte das Haupt aus seiner absoluten Machtvollkommenheit das Recht ableiten, über alles nach Willkür zu verfügen. Aus jener ersten Anschauung ergab sich die dem Prinzip nach bis heute aufrecht erhaltene Forderung: „Es gibt in China keinen Adel und keine privilegirte Klasse; jeder, auch der Aermste, kann zu den ersten Stellen im Staate aufsteigen, wenn er die von diesem angeordneten Staatsprüfungen besteht;" aus dieser letzteren ging die Neigung der Machthaber hervor, Aemter und Würden nach Gutdünken und persönlicher Gunst zu vergeben. Es liegt in der Natur der Sache, daß dieses willkürliche Verfahren in der Regel es war, was den Untergang der Dynastien und den Verfall des Reiches herbeiführte, wo dann die Forderung, daß nur die in den Prüfungen als würdig Bewährten Staatsbeamte werden sollten, als eine heilsame Reformation begründend, der herrschend gewordenen Mißregierung entgegentrat. Die bedeutendste und folgenreichste dieser Reformationen war die, welche zu der Zeit, da die Dynastie der Tscheou (1121—255 v. Chr.) namentlich infolge der eingerissenen Erblichkeit der Aemter ihrem Untergang entgegenging, Confucius selbst hervorbrachte, indem er sie auf die in den Kings niedergelegten guten Traditionen des alten Reiches gründete. Nach Schi-hoang-ti's blutiger Gegenreformation gelang es denn der Dynastie Han (206 vor — 263 n. Chr.) die Lehre des Confucius zur Geltung zu bringen, und im Zusammenhange damit wurde von ihr die Abhängigkeit der Anstellungen von dem Ausfall der Prüfung geradezu als eine sehr wichtige und wirksame politische Maßregel eingeführt. Indessen wurde schon gegen Ende dieser Dynastie und noch mehr unter den zunächst auf sie folgenden nur sehr kurze Zeit regierenden Dynastien theils durch die Opposition der Anhänger der Tao-Lehre Lao-tse's, theils durch einreißende Eunuchenwirthschaft die gute Ordnung wieder gestört, und auch den anerkennenswerthen Bemühungen der Sui (589—617) und Tang (617—906) gelang es namentlich wegen der fortwährenden Eifersüchteleien und Conflikte zwischen den Unterrichts- und Cultusministern nicht, sie völlig wieder herzustellen. Erst die Sung-Dynastie (961—1280), das eigentlich gelehrte Herrscherhaus Chinas, gab durch Wiederherstellung der kaiserlichen höheren Bildungsanstalten und durch Regelung der Prüfungen, welche den Zugang zum Staatsdienst eröffneten und von welchen die höheren in Gegenwart des Kaisers selbst vorgenommen wurden, dem Schulorganismus eine so feste Grundlage, daß er auch unter der Mongolenherrschaft Stand hielt, wenn auch die im Maturitätsexamen wohlbestandenen chinesischen Gelehrten unter den fremden Eroberern mit den

niedrigeren Stufen des Staatsdienstes sich begnügen mußten. Nachdem dann die national-chinesische Dynastie Ming (1368—1644) die Mongolenherrschaft gestürzt und eine vollständige Restauration im Sinne von Confucius vollzogen hatte, haben auch die Mantschu diesem System sich gefügt, welches zwar, zum Beweis, daß der alte Kampf zwischen den beiden entgegengesetzten Richtungen immer noch fortwährt, durch allerlei Willkürlichkeiten von Seiten der Machthaber und durch Mißbräuche durchbrochen wird, aber doch in gesetzlicher Geltung besteht und namentlich durch seine ausgebildete Prüfungsordnung in ihr sich behauptet. Uebrigens zeigt diese kurze geschichtliche Uebersicht, daß man den Unterschied zwischen dem chinesischen Schulwesen der alten und dem der neuen Zeit keineswegs so formuliren darf: früher Staatsschulen und keine Staatsprüfungen und heute Staatsprüfungen und keine Staatsschulen. Vielmehr haben schon seit der Zeit des alten Reiches auch die Staatsprüfungen in ihrer durch die Natur der Sache geforderten Verbindung mit den Staatsschulen sich allmählich entwickelt, bis sie in neuerer Zeit zu jener Ausbildung gelangt sind, in welcher man es ihnen überlassen kann, auch den jetzt üblichen Privatschulen das Gepräge von Anstalten aufzudrücken, die den Zwecken des Staates dienen sollen und daher auch unter staatlicher Ueberwachung stehen. Die einzige Elementarschule, welche aus Staatsmitteln unterhalten wird, ist die Militärschule zu Peking, welche zum Besten der Tatarenfamilien errichtet ist, deren Kinder als geborene Soldaten angesehen werden. Die dem höheren Unterrichte dienenden Schulen, wie solche gleich der Akademie der Wissenschaften mit dem kaiserlichen Hofe in Verbindung stehen, aber auch in den Provinzen existiren, scheinen, wenn nicht alle, doch größtentheils Staatsanstalten zu sein.

Ueber den Gang der Erziehung und des Unterrichtes und die gesammte Lebensentwickelung eines Chinesen findet sich schon im Li-ki eine altehrwürdige Anweisung folgenden Inhalts (nach Plath): Wenn der Sohn allein essen kann, so lehrt man ihn sich der rechten Hand dabei bedienen; wenn er reden kann, sagt der Knabe für ja wei, das Mädchen iü, der Knabe trägt einen ledernen, das Mädchen einen seidenen Gürtel. Im 6. Jahre lehrt man das Kind zählen und die Namen der vier Weltgegenden. Im 7. Jahre sitzen Knaben und Mädchen nicht mehr auf einer gemeinsamen Matte und essen auch nicht mehr zusammen. Im 8. lehrt man sie, wie Kinder zur Thüre aus- und eingehen, sich auf der Matte niedersetzen, wie sie essen und trinken und hinter den älteren Personen hergehen, und man beginnt sie Nachgiebigkeit zu lehren. Im 9. Jahre lernen sie die Tage zählen, den 1. des Monats, den Tag des Vollmondes und die Namen der Tage im Cyklus von 60. Im 10. Jahre gehen sie zum Lehrer außer dem Hause, weilen auch außer dem Hause und lernen Schreiben und Rechnen. Sie dürfen noch keine seidenen Jacken und Pantalons tragen; der Lehrer beginnt die üblichen Bewegungen bei den Gebräuchen. Morgens und Abends lernen sie Aeltere fragen und üben sich im Schreiben der Charaktere auf Bambustafeln und im richtigen Aussprechen derselben. Im 13. Jahre

lernen sie die Musik, lesen mit lauter Stimme die Gesänge aus dem Schi-King und tanzen den Tanz Tscho; wenn sie ausgewachsen, d. h. 15 Jahre und darüber alt sind, den Tanz Siang. Sie lernen dann Bogenschießen und Wagenlenken. Im 20. Jahre erhält der junge Mann den männlichen Hut, beginnt die Gebräuche zu lernen, die fünf bei glücklichen oder unglücklichen Verhältnissen, die Heeres-, die Gast- und Hochzeitsgebräuche. Er kann nun ein Pelzkleid und seidene Kleider tragen und tanzt den Tanz Ta-hia; er strebt Pietät und Bruderliebe zu üben, erweitert seine Kenntnisse, aber lehrt noch nicht: er empfängt noch, theilt aber nicht mit. Im 30. Jahre gründet er ein Haus, heirathet und führt die Geschäfte des Mannes, d. h. er baut das Feld oder übernimmt ein Amt; er studirt tief und ununterbrochen, knüpft Freundschaften an und nimmt sich die reinen Absichten der Freunde zum Muster. Im 40. Jahre beginnt er den Staatsdienst, besorgt Geschäfte, ertheilt Rathschläge, theilt Gedanken mit. Wenn die Befehle der Oberen mit dem Prinzip harmoniren, führt er sie aus, wo nicht, so zieht er sich zurück. Im 50. Jahre wird er Großbeamter und tritt in die höhere Verwaltung und im 70. zieht er sich von den Geschäften zurück. — Die seit Confucius trotz kürzer oder länger andauernder Störungen immer mehr sich geltend machende Uniformität des Unterrichts wurde nächst dem System der Staatsprüfungen durch die Gleichheit des Lehrziels und namentlich der Lehrmittel bewirkt. Das durch die mehrfach erwähnten Tugenden, Pflichten und Fertigkeiten bezeichnete Lehrziel sollte mittels der beiden Hauptstufen des kleinen und des großen Unterrichts erreicht werden. „Der kleine Unterricht," sagt Tschu-hi, der ‚Fürst der Wissenschaft' (1130—1200 n. Chr.), „gibt eine Anweisung, nach der Ordnung zu leben und in dieser Ordnung fortzuschreiten; bestimmte Einsicht aber in den Grund dieser Ordnung verleiht bloß der große Unterricht. Er ist die oberste Vollendung aller Normen und die feinste Ausbildung des Geistes. Er lehrt, warum man der Ordnung nachzuleben und in ihr fortzuschreiten habe." Für diese höchste Stufe des Unterrichts bilden nun die Kings das alleinige Grundbuch und zugleich das Hauptlehrmittel. Wer in sie gehörig eingedrungen ist, der weiß alles, was ein chinesischer Beamter braucht; und daß zu den mit dem kaiserlichen Hofe in Verbindung stehenden Bildungsanstalten auch eine medicinische und eine astronomische Fachschule gehört, das ist eine ganz vereinzelte Ausnahme. Die Gleichheit des Unterrichts in den höheren Schulen wirkt nun aber naturgemäß auf den vorbereitenden Unterricht in den Elementarschulen zurück: auch dieser ist überall an dieselben Lehrbücher gebunden und dadurch in seiner Methode bestimmt. Sobald die Kinder mit sechs Jahren etwa in die Schule eingetreten sind, müssen sie den im 13. Jahrhundert vom Wang-po-heu verfaßten San-tse-King, d. i. Dreiwörterbuch, auswendig lernen, eine Fibel, welche etwa tausend aus je drei zur Unterstützung des Gedächtnisses gereimten Wörtern bestehende Sätze enthält und 1836 von Neumann mit deutscher Uebersetzung und Erklärung unter dem Titel „Lehrsaal des Mittelreiches" herausgegeben worden ist. Sie behandelt: Die Wichtig-

keit der Erziehung, Beispiele trefflicher Kinder, die Zahlen, die drei Grundwesen (Himmel, Erde, Mensch), die drei Pflichten (Patriotismus, Pietät, Gattenliebe), die vier Jahreszeiten, die vier Weltgegenden, die fünf Elemente (Wasser, Feuer, Holz, Metall, Erde), die fünf Tugenden (Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Treue), die sechs Getreidearten, die sechs Hausthiere, die sieben Leidenschaften (Freude, Zorn, Widerwille, Furcht, Liebe, Haß, Wollust), die acht Töne, die neun Generationen (vom Urgroßvater bis zum Urenkel), die zehn sittlichen Bande (zwischen Vater und Sohn, Gatten, Brüdern, Fürst und Volk, Alten und Jungen, und Freunden). Dann folgt die Aufzählung der kanonischen Bücher, eine Uebersicht der Reichsgeschichte, schließlich Mahnungen zum Fleiß und Vorbilder desselben. Das zweite Lehr- und Lesebuch ist der Sse-tse-king, welcher aus Sätzen von je vier Wörtern besteht. Jeden Tag lernen die Kinder anfangs vier, später fünf oder sechs dieser Wortzeichen auswendig und wiederholen sie mehrmals vor dem Lehrer. Gleichzeitig lernen sie Schreiben, indem sie die Wortzeichen mittels Pauspapiers nachmalen. Zum Zwecke dieser Uebungen beginnt die Schule Morgens um sieben oder acht Uhr und das Lernen mit lauter Stimme währt bis zum Mittag. Dann verlassen die Kinder die Schule, um noch einmal von zwei bis sechs Uhr dahin zurückzukehren. Sobald sie eine hinlängliche Anzahl von Wortzeichen inne haben, gibt ihnen der Lehrer die unter dem Namen Sse-schu bekannten vier moralischen Schriften, drei von Confucius, eine von Meng-tse verfaßt, in die Hände. Damit ist der Uebergang zu der Lektüre der eigentlichen Kings gebahnt, aus welchen einzelne Sätze von dem Lehrer erklärt und von den Kindern auswendig gelernt werden. Man sieht, die Methode beschränkt sich wesentlich auf mechanisches Vorsagen und Nachsprechen, Vorthun und Nachmachen und muß den Schülern manchen Stoff überliefern, der über ihr Verständniß hinausliegt. Gleichwohl lernen sie in sechs bis sieben Schuljahren in der Regel für das Bedürfniß des gewöhnlichen Lebens mit hinlänglicher Geläufigkeit Lesen und Schreiben. Und daß die Chinesen wie die Nordamerikaner von sich sagen können we are a reading people, beweist der Umstand, daß der älteste Journalist der Welt der große Kaiser der Mingdynastie Hungwu ist, welcher schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts die noch jetzt in Peking erscheinende Staatszeitung Sin-pao, d. i. Neue Nachrichten, gründete und daß neuesterdings in New-York ein von Chinesen redigirtes photolithographirtes Wochenblatt in chinesischer Schrift unter dem Titel The Chinese American erscheinen kann, von welchem sofort unter der chinesischen Bevölkerung 8000 Exemplare abgesetzt wurden. Merkwürdigerweise gehört die Arithmetik, welche unter den Sung in Spezialschulen, unter den Ming in den Bezirkslyceen gelehrt wurde, jetzt nicht mehr unter die Gegenstände des ordentlichen Schulunterrichts. Die einzige noch existirende Mathematikschule bildet eine Abtheilung des kaiserlichen Instituts, und so bleibt es den jungen Chinesen überlassen, mit Hilfe gedruckter praktischer Anweisungen und des üblichen Rechenbretts die nöthige Fertigkeit im Rechnen sich anzueignen. Auch Musik und

Gesang wird in den Schulen nicht getrieben, obwohl um ihres moralischen Einflusses willen auf die Musik von Alters her in China der größte Werth gelegt wurde. Im Alten Reich bestanden an den Höfen eigene Institute, in welchen namentlich Blinde zur Ausübung der bei allen festlichen Gelegenheiten unentbehrlichen Kunst herangebildet wurden. Die Musik mit der regelmäßigen Folge und dem harmonischen Zusammenklang ihrer Töne gilt als ein Abbild der Weltordnung und der Weltharmonie und zugleich als ein Hauptmittel zur Regelung der Leidenschaften. Für uns ist es freilich schwer begreiflich, wie gerade die chinesische Musik diese Wirkung üben soll: „sie ist monoton und klingelnd geblieben. Schwerfälligkeit und barocke Schnörkelei sind das Kennzeichen ihrer Melodien; unharmonisches kindisches Lärmmachen und berechnete Theorie der Töne laufen unvermittelt nebeneinander.“ Der Missionar Genähr, nach achtzehnjährigem Wirken in China 1864 in Hoau bei Honkong gestorben, klagt auf Grund der Erfahrung, welche er in seiner Missionsschule gemacht: „Es erfordert monatelange Mühe, ehe ein an chinesische Disharmonie gewöhntes Ohr heraushören lernt, ob der gesungene Ton mit dem vorgespielten oder vorgesungenen gleich ist. Für Harmonie haben die Chinesen gar kein Gehör. Unsere Musik gefällt ihnen nicht; sie erscheint ihnen als Confusion, weil sie einstimmigen Fistelgesang, dem Wiehern eines Pferdes zu vergleichen, und einstimmige Instrumentalmusik gewohnt sind. Frauen hört man nie singen.“ Schließlich bedarf es kaum einer Bemerkung, daß den Schwächen der mechanischen Methode, welche in den Schülern ein lebendiges Interesse nicht zu erwecken vermag, durch häufige äußere Strafen aufgeholfen werden muß, unter welchen eine größere oder geringere Zahl von Schlägen mit dem Bambusstock oder der Ruthe so sehr die Hauptrolle spielt, daß eine Hand mit einem Stock geradezu das Schriftzeichen für den Begriff kiao, lehren, hat werden können.

Alles bisher über den chinesischen Elementarunterricht Bemerkte bezieht sich übrigens nur auf die Knaben: die weibliche Erziehung wird in China durchaus vernachlässigt. In der oben angeführten Stelle des Li-ki heißt es im weiteren Verlauf: Was die Tochter betrifft, so geht sie vom 10. Jahre an nicht mehr aus dem Hause. Eine Frau lehrt sie artig und decent sich betragen, zu hören und zu gehorchen. Sie beschäftigt sich, Hanf zu spinnen, Seide zu bearbeiten und die Zeuge zu weben und Quasten zu machen. Sie lernt die Frauenarbeiten, Kleider zu machen, und besorgt was bei den Opfern nöthig ist, bringt den Wein, die Saftextrakte, die Körbe und irdenen Gefäße, die macerirten Pflanzen und die Fleischbrühe und hilft beim Ritus die dargebrachten Gaben mit aufstellen. Im 15. Jahre legt sie die Haarnadel an, im 20. verheirathet sie sich, wenn aber ein besonderer Grund da ist, sie Vater und Mutter verliert, erst im 23. Jahre, nach der dreijährigen Trauer. — Von Lesen und Schreiben ist also keine Rede, und noch bündiger umschreibt der Schi-King den engen Kreis des weiblichen Berufs: „Ein Mädchen lernt den Wein zubereiten, die Speisen kochen; das ist Alles, was sie zu wissen braucht. Vor allem

muß sie sich bemühen, ihren Eltern nicht zur Last zu fallen." Es ist nicht zu verwundern, wenn in China gerade bei der weiblichen Erziehung in der mit methodischer Sorgfalt betriebenen Mißbildung der weiblichen Füße ein Rest der bei den Naturvölkern herrschenden ähnlichen Mißbräuche sich erhalten hat.

Wer aus den Elementarschulen in die höheren Unterrichtsanstalten übergehen will, muß sich einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Zu der obersten Verwaltungsbehörde einer jeden Provinz gehört eine literarische Abtheilung, an deren Spitze ein Unterrichtsdirektor steht, welcher von dem Kaiser selbst aus der Zahl der Mitglieder der kaiserlichen Akademie, der Han-lin, ernannt wird und das gesammte Unterrichtswesen der Provinz zu überwachen hat. Auf seinen Rundreisen inspicirt er die Schulen und nimmt er das Examen der Aspiranten des höheren Unterrichts vor. Dieser geht fast vollständig in dem Studium der Kings auf. Daneben wird ein großer Werth auf die Anfertigung schriftlicher Aufsätze gelegt. „Die Eintheilung ist durch ganz China stereotyp, die verschiedenen Theile müssen einander entsprechen, und zwar nicht nur dem Sinne nach, so daß etwa der zweite Theil das Gegentheil vom ersten ausführte, um dadurch die Wahrheit des letzteren zu erhärten, sondern wenn der Aufsatz die Probe bestehen soll, muß derselbe Periodenbau mit eben so viel Schriftzeichen wiederkehren, das Substantivum dem Substantiv, das Verbum dem Verbo, die Partikel der Partikel ganz genau entsprechen, und somit ein Kunstwerk werden, das seinesgleichen in der ganzen Welt sucht. Da nun ein Aufsatz acht Theile hat, würde, wenn jeder dem andern entspräche, die Einerleiheit ermüden; darum entspricht der vierte dem zweiten, der fünfte dem dritten Theile; mit dem dritten Theile aber beginnt ein neuer Periodenbau. Ist der Aufsatz gelungen, so ist's eine Lust, ein solches Machwerk zu lesen, doch damit ist der Genuß erschöpft. Der Inhalt ist oft sehr armselig, und ins Deutsche übertragen, muß man sich wundern, wie ein solches geistloses Produkt den Verfasser auf die höchste Stufe der ‚bewolkten Leiter', d. h. zu dem höchsten literarischen Grade bringen kann." (Genähr bei Schumann, Pädagogische Chrestomathie I, S. 12.) Ein solcher chinesischer Musteraufsatz ist nach Lechler, Acht Vorträge über China, Basel 1862; bei Schmidt, Geschichte der Pädagogik I, S. 89 ff.; und bei Schumann a. a. O. S. 13 ff. abgedruckt. Die Dauer des höheren Unterrichts ist nicht durch eine äußere Zeitgrenze bestimmt, sondern lediglich durch die zu bestehenden Examina, und so kommen zum Theil sehr alte Examinanden vor. Die Ordnung dieser Prüfungen ist für Gegenstand und Methode des chinesischen Unterrichtes so charakteristisch, daß es als zweckmäßig erscheint, die authentische Darstellung, welche Plath davon gibt, hier mitzutheilen: „Es gibt in China drei Grade, Sieu-tsai, Kiü-jin und Tsin-sse, die man mit unseren Baccalaureus, Licentiaten und Doktor verglichen hat. . . . Die Regierung sendet zu den Prüfungen nur die Examinatoren. Um einen Grad zu erlangen, muß man wiederholte Prüfungen, die alle schriftlich sind, bestehen. Zur ersten kann sich jeder, der sich für fähig hält, einen Aufsatz im

literärischen Stile (Wentschhang) über ein aufgegebenes Thema zu machen, melden. Das erste schriftliche Examen, die immer abgeschlossen vom Verkehre, ohne daß man sich eines Buches dabei bedienen darf, statt haben, wird in jeder Bezirksstadt (Hien) vom Bezirksgouverneur (Tschi-hien) vorgenommen. Zu Trigauts Zeit [† 1628] meldeten sich zum ersten Examen an 4—5000, in kleineren Städten aber auch nur 800. Von diesen wurden etwa 600 zum zweiten Examen zugelassen, welches in der Distriktsstadt (Fu) vom Statthalter derselben (Tschi-fu) ebenso, nur strenger, vorgenommen wird. Von den 600 mögen etwa 400 bis zur letzten entscheidenden Prüfung durch den Ti-hio-tao, den die Regierung für jede Provinz auf drei Jahre ernennt, und welcher zweimal in dieser Zeit jede Präfekturstadt der Provinz besucht, gelangen. Von der großen Zahl der Candidaten erlangen aber bei dieser nur 15—20—30 den Baccalaureus-Grad; die Zahl ist für jede Provinz fest bestimmt, und die Gesammtzahl der so beförderten Baccalaurei betrug zu Amiots Zeit 1767: 24,701, während die Zahl der ursprünglichen Concurrenten wohl eine Million ausmacht. Die Baccalaurei haben schon besondere Auszeichnungen und Privilegien, und werden bei ihrer Rückkehr von Eltern und Freunden mit Musik feierlich empfangen. Es genügt nun aber nicht, den Grad erlangt zu haben, sondern sie müssen sich, mit Ausnahme der ganz alten, alle drei Jahre wieder zum Examen stellen, um ihn zu behaupten. Die Regierung sendet dazu in jede Provinz einen Akademiker (Han-lin), den Hio-yuen; diese Prüfung dient zugleich als Vorbereitung auf das folgende Licentiatenexamen. Es werden mehrere Klassen dabei gemacht, die Namen öffentlich angeschlagen, und die zuerst fertig werden, hier, wie beim Licentiatenexamen, mit Kanonenschüssen und Musik begrüßt und von ihren Freunden beglückwünscht. Das Licentiatenexamen wird alle drei Jahre in der Provinzialhauptstadt von zwei kaiserlichen Examinatoren nach einem vorläufigen Fähigkeitsexamen (Ko-kiu) von dem Hio-yuen der Provinz abgehalten; alle neuen Baccalaurei, aber auch ältere, die es früher nicht bestanden hatten, begeben sich in der Regel zu dem Ende dahin. Es gibt dafür besondere Gebäude mit Einzelgemächern — in Fu-tscheu-fu an 10,000 — worin die Examinanden abgesondert, wie bei unserem Maturitätsexamen, ihre Arbeiten, ohne sich der Bücher bedienen zu dürfen, zu machen haben. Auch hier finden drei Prüfungen statt, die beiden ersten über je sieben, die dritte über fünf Themata, und sie dauern 25—30 Tage. Die Zahl der Aspiranten beträgt in einer Provinz an 4—8000, während die Zahl der Promovirten, die für jede Provinz wieder festgestellt ist, nur gering ist; zu Ricci's Zeit [† 1607] in Nan-king und Pe-king je 150, in Tsche-kiang und Fu-kien je 95, in Kuang-tung in neuerer Zeit 71, wie zu Ende der Dynastie Ming. An 26—30,000 Fremde strömen herbei, die Namenlisten werden in den Straßen verkauft, ihre Namen durch Expressen ihrer Familie gesandt, der Gouverneur gibt ihnen ein Fest, sie erhalten eine ausgezeichnete Kleidung, ziehen mit Musik einher u. s. w. Der Licentiatengrad gibt ihnen das Recht, öffentliche Aemter, zunächst in der Provinz, zu bekleiden. Die

aber höher aufwärts streben, nehmen kein Amt an, sondern bereiten sich weiter zum Doktorexamen vor, das auch alle drei Jahre, aber in dem auf das Licentiatenexamen folgenden Jahre in der Hauptstadt Pe-king statt hat, und wozu die Regierung ihnen einen Kostenbeitrag von 40—80 Thlr. gibt. Die Prüfung währt 13 Tage und ist der vorigen ähnlich; nur sind die Examinatoren immer Akademiker und Ministerialräthe; die Themata sind schwieriger, der Stil der Arbeiten muß reiner und eleganter sein. Die den Doktorgrad erlangen, denen stehen die höchsten Ehren bis zum Minister offen. Die Akademiker werden wollen, widmen sich bloß der Literatur. Der Präsident und Vicepräsident der Akademie prüft die Doktoren, die sich darum bewerben, im kaiserlichen Palaste selbst; die Akademie (Han-lin-yuen) besteht seit Thang Hiuen-tsung 847—60." Die Gegenstände dieser Prüfungen pro gradu, deren Anfänge bis in die Zeiten des Alten Reichs zurückreichen, sind „jetzt fast ausschließlich die sogenannten Kings, aus welchen die Themata genommen werden. Beim Baccalaureusexamen sind die Themata aus dem Sse-schu, bei dem Licentiatenexamen erst aus diesem, dann aber auch aus den fünf Kings genommen; dazu kommen Aufgaben aus dem Gesetzbuche, der Geschichte, Politik und Nationalökonomie."

Die in neuerer Zeit auch in Deutschland auf erschreckende Weise sich mehrenden Fälle, in welchen Schüler durch ihren Mißerfolg beim Examen zum Selbstmord getrieben werden, haben in China längst ihre zahlreichen Vorläufer. Andererseits fehlt es auch dort an den mannigfaltigen Mitteln des Betrugs und der Bestechung nicht, durch welche man den Wirkungen einer überstrengen Prüfungsordnung zu begegnen sucht. Gleichwohl bleibt es in China als Regel bestehen, daß nur die, welche im Examen ihre Gelehrsamkeit bewährt haben, zu den Aemtern zugelassen werden. So könnte man hier die Verwirklichung des platonischen Ideals zu finden meinen, wonach nur die Weisen herrschen und alle Herrschenden Weise sein sollen. Aber der chinesische Gelehrte ist eben kein Weiser im Sinne Plato's. Er weiß nichts von jener sokratischen Bescheidenheit, welche in der Erkenntniß, daß man nichts wisse, den Anfang aller wahren Weisheit findet; nichts von dem Wahrheitsmuth Lessings, welcher den Irrthum der nur äußerlich überlieferten Wahrheit vorzieht, um selbständig die Wahrheit suchen zu können, die nicht bloß in dem fertigen Resultat liegt, sondern auch in dem sie sich aneignenden geistigen Prozeß. Der chinesische Weise begnügt sich, die von den Vätern ererbten Lehren sich einzuprägen, und sieht in diesem Besitze selbstzufrieden auf andere Völker als auf Barbaren herab. So führt eine Schlußbetrachtung über das chinesische Erziehungswesen zu dem Anfange zurück: die Cultur und insbesondere die Unterrichtsorganisation des chinesischen Volkes ist in vielen Beziehungen bewunderungswürdig; aber es ist ihm eine Schranke gesetzt, über welche hinauszukommen es weder vermag, noch auch nur versucht. In das Wort des Apostels: „Nicht, daß ich es schon ergriffen habe, oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch ergreifen möchte", würde es nicht einstimmen

können, den es kennt kein himmlisches Ziel unserer Berufung. Sein Auge und sein Streben haftet an dem täglichen irdischen Leben: nur was dafür sich förderlich erweist, gilt als wissens- und begehrungswürdig, und darauf allein ist auch Erziehung und Unterricht gerichtet. So kommt es, daß dem Chinesen die Weisheit nicht „die hohe, himmlische Göttin" ist, deren Blick auch in die Tiefen des Seins und Lebens hineindringt, sondern nur die Dienerin, welche für das Bedürfniß des irdischen Lebens zu sorgen hat, daß die prinzipielle Gleichberechtigung aller nicht zu einem wetteifernden Ringen nach einem künftigen Ziele der Vervollkommnung geführt hat, sondern daß eine bureaukratische Staatspädagogik nach altüberlieferten Normen den Einzelnen ihre beschränkten Ziele und den bestimmten Weg zu ihrer Erreichung vorschreiben darf; daß die chinesische Bildung nicht in höherem Maße befruchtend auf andere Culturvölker eingewirkt hat, sondern in das Bereich der eigenen Nationalität eingeschlossen bleibt. Den Naturvölkern stehen die Chinesen entschieden als ein Culturvolk gegenüber; anderen Culturvölkern gegenüber aber erscheinen sie selbst als ein Volk, welches durch eine Naturschranke gehindert ist, zu den höheren Stufen sich zu erheben, welche jene in freierer geistiger Bewegung erreicht haben. Es ist nicht zu verwundern, daß das chinesische Erziehungs- und Unterrichtswesen ganz besondere Anerkennung bei einer Corporation wie die Jesuiten gefunden hat, welcher der unbedingte Gehorsam gegen bestimmte äußere Normen alles gilt, und bei einem Volk wie die Franzosen, denen es einmal Bedürfniß ist, sich reglementiren zu lassen, wo andere lieber selbst für sich sorgen, wie denn die Normallehrbücher und Concursprüfungen der französischen Schulen mit den chinesischen die größte Verwandtschaft haben. Das Wort, welches der französische Erziehungsrath Glayre zu Pestalozzi gesagt hat: Vous voulez mécaniser l'éducation charakterisirt ebenso treffend als bündig das chinesische Erziehungswesen und läßt es zugleich bei aller Anerkennung, die es verdient, als ein warnendes Exempel für alle diejenigen erscheinen, welche durch äußere Normen und Maßregeln erreichen zu können meinen, was nur der selbstthätigen und freien Bewegung des Geistes gelingen kann, welcher das leitende Gesetz mit Freiheit in sich aufgenommen und zu seinem Lebensprinzip gemacht hat.

Einige Bemerkungen über die Japanesen finden als Anhang zu der Besprechung Chinas am passendsten ihre Stelle. Obwohl die japanesische Cultur eine hochentwickelte ist, so nimmt sie doch in der Geschichte der Cultur und Erziehung eine bestimmende Stellung nicht ein, weil sie nicht aus einem eigenthümlichen einheitlichen Prinzip hervorgewachsen, sondern durch geschickte Aneignung fremder Culturelemente entstanden ist. Der in Japan herrschende Volksstamm ist eingewandert und hat die älteren Bewohner, die Ainos, in den Norden der Insel Jeso und auf die Kurilen zurückgedrängt. Er gehört wie die Chinesen zur mongolischen Race, besitzt aber nicht wie jene eine einsilbige, sondern eine agglutinirende Sprache, welche die Formwörter mit den Begriffswörtern äußerlich und lose verbindet, ohne zu eigentlicher Flexion sich zu erheben. Die japanesische Cultur ist wesentlich eine Tochter

der chinesischen und viel jünger als diese. Die einigermaßen glaubwürdige Geschichte der Japanesen reicht nur bis in das 7. Jahrhundert v. Chr., und sie nehmen keinen Anstand, die Lücken ihrer phantastisch mit Millionen von Jahren rechnenden mythischen Vorgeschichte einfach mit alten chinesischen Dynastien auszufüllen. Die Volksreligion ist aus dem alten Geistercultus der Ainos, der Verehrung der Sin oder Kami, und aus einem durch Aberglauben entstellten Buddhismus, welcher im 6. Jahrhundert n. Chr. von China über Korea herübergekommen ist, zusammengesetzt und hat ihre Tempel und Priester; bei den Gebildeten haben die Lehren des Confucius Eingang gefunden. Uebrigens scheint die Ausübung der religiösen Gebräuche sehr äußerlich und ohne einen tiefergehenden Einfluß zu üben neben dem sonstigen Leben des Volkes herzugehen. Wie in China der Himmel und sein ewiges Gesetz in dem Kaiser repräsentirt ist, so erscheint in diesem in Japan der höchste Geist selbst repräsentirt. Neben diesem geistlichen Fürsten, welcher von jeder Berührung mit der profanen Welt sich fern hält und abgöttisch verehrt wird, hatte aber die wirklichen Regierungsgeschäfte früher der Reichsfeldherr zu besorgen, und dieser hat sich seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts als der weltliche und eigentlich ausübende Kaiser jenem geistlichen, der nur noch die erhabene Idee des Kaiserthums zu repräsentiren hatte, an die Seite gesetzt. Erst durch die 1869 begonnene große Umwälzung wurde der Schugun, der weltliche Kaiser, beseitigt, die Macht der Feudalfürsten, der Daimios, eingeschränkt und der geistliche Kaiser oder Mikado in seiner vollen ursprünglichen Machtstellung rehabilitirt. Im 3. Jahrhundert n. Chr. nahmen die Japanesen die chinesische Schrift an, welche sie der Eigenthümlichkeit ihrer eigenen Sprache allmählich dadurch anpaßten, daß sie 47 chinesische Wortzeichen als Lautzeichen in Gebrauch nahmen, neben welchen indessen im praktischen Gebrauche noch andere, theils chinesische, theils japanesische Schriftzeichen verwendet werden. Auch die japanesische Literatur verräth in Bezug auf schriftstellerische Form, Wortvorrath und Gedankeninhalt deutlich ihre Abhängigkeit von der chinesischen. Wie in China werden auch in Japan Ackerbau, Industrie und Kunst eifrig und sorgfältig gepflegt, und namentlich werden hier die beiden letzteren Culturzweige durch eine freiere und eigenartige Thätigkeit weitergebildet und vervollkommnet, was schon im Gegensatz zu dem festgeschlossenen Zusammenhang des chinesischen Reiches durch die insulare Gliederung Japans begünstigt werden mag. Dem Verkehr mit Europa wurde es durch den Zufall erschlossen, daß 1542 ein nach China bestimmtes portugiesisches Schiff nach Japan verschlagen wurde. Gleichzeitig mit der ersten festen Niederlassung, welche die Portugiesen gründeten, begann Franz Xaver seine Missionsthätigkeit, welche von dem glänzendsten Erfolg begleitet war, bis seit 1587 eine Verfolgung über die Christen verhängt wurde, deren Härte und Grausamkeit in der Kirchengeschichte kaum ihresgleichen hat, und welche im Anfange des 17. Jahrhunderts zur völligen Ausrottung des Christenthums und 1637 zur Absperrung des Reiches gegen alle Europäer führte, eine Maßregel, von welcher nur zu Gunsten der Holländer unter sehr

beschränkenden Bedingungen eine Ausnahme gewährt wurde. Nachdem es aber zuerst den energischen und ausdauernden Bemühungen der Vereinigten Staaten 1854 gelungen ist, ihrem Handel das Land zu eröffnen, und dann auch die Europäer wieder Zutritt erhielten, scheinen die Japanesen mit allzugroßer Hast durch Aneignung europäischer Wissenschaft und Technik nachholen zu wollen, was sie in den Jahren der Absperrung versäumt haben. Ueber ihr Erziehungs- und Unterrichtswesen liegen so ausführliche und genaue Berichte wie über das der Chinesen nicht vor, obwohl sie wie diese ein lesendes und schreibendes Volk sind und es sich darum von selbst versteht, daß ein geordneter Unterricht auch bei ihnen vorhanden sein muß. Jedenfalls bildet Japan in seinem gegenwärtigen Verhalten eine interessante Versuchsstation, um zu erproben, was bei einer Bildung, die nicht aus einer eigenthümlichen schöpferischen Thätigkeit, sondern lediglich aus der Leichtigkeit fremde Leistungen sich anzueignen und zu verwerthen hervorgegangen ist und weder auf einem tiefern und lebendig wirksamen religiösen Bewußtsein ruht, noch höhere Ziele kennt, als eine befriedigende Gestaltung der äußern Lebensverhältnisse durch „Bildung und Wohlstand", schließlich herauskommen kann. — Unter den Schriften über Japan nimmt Engelbert Kämpfers Geschichte und Beschreibung von Japan, 2 Bde., Lemgo 1777 u. 79, noch immer eine hervorragende Stelle ein.

Die Inder.

Literatur: Benfey's Artikel: Indien in Ersch und Grubers Allg. Encyklopädie, 2. Sektion, 57. Theil, besonders S. 255 ff. Lassen, Indische Alterthumskunde. 4 Bde. Bonn, 1847—61; I. und II. in 2. Auflage 1867 und 1873. A. Weber, Akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin, 1852, 2. Auflage 1876. M. Müller, A History of ancient Sanskrit Literature. London, 1859.

M. Müller, Rig-Veda Sanhita. 5 voll. London, 1849—1872. A. Ludwig, Der Rigveda, oder die heiligen Hymnen der Brahmanen. Zum erstenmal vollständig ins Deutsche übersetzt, mit Commentar und Einleitung. 5 Bde. Prag, 1876 bis 1881. A. Kaegi, Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder. 2. Auflage. Leipzig, 1881. Grhyasûtrâni, Indische Hausregeln. Sanskrit und Deutsch von Stenzler: I. Açvalâyana, 2 Hefte. Leipzig, 1865. II. Pâraskara, 2 Hefte. Leipzig, 1875 und 1878. Oldenberg, Das Çânkhâyanagrihyam, in Webers Indischen Studien, XV. Leipzig, 1878, S. 1—166. — Manava-dharmasatra, Lois de Manou, trad. par A. Loiseleur Deslongchamps. Paris, 1833 (auch bei Pauthier, Les livres sacrés de l'Orient. Paris, 1840, p. 331—460). — Das Dhammapadam, Die älteste buddhistische Sittenlehre. Ueberseßt von A. Weber, in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XIV. Leipzig, 1860, S. 29—86. — Tiele, Compendium der Religionsgeschichte, übersetzt von Weber. Berlin, 1880, S. 178—184. M. Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, mit besonderer Rücksicht auf die Religionen des alten Indiens. 2. Auflage. Straßburg, 1881. Ders., Essays, I. Leipzig, 1869, besonders I, IX und XI. Roth, Die Brahmareligion, in Zellers theol. Jahrbb. 1846,

S. 346—363. Ders., Die Buddhareligion, a. a. O., 1847, S. 175—190. E. Burnouf, Introduction à l'histoire du Bouddhisme Indien. 2. éd. Paris, 1876. Barthélemy Saint-Hilaire, Le Bouddha et sa religion. 2. éd. Paris, 1862. C. F. Köppen, Die Religion des Buddha und ihre Entstehung. 2 Bde. Berlin, 1857 und 1859. Oldenberg, Buddha. Sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde. Berlin, 1881. Kuenen, Volksreligion und Weltreligion. Berlin, 1883, S. 231—294.

G. M. Dursch, Die älteste praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums. Hitopadesas oder heilsame Unterweisung, angeblich von Wischnusarman zur Belehrung königlicher Prinzen verfaßt. Aus dem Sanskrit ins Deutsche übersetzt. Tübingen, 1853. M. Müller, Rigvêda-Prâtisâkhya. Das älteste Lehrbuch der indischen Phonetik. Text und Uebersetzung mit Anmerkungen. Leipzig, 1869. Ballantyne, The Pandits and their manner of teaching, in der Zeitschrift The Pandit, Benares. 1867, No. 10; 1868, No. 22 und 23. Böhtlingk, Indische Sprüche. 3 Thle. 2. Aufl. St. Petersburg, 1870—73.

Duncker, Geschichte des Alterthums. 3. Bd. 5. Aufl. Leipzig, 1879. G. Weber, Allgemeine Weltgeschichte. 1. Bd. 2. Aufl. Leipzig, 1882, S. 203—350. Carriere, a. a. O., S. 407—656. A. Wuttke, II, S. 230—597. Cramer, I, S. 42—70. II, S. 17—34. K. Schmidt, I, S. 98—114. Willmann, I, S. 117—126.

Von China nach Indien übergehend, verlassen wir die mongolische Race und betreten das Gebiet des großen und mannigfach verzweigten Stammes, welchen man nach seinem östlichsten nnd westlichsten Zweig als die Indogermanen bezeichnet, oder auch als die Arier, indem man den Ehrennamen der Arya, der Würdigen und Herrschenden, welchen die beiden dem asiatischen Ursitze am nächsten gebliebenen Zweige der Inder und Perser sich selbst beilegten, auf den ganzen Stamm übertrug. Zugleich finden wir uns hier inmitten einer neuen und eigenthümlichen Art des Volksgeistes und der Weltanschauung. Dort, bei den Chinesen, herrscht der auf die nächsten Lebenszwecke gerichtete nüchterne Verstand vor, hier regt sich lebendig die Phantasie und bahnt zugleich einer in die Höhen und Tiefen vordringenden Spekulation den Weg; dort haftet ein fleißiges und sparsames Volk an dem Boden und begnügt sich ihm in emsiger Arbeit abzugewinnen, was das Bedürfniß und der Schmuck des Lebens fordert, hier führt ein lebhafter Wandertrieb über die ursprüngliche Heimat hinaus und erobernd und kämpfend gewinnt das Volk den neuen Boden für die Bildung staatlicher Gemeinschaften; dort stehen sich unter dem kaiserlichen Oberhaupt die einzelnen Glieder der großen Volksfamilie wesentlich einander gleich, hier bilden sich auf das bestimmteste unterschiedene Stände und ihre schroffe Trennung wirkt insbesondere auch auf die Volksbildung ein und hindert diese zu jener allgemeinen Verbreitung zu gelangen, durch welche das chinesische Erziehungswesen sich auszeichnet.

Die ursprüngliche Heimat der Indogermanen, zu welchen die Inder, die Perser, die Griechen und Italer (Römer), die Kelten und die Germanen und Slaven gehören, ist in den Gebirgsländern an dem oberen Laufe des Dschihon (Amru-Darja, Oxus) und des Sihon (Sir-Darja, Jaxartes) zu suchen, ungefähr in dem Gebiete, welches man heutzutage mit dem Namen Turkestan zusammenfaßt. Wahrscheinlich hatte sich das Urvolk schon hier in verschiedene Stämme gespalten,

von welchen der persische oder iranische im Nordosten, der indische im Südosten, der griechische und italische im Südwesten, der germanische und slavische im Nordwesten und der keltische zwischen den beiden letzteren Gruppen im äußersten Westen jenes Gebietes wohnte. Die Perser und Inder, die Arier im engeren Sinne, blieben noch beisammen, nachdem die übrigen Stämme längst ihre Wanderung nach dem Westen von Asien und nach Europa begonnen hatten. Indessen drang wahrscheinlich noch im 3. Jahrtausend v. Chr. der indische Stamm durch die Pässe des Hindukuh nach Süden vor und nahm das Land in Besitz, welches von den fünf von Osten kommenden Nebenflüssen des Indus durchströmt wird und danach heute Pandschab, das Land der fünf Gewässer, heißt, während es früher, weil man den Indus selbst und vielleicht seinen westlichen Nebenfluß Kabul hinzuzählte, Hapta Hindu, Sapta Sindhavas, das Land der sieben Flüsse, genannt wurde. In diesem Lande, der Geburtsstätte des eigenthümlich indischen Lebens, verband das Volk mit seinem früheren Hirtenleben den Ackerbau und dieser doppelten Beschäftigung entspricht seine Religion als Personifikation und Vergötterung förderlich oder störend und verderblich wirkender Naturkräfte. Der allgemeinste Gegenstand der Verehrung ist der Licht und Leben gebende Himmel, und aus dieser Grundanschauung erklärt es sich, daß mit dem allgemeinsten Namen für das Göttliche, im Indischen devas von div, leuchten, der in verschiedener Abwandlung bei allen indogermanischen Völkern wiederkehrt, das Göttliche als das Lichte, Leuchtende bezeichnet wird. Ein ursprünglicher bewußter Monotheismus freilich ist darin nicht zu erkennen, sondern nur jene aller Religion zu Grunde liegende unentwickelte Ahnung einer einheitlichen übermenschlichen und übernatürlichen Macht, welche bei ihrer weiteren Entwickelung in allen natürlichen Religionen sofort in bestimmte Vorstellungen von einzelnen göttlichen Wesen auseinandergeht, welche die verschiedenen Seiten und Wirkungen jener Macht repräsentiren. So ist nach Lassen in der altindischen Religion der höchste unter allen Göttern Indra, der Gott des leuchtenden Himmels, der blauen Luft, des Blitzes und der Gewitter; der kämpfende Gott, welcher die Geister der finsteren Gewölke besiegt und der Erde, den Heerden und den Menschen den befruchtenden und erquickenden Regen bringt; der mächtigste der Götter, der Beschützer und der Schätze verleihende; der Gott der Schlachten, zu welchen er auf seinem mit falben Rossen bespannten Wagen auszieht, um die Feinde seiner Verehrer zu überwinden. Varuna, der Umfasser, welcher in der späteren Mythologie der Gott des Meeres und der Gewässer geworden ist, ist ursprünglich der Gott des äußersten, alles umschließenden Himmelsgewölbes. Er hat der Sonne die Pfade gebahnt, hat die meergleichen Fluten der Ströme hervorgetrieben und nach den Tagen die langen Nächte gemacht; als der allgegenwärtige Gott des Raumes aber hat er auch die Aufsicht über die Menschen und ihre Handlungen: seinen Zorn sucht man durch Gebet und Opfer abzuwenden, seine Gnade ruft man an, damit er die Menschen von der Sünde befreie, sie auf den rechten Pfad führe

und ihr Leben verlängere. Agni ist der Gott des Feuers; er bringt den Menschen von den Göttern die Schätze und besonders Nahrung, ist der Beschützer des Hauses, reinigt die Menschen, vertheidigt die Frommen und vertilgt ihre Feinde. Neben diesen drei Göttern, welche in der altindischen Religion die ausgezeichnetste Stellung einnehmen, treten die Lichtgötter besonders hervor, der Sonnengott in verschiedenen Gestalten, Ushas, die Morgenröthe, und die beiden Açwin, die Reiter, welche die der Morgenröthe vorauseilenden Lichtstrahlen bedeuten; aber auch Rudra, der Gott der Stürme, und seine Söhne, die Winde, werden verehrt und Jama, der Gott des Todes und der Unterwelt. Das älteste, heiligste und wirksamste Opfer ist das Soma-Opfer, aus dem Saft der Somapflanze bereitet, welcher, nachdem er mit Molken, Gerstenmehl und einer wildwachsenden Kornart gemischt und gährend gemacht worden ist, eine starke, berauschende Aufregung bewirkt. Sein Genuß gibt Nahrung, Gesundheit, Schutz und Unsterblichkeit, und auch die Götter werden durch ihn erfreut und berauscht, ja er selbst wird geradezu zu einem Gott personificirt, welchem ein ganzes Buch der Hymnen des Rig-Veda gewidmet ist. Diese Religion, eine frische Verehrung lebhaft empfundener und phantasievoll personificirter Naturkräfte, welcher eine theologische Spekulation ihres Gedankens Blässe noch nicht angekränkelt hat, ist in dem Veda, dem Wissen im höchsten Sinne, der heiligen Wissenschaft, und seinen Urkunden, den Veden, aufbewahrt, vorzugsweise in dem Rig-Veda, welchen Max Müller den einzig wirklichen und historischen Veda nennt, weil er die Sammlung der alten Götterhymnen selbst enthält, während die übrigen Veda die religiösen Gesänge und Sprüche nur zu bestimmten Opfern und sonstigen gottesdienstlichen Gebräuchen in Beziehung setzen. So enthält der Soma-Veda die fast sämmtlich aus dem Rig-Veda entlehnten Verse, welche die singenden Priester zu gebrauchen, der Yagur-Veda die Verse und Formeln, welche die den Gottesdienst verrichtenden Priester zu murmeln hatten; und der Atharva-Veda „ist eine spätere Sammlung und enthält außer einer großen Zahl von Rig-Veda-Versen einige merkwürdige Ueberreste von Volkspoesie, welche sich auf Zauberei, Verwünschungen und andere abergläubische Ceremonien beziehen". Der Rig-Veda dagegen bietet in seinen 1028 Liedern von im ganzen mehr als 10,000 Versen die wohl bis an die Grenze zwischen dem 2. und 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichenden unmittelbaren Zeugnisse der altindischen Religion, wie sie im Lande der sieben oder fünf Flüsse gepflegt wurde. Was zuerst durch die Jahrhunderte hindurch in mündlicher Ueberlieferung treu und pietätsvoll erhalten worden war, das wurde schließlich gesammelt und aufgezeichnet, und zwar schwerlich später als um 800 v. Chr., weil bald nach dieser Zeit die Hymnen des Rig-Veda schon Gegenstand theologischer Streitfragen und ausführlicher Diskussionen geworden sind, wie sie einen geschriebenen Text voraussetzen. „Die Sammlung und Redaktion dieses Buches ist ein staunenswerthes Werk der indischen Gelehrsamkeit. Die Lieder sind hier nicht bunt durcheinandergeworfen oder nur nach äußerlichen Gesichtspunkten

geordnet, sondern sie sind in zehn Bücher vertheilt, von welchen die acht ersten jedesmal den Liederschatz eines Geschlechtes sachlich geordnet enthalten; das neunte Buch enthält die Lieder für eine besondere Opferart, das Sonnaopfer, das zehnte einen gemischten Nachtrag zu den vorangehenden Büchern, zum Theil solche Lieder, über deren Verfasser wahrscheinlich keine sichere Tradition vorhanden war. Und wie die Zusammenstellung, so ist auch die Redaktion des Textes mit Sorgfalt und Sachkenntniß gemacht. Schon damals war die Sprache der Lieder eine veraltete, ein Theil ihres Inhaltes schwer verständlich, und es war keine leichte Sache, das aus dem Munde der Volksgenossen, wohl vorzugsweise der Priester und der Geschlechtsältesten, in verschiedenen Landstrichen Aufgenommene von Entstellungen und Fehlern zu reinigen. . . . Dazu sind Veranstaltungen getroffen, dergleichen keine andere Literatur aufweist, so daß jeder Buchstabe des einmal angenommenen Textes als vollkommen gesichert anzusehen ist. Aehnliches, aber nicht in gleicher Ausdehnung und Sicherheit, findet bekanntlich bei den kanonischen Büchern Alten Testaments und beim Koran statt.“ (Roth.)

In eine folgenreiche Wandlung trat das indische Leben ein, als das Volk etwa um das letzte Drittel des 2. Jahrtausends v. Chr. aus dem Stromgebiete des Indus nach Osten in das des Ganges vordrang, von wo aus es sich allmählich über den Süden Vorderindiens bis nach Ceylon hin ausbreitete. Den Kämpfen, welche einerseits mit den wilden Ureinwohnern der Südabhänge des Himalaya und der Gangesebene und von den verschiedenen Schichten der Einwanderung und der aus ihnen hervorgegangenen Reiche selbst untereinander, andererseits bei dem Vordringen nach Süden zu bestehen waren, verdanken die beiden großen Volksepen, das Mahabharata und das Ramayana, ihren Ursprung. Das Mahabharata hat jene ersten Kämpfe zum Gegenstand und ist seiner ersten Gestaltung nach, welche weit vor das 5. Jahrhundert v. Chr. gehört, das älteste. Als ein ächtes Volksepos wird es nicht auf einen bestimmten eigentlichen Verfasser zurückgeführt, sondern auf den mythischen Vyasa, dessen Name einen bloßen Sammler und Anordner bezeichnet. Aber bei der großen nationalen Wichtigkeit des Gedichtes ist es in jener ursprünglichen Gestalt zugleich der Faden geworden, an welchen im Laufe der späteren Zeit immer neue Einschiebsel und Zusätze angeknüpft worden sind, und die jetzt uns vorliegende Gestalt kann es nicht vor den letzten Jahrhunderten v. Chr. erhalten haben, ja selbst nachchristliche Zusätze sind nicht ausgeschlossen und vielleicht sind auch in der berühmten Episode, welche das religionsphilosophische Gespräch Bhagavad-Gita bildet, solche enthalten. Von anderer Art ist das Ramayana, welches die Thaten und Schicksale der Arier in Dekhan und auf Ceylon behandelt. Es wird nicht einem durch den Gattungsnamen Vyasa bezeichneten bloßen Sammler, sondern einem bestimmten Verfasser, dem Dichter Valmiki, zugeschrieben; und in der That gibt es sich im großen und ganzen als das planmäßig durchgeführte Werk eines Einzelnen. Es reicht bei weitem nicht in ein so hohes Alter hinauf als die

ältesten Bestandtheile des Mahabharata und kann schon um seiner geschichtlichen Beziehungen willen nicht vor dem 5. Jahrhundert v. Chr. angelegt sein; auch die ganze Anschauungsweise ist eine andere: die volksthümliche Sage ist in die phantastische Wundergestalt des Märchens übergegangen und anstatt des thatenfrohen Heldenthums der alten Zeit wird die selbstverleugnende Ergebung und die duldend ausharrende Pflichttreue gepriesen. Aber das Gedicht hat weniger Zusätze und Veränderungen als das Mahabharata erfahren und mag im 3. oder 2. Jahrhundert v. Chr. in seiner gegenwärtigen Gestalt zum Abschluß gekommen sein. Ein namentlich für die Gestaltung des Erziehungswesens hochwichtiges Entwickelungsmoment des indischen Lebens in der neuen Heimat liegt in der Entstehung und Entwickelung des für Indien so charakteristischen Kastenwesens. Verschiedene Stände hatte es natürlich auch in der früheren Heimat schon gegeben, und unter ihnen ragten die den Gottesdienst verwaltenden Priester, die Brahmanen, und die die äußere Herrschaft ausübenden Krieger besonders hervor. Aber so wenig hatte dieser Standesunterschied damals schon zu einer kastenmäßigen Abgeschlossenheit und Ausschließlichkeit geführt, daß auch Könige und Königssöhne als heilige Sänger genannt und priesterliche Funktionen auch von ihnen vollzogen wurden. Die große Veränderung, welche in dieser Beziehung in der neuen Heimat sich vollzog, hatte ihren nächsten Grund in dem entschiedenen Gegensatz der arischen Eroberer gegen die von ihnen unterworfenen dunkelfarbigen Ureinwohner. Diese Çudras, wie sie wahrscheinlich nach dem Namen eines der unterworfenen Stämme genannt wurden, dienten den Siegern nur als Sklaven, und jene fühlten sich ihnen gegenüber als ein bevorzugtes, höheres Geschlecht, als dessen Angehörige ihre Söhne auch durch einen besonderen Weiheakt ausdrücklich bestätigt wurden, welcher sie im Unterschiede von jenen Naturmenschen als Wiedergeborene, dvija, eigentlich „zweimal Geborene", charakterisirte. Nachdem sodann auf dem Boden des neugewonnenen Landes das Leben des Volkes sich beruhigt und consolidirt hatte und mit der ordnungsmäßigen Theilung der Arbeit verschiedene Stände sich hervorbildeten, wurden auch diese, der Stand der Gelehrten und Priester, der Brahmanen, der Stand der Krieger und Fürsten, der Rajanyas oder Kschatriyas, der Stand der Ackerbau-, Gewerbe- und Handeltreibenden, der Vaiçyas, dadurch zu Kasten, daß man die Zugehörigkeit zu dem einen oder dem anderen nicht von freier Wahl oder persönlichem Verdienst, sondern lediglich von der Naturbedingung der Geburt abhängig machte. Schon ein in den Rig-Veda (X, 6) eingedrungener Hymnus aus späterer Zeit enthält die charakteristische Lehre über die Art, wie die vier Kasten von Purusha, dem höchsten schöpferischen Geist, ausgegangen sind und dadurch alle ihre Angehörigen ein für allemal ihr unaustilgbares Gepräge erhalten haben: die Brahmanen aus seinem Munde, die Kschatriyas aus seinen Armen, die Vaiçyas aus seinen Lenden und die Çudras aus seinen Füßen. Also auch die Çudras wurden trotz ihrem weiten Abstande von den drei obersten, durch die Arier gebildeten Kasten als vierte und letzte

Kaste gezählt und dadurch als ein nothwendiges Glied in den staatlichen und gesellschaftlichen Organismus aufgenommen. Nur die Candala, wie sie im Gangesthale, oder Paria, wie sie mit einem tamulischen Wort in Dekhan genannt werden, verkommene Ueberreste besonders roher und unbändiger Stämme, die der neuen Cultur sich nicht fügen wollten, sind die Geächteten und Rechtslosen, welche durch ihre Berührung schon den Brahmanen verunreinigen und, wenn sie nicht in Wäldern, Schluchten und Wüsten verborgen bleiben, zu den niedrigsten Diensten, für die auch der Çudra sich für zu gut hält, verwendet, überhaupt den Thieren gleichgeachtet werden: die Opferreste wirft man hin zur Speise „für Hunde, Candala und Krähen".

Die Brahmanen waren ihrer äußeren Stellung nach den Fürsten unterthan und ursprünglich auch von diesen abhängig. Aber wo immer in einem Gemeinwesen eine Priesterschaft im eigentlichen Sinne anerkannt wird, als eine besondere Vertraute der Gottheit und alleinige Mittlerin zwischen dieser und dem Volke, da liegt es in der Natur der Sache, daß ihr die eigentliche oberste Leitung zufällt; und wenn als ihr gutes Recht den Fürsten zwar Gehorsam, den Brahmanen aber Verehrung zuerkannt und zu den sechs Vorzügen eines Fürsten neben Autorität, Ruhm, Freigebigkeit, Genießen und Schutz der Freunde auch die Pflege der Brahmanen gerechnet wurde (Böhtlingk, Indische Sprüche I, S. 876 u. 878), so finden wir auch in Indien die natürliche Entwickelung auf dem Wege nach jenem Ziele. Als die ausschließlichen Inhaber und Ausleger der Offenbarung und der heiligen Ueberlieferungen gewannen die Brahmanen auch auf die Fürsten einen bestimmenden Einfluß; das Volk aber ließ sich diesen um so lieber gefallen, je mehr es in dem üppigen Gangeslande des früheren frischen und thatkräftigen Lebens sich entwöhnte und in Passivität und ruhiger Beschaulichkeit sich gefiel. Durch den Brahmanismus erhielt denn auch die Volksreligion mehr und mehr das Gepräge einer Priesterreligion, deren Lehren, Spekulationen und Ceremonialvorschriften in den mit den verschiedenen Veden verbundenen Brahmanas und den mit diesen zusammenhängenden Upanishads und in den Sutras niedergelegt sind. Die wichtigste Neuerung bestand darin, daß die in den verschiedenen alten Göttern sich offenbarende unsichtbare Macht unter dem Namen Brahma als eine einheitliche aufgefaßt und dargestellt wurde, und zwar so, daß jenes Wort anfänglich nur als Neutrum zur Bezeichnung eines unpersönlichen Wesens gebraucht wurde, dann aber als Name des höchsten persönlichen Gottes. Die höchste Aufgabe des Menschen ist nun, in treuer Erfüllung der vorgeschriebenen Lebenspflichten, ganz besonders aber in selbstverleugnender Büßung und Abkehr von der Welt danach zu trachten, daß seine Seele zu Brahma sich wieder erhebe, ja völlig mit ihm eins werde und in ihm aufgehe. Wer in diesem Leben dazu nicht gelangt, dessen Seele wird nach dem Tode je nach dem größeren oder geringeren Maße seiner Sünden als Pflanze, als Thier, als Mensch von niederer oder höherer Art wiedergeboren, um durch diese

Wandelungen hindurch jenem Ziele entgegengeführt zu werden. Die Grundsätze des Brahmanismus in Bezug auf das ethische und sociale Leben sind in dem sogenannten Gesetzbuche Manu's enthalten, dessen älteste Bestandtheile vor dem Auftreten des Buddhismus, also, je nachdem man dieses berechnet, im 6. oder 5. Jahrhundert v. Chr. entstanden sein müssen, welches aber nach indischer Weise jahrhundertelang durch spätere Zusätze vermehrt worden ist. Die so einfachen Grundanschauungen des Buddhismus haben dann auch auf das brahmanische Religionswesen einen vereinfachenden Einfluß ausgeübt und diesem verdankt jenes Religionssystem seine Ausbildung, nach welchem zu Brahma noch Çiva und Vischnu gesellt und diese drei als die höchsten Götter verehrt werden. In den wilden Gebirgsgegenden des Himalaya war früher schon der Dienst des Rudra oder Çiva entstanden, des starken Gottes des verheerenden aber auch reinigenden und befruchtenden Sturmes und Gewitters, der mit Allgewalt zerstörenden aber auch wieder Leben erzeugenden Macht. In dem fruchtbaren und gesegneten Gangeslande dagegen hatte die Verehrung sich vorzugsweise dem milden Lichtgotte Vischnu zugewandt, dem Helfer der Götter und Menschen, welcher der Natur die belebende Kraft verleiht, den Feldern Segen und Gedeihen gibt und schützend und erhaltend über den Menschen und dem, was er ihnen gegeben hat, waltet, und welcher insbesondere auch durch seine Menschenfreundlichkeit geeignet erscheint, in mannigfaltigen Incarnationen, wie die spätere Epik sie darstellt, unter den Menschen zu wandeln und zu wirken. Die modalistische Trinitätslehre vom Trimurti, welche diese drei Götter als die dreifache Offenbarung der einen Gottheit als der schaffenden, zerstörenden und erhaltenden zusammenfaßt, gehört der späteren religionsphilosophischen Spekulation an und ist niemals volksthümlich geworden. Die Urkunden für diese nachbuddhistische Entwickelung der brahmanischen Religion bilden namentlich die Puranas, dem Worte nach „alte Ueberlieferungen", die aber in der That erst in späteren christlichen Jahrhunderten ihre jetzige Gestalt erhalten haben.

Der vorstehende Versuch, aus dem verwirrenden Reichthum des Materials die Hauptmomente des indischen Lebens und seiner Entwickelung namentlich nach der religiösen Seite hin herauszuheben, reicht schon hin, um den tiefgehenden Unterschied zwischen dem chinesischen und dem indischen Wesen erkennen zu lassen. Das Göttliche wird nicht mehr, wie dort, nur in dem allgemeinen Gesetz des Himmels gefunden, welches die Ordnungen der Welt und insbesondere des Erdenlebens unwandelbar bestimmt, sondern es offenbart sich in persönlichen Göttern, die mit Bewußtsein und Freiheit wirken und damit trotz ihrem mythologischen Charakter entschieden aus dem Bereiche der Naturbestimmtheit in die Sphäre des Geistes erhoben sind. Die Gottheit steht dem Inder nicht in absoluter Fertigkeit und Abgeschlossenheit gegenüber, „ohne Geruch und ohne Laut", wie dem Chinesen sein Thian; sondern die Götter sind als geistige Wesen mit den Menschen verwandt; und darin liegt zugleich der Antrieb, mit der wachsenden Erkenntniß des eigenen

Geistes auch tiefer in das Wesen der Gottheit einzudringen, und es entsteht ein Entwickelungsprozeß des religiösen Lebens, wie er in gleicher Lebendigkeit in China nicht entfernt vorhanden ist. Die in den Göttern persönlich gewordene Macht und Heiligkeit läßt auch den Menschen seine Schwachheit und Sünde als eine persönliche Schuld tiefer empfinden: schon die Hymnen des Rig-Veda enthalten wiederholt den Ausdruck eines tiefen und lebendigen Schuldbewußtseins, und auch die Erwartung einer Vergeltung nach dem Tode fehlt der altindischen Religion nicht, wenn diese auch von dem Straf- und Reinigungsprozeß der Seelenwanderung noch nichts weiß. Ueberhaupt aber ist auf dem Grunde einer geistigeren und lebendigeren Auffassung des Wesens der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt auch dem Volke ein volleres, vielseitigeres und freieres Leben erwachsen, welches beispielsweise auf dem Gebiete der zur epischen, lyrischen und dramatischen Poesie allseitig entfalteten Dichtkunst schon bei diesem ältesten arischen Culturvolke die Keime hervorgetrieben hat, welche in Griechenland zur vollen Blüte gedeihen sollten. Freilich erscheinen die Gestalten des indischen Götterhimmels noch nicht in der plastischen Geschlossenheit, Klarheit und Schönheit der griechischen Götter, sondern beweisen, daß es dem Geiste noch nicht völlig gelungen ist, den materiellen oder durch die Phantasie ihm zugeführten Stoff mit seinem Gesetz zu durchdringen und harmonisch zu gestalten. Die göttliche Macht und Weisheit in einem Götterantlitz wie das des olympischen Zeus darzustellen, hat die indische Kunst noch nicht gelernt: sie bedient sich zum Ausdruck geistiger Größe materieller Mittel, gibt dem starken Gott viele Arme, dem weisen viele Augen oder Köpfe. „Brahma erhält als der nach allen Seiten sehende vier Gesichter, und als Bezeichnung seiner Allmacht vier Hände; in der einen hält er Scepter oder Opferlöffel, in der anderen einen Ring der Ewigkeit, in der dritten die Vedas, und die vierte ist offen, um seine fortwährende Bereitwilligkeit zur Hilfe anzudeuten. Oder man setzt Thierköpfe auf Menschenleiber, und so muß Ganesa zur Bezeichnung seiner Klugheit statt einer feinen Nase den Elefantenrüssel vor sich hertragen.“ (Carriere.) Auch die indische Architektur, von welcher die Skulptur noch nicht zu selbständiger Ausbildung sich losgelöst hat, imponirt zwar in ihren kolossalen Höhlentempeln und Pagoden durch die Ueberwältigung gewaltiger Massen, erfreut aber nicht durch deren harmonische Gestaltung. Eine plumpe Symbolik will nur durch einzelne sinnliche Zeichen einzelne Vorstellungen deutlich ausdrücken und fragt nicht danach, ob es auch schön geschehe. Das ist es, was bekanntlich den Schönheitssinn Goethe's verletzt und seinen Zorn gegen diese Verkörperung des Absurden erregt hat. Und wie in seiner bildenden Kunst, so findet der Inder auch in seiner religiösen Vorstellung nicht das richtige Wechselverhältniß zwischen Geist und Natur, zwischen Gott und Welt und insbesondere dem Menschen. Die genannten Hauptgottheiten sind von einer zahllosen Menge untergeordneter göttlicher Wesen umgeben, oder sie vervielfältigen sich selbst in mannigfaltigen Incarnationen. Alle diese göttlichen Mächte greifen fortwährend und überall

in den natürlichen Verlauf der Dinge unmittelbar ein; und andererseits wird dem Menschen die Macht zugeschrieben, durch Selbstverleugnung und Buße zu den Göttern, ja über sie sich zu erheben: bei den ungeheuren Büßungen, welchen der König Visvamitra sich unterzieht, um sich zum Brahmanen emporzuläutern, wird es den Göttern um das Bestehen des Weltalls und um ihre eigene Existenz bange. Es ist, als ob der Geist in diesem überreichen Naturleben nicht recht zu sich selbst, zum klaren Bewußtsein seines Wesens und seiner Selbständigkeit habe kommen können; und so verliert sich die indische Anschauung in ein alles auflockerndes und vermischendes Phantasieleben, in welchem der einfache Sinn für die Verhältnisse der Wirklichkeit untergeht. Damit hängt denn auch zusammen, daß den Indern für die Thatsachen der Geschichte, welche die Chinesen von den ältesten Zeiten an mit pedantischer Treue verzeichnet haben, jedes Interesse fehlt; und sie haben sich wegen der Erfindungen ihrer zügellosen Phantasie von den besonneneren Griechen Lügner müssen schelten lassen. Ebenso ist bei ihnen wenig von jener pietätsvollen Gesinnung zu finden, mit welcher die Chinesen bemüht gewesen sind, ihre alten Literaturdenkmäler in ihrer ursprünglichen Gestalt zu erhalten. Vielmehr haben sie, abgesehen von den Hymnen des Veda, an ihren heiligen Büchern fortwährend Veränderungen und Erweiterungen vorgenommen; und dadurch besonders wird die chronologische Fixirung indischer Literaturerzeugnisse so schwierig, daß Whitney jede derartige Aufstellung mit einem Kegel hat vergleichen können, der nur aufgesetzt wird, um demnächst wieder umgeworfen zu werden. „Es war eine wunderbare Welt, welche die Phantasie der Brahmanen erschaffen hatte. Die bunten Bilder, welche die Natur des Gangeslandes in dem Geiste der Inder erweckt und genährt, spiegelten sich allmählich immer krauser und sonderbarer in den Legenden von den Wunderthaten der großen Heiligen und der Helden der alten Zeit. Beständig griffen die Götter und Geister in das Leben, die Handlungen der Menschen ein; die Heiligen erschütterten ohne Unterlaß den Himmel und spielten mit den Gesetzen der Natur nach ihrem Wohlgefallen. Das Bedürfniß des Wunderbaren wuchs mit seiner Befriedigung. Um das zu überbieten, was man bereits besaß, mußten immer stärkere Farben aufgetragen, die Einbildungskraft mußte immer stärker angespannt werden, um den überreizten und ermüdeten Sinn von neuem zu fesseln. So verschwammen den Indern allmählich die Grenzmarken von Himmel und Erde; die Welt der Götter und die der Menschen wurde zu einem formlosen Chaos zusammengewirrt. Die Ordnung der Stände war göttlichen Ursprungs; die Stufenleiter der Wesen reichte von der Weltseele durch die Heiligen, die Götter und Geister zu den Thieren und Pflanzen hinab. Die Erde war mit wandernden Seelen bevölkert; das Opfer, die Askese und die Meditation befreiten den Menschen nicht bloß von Unreinheit und Sünde, sondern auch von den Gesetzen der Natur; sie gaben ihm Kräfte, welche über die Natur hinausreichten, ihn über die Erde, über die Götter emporhoben, die ihm übergöttliche Macht gewährten, ihn zum Ursprung und zum Wesen aller Dinge

zurückführten.“ Mit diesen Worten Max Dunckers stimmt die Charakteristik überein, welche Max Müller von der indischen Geistesrichtung gibt: „Ihre irdische Existenz war ihnen ein Gegenstand des Zweifels, ihr ewiges Leben eine Gewißheit. Gläubig, wie sie waren an das göttliche und wahrhaft wirkliche Sein, konnten sie nicht an die Wirklichkeit der vorübergehenden Welt glauben. . . Das höchste Ziel ihrer Religion ist, das Band herzustellen, welches unser eigenes Selbst mit dem ewigen und allgemeinen Selbst zusammenschließt, die Einheit wieder zu erlangen, die umwölkt und verdunkelt worden durch den magischen Schein der Welt, die Maya der Schöpfung. Atman heißt Selbst; es bezeichnet das individuelle Ich und das universelle; der Inder, der von sich selbst spricht, er spricht unbewußt damit auch von der Seele der Welt, vom Selbst des Weltalls; die Selbsterkenntniß ist die Erkenntniß des eigenen und allgemeinen Geistes, die Erkenntniß seiner Selbst im göttlichen Selbst. So werden die Inder ein Volk von Denkern, nicht von Männern des Handelns. Ihre Vergangenheit war das Problem der Schöpfung, ihre Zukunft das Geheimniß des ewigen Lebens; die Gegenwart, diese wirkliche und lebendige Lösung der Probleme der Vergangenheit und Zukunft, scheint niemals ihr Denken und ihre Thatkraft angezogen zu haben. Ihre Ideen tragen nach den verschiedenen Klassen der Gesellschaft und den verschiedenen Weltaltern die Gestalt niederen Aberglaubens oder eines erhabenen Spiritualismus.“ In diesen Worten ist zugleich der Weg angedeutet, auf welchem der indische Geist sein h ö ch st e s Z i e l und seine Ruhe zu erreichen suchte. In dem Banne der verwirrenden und beängstigenden Mannigfaltigkeit der Erscheinungswelt zu verharren, konnte nicht seine Bestimmung sein. Die Entstehung dieser wesenlosen Scheinwelt selbst mußte ihm als ein Abfall von dem reinen Ursein und einheitlichen Wesen der Gottheit erscheinen. Das Böse findet er nicht darin, daß der Mensch in seinem irdischen Leben gegen das Gesetz Gottes sich vergeht, und gut ist ihm der Mensch nicht um deswillen, daß er in seinem irdischen Leben und Beruf nach Gottes Willen wandelt; sondern die irdische Welt selbst ist das Böse und in sich Nichtige, und die höchste Tugend ist, daß der Mensch von ihrem Banne durch die Kraft seines Geistes in unbedingter Weltentsagung und Selbstverläugnung sich frei mache, um so aus der Zerstreuung und Angst des Irdischen zur Einheit und Ruhe der Gottheit zurückzukehren. Zur Förderung und Vollendung dieses Läuterungsprozesses sind die beiden letzten der vier Asramas oder Lebensstufen bestimmt, welche nach alter Ordnung, die auch durch das Gesetzbuch Manu's noch bestätigt wird, ein jeder Brahmane zu durchlaufen hat. Nachdem er auf der ersten seine Lehrjahre beendet, auf der zweiten seine Pflichten als Hausvater erfüllt und Kindeskinder sich heranwachsen gesehen hat, zieht er sich auf der dritten in die Waldeinsamkeit zurück. Zwar bleibt er noch Mitglied der Gemeinde, aber mit weltlichen Geschäften völlig unverflochten, um lediglich ein Leben in Gott zu führen. An die Stelle äußerer religiöser Leistungen tritt mehr und mehr das innere Opfer des Gedankens und Willens, bis er endlich auf der vierten Stufe jede

Verbindung mit der menschlichen Gesellschaft löst und, zur vollendeten Gemeinschaft mit Brahma zurückgekehrt und dem Gesetz einer künftigen Wiedergeburt zu neuem Erdenelend entnommen, ohne Furcht und ohne Wünsche Ruhe, Friede, Freiheit und Seligkeit findet.

Das ist der Punkt in der Entwickelung des Brahmanismus, wo der Buddhismus eingesetzt hat. Die Ansicht, daß dieser zu dem Brahmanismus in einem absoluten Gegensatze stehe, hat sich vor der fortgeschrittenen Erkenntniß des Buddhismus und seiner Geschichte längst als unhaltbar erwiesen. Man möchte ihn vielmehr als das Sublimat des Brahmanismus bezeichnen. Er fängt an wo dieser aufhört, indem er auf der höchsten Stufe, welche die theosophische und asketische Spekulation der Brahmanen erreicht hat, von vornherein seinen Standpunkt nimmt, das auf dieser Stufe erreichte Resultat sich aneignet und weiter bildet, dabei aber um die Wege und Vorstufen, durch welche hindurch es erreicht worden ist, sich nicht weiter bekümmert. Die prinzipielle Energie, mit welcher dieser Standpunkt geltend gemacht wird, würde unerklärlich sein, wenn nicht auch der Buddhismus, wie alle epochemachenden Ereignisse in der Geschichte des geistigen Lebens der Menschheit, von einer hervorragenden und bestimmenden Persönlichkeit ausginge. An der Geschichtlichkeit Buddhas ist daher nicht zu zweifeln, obwohl auch die Berichte über sein Leben an der chronologischen Unsicherheit aller indischen Geschichte theilnehmen, indem sein Tod nach der Ueberlieferung der südindischen Buddhisten in das Jahr 543, nach einigen abendländischen Gelehrten auf Grund anderer Anhaltspunkte erst gegen zweihundert Jahre später zu setzen ist; und obwohl sein Leben nicht bloß von der Sage phantastisch ausgeschmückt, sondern auch in einzelnen Zügen geradezu in die Sphäre der reinen Göttermythe entrückt ist. Nach jener Ueberlieferung wurde 623 v. Chr. in einer sonst unbekannten Stadt Kapilavastu in dem am Südabhange des Himalaya gelegenen Reiche Ayodhya (Audhe) als ein Sohn des Fürstengeschlechtes der Çakya Siddharta geboren, welcher später den Ehrennamen des Buddha, des Erleuchteten, oder des Çakyamuni, des Löwen oder Einsiedlers aus dem Geschlechte der Çakya, erhielt. Ergriffen von dem Wirrsal des wechselvollen und vergänglichen Weltlebens und von dem Elend der Menschen, welche unter seiner Last seufzen, verzichtet er auf Glanz und Macht seiner fürstlichen Stellung, um für sich und andere Erlösung zu suchen. Er findet sie darin, daß die Seele aus dem ewig kreisenden Wechsel des Endlichen, welcher auch nach dem Tode in der Seelenwanderung seinen Kreislauf fortsetzt, aus dem Sansara, sich rette, indem sie in völliger Entsagung von der Welt sich abwendet, frei wird von allen Wünschen und Begierden, gleichgültig gegen Freude und Schmerz, ja auch gegen Gutes und Böses, gegen Wahrheit und Irrthum und so in die absolute Ruhe des Nirvana, des Verlöschens, einkehrt. Offenbar ist das im wesentlichen dasselbe, was auch der Brahmane auf der vierten und letzten Stufe seiner Asramas anstrebt. Die Eigenthümlichkeit des Buddhismus aber besteht darin, daß er, um

die Vorstufen unbekümmert, nur an diese höchste Stufe sich hält. Aeußere heilige Handlungen und Büßungen haben für ihn keinen Werth, sondern auf die innere Richtung der Gedanken und das Verhalten des Willens kommt alles an. Die Belehrung heiliger Schriften bedarf er nicht zur Erfüllung seiner so einfachen Grundforderung. Selbst die einzelnen Götter des Volksglaubens sind als einzelne auch endliche und werden wie alles Endliche vergehen, während der wahrhaft Erleuchtete und innerlich Freigewordene größer ist als sie und allen Wechsel überdauert. Einer direkten Polemik gegen den Cultus, die heiligen Bücher und das Göttersystem des Brahmanismus enthält sich der Buddhismus im Vertrauen darauf, daß wo seine Lehre Eingang gewinnt, dieses alles von selbst seine Geltung verlieren werde. Man hat die Frage aufgeworfen, ob das buddhistische System die Namen des Atheismus und Nihilismus verdiene, und man hat nicht umhin gekonnt, diese Frage nach ihrem ersten Theil insofern zu bejahen, als in den kanonischen Schriften des Buddhismus nirgends eine Stelle sich findet, „welche irgendwie den Glauben an einen persönlichen Gott oder einen Schöpfer voraussetzte". Dagegen hat man wenigstens den Meister selbst von dem Vorwurf des Nihilismus retten zu können geglaubt, indem in seinem Sinne das Nirvana, das höchste Ziel und summum bonum des Buddhismus, etwas anderes sei, als das absolute Nichts. In dem Tripitaka nämlich, dem Dreikorb, wie die kanonischen Schriften der Buddhisten heißen, enthält der erste Korb „alles, was sich auf Moral oder Vinaya bezieht. Der zweite enthält die Sutras oder die Reden Buddhas. Der dritte alle Werke über dogmatische Philosophie und Metaphysik. Die beiden ersten Körbe werden oft mit dem Namen Dharma, das Gesetz, bezeichnet, der dritte wird gewöhnlich Abidharma oder das Nebengesetz genannt." Nun zeigt sich, daß nur in diesem dritten Theile, welcher als „nicht von Buddha verkündet" gilt, aus der atheistischen Prämisse die nihilistische Consequenz gezogen ist, wogegen im ersten und zweiten Theile Aussprüche des Buddha selbst vorkommen, „welche mit diesem metaphysischen Nihilismus im grellsten Widerspruch stehen", und das Nirvana als eine mit der höchsten Seligkeit verbundene Unsterblichkeit der Seele ansehen. Nur ist leider unter den Voraussetzungen des Buddhismus schwer einzusehen, worin diese Seligkeit bestehen soll. Mit dem Diesseits hat die Seele jede Verbindung gelöst, und im Jenseits kommt ihr kein persönlicher Gott der Allmacht, Heiligkeit, Weisheit und Liebe entgegen, mit welchem sie in eine selige persönliche Gemeinschaft eingehen könnte. So bleibt ihr nichts übrig als sie selbst und zwar ein völlig entleertes Selbst, denn nicht bloß gegen die endliche Welt und ihre Freuden und Leiden, sondern auch gegen Wahrheit und Irrthum, gegen Gutes und Böses ist sie indifferent geworden. Das ist doch eine Seligkeit von einer so entsetzlichen Leere und Oede, daß ihr die „Gefahr ins Nichts dahin zu fließen" noch entschieden vorzuziehen wäre. Aber es wird sich mit Buddha wohl ähnlich verhalten haben, wie einmal von Hegel gesagt worden ist, es sei in ihm „zu viel wesentlich deutscher Kern" gewesen, als daß er der Linken

seiner Schule in die letzten Consequenzen seines Systems hätte folgen können. Auch in Buddha wird der gesunde Kern eines lebendigen und kräftigen Gottesbewußtseins dem Zerreibungsprozeß des Systems widerstanden und ihn dahin geführt haben, daß er die Ruhe der Seele in der Verneinung des Endlichen nicht durch das reine Nichts, sondern durch ein positiv Ewiges fand. Und nur dadurch konnte seine Lehre den suchenden Seelen die religiöse Befriedigung verheißen, welche sie bei dem Brahmanismus nicht gefunden hatten und welche eine bloße Verneinung nicht zu bieten vermag. Das aber ist die zweite Haupteigenthümlichkeit, durch welche der Buddhismus von dem Brahmanismus sich unterscheidet, daß jener die höchste Stufe der Weltentsagung und der Gottesgemeinschaft, welche die Brahmanen sich selbst vorbehalten und zu welcher höchstens einmal ausnahmsweise ein Kschatriya wie Visvamitra durch enorme Büßungen sich erheben kann, zu einem Gemeingute aller darnach verlangenden und ringenden Seelen macht. Dabei hat Buddha auch gegen das Kastenwesen nicht direkt polemisirt, aber er hat durch seine Lehre einem jeden das Mittel an die Hand gegeben, dessen Bann zu durchbrechen. Freilich war auch diese Lehre für das Verständniß und Bedürfniß des Volkes zu hoch. Wie der Meister sie als wandernder Bettler verbreitet hatte, so hat auch seine engere eigentliche „Gemeinde“ (sangha) mit den Bettelmönchsorden des Mittelalters die größte Aehnlichkeit. Sollte um sie eine weitere Gemeinschaft von Verehrern, gleichsam Laienbrüder und -schwestern, sich sammeln, so mußte die Lehre von ihrer Höhe herabsteigen und von ihrer ursprünglichen Strenge und Reinheit vieles nachlassen. Das Beste war, daß sie im praktischen Leben zu einer Moral der Selbstverleugnung, der Milde und Menschenfreundlichkeit sich gestaltete. Aber wie hoch man auch die Reinheit dieser Moral schätzen mag, deren einzelne Lehren mit denen der christlichen eine überraschende Aehnlichkeit haben; man darf doch nicht vergessen, daß sie dem correcten Buddhisten selbst keineswegs als das Höchste, sondern nur als ein provisorisches Verhalten gilt. Er sieht mit Geringschätzung auf den Menschen herab, welchem die Tugend das höchste Gut ist und welcher sich betrübt und sich selbst anklagt, wenn er von ihr abgefallen ist, und sieht als zu seinem höchsten Ziel zu jenem Zustande empor, in welchem für den wahrhaft Erleuchteten auch der Unterschied zwischen gut und böse aufgehoben ist und „er sich selbst nicht mehr tadelt.“ An die Stelle eines persönlichen Gottes, welche der correcte Buddhismus leer gelassen hat, setzt der populäre Buddha sich selbst, welchem göttliche Verehrung gezollt wird, und über dessen Reliquien die buddhistischen Heiligthümer errichtet werden; wenn man nicht gar, wie den Dalai-Lama in Tibet, einen Menschen als Stellvertreter Buddhas abgöttisch verehrt. Aus dem einen Extrem der überspiritualistischen ursprünglichen Lehre ist der volksthümliche Buddhismus in das andere eines mechanischen äußerlichen Ceremoniells herabgefallen, welches mit abergläubischer Peinlichkeit gehandhabt wird; auch das Nirvana hat bei „der großen Masse des Volkes mehr die Färbung eines muhammedanischen Paradieses oder elyseischer Seligkeit ange-

nommen." Nur in solcher von seinem ursprünglichen Wesen mehr oder weniger abweichenden Gestalt hat der Buddhismus in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. durch König Açoka die Herrschaft über den Brahmanismus gewinnen und nachdem er durch eine im 4. Jahrhundert n. Chr. beginnende brahmanische Gegenreformation aus Vorderindien verdrängt worden war, in Hinterindien und auf den indischen Inseln, in Tibet, der Mongolei, China und Japan bis heute als die Religionsform sich behaupten können, welche von allen die meisten Bekenner zählt. Nach diesem allem aber findet die Vorliebe, mit welcher man in neuerer Zeit den Buddhismus wegen seiner reformatorischen Bedeutung, seiner tiefen und erhabenen und dabei doch so einfachen Gedanken, seiner reinen und edlen Moral und seiner universalistischen Tendenz auszeichnen zu müssen geglaubt hat, in dem geschichtlichen Thatbestand keine ausreichende Begründung. Buddha ist nicht im höchsten Sinne ein Religionsstifter von schöpferischer Kraft, sondern seine Hauptlehre hat er aus dem Brahmanismus überkommen, und hauptsächlich dadurch, daß er von dieser Lehre aus sonstige Mängel des Brahmanismus corrigirt hat, ist von seinen Mönchsorden eine reformatorische Wirkung ausgegangen. Er hat dadurch viele von dem drückenden Banne des traditionellen Religionswesens befreit und ihrem Leben eine reinere und edlere sittliche Grundlage gegeben; aber auch seine Moral ist doch zu einseitig passiv und negativ, mehr eine Moral des Duldens und der Weltflucht als thatkräftiger Weltüberwindung. Er hat endlich für seine Lehre Ausbreitung über den Bereich seines Volkes hinaus gesucht und gefunden und hat dadurch namentlich auf die Reinigung und Milderung der Sitten barbarischer Völker heilsam gewirkt; aber abgesehen davon, daß seine Lehre nur in verkümmerter und entstellter Gestalt diese weite Verbreitung finden konnte, ist sie doch auf das allerdings weite Gebiet des mittleren und südlichen Ostasiens beschränkt geblieben und vermag bei Völkern von lebhafterem, vielseitigerem und thatkräftigerem Geistesleben keine Wurzel zu schlagen. So haftet der Buddhismus, ganz anders wie nicht bloß das Christenthum, sondern auch das Judenthum und selbst der Muhammedanismus, in der Nachbarschaft des Bodens, aus welchem er ursprünglich erwachsen ist, und beweist schon dadurch, daß er eine natürliche, nicht eine geoffenbarte Religion im eigentlichen Sinne ist. Mit vollem Recht urtheilt daher der Geschichtschreiber des Buddhismus Barthelemy Saint-Hilaire: „Der einzige, aber auch unermeßliche Dienst, welchen der Buddhismus uns leisten kann, besteht darin, daß er uns den unschätzbaren Werth unseres eigenen Glaubens noch besser würdigen lehrt, indem er uns zeigt, was die Menschheit entbehren muß, welche an diesem Glauben nicht theilnimmt." Christen aber, welche ihr Heil bei Buddha suchen zu müssen glauben, gesellen sich damit zu jenen von Goethe geschilderten „originalen Gemüthern", welche mit Mühe und Noth sich ein Bauerngütchen zu erwerben suchen und darüber die von Vater und Mutter ererbten „allerschönsten Rittergüter" thöricht, undankbar und gewissenlos vernachlässigen.

Trotz alledem empfängt man bei einer zusammenfassenden Betrachtung des indischen Geistes und Lebens gewiß den Totaleindruck, daß die Lebensaufgaben des Menschen hier tiefer gefaßt und ihm höhere Ziele gesteckt sind, und daß dadurch die Energie des Denkens und Willens vielseitiger und gründlicher angeregt wird, als in China, wo alles auf die einzelnen Zwecke des täglichen äußeren Lebens bezogen erscheint. Mit nicht minderer Gewißheit aber ergibt sich, daß der Inder den richtigen Weg zu dem höchsten Ziele noch nicht gefunden hat. Ideal und Wirklichkeit, Himmel und Erde, Gott und Welt bleiben ihm unversöhnliche Gegensätze, und eben darum schwankt er zwischen „niederem Aberglauben und erhabenem Spiritualismus", zwischen weicher Lüsternheit und grausamer Selbstpeinigung hin und her; und die Rettung aus dieser schwebenden Pein sucht er schließlich nicht bei einem Göttlichen, welches die Welt der Wirklichkeit und das Wesen und Leben des Menschen läuternd, heiligend und verklärend durchdringt, sondern bei der absoluten Verneinung der Welt und alles individuellen Lebens als eines an sich durchaus Nichtigen und Verderblichen. Während in China der nüchterne Verstand die Welt entgöttert und das Volk in einen Mechanismus hineingeführt hat, aus welchem es sich zu einem höheren idealen Streben nicht zu erheben vermag, hat dagegen die indische Phantasie die Welt mit göttlichen Mächten überfüllt und den klaren Sinn für das Reale so überwuchert und verdunkelt, daß die Seele diesem beängstigenden Durcheinander am Ende die Flucht in das Nichts vorzieht. Den Einfluß aber, welchen eine so verschiedene Weltanschauung auf die Erziehung ausüben muß, hat A. Wuttke nicht übel in den Worten charakterisirt: „Der Chinese erzieht für das praktische Leben, der Inder für das ideelle; jener für die Erde, dieser für den Himmel; jener erzieht den Sohn zum Fortkommen in der Welt, dieser zum Fortkommen aus der Welt; jener erzieht ihn zum Bürger, dieser zum Priester; jener zum Wirken, dieser zum Wissen; jener lehrt ihn das Staatsgesetz, dieser das Wesen der Gottheit; jener führt den Sohn in die Welt, dieser aus der Welt in sich hinein; jener lehrt ihn erwerben und genießen, dieser betteln und entsagen." Indessen hindert dieser Gegensatz in der Grundrichtung nicht, daß das beiderseitige Erziehungswesen im Einzelnen, namentlich in Bezug auf Gegenstände und Methode des Unterrichts, mannigfaltige Berührungspunkte darbietet.

Zunächst richtet sich der Blick wieder auf die ursprüngliche und wichtigste Stätte der Erziehung, auf die Familie. Durch Eintritt in die Ehe eine Familie zu gründen, gilt als heilige Pflicht des Mannes, sowie andererseits es dem Vater obliegt, auf die Verheirathung seiner Töchter ernstlich Bedacht zu nehmen. Ohne das Todtenopfer des Sohnes kann die Seele des Vaters aus einem bestimmten Raum der Hölle (der Höllenabtheilung Put) nicht befreit werden. Diesen Dienst aber vermag dem Vater nur ein völlig ebenbürtiger, aus der Ehe mit einer Frau aus derselben Kaste hervorgegangener Sohn zu leisten. Bleibt eine solche Ehe kinderlos, so dringt wohl die Frau selbst darauf, daß der Mann noch eine weitere

eingehe; und auch sonst ist ihm die Verbindung mit Nebenweibern aus niedrigeren Kasten gestattet, vielleicht um ihn um so sicherer geneigt zu machen, auch mit einer ebenbürtigen sich zu verheirathen, die dann doch die allein legitime Gattin bleibt. Uebrigens wurde die Polygamie, wie sie den Aermeren schon aus äußeren Ursachen verwehrt oder doch sehr erschwert war, auch durch das Gesetz keineswegs begünstigt. Die Brahmanen verstanden es, den Mißheirathen mit Weibern aus einer niedrigeren und noch mehr mit solchen aus einer höheren Kaste einen abschreckenden Makel anzuhängen und durch das umständliche Ceremoniell, womit sie die Eheschließung umgaben, diese in Abhängigkeit von ihrem Einflusse zu erhalten. Merkwürdig und dem alttestamentlichen Institut der Leviratsehe verwandt ist die für den Fall, daß eine Ehe kinderlos bleibt, gegebene gesetzliche Erlaubniß, „daß durch den Bruder des Ehemannes oder den Nächsten nach diesem, jedenfalls einen Mann desselben Geschlechtes (gotra), selbst bei Lebzeiten des Ehemannes mit dessen Willen ein Sohn erzeugt werde. Nach dem Tode des Ehemannes kann dies durch dessen jüngeren Bruder geschehen, aber immer ohne Fleischeslust und in dem heiligen Wunsche, dem Blutsverwandten einen männlichen Erben zu verschaffen. Sei ein Sohn geboren, so dürfe weiterer Verkehr bei Strafe des Verlustes der Kaste nicht mehr stattfinden". Aus diesem allen ergibt sich, daß die Ehe lediglich als eine Verbindung zum Zweck der Kindererzeugung und die Gattin eigentlich nur als Organ der letzteren angesehen wird; daß dagegen für die Auffassung der Ehe als der innigsten Lebensgemeinschaft zweier zu wechselseitiger Ergänzung und Unterstützung bestimmter wesentlich gleichberechtigter Persönlichkeiten jedes Verständniß noch fehlt. Darum kann denn auch die geringe Werthschätzung des Weibes nicht auffallen, wie sie durch zahlreiche Aussprüche des Gesetzbuches Manu's bezeugt wird: „Man muß sich bemühen, die Weiber vor schlechten Neigungen zu bewahren; wenn sie nicht überwacht sind, so bringen sie Unheil über die Familie" (IX, 5). „Weiber sind von Natur immer zur Verführung der Männer geneigt, wahrlich, ein Weib kann nicht blos einen Thoren, sondern selbst einen Weisen von dem rechten Wege abziehen und ihn zur Leidenschaft entflammen; daher muß ein Mann selbst nicht mit seiner nächsten Verwandten an einem einsamen Orte sitzen" (II, 215). Und ein Spruch bei Böhtlingk lautet (31): „Der Unehre Ursache ist das Weib, der Feindschaft Ursache ist das Weib, des weltlichen Daseins Ursache ist das Weib; darum soll man das Weib meiden." Demgemäß muß das weibliche Geschlecht gegenüber dem männlichen, insbesondere die Frau gegenüber dem Manne in völliger Abhängigkeit gehalten werden: „Ein Mädchen, eine Jungfrau, eine Gattin soll niemals etwas nach ihrem eigenen Willen thun, selbst nicht in ihrem Hause. Während ihrer Kindheit soll sie von ihrem Vater abhängen, während ihrer Jugend von ihrem Manne und als Wittwe von ihren Söhnen; ein Weib darf nie sich selbst nach Willkür leiten" (V, 147 und 148). „Ihrem Mann soll ein Weib mit Achtung ihr Leben lang dienen und ihm auch nach seinem Tode noch anhängen, und wenn auch der Mann sich tadelns-

werth betrüge und anderer Liebe sich zuwendete und guter Eigenschaften ledig wäre, so soll ein gutes Weib ihn dennoch immer wie einen Gott verehren; sie darf nichts thun, was ihm mißfällt, weder bei seinem Leben, noch nach seinem Tode" (V, 131). Obwohl das Weib gegen rohe Willkür des Mannes durch Gesetze geschützt war und zumal die Mutter eine geachtete Stellung in der Familie einnahm, so war doch die Lage des weiblichen Geschlechtes im Ganzen traurig genug, um es begreiflich zu machen, daß indische Mütter häufig ihre weiblichen Kinder dem Tode in den heiligen Strömen Indiens preisgaben, um sie vor dem Loose, welches ihnen im Leben bevorstand, zu bewahren. Kräftiger als mildernde Gesetze mag dem möglichen Mißbrauch der eheherrlichen Gewalt in manchem einzelnen Falle die wirkliche Liebe innig verbundener Paare gesteuert haben, wie solche von der indischen Poesie verherrlicht werden; allerdings so, daß das Hauptlicht doch wieder, wie bei Damajanti und Savitri, auf die selbstverleugnende Treue und Hingebung der Gattin fällt. Wenn das Gesetzbuch Manu's von dieser Hingebung fordert, daß sie auch von der Wittwe noch in einem einsamen Leben der Entsagung und werkthätigen Frömmigkeit bis an den Tod fortgesetzt werde, so ist doch dort von der Wittwenverbrennung noch nicht die Rede, welche bereits zu Alexanders des Großen Zeit herrschende Sitte geworden war, und welcher noch zu Anfang dieses Jahrhunderts allein in Calcutta und seiner nächsten Umgebung jährlich Hunderte von Frauen zum Opfer fielen. Andererseits hängt mit der Verkennung des Rechtes der weiblichen Persönlichkeit der starksinnliche Charakter, welchen die Liebe in Indien annimmt, und die nachsichtige Beurtheilung zusammen, welche von Männern begangene Wollust- und Unzuchtsünden im Gesetzbuche finden. Schon die gesammte Auffassung der Ehe zeugt für den großen Werth, welchen der Inder auf Kinderbesitz legt: „Holder als Kinderberührung hat die Welt kein Gefühl ja nicht!" sagt Sakuntala. Dieser natürlichen Neigung kommen denn auch Gesetze entgegen, welche den Eltern die größte Sorgfalt in der Pflege ihrer Kinder zur heiligsten Pflicht machen. Schon vor der Geburt des Kindes soll diese Sorgfalt ihr Werk beginnen, um es dann bei der Geburt, bei der Namengebung, bei der Ernährung und Erziehung, den verschiedenen Stufen der kindlichen Entwickelung entsprechend, fortzusetzen. Dafür haben die Kinder ihrerseits den Eltern die größte Ehrfurcht und stets dienstwilligen Gehorsam zu beweisen, denn „die Schmerzen und Bekümmernisse, welche Mutter und Vater bei Zeugung und Erziehung ihrer Kinder erdulden, können in hundert Jahren nicht vergolten werden" (Manu, II, 226). Wenn aber ein Sohn „seine Mutter ehrt, gewinnt er diese irdische Welt; wenn er seinen Vater ehrt, die mittlere oder ätherische Welt; und wenn er seinem Lehrer beständige Achtung erweist, gewinnt er die himmlische Welt des Brahma." „Wer diese drei ehrt, so viel er kann, erfüllt alle Pflichten vollkommen; aber wer sie nicht ehrt, dem fruchtet die Ausübung aller anderen Pflichten nichts." „So lange diese drei am Leben sind, beobachte er keine sich blos auf ihn selbst beziehende Pflicht, sondern sein Vergnügen

bestehe darin, sich zu bemühen, wie er ihre Liebe gewinnen, ihre Wünsche befriedigen und sie Tag und Nacht auf das sorgfältigste bedienen möge" (II, 232, 233, 234). Das ganze 2. Buch von Manu's Gesetz handelt von der Erziehung, jedoch, wie auch die „Indischen Hausregeln," vorzugsweise von dem in der Behandlung der Kinder und wiederum von diesen in ihrem Verhalten gegen Eltern und Lehrer zu beobachtenden äußeren Ceremoniell, ohne daß auf eigentlich pädagogische Fragen näher eingegangen würde. Dabei ist einmal charakteristisch, daß fast ausschließlich auf die Erziehung der Söhne Rücksicht genommen wird: für die Weiber genügt, daß sie durch die Hochzeitsceremonie in ihren Stand völlig eingeweiht werden, ihren Männern die schuldige Ehrfurcht erweisen, die häuslichen Geschäfte besorgen und das heilige Feuer hüten (II, 67); daneben mögen sie in den gefälligen weiblichen Künsten des Tanzes, der Musik und des Gesanges dilettirt haben, zu welchen die Bajaderen berufsmäßig herangebildet wurden. Dagegen waren sie wenigstens in späterer Zeit gleich den Çudras von der Bekanntschaft mit den Veden ausdrücklich ausgeschlossen, und noch in neuester Zeit hatten die Missionäre darüber zu klagen, daß bessergestellte Familien ihre Töchter nicht in die Schule senden wollten, „weil nur die Tempeltänzerinnen lesen und schreiben lernten." Ferner aber hat das Gesetz bei seinen Vorschriften über die Erziehung der Söhne wieder die Brahmanensprößlinge hauptsächlich im Auge.

Und wie die Brahmanen das wichtigste Objekt der Erziehung bilden, so sind sie auch deren alleiniges Subjekt: die Leitung der Erziehung und des Unterrichtes liegt völlig in ihrer Hand. Gleich im 1. Buche Manu's (88—91) werden die besonderen Pflichten der vier Kasten genau bestimmt: „Die Pflichten, welche das höchste Wesen den Brahmanen auferlegt, sind: den Veda zu lesen, ihn andere zu lehren, zu opfern, anderen beim Opfer beizustehen, Almosen zu geben, wenn sie reich sind, und wenn sie arm sind, Geschenke zu nehmen. Die dem Kschatriya auferlegten Pflichten sind: das Volk zu vertheidigen, Almosen zu geben, zu opfern, die heiligen Bücher zu lesen und sich den Reizen der sinnlichen Lust nicht hinzugeben. Viehheerden zu halten, Almosen zu geben, zu opfern, die heiligen Bücher zu lesen, Handel zu treiben, auf Zinsen zu leihen, das Land zu bebauen, ist dem Vaiçya anbefohlen. Dem Çudra aber hat der Höchste nur eine einzige Pflicht auferlegt, nämlich die, den vorerwähnten Kasten zu dienen, ohne ihrer Würde Abbruch zu thun." Also auch den Kschatriyas und Vaiçyas ist das Lesen der heiligen Bücher gestattet, und nur den Çudras ist es untersagt; aber nur den Brahmanen steht das Recht zu, in die heiligen Schriften einzuführen und sie maßgebend auszulegen. Die besondere Würde und Autorität, welche ihnen dadurch zuerkannt ist, wird noch durch den weiteren Ausspruch des Gesetzbuches bekräftigt (I, 96 u. 97): „Unter den verschiedenen Wesen haben die belebten den Vorzug, unter den belebten die, deren Dasein sich auf Vernunft gründet, unter den vernünftigen das Menschengeschlecht und unter den Menschen die Brahmanen; unter

den Brahmanen die, welche die heilige Wissenschaft inne haben, unter den Gelehrten die, welche ihre Pflicht kennen, unter diesen die, welche sie gewissenhaft erfüllen, und unter den letzteren die, welche das Studium der heiligen Bücher zur Seligkeit führt." Es begreift sich hiernach, daß das Verhältniß des Schülers zum Lehrer als heiliger dargestellt wird, denn das zu Vater und Mutter. Zugleich aber verräth sich auch hier wieder die Unfähigkeit, die natürliche und die geistige Seite des Lebens in die rechte Verbindung zu bringen: anstatt das Höchste darin zu erkennen, daß das natürliche Band zwischen Eltern und Kind geistig verklärt und das geistige Verhältniß durch die Naturbasis des Familienzusammenhanges befestigt wird, werden die Eltern zu Vertretern nur der natürlichen Lebensgemeinschaft degradirt und dem brahmanischen Lehrer als dem alleinigen Pfleger des geistigen Lebens untergeordnet.

Ein System öffentlicher Schulen, wie in China, war nun in Indien nicht vorhanden, um die Fortsetzung und Ergänzung der Familienerziehung zu übernehmen, sondern die Söhne der drei oberen, eigentlich allein erziehungsberechtigten Kasten wurden, entweder allein oder mit anderen gemeinsam, einem Brahmanen zur fortdauernden und in den Hauptgegenständen des Unterrichts alleinigen Unterweisung übergeben. Nachdem der junge Arya gleich bei der Geburt durch Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien in die Rechte seiner bevorzugten Stellung eingesetzt war, wurde er später durch Anlegung der heiligen Schnur, welche einem Brahmanen vom 8—15., einem Kschatriya vom 11., einem Vaiçya vom 12. Jahre an verliehen werden durfte, als ein Wiedergeborener (Dvija) förmlich confirmirt. Dieselben Jahre bezeichnen für die Angehörigen dieser verschiedenen Kasten auch den Zeitpunkt, in welchem sie in die Lehre gegeben werden sollten. Eigentlich ist nun das ganze Leben eines Brahmanen, und um diese handelt es sich immer in erster Linie, unter den Begriff fortschreitender Erziehung gestellt, welche durch die vier Asramas hindurch, die Lehrjahre, die Hausjahre, die Waldjahre und die Jahre der Vollendung, stufenweise sich vollziehen soll. Um die vier Vedas zu lernen, muß der Zögling 48 Jahre lang im Hause seines Lehrers bleiben; als kürzere Lehrzeiten werden 36, 24 und 18 Jahre gestattet, und 12 Jahre ist die kürzeste Frist. In der That bleiben einige Studenten, die sogenannten Naishthikas, während ihres ganzen Lebens im Hause ihres Lehrers und heirathen nicht. Regel ist aber selbstverständlich, daß sie mit einer zwölfjährigen Lehrzeit sich begnügen und nach deren Absolvirung, also im 19. bis 26. Lebensjahre, heirathen und so in die Hausjahre und damit in die Periode der Selbsterziehung eintreten. Pädagogisches Interesse im eigentlichen Sinn bietet nur die Betrachtung jener Lehrjahre dar. Von den zahlreichen Zeugnissen für die fast abgöttische Verehrung des Lehrers, welche dem Schüler zur Pflicht gemacht wird, genüge die Anführung eines einzigen (Manu, II, 201—203): „Wenn er seinen Lehrer obgleich mit Grund tadelt, so wird er nach dem Tode zu einem Esel werden, wenn er ihn verleumdet, zu einem Hunde, wenn

er seine Sachen ohne Erlaubniß braucht, zu einem Insekt, wenn er ihn beneidet, zu einem Wurm. Er muß seinen Lehrer nicht durch einen Andern bedienen lassen und selbst müßig dastehen, noch ihm im Zorne aufwarten oder dann, wenn ein Frauenzimmer zugegen ist; er muß von einem Wagen oder erhöhten Sitze herabsteigen, um seinen himmlischen Führer zu grüßen. Er muß sich nicht so setzen, daß der Zug der Luft nur ihn, nicht aber seinen Lehrer bestreiche, noch irgend etwas sagen, was der verehrungswürdige Mann nicht hören kann.“ Andererseits wird auch dem Lehrer freundliche Behandlung des Schülers zur Pflicht gemacht (II, 159): „Jede Erziehung, die auf das Gute gerichtet ist, muß ihre Lehren mittheilen, ohne die Schüler zu mißhandeln, und ein Lehrer, der seine Pflicht kennt, muß sanfte und anmuthige Worte gebrauchen.“

Der Hauptzweck der ganzen Erziehung in Indien ist nun das Lernen des Veda, den Hauptgegenstand des Unterrichts bilden also die Veden, wie in China die Kings. „Da der Veda auch das Brahman heißt, so nennt man den Lehrling einen Brahmakarin, einen Brahma-Studenten .... Während der Schüler im Hause seines Lehrers wohnt, muß er sich der strengsten Ordnung fügen. Zweimal des Tags, beim Sonnen-Aufgang und Untergang, hat er seine Gebete zu sagen (sandhyopâsana). Jeden Morgen und Abend muß er die Runde im Dorfe machen und alles, was man ihm gibt, hat er seinem Meister zu übergeben. Er darf selbst nichts essen, außer was ihm sein Meister gibt. Er muß Wasser holen, Brennholz sammeln, den Boden rings um den Herd rein halten und Tag für Tag seinem Lehrer zu Dienste stehen. Dafür lehrt ihm dann sein Meister den Veda, bis er ihn auswendig ohne Fehler hersagen kann, und was sonst noch nothwendig ist, um ihn zu befähigen in den zweiten Stand zu treten, und ein Haushalter, ein Grihastha, zu werden. Der Schüler darf Extrastunden bei andern Lehrern nehmen (upâdhyâya), aber seine Confirmation, oder was man seine zweite Geburt nennt, kann er nur von seinem Meister und Lehrer, dem Akârya, erhalten. Wenn die Lehrzeit beendigt ist, so darf der Schüler, nachdem er seinem Lehrer das nöthige Lehrgeld bezahlt, in sein väterliches Haus zurückkehren. Er heißt dann ein Snâtaka, Einer, der gebadet hat, oder ein Samâvritta, Einer, der zurückkehrt. Wir würden sagen, er habe sein Doktorexamen absolvirt“ (Müller); denn auch jene Titel prägen ihm einen character indelebilis auf. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit der Unterrichtsmethode besteht darin, daß die mündliche Ueberlieferung und das Festhalten des so Ueberlieferten im Gedächtniß, wodurch der Veda vor der Zeit des Schriftgebrauches fortgepflanzt werden mußte, auch nach dieser und bis heute noch das ausschließliche Mittel der Mittheilung dieser heiligen Wissenschaft geblieben ist; gewiß nicht darum allein, weil anfangs das Fehlen eines handlichen Schreibmaterials der weiteren Verbreitung des geschriebenen Wortes hinderlich war, sondern hauptsächlich weil man von der ursprünglichen und durch ihr Alter geheiligten Form der Ueberlieferung nicht lassen wollte. So gibt es denn heute noch

Tausende von Brahmanen in Indien, welche den ganzen Rig-Veda auswendig wissen, „gerade wie ihre Vorfahren vor drei- oder viertausend Jahren; und obwohl sie Handschriften besitzen und obwohl sie jetzt einen gedruckten Text haben, erlernen sie ihr heiliges Wissen nicht aus diesen. Sie lernen, wie ihre Vorfahren vor tausenden von Jahren lernten, aus dem Munde eines Lehrers, damit die Vedische Ueberlieferung nicht unterbrochen werde." Von dem dabei eingehaltenen Verfahren gibt das wahrscheinlich schon aus dem 5. oder 6. Jahrhundert v. Chr. herrührende, 1856 von Max Müller mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegebene Pratisakya zum Rig-Veda eine eben so sorgfältige als altehrwürdige Beschreibung: „Der Lehrer muß seinerseits den ganzen vorgeschriebenen Cursus durchgemacht und alle Pflichten eines Brahmanischen Studenten (rabhmakârin) erfüllt haben, bis es ihm gestattet ist, Lehrer zu werden, und er darf nur solche Schüler unterrichten, welche sich allen Gesetzen des Studiums unterwerfen. Er soll sich an einem geeigneten Platze niederlassen. Wenn er bloß einen Schüler oder zwei hat, sollen sie ihm zur Rechten sitzen; hat er mehr, so müssen sie sitzen, wie es der Raum gestattet. Bei Beginn jeder Lektion umfassen die Schüler die Füße ihres Lehrers und sagen: Lies, Herr! Der Lehrer antwortet: Om, ja, und spricht dann zwei Worte vor, oder, wenn es ein zusammengesetztes ist, ein einziges. Nachdem der Lehrer ein Wort oder zwei vorgesprochen hat, wiederholt der erste Schüler das erste Wort, aber wenn irgend eine Erklärung nöthig ist, so sagt der Schüler: Herr; und wenn ihm Erklärung geworden ist, sagt der Schüler: Om, ja, Herr. In dieser Weise fahren sie fort, bis sie einen Prasna (eine Frage) beendigt haben, welcher aus drei Versen, oder wenn es Verse von mehr als 40 oder 42 Silben sind, aus zwei Versen besteht. Wenn es Pankti-Verse von je 40 oder 42 Silben sind, so kann ein Prasna zwei oder drei umfassen; und wenn ein Hymnus nur aus einem Verse besteht, so wird er auch als ein Prasna angesehen. Wenn der Prasna beendigt ist, so müssen ihn Alle noch einmal wiederholen und dann fortfahren ihn auswendig zu lernen, indem sie jede Silbe mit erhobener Stimme aussprechen. Wenn der Lehrer zuerst seinem Schüler zur Rechten einen Prasna vorgesprochen hat, so gehen die andern um ihn herum auf die rechte Seite und dieser fährt fort, bis der ganze Adhyâya oder die Lection zu Ende ist und eine Lection besteht im Allgemeinen aus sechzig Prasnas. Am Ende des letzten Halbverses sagt der Lehrer: Herr, und der Schüler antwortet: Om, ja Herr, indem er zugleich die am Ende einer Lektion erforderlichen Verse wiederholt. Dann umfassen die Schüler die Füße des Lehrers und sind entlassen." Das Pratisakhya (wörtlich: „für jeden Zweig," die Erläuterung für einen bestimmten Zweig der überlieferten Vedatexte) behandelt eigentlich nur die Sikscha, d. h. die Phonetik, die Lehre von den Accentuationen und Modulationen, welche bei der Recitation der heiligen Hymnen zu beobachten sind. Der Commentar zu dem Werke aber gibt noch neue weitere Disciplinen an, welche aus dem Studium des Veda sich allmählich hervorgebildet haben: der Kalpa, das Ceremoniell, das Vyakarana, die Grammatik,

das Nairukta, die Exegese, das Khandas, die Metrik, das Gyotisham, der Kalender, das Dharmasastra, das Gesetzbuch, das Purana, die alten Legenden, der Nyayavistara, die Logik, die Mimansa, die Dogmatik. Die sprachliche Seite des Vedastudiums hat dann nach älteren Vorläufern durch die Grammatik Paninis, welche nach Max Müller in die Zeit Alexanders des Großen zu setzen ist, eine feste und reich gegliederte Grundlage erhalten, so daß wir nach dem Urtheil desselben Gelehrten in der gesammten grammatischen Literatur aller Nationen keinem einzigen Werke begegnen, in welchem eine rein empirische Analyse der Sprache in solcher Vollständigkeit durchgeführt wäre. Daß nun aber Gegenstände und Methode des Unterrichtes seit mehr als zweitausend Jahren im wesentlichen dieselben geblieben sind, das beweisen die Angaben eines im Jahre 1878 aus Puna datirten Briefes, welchen Müller in seinen Vorlesungen über den Ursprung der Religion mittheilt (S. 185 f.): „Ein Student einer Rig-Veda-sakha (einer Recension des Rig-Veda) braucht, wenn er begabt und eifrig ist, etwa acht Jahre um die Dasagranthas zu lernen, die zehn Bücher, deren Bestandtheile die folgenden sind: 1. Die Samhita oder die Hymnen; 2. das Brahmana, die Prosaabhandlung über Opfer u. s. w.; 3. das Aranyaka, das Waldbuch; 4. die Grihya-sutras, die Vorschriften über häusliche Ceremonien; 5—10. die sechs Angas, Abhandlungen über Sikscha, Aussprache, Gyotisha, Astronomie, Kalpa, Ceremoniell, Vyakarana, Grammatik, Nighantu und Nirukta, Etymologie, Khandas, Metrik. Ein Zögling studirt jeden Tag, während der acht Jahre mit Ausnahme der Feiertage, der sogenannten Anadhyaya, d. i. der Nicht-Lese-Tage. Da das Mondjahr aus 360 Tagen besteht, so würden acht Jahre 2880 Tage für ihn ergeben. Davon müssen 384 Feiertage abgezogen werden, so daß ihm also 2496 Arbeitstage während der acht Jahre bleiben. Nun bestehen die zehn Bücher nach einer oberflächlichen Zählung aus 29500 Slokas, so daß ein Student des Rig-Veda täglich etwa 12 Slokas zu lernen hat, von denen jeder aus 32 Silben besteht.“ Gefördert werden diese Studien in Puna durch eine Gesellschaft, die „in allen anerkannten Zweigen der Sanskrit-Gelehrsamkeit,“ unter welchen außer den bereits genannten noch die sechs Schulen der indischen Philosophie, das Alankara-Sastra oder die Rhetorik und das Vaidyaka oder die Medizin aufgeführt werden, alljährlich Preise vertheilt. Ein anderer Bericht, von Professor Bhandarkar, bemerkt über die Fortdauer der altgewohnten einheimischen Wissenspflege (a. a. O., S. 187 ff.). „Jede Brahmanenfamilie widmet sich dem Studium eines besonderen Veda und einer besonderen Sakha (Textgestaltung) des Veda; und die häuslichen Riten der Familie werden nach dem Ritual vollzogen, welches in dem mit jenem Veda verbundenen Sutra beschrieben ist. Das Studium besteht darin, die Bücher auswendig zu lernen, welche den besonderen Veda bilden. In Nord-Indien .... ist jenes Studium fast untergegangen, ausgenommen zu Benares, wo sich Brahmanenfamilien aus allen Theilen Indiens niedergelassen haben. Es ist noch einigermaßen in Uebung in Gujarat, aber in viel größerer Ausdehnung in dem Mah-

rathaland, und in Tailangana gibt es noch eine große Anzahl von Brahmanen, welche ihr Leben diesem Studium widmen. Sehr viele von diesen ziehen in alle Theile des Landes aus, um Dakschina (Almosen) zu sammeln, und alle wohlhabenden Einwohner unterstützen sie entsprechend ihren Mitteln, indem sie von ihnen Theile ihres Veda hersagen lassen .... Kaum eine Woche vergeht hier in Bombay, in der nicht ein Brahmane von Tailangana wegen Dakschina zu mir käme. Bei jeder Gelegenheit lasse ich die Leute wiederholen was sie gelernt haben und vergleiche es mit den gedruckten Texten, die ich besitze. Mit Bezug auf ihre Beschäftigung werden die Brahmanen jedes Veda allgemein in zwei Klassen getheilt, Grihasthas und Blikshukas. Die ersteren widmen sich einem weltlichen Berufe, während die letzteren ihre Zeit auf das Studium ihrer heiligen Bücher und die Vollziehung ihrer religiösen Riten verwenden." Eine wichtige Klasse der Blikshukas sind die Vaidikas: „die Veden auswendig zu lernen und sie zu wiederholen in der Weise, daß sie nie einen einzigen Fehler machen, auch nicht im Accent, ist die Aufgabe ihres Lebens. Der Rig-Vedi Vaidika weiß auswendig: Samhita, Pada, Krama, Gata und Ghana der Hymnen [fünf besondere Gestaltungen ihres Textes], das Aitareya Brahmana und Aranyaka, das Kalpa und Grihya-Sutra und Asvalayana, das Nighandu, das Nirukta, das Khandas, das Gyotischa, die Sikscha und Paninis Grammatik. Ein Vaidika ist demnach eine lebende vedische Bibliothek." Durch diese zuerst vor der Schrift, dann neben der Schrift und dem Druck hergehende Erhaltung und Pflege der heiligen Literatur in mündlicher Ueberlieferung und im Gedächtniß sind uns die Texte der Veda „mit solcher Genauigkeit überliefert worden, daß sich im eigentlichen Sinne des Wortes kaum eine verschiedene Lesart, noch selbst ein unsicherer Accent im ganzen Rig-Veda findet. Es gibt verderbte Stellen im Texte, welche durch kritische Untersuchungen entdeckt und verbessert werden können, aber selbst diese Verderbnisse müssen dem anerkannten Texte angehört haben, seitdem er endgültig festgesetzt war" (M. Müller). Zur Bestätigung und Ergänzung des über Gegenstand und Methode des Unterrichts bei den Brahmanen bereits Mitgetheilten mag schließlich noch dienen, was Dr. Ballantyne über „The Pandits and their manner of teaching" berichtet (aus dem Benares magazine, 1849 u. 1850, aufgenommen in die zu Benares erscheinende Zeitschrift The Pandit, 1867, N. 10; 1868, N. 20 u. 21). Darnach beginnt der Unterricht des jungen Brahmanen damit, daß ihm das Alphabet nach einer sinnreichen und das Gedächtniß unterstützenden Klassifikation der einzelnen Buchstaben eingeprägt wird. Hat der Schüler sich dieses so sicher zu eigen gemacht wie der Anfänger im Rechnen das Einmaleins, so schreitet er dazu fort, daß er etwa zwanzig Seiten der in Sanskrit verfaßten Grammatik auswendig lernt, ohne ein Wort davon zu verstehen. „Da er erst etwa 9 Jahre zählt, mithin in einem Lebensalter sich befindet, in welchem das Gedächtniß kräftig, die Reflexion dagegen noch verhältnißmäßig wenig entwickelt ist, so scheint für ihn weder ermüdend noch widerwärtig zu sein, was bei größerer geistiger Reife zu

einer unerträglichen Quälerei werden müßte." Aber Schritt für Schritt wird nun weiter auswendig gelernt, und zwar so sicher, daß das einmal Gelernte als absolut feststehend vorausgesetzt und in dem weiter Anzueignenden darauf Bezug genommen werden kann. So fällt es denn keinem indischen Schüler ein, auf das Studium eines grammatischen Werkes sich einzulassen, bevor er den Cursus durch diejenigen Schriften vollendet hat, welche für jenes als unerläßliche Vorbereitung gelten; auch würden die Beziehungen jenes auf diese in ihrer räthselhaften Kürze für die nicht in solcher Weise Vorbereiteten völlig unverständlich sein. Das eigentliche Grundbuch für diesen grammatischen Unterricht bildet Paninis Grammatik, welche in ihrer prägnanten Kürze offenbar von Anfang an darauf eingerichtet ist, völlig dem Gedächtniß angeeignet zu werden. Da jedoch die unmittelbare Einführung in dieses klassische Werk den Anfängern zu viele Schwierigkeiten bereiten würde, so sind für diese zwei Bearbeitungen im Gebrauch, das Siddhanta Kaumudi, „das Mondlicht der Sprachgesetze", und das Laghu Siddhanta Kaumudi, „das kleine Mondlicht", welches letztere den meisten als erster Führer in die grammatischen Studien dient. Durch das Wurzellexikon Dhatu-patha und das Wörterbuch der Synonymen Amara-Koscha wird dann der Schüler auf die Lektüre der epischen und dramatischen Dichtungen vorbereitet, zu deren Erklärung die Poetik Karya-prakasa (1829) und die Rhetorik Sahitya-Derpana (1828) dient.

Man sieht: die Methode des Unterrichts bei den Brahmanen ist nach wie vor dieselbe geblieben. Sie wendet sich vorzugsweise an das Gedächtniß, wenn auch an die Stelle oder an die Seite des ursprünglichen Vorsagens und Nachsprechens allmählich das Lesen und Auswendiglernen im Anschluß an bestimmte Lehrbücher getreten ist. Dabei bleibt auch das Hauptziel alles Unterrichts die Erkenntniß und Aneignung des Veda. Darauf sind vor allem die mit so peinlicher Sorgfalt getriebenen grammatischen Studien gerichtet, hochgepriesen, weil sie in das seligmachende Verständniß des von der Gottheit selbst, von Sarasvati, der Göttin der Sprache, dem Menschen verliehenen Wortes einführen. Aber auch die übrigen Gegenstände des normalen Unterrichts werden auf jenes Ziel bezogen, so daß alle in das brahmanische Unterrichtssystem gehörenden Disciplinen zu Vedangas werden, d. h. zu Gliedern oder Zweigen des Veda. Allerdings greifen diese Zweige nach verschiedenen Seiten hin von dem Stamme aus ziemlich ins Weite; und wenn die einseitige Pflege des Gedächtnisses für Minderbegabte sich wenig förderlich erweisen mußte, so theilte sie fähigeren Schülern mit dem „Reiz des Unverständlichen" zugleich das Bestreben mit, Unklares selbständig sich klar zu machen. Schon die Aufgabe, eine todte und theilweise durch die Regeln der Grammatiker erst so bestimmt ausgeprägte Sprache wie das Sanskrit und überdies die vor dessen klassischer Ausbildung schon in der vedischen Periode entstandenen älteren Sprachformen sich anzueignen, stellte an die geistige Thätigkeit der Schüler nicht geringe Anforderungen. Und es ist dem indischen Unterricht, wie mangelhaft er uns erscheinen mag, nicht bloß gelungen, für die

grammatischen Studien ein lebendiges und fruchtbares Interesse wach zu erhalten und zur Bildung von logischen und sonstigen philosophischen Systemen anzuregen, welche mit dem haarspaltenden Scharfsinn und grübelnden Tiefsinn der mittelalterlichen Scholastik wetteifern; sondern auch auf anderen Gebieten des Wissens Förderliches hervorzurufen: unser sogenanntes arabisches Zahlensystem ist vielmehr indischen Ursprungs, ebenso wie der ihm zu Grund liegende „geniale Gedanke, durch die Stelle der Ziffern auszudrücken, welche Potenz von 10 dieselben zum Factor haben," und die Araber haben nur seine Verbreitung nach dem Westen vermittelt; auch die Bezeichnung der Töne nach ihren Anfangsbuchstaben soll von Indien, wo die Formel sa ri ga ma pa dha ni lautete, zu den Persern, dann zu den Arabern und schließlich zu den Italienern gewandert sein.

Dennoch kann die theologische Beschränktheit des brahmanischen Unterrichtssystems und die steife Einseitigkeit seiner correcten Methode das reich entwickelte geistige Leben nicht hervorgebracht haben, welches sich in der Geschichte des indischen Volkes bis in die späteren Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hinein bethätigt hat, sondern es müssen andere Factoren dazu mitgewirkt haben. Von der vedischen Periode, in welcher die Brahmanen sich noch nicht in den vollen Besitz der geistigen Alleinherrschaft gesetzt hatten, urtheilt Albrecht Weber: „Wir müssen jedenfalls ein sehr reges geistiges Leben unter den Brahmanen jener Zeit annehmen, an dem sogar auch ihre Frauen thätigen Antheil nahmen, und in welchem wir einen Grund mehr für die Superiorität zu suchen haben, welche sie über die übrigen Classen des Volkes erhielten und ausübten. Uebrigens schlossen sich auch die Krieger nicht von diesen Unternehmungen aus, besonders nachdem sie erst einige Ruhe gegen die äußeren Feinde erlangt hatten. Wir haben hier ein treues Abbild der scholastischen Periode des Mittelalters: Könige, deren Höfe den Mittelpunkt des geistigen Lebens bilden, Brahmanen, welche in regem Wetteifer die Untersuchungen über die höchsten Fragen führen, welche der Menschengeist aufzustellen vermag, Frauen, die in begeistertem Entzücken sich in die Geheimnisse der Spekulation vertiefen, den erstaunten Männern durch die Tiefe und Erhabenheit ihrer Anschauungen imponiren und in, der Beschreibung nach, somnambulistischem Zustande die ihnen vorgelegten Fragen über heilige Zustände lösen." War sonach in dieser älteren Zeit die selbstthätige Betheiligung an dem vorzugsweise von den Brahmanen gepflegten religiösen Gedankenleben eine allgemeinere und freiere, so fanden sich in der späteren Zeit Wege über den von ihnen vorgezeichneten Kreis der Hauptunterrichtsgegenstände hinauszugehen. Ja sie selbst hatten einen solchen Weg durch die Erlaubniß erschlossen, daß ihr Schüler „Extrastunden bei anderen Lehrern nehme". Auf diesem Wege werden die Schüler insbesondere, wie noch heute, eine lebendigere Fühlung mit der so reichen nationalen Poesie gewonnen haben, für welche das Interesse andererseits durch fahrende Sänger und Erzähler lebendig erhalten wurde und noch erhalten wird. Man darf aber einem großen Theil der indischen Dichtungen eine pädagogische

Tendenz im weiteren Sinne zuschreiben: sie offenbart sich in den großen Epen, namentlich dem Mahabharata, und in den Dramen und tritt am unmittelbarsten und prägnantesten in der mit Vorliebe gepflegten Märchen-, Fabel- und Spruchdichtung hervor. Die bei allen Zweigen des indogermanischen Stammes verbreiteten Erzählungen und Thierfabeln sind ohne Zweifel ein Erbtheil aus der Urzeit des altarischen Gesammtstammes, wenn auch später einzelne von ihnen in eigenthümlicher Gestaltung aus Griechenland nach Indien zurück gewandert sein mögen. „Das älteste vorhandene Fabelwerk aber ist das Pancatantram, dessen ursprünglicher Text zwar gewaltige Veränderungen und Zusätze erlitten hat und nicht mehr sicher herzustellen ist, dessen Existenz aber für das 6. Jahrhundert n. Chr. gesichert ist, wo es auf Befehl des Nuschirvan, des berühmten Sasaniden (reg. 531—79), in das Pehlvi übersetzt ward, woran sich später dann bekanntlich Uebersetzungen in fast allen Sprachen Europas und Vorderasiens angeschlossen haben. Die jetzige Textrecension desselben scheint im Dekhan stattgefunden zu haben, während ein daraus gemachter Auszug, der Hitopadesa, in Palibothra am Ganges zusammengestellt ward" (A. Weber). Der Hitopadesa ist ursprünglich als ein Lehrbuch der Prinzenerziehung gedacht, kann aber, wenn nicht als die älteste, doch als eine altehrwürdige „praktische Pädagogik des heidnischen Alterthums" gelten. Während im Pancatantram das Interesse an der Erzählung selbst vorwiegt, wendet es sich in diesem Auszuge entschiedener der Moral zu, welche schließlich in einem bestimmten Spruch ihren Ausdruck findet. Böhtlingk hat in seinen „Indischen Sprüchen" aus beinahe hundert verschiedenen Werken 7613 Sprüche zusammengestellt, bei welchen auch die Pädagogik nicht leer ausgeht: „Sollen wir zwischen einem gar nicht geborenen, einem gestorbenen und einem dummen Sohn wählen, so entscheiden wir uns für die beiden ersten, nicht für den letzten: jene beiden bereiten nur einmal Schmerz, dieser auf Schritt und Tritt." „Leicht ist der Unwissende zufrieden zu stellen, noch leichter wird der Unterrichtete zufrieden gestellt, einen durch ein Bischen Wissen verschrobenen Menschen gewinnt selbst Brahman nicht." „Besser als die Unwissenden sind diejenigen, die Bücher lesen, besser als diese — diejenigen, die das Gelesene behalten; besser als diese — diejenigen, die das Gelesene verstehen; besser als diese — diejenigen, die ans Werk gehen." „Aus kleinen und großen Büchern von allerwärts her nehme der erfahrene Mann das Beste, wie die Biene aus den Blumen." „Die Sprachlehre ist, wie bekannt, von unendlicher Ausdehnung, dabei ist das Leben kurz und die Hindernisse zahlreich; darum lasse man das Unbedeutende weg und nehme nur das Beste daraus, wie die Flamingo die Milch aus dem Wasser scheiden" u. s. f. Diese Sprüche eröffnen uns den Blick auf ein Mittel freierer pädagogischer Einwirkung, durch welches im praktischen Leben das beschränkte Verfahren der brahmanischen Schule sehr wirksam ergänzt werden konnte. Indessen das wirksamste Mittel zur Förderung der Selbsterziehung und weiterer Ausbildung außerhalb der Schule bleibt doch die Schrift. Von den verschiedenen Alphabeten, mit welchen die Inder

ihre alte und heilige Sprache schreiben, hat bei den europäischen Gelehrten diejenige Schriftart Aufnahme gefunden, welche im Herzen des arischen Indiens, in Hindostan selbst im Gebrauch ist und Devanagari heißt, eine zu 49 Schriftzeichen entwickelte, sehr vollkommene Lautschrift. Die Gelehrten streiten darüber, wann die Schrift bei den Indern in Gebrauch gekommen sei, und die Frage ist auch darum schwer zu entscheiden, weil bei dem Unterrichte der Brahmanen auch zur Zeit, da die Schrift schon allgemein gebraucht wurde, noch die traditionelle mündliche Mittheilung des zu Erlernenden erhalten blieb, wie denn „alle termini technici, die für Veda-Studium u. dergl. vorkommen, sich durchweg nur auf Sprechen und Hersagen beziehen und somit für nur mündliche Ueberlieferung eintreten". Nach Müller, Westergaard und Haug wäre der Veda zuerst von den zum Buddhismus bekehrten Brahmanen zu polemischen Zwecken aufgezeichnet worden und ihnen wären dann erst die Brahmanen gefolgt. „Dagegen sind Goldstücker, Böthlingk, Whitney und Roth der entgegengesetzten Meinung, insbesondere dahin gehend, daß den Pratisakya schriftliche Texte als Vorlage gedient haben müßten" (Weber). Der Laie wird geneigt sein, dieser letzteren Ansicht beizutreten. Denn wenn auch eine nur mündliche Ueberlieferung des heiligen Wissens als Anknüpfungspunkt für die mannigfaltigen theologischen Speculationen und Discussionen, wie sie frühe schon üblich wurden, vielleicht genügte; so sind doch die in den Pratisakyas vorkommenden subtilen grammatischen Untersuchungen schwer denkbar, wenn sie nicht als festes Objekt einen geschriebenen Text der heiligen Bücher vor sich hatten, welcher also spätestens im 6. Jahrhundert v. Chr. vorhanden gewesen sein müßte. Auch die Aufzeichnung der großen nationalen Epen dürfte schon einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung begonnen haben, und so hatte der Inder, wenn er nur lesen konnte und schreiben, ein reiches und anregendes Material zur Erwerbung einer vielseitigeren Bildung. In der That, wenn schon in Manu's Gesetzbuche der Satz sich findet (II, 116): „Wer sich Kenntniß des Veda ohne seines Lehrers Einwilligung erwirbt, macht sich eines Diebstahls der Schrift schuldig und wird zur Hölle hinabsinken," so hat diese geistige Contrebande doch wohl das Vorhandensein eines geschriebenen Textes der heiligen Bücher zur Voraussetzung, und auch sonst finden sich in den indischen Weisheitssprüchen auf die Benutzung der vorhandenen Literatur zahlreiche Anspielungen.

Bis heute wird, abgesehen von den großen Lehranstalten, wie sie in Puna und Benares in alter Weise fortbestehen, in den Lehrhallen, welche häufig mit den Tempeln verbunden sind, und auch in kleinen Orten von Privatlehrern für den Unterricht im Lesen und Schreiben gesorgt, wobei die Schüler die Buchstaben zuerst in den Sand, dann auf Palmblätter einzeichnen lernen. Der Lehrer bedient sich fähigerer Schüler als seiner Gehülfen und von diesen Hinduschulen hat zu Ende des vorigen Jahrhunderts Andreas Bell die Anregung zur Ausbildung seines Monitorensystems empfangen. Es kann heutzutage als Regel gelten, daß jeder Çudra schreiben und lesen kann; nur die Parias sind davon ausgeschlossen. Die

weibliche Jugend hat es dem Einfluß der christlichen Missionsschulen zu verdanken, daß sie mehr und mehr von dem Vorurtheil befreit wird, als ob sie durch Theilnahme am Lese- und Schreibunterricht den Bajaderen sich gleichstelle. Was über die Wirksamkeit muhammedanischer Schulen in Indien zu sagen wäre, bleibt der Darstellung des muhammedanischen Erziehungswesens im Mittelalter vorbehalten. Die von der englischen Regierung eingerichteten religionslosen Schulanstalten haben den nationalen Bildungsgang gestört, ohne ein Bildungsbedürfniß an die Stelle zu setzen, welches über das Bestreben nach Erlangung einer möglichst einträglichen Beamtenstelle hinausginge, und nur die Missionsschulen stellen den Unterricht und die Erziehung des Volkes auf einen festen und gesunden und bleibende Früchte verheißenden Grund. So bliebe hier nur noch ein Wort über den pädagogischen Einfluß des Buddhismus zu sagen. Es scheint sich dieser hauptsächlich darauf zu erstrecken, daß der Unterschied der Geschlechter und Stände aufhörte, ein Hinderniß für die weitere Verbreitung der Volksbildung zu sein; denn was die Methode des Unterrichts angeht, so haben die Buddhisten sowohl, wie die Brahmanen ihre bestimmten Textbücher, deren Inhalt die Schüler dem Gedächtnisse einzuprägen haben. Als Hauptresultat einer Betrachtung des indischen Erziehungs- und Unterrichtswesens aber dürfte sich die Wahrnehmung ergeben, daß die Inder in Bezug auf die Organisation des Volksunterrichtes hinter den Chinesen weit zurück bleiben, die mechanische Methode im ganzen mit ihnen theilen und daß vielmehr in der geistigeren Weltanschauung und der tieferen, volleren und lebendigeren Auffassung des Wesens der Gottheit und ihres Verhältnisses zur Welt trotz allen Ausschreitungen des indischen Geistes der wesentlichste Dienst zu suchen ist, welchen das indische Volk der Erziehung des Menschengeschlechtes geleistet hat.

Die Perser.

Literatur: Brissonius, De regio Persarum principatu. 1595. Hyde, Historia religionis veterum Persarum. Oxonii. 1700, 2. ed. 1760. Rhode, Die heilige Sage und das gesammte Religionssystem der alten Baktrer, Meder und Perser oder des Zendvolks. Frankfurt a. M., 1820 (beruht auf Anquetils und Kleukers nicht genauer Uebersetzung des Avesta). Spiegel, Eran, Beiträge zur Kenntniß des Landes und seiner Geschichte. Berlin, 1863. Ders., Eranische Alterthumskunde, 3 Bände. Leipzig, 1871—73. Die Berichte der Griechen finden sich bei Mueller, Fragmenta historicorum Graecorum III, S. 343 ff.

Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München, 1869, S. 604—635. Spiegel, Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen. 2 Bde. Leipzig, 1856, 1860. Lassen, Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis. Bonn, 1836. Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften im Grundtext mit Uebersetzung, Grammatik und Glossar. Leipzig, 1862, 2. Aufl. 1882. Anquetil du

Perron, Ouvrage de Zoroastre etc. traduit en français sur l'original zend, avec des remarques et accompagné de plusieurs traités. Paris, 1771. Kleuker, Zend-Avesta, Zoroasters lebendiges Wort. 3 Thle. Riga, 1876 und 1877. Dazu: Anhang zum Zend-Avesta. 2 Bde. Leipzig und Riga, 1781, 1783. Spiegel, Avesta, aus dem Grundtext übersetzt. 3 Bde. Leipzig, 1852—63. Dazu: Commentar über das Avesta. 2 Bde. Wien, 1864 und 1868. M. Mueller, The sacred books of the East, vol. IV, The Zend-Avesta, part I, The Vendidad translated by James Darmsteter. Oxford, 1880 (p. XI—CII, eine trefflich orientirende Einleitung). Schack, Heldensagen von Firdusi. 2. Aufl. Berlin, 1865. Roth, die Ormuzd-Religion, in Zellers Theologischen Jahrbüchern, 1849, S. 281—297. M. Müller, Essays, I. Leipzig, 1869, Nr. V—VIII.

Ranke, Weltgeschichte, I. Leipzig, 1881, S. 120—154. Duncker, IV, 4. Aufl. Leipzig, 1877. Weber, I, S. 351—406. Tiele, S. 184—205. Bunsen, Gott in der Geschichte, II. Leipzig, 1858, S. 75—96. Carriere, I, S. 604—656. Cramer, I, S. 70—93. Schmidt, I, S. 115—126.

Goethe, welcher sich von den tollen Höhl-Excavationen, dem düstern Troglodyten-Gewühl, den Elephanten- und Fratzentempeln der Inder so entschieden abgestoßen fand, weil man dabei weder Natur noch Gott fühle, hat dagegen den „älteren Persern" eine eben so entschiedene Neigung zugewendet, und wir glauben in die Betrachtung dieses Volkes nicht besser einführen zu können, als mit einigen der Bemerkungen, welche ihm der Dichter in den Noten zum westöstlichen Divan gewidmet hat. „Auf das Anschauen der Natur gründete sich der alten Parsen Gottesverehrung. Sie wendeten sich, den Schöpfer anbetend, gegen die aufgehende Sonne, als der auffallend herrlichsten Erscheinung. Dort glaubten sie den Thron Gottes, von Engeln umfunkelt, zu erblicken. Die Glorie dieses herzerhebenden Dienstes konnte sich jeder, auch der Geringste, täglich vergegenwärtigen. Aus der Hütte trat der Arme, der Krieger aus dem Zelt hervor, und die religioseste aller Funktionen war vollbracht. Dem neugebornen Kinde ertheilte man die Feuertaufe in solchen Strahlen, und den ganzen Tag über, das ganze Leben hindurch, sah der Parse sich von dem Urgestirne bei allen seinen Handlungen begleitet. Mond und Sterne erhellten die Nacht, ebenfalls unerreichbar, dem Gränzenlosen angehörig. Dagegen stellt sich das Feuer ihnen zur Seite; erleuchtend, erwärmend, nach seinem Vermögen. In Gegenwart dieses Stellvertreters Gebete zu verrichten, sich vor dem unendlich Empfundenen zu beugen, wird angenehme, fromme Pflicht. Reinlicher ist nichts als ein heiterer Sonnenaufgang, und so reinlich mußte man auch die Feuer entzünden und bewahren, wenn sie heilig, sonnenähnlich sein und bleiben sollten. — Wichtig ist es jedoch, zu bemerken, daß die alten Parsen nicht etwa nur das Feuer verehrt; ihre Religion ist durchaus auf die Würde der sämmtlichen Elemente gegründet, insofern sie das Dasein und die Macht Gottes verkündigen. Daher die heilige Scheu, das Wasser, die Luft, die Erde zu besudeln. Eine solche Ehrfurcht vor allem, was den Menschen Natürliches umgiebt, leitet auf alle bürgerliche Tugenden: Aufmerksamkeit, Reinlichkeit, Fleiß wird angeregt und genährt. Hierauf war

die Landescultur gegründet; denn wie sie keinen Fluß verunreinigten, so wurden auch die Kanäle mit sorgfältiger Wassererſparniß angelegt und rein gehalten, aus deren Circulation die Fruchtbarkeit des Landes entquoll, so daß das Reich damals über das Zehnfache mehr bebaut war. Alles, wozu die Sonne lächelte, ward mit höchstem Fleiß betrieben, vor anderem aber die Weinrebe, das eigentliche Kind der Sonne, gepflegt. Die seltsame Art, ihre Todten zu bestatten, leitet sich her aus eben dem übertriebenen Vorsatz, die reinen Elemente nicht zu verunreinigen. Auch die Stadtpolizei wirkt aus diesen Grundsätzen: Reinlichkeit der Straßen war eine Religionsangelegenheit, und noch jetzt, da die Guebern vertrieben, verstoßen, verachtet sind und nur allenfalls in Vorstädten, in verrufenen Quartieren ihre Wohnung finden, vermacht ein Sterbender dieses Bekenntnisses irgend eine Summe, damit eine oder die andere Straße der Hauptstadt sogleich möge völlig gereinigt werden. Durch eine so lebendige, praktische Gottesverehrung ward jene unglaubliche Bevölkerung möglich, von der die Geschichte ein Zeugniß giebt. Eine so zarte Religion, gegründet auf die Allgegenwart Gottes in seinen Werken der Sinnenwelt, muß einen eigenen Einfluß auf die Sitten ausüben. Man betrachte ihre Hauptgebote und Verbote: nicht lügen, keine Schulden machen, nicht undankbar sein! Die Fruchtbarkeit dieser Lehren wird sich jeder Ethiker und Ascete leicht entwickeln. Denn eigentlich enthält das erste Verbot die beiden andern und alle übrigen, die doch eigentlich nur aus Unwahrheit und Untreue entspringen; und daher mag der Teufel im Orient blos unter Beziehung des ewigen Lügners angedeutet werden. .... Daß man daher dieser Religion durch lange Zeiten durch sehr viel schuldig geworden, daß in ihr die Möglichkeit einer höhern Cultur lag, die sich im westlichen Theile der östlichen Welt verbreitet, ist wohl nicht zu bezweifeln. .... Am bewundernswürdigsten aber ist mir, daß die fatale Nähe des indischen Gottesdienstes nicht auf sie wirken konnte. Auffallend bleibt es, da die Städte von Balch und Bamian so nah aneinander lagen, hier die verrücktesten Götzen in riesenhafter Größe verfertigt und angebetet zu sehen, indessen sich dort die Tempel des reinen Feuers erhielten, große Klöster dieses Bekenntnisses entstanden und eine Unzahl von Mobeden sich versammelten. Wie herrlich aber die Einrichtung solcher Anstalten müsse gewesen sein, bezeugen die außerordentlichen Männer, die von dort ausgegangen sind." Es ist für Goethe charakteristisch, daß er der wesentlichsten Eigenthümlichkeit der altpersischen Religion, ihres Dualismus, gar nicht ausdrücklich gedenkt, wenn er auch von dem Kampfe redet, zu welchem sie ihre Bekenner als Diener des Lichtes gegen die Werke der Finsterniß verpflichtete. Aber die lichte Seite des Parsismus, nach der Art wie sie aufgefaßt wurde und im praktischen Leben sich wirksam erweisen mußte, hat er mit seinem offenen Auge und mit seinem bei lebendigster Erfassung des Einzelnen immer zugleich auf das Ganze gerichteten Blick auf eine in Anbetracht des damaligen Standes der Forschung geradezu bewunderungswürdige Weise klar und sicher herausgestellt. Auch das hat er nicht verkannt, daß die persischen Magier nicht minder wie die indischen

Brahmanen die einfache religiöse Grundanschauung in die „unendlichen Kleinlichkeiten“ eines pedantischen Ceremoniells zersplitterten; und wenn ihn sonst seine natürliche Abneigung gegen das indische Wesen über dessen Unterschied von dem Parsismus die thatsächlich vorhandene Verwandtschaft zwischen der beiderseitigen Volksthümlichkeit und Religionsanschauung übersehen ließ, so fehlten eben damals zur Berichtigung einer solchen Auffassung ihm wie anderen die wissenschaftlichen Mittel. Hat doch noch Hegel in seiner Philosophie der Geschichte den Umstand, daß wir bei den Persern uns heimischer fühlen als bei den Indern, daraus erklären können, daß die Inder der mongolischen Rasse angehören, die Perser aber der kaukasischen!

Wir wissen jetzt, daß Inder und Perser nur Zweige eines und desselben Stammes sind, dessen ursprüngliche Einheit schon durch den alten gemeinsamen Namen der Arier bezeugt wird. Während der indische Zweig von der Heimat des arischen Gesammtstammes aus im Süden und Südosten zuerst über das nördliche Stromgebiet des Indus, dann über das des Ganges und endlich über ganz Vorderindien sich ausbreitete, wandte der persische Zweig sich gegen Westen und Südwesten und fand sein weites Verbreitungsgebiet in jenem Lande, welches im Osten von dem Thale des Indus, im Westen von dem Stromgebiete des Euphrat und Tigris, „im Süden vom Ocean und dem persischen Meerbusen, im Norden von den weiten Steppen, welche der Oxus und der Jaxartes vergebens zu befruchten suchen, vom Kaspischen Meere und dem Flußthale des Aras begrenzt“ wird, und dessen Name Iran oder richtiger Eran nur eine andere Form für Ariyana ist und das Arierland bedeutet. Der iranische Zweig der Arier brachte dieselbe irdische Berufsrichtung und religiöse Grundanschauung wie der indische aus der alten Heimat in die neue mit: das freiere Hirtenleben ging mehr und mehr in die Seßhaftigkeit des Ackerbauers über, und man verehrte die diesen beiden Berufsarten förderlichen personificirten Naturkräfte, vor allen den Licht und Leben gebenden Gott des Himmels, als die ihren Dienern Segen und Schutz gegen verderbliche Naturkräfte gewährenden Mächte. Aber schon durch die Verschiedenheit des neuen Bodens erwuchs aus dem ihm anvertrauten gleichartigen Samen eine verschieden gestaltete Frucht. „Iran ist reich an Gegensätzen. Winterliche Schneestürme wechseln mit wolkenlosen Sommern und ihren sonnigen Tagen, ihren sternenhellen Nächten; während Mediens fruchtbare Hochebenen in immerwährendem Frühling zum Ackerbau einladen, erziehen die Berge ein rauheres Geschlecht von kräftigen Jägern und Hirten; die Thäler von Schiras im Süden wie die von Elbors im Norden prangen im Schmucke der Wälder, der blumigen Wiesen, und Reben oder Orangen- und Citronenbäume laden zum Genuß der köstlichen Früchte. Die Arbeit des Menschen wird aufgerufen von der Natur und zugleich belohnt“ (Carriere). In Indien macht die Natur durch die Ueberfülle, in welcher sie ihre Gaben freiwillig darreicht, dem Menschen den Kampf um das Dasein zu leicht und begünstigt den Hang zu müssiger Beschaulichkeit. Der Gegensatz zwischen freundlichen und feindlichen, guten und bösen Mächten verliert seine zu

einem entschiedenen Für oder Wider herausfordernde ethische Bedeutung und löst sich in der zahllosen Menge vergötterter Naturkräfte auf, aus deren den Geist verwirrender und bedrängender Mannigfaltigkeit der Mensch schließlich in die Verneinung der Welt und eines weltlichen Berufslebens sich flüchtet. Im Iran dagegen werden jene großartigen und einfachen Gegensätze der Natur dem Volke Veranlassung, die Menge seiner Götter dualistisch um zwei einander entgegenstehende Grundprincipien, ein gutes und ein böses, zu concentrieren, welchen die Naturgottheiten der altarischen Naturreligion als gute oder böse Geister untergeordnet werden. Bekanntlich wird die Ausbildung dieser dualistischen Grundanschauung zu einem vollendeten Religionssystem von abendländischen wie morgenländischen Schriftstellern jener Persönlichkeit zugeschrieben, welche von den Griechen Zoroastros, im Altpersischen Zarathustra, im Neupersischen Zerdust genannt wird. Allerdings ist diese Persönlichkeit, ähnlich wie Buddha, nicht allein von der Sage überreich mit Wundern ausgestattet, sondern auch in eigentlichen Göttermythen geradezu als ein göttliches Wesen dargestellt worden. Dennoch ist, wie in Bezug auf Buddha, so auch in Bezug auf Zoroaster die Ansicht derjenigen unberechtigt, welche in ihm lediglich ein Erzeugniß des Mythus erkennen wollen. Vielmehr wird man dem wohlbegründeten und bescheidenen Urtheil Spiegels beistimmen dürfen: „Nach diesem Allem werden wir von der ganzen Lebensgeschichte Zoroasters nur das als sicher übrig behalten, daß Zoroaster einmal wirklich lebte. Der Beweis für diese Annahme liegt in inneren Gründen, ... nämlich in der strengen und durchdachten Methode, welche sich in der ganzen Religion zeigt und die mit Nothwendigkeit darauf hinweist, daß ein einzelner Mann wenigstens die letzte Hand an sie gelegt habe, mag er nun geheißen haben wie er will.“ Indessen macht doch gerade die Unmöglichkeit, dem Namen, welcher am wahrscheinlichsten einen Besitzer muthiger Kameele bezeichnet, mit Sicherheit eine symbolische Deutung zu geben, wahrscheinlich, daß er die überlieferte Benennung einer geschichtlichen Persönlichkeit ist. Da anzunehmen ist, daß die Ausbildung der eigenthümlichen altiranischen Religion in bewußtem Gegensatze gegen die des Veda sich vollzogen hat, so würde Zoroaster in das zweite Jahrtausend v. Chr. zu setzen sein. Jedenfalls hat die Meinung, daß er erst um die Zeit der Achämeniden aufgetreten sei, in der Identificirung des sagenhaften Königs Gustasp, in dessen Regierungszeit das Auftreten Zoroasters verlegt wird, mit Hystaspes, dem Vater des Darius (521—485 v. Chr.), eine sehr schwache Stütze. Die Inschriften der achämenidischen Könige bezeugen, daß zu ihrer Zeit der Zoroastrismus im Wesentlichen bereits zur Geltung gekommen war, und Duncker ist durch beachtenswerthe Gründe zu dem Urtheil geführt worden, „daß die Lehre Zarathustras um das Jahr 800 v. Chr. im Osten Irans nicht nur bestand, sondern diesen auch beherrschte und Kraft genug besaß, um von hier aus nach dem Westen vorzudringen, die nahe verwandten Stämme der Meder und Perser zu gewinnen.“ Mit Unrecht hat man übrigens aus dem Umstande, daß Ostiran, insbesondere Baktrien, die Hauptstätte

der Wirksamkeit Zoroasters war, den Schluß gezogen, daß dort auch seine Heimat zu suchen sei; vielmehr wird diese durch das übereinstimmende Zeugniß morgenländischer Schriftsteller nach Westiran, bestimmter nach dem nördlichen Medien, verlegt. Ein Religionsstifter übrigens im strengsten Sinne ist auch Zoroaster nicht gewesen, sondern seine Bedeutung besteht darin, daß er die in seinem Volke bereits vorhandenen religiösen Elemente sichtete, weiter bildete und in ein zusammenhängendes System brachte.

So ist jene Religion entstanden, welche bald Dualismus, bald Mazdaismus, bald Magismus, bald Zoroastrismus, bald Feuercultus genannt wird, je nachdem man ihre Grundanschauung, oder ihren höchsten Gott (Ahura-Mazda), oder ihre Priester, oder ihren Gründer, oder ihre charakteristischste Cultusform vorzugsweise berücksichtigt. Ihr wesentlicher Gedankeninhalt ist folgender: Die gegenwärtige Welt ist zwiespältig, indem sie das Werk zweier feindlichen Wesen ist, Ahura Mazdas, des guten Princips, und Angra Mainyus, des bösen Princips: alles was gut ist in der Welt kommt von dem ersteren, alles was böse ist von dem letzteren her. Die Geschichte der Welt ist die Geschichte ihres Kampfes, wie Angra Mainyu in die Welt Ahura Mazdas eindrang und sie verderbte, und wie er endlich wieder aus ihr vertrieben werden soll. Der Mensch hat sich an diesem Kampfe selbstthätig zu betheiligen, und seine bezügliche Pflicht ist ihm durch das Gesetz vorgeschrieben, welches Ahura Mazda dem Zoroaster geoffenbart hat. Wenn die vorgesetzte Zeit erfüllt ist, so wird Saoshyant, ein Sohn Zoroasters, als Erlöser geboren werden, Angra Mainyu und die Hölle werden vernichtet werden, die Menschen werden vom Tode auferstehen und ewige Glückseligkeit wird über die Welt herrschen. Uebrigens stehen sich die beiden feindlichen Prinzipien nicht als völlig gleichmächtige einander gegenüber, sondern Ormuzd, eigentlich Ahura Mazda, der ewige Weise, der Repräsentant des Guten, ist der entschieden mächtigere. Er wird dargestellt als der erste unter den sieben Amshaspands (amesha spenta, unsterbliche Heilige), während die übrigen ihn im Reiche des Lichts als gute und segnende Genien umgeben. Außerdem stehen ihm die Izeds (jazata, Verehrungswürdige) zur Seite, Gottheiten, deren Verehrung aus der altarischen Religion in den Parsismus übergegangen ist. Die hervorragendsten von ihnen sind Mithra, der Sonnengott, und Serosch, der Urheber der Opfer und Repräsentant der dem frommen Wunsche und Gebete folgenden göttlichen Gewährung. Ormuzd nun ist der eigentliche Schöpfer und Herrscher der Welt, und zwar hat er Alles gut geschaffen. Aber überall ist seine Schöpfung von Ahriman, eigentlich Angra Mainyu, der Uebelgesinnte, mit Hülfe des Devs, unter welchem Namen altarische Gottheiten ihm als böse Genien zur Seite gesetzt sind, verunreinigt und verderbt worden. Ahriman aber schafft nicht selbständig, sondern nur im Gegensatze zu Ormuzd, indem er dessen guten Werken als der Geist, der stets verneint, böse gegenüberstellt, bis in ferner Zukunft ihm und seinem Reiche ein Ende gemacht wird. Dieser Gedanke an

ein Ende, an welchem Ormuzd wieder Alles in Allem sein werde, legte auch den weiteren Gedanken an einen Anfang nahe, wo ein Urprincip über dem Gegensatze von Ormuzd und Ahriman gestanden habe, aus welchem diese beiden feindlichen Principien nachher erst hervorgegangen seien. Allein es sind nur blasse Abstractionen subjectiver Speculation, wenn spätere Secten den unendlichen Raum oder das unendliche Licht oder die unbegrenzte Zeit oder das Verhängniß als ein solches Urprincip bezeichneten; und insbesondere beruht die durch Anquetil du Perron verbreitete Ansicht, daß Zervana Akarana, die unbegrenzte Zeit, im Avesta selbst als dieses Urwesen gedacht sei, auf einem bloßen Mißverständniß. Auch bedurfte der Zoroastrismus eines solchen Wesens nicht, da sein Dualismus kein absoluter ist, sondern Ormuzd selbst als der eigentliche Schöpfer und Herr der Welt am Anfang wie am Ende steht und seine Alleinherrschaft nur in der gegenwärtigen Weltperiode durch Ahriman eine vorübergehende Störung erfährt. Im Avesta (Vendidad XIX, 33. 34. 44. 55) ist die unbegrenzte Zeit nur „gleichsam der Stoff, aus welchem Ahura-mazda das Stück Zeit schafft, welches er für die Welt braucht". (Spiegel.)

Es ist nicht zu verkennen, daß die iranische Welt- und Religionsanschauung in mehr als einem Betrachte über die indische sich hoch erhebt. Schon die Concentration der verschiedenen Gottheiten um zwei Grundprinzipien bezeugt einen entschiedenen Zug aus der Vielgötterei heraus zum Monotheismus, um so mehr, da, wie bemerkt, der zoroastrische Dualismus kein absoluter, sondern Ormuzd stets das übergreifende Prinzip ist; und damit hängt auch die Abneigung der Perser zusammen, das Unsichtbare und Ewige in Götterbildern darzustellen und in Tempel einzuschränken. Noch bedeutsamer ist, daß die beiden Grundprincipien von vornherein unter den Gegensatz von gut und böse gestellt und damit in das Gebiet sittlicher Freiheit erhoben werden. So steht denn Ormuzd der Welt, welche er durch einen freien Willensakt in das Dasein gerufen hat und mit Freiheit beherrscht, weit mehr in bestimmtem Unterschiede und selbstständig gegenüber, als dies nach der indischen Emanationstheorie bei der Gottheit der Fall ist. Und endlich wird dem Menschen die höchste sittliche Aufgabe gestellt, von dem Einflusse Ahrimans mit Hülfe der guten Genien, der Fervers, sich frei zu machen und dem Dienste Ormuzds in seinem ganzen Leben sich zu weihen. So erscheint dem Perser die Welt des Endlichen nicht als etwas an sich Verwerfliches, sondern nur als etwas, was durch die in ihr wirkende feindliche Macht Ahrimans die selbstthätige Widerstandskraft des Menschen herausfordert, und mit dem Erfolg rüstiger Arbeit wächst ihm die Freude am Leben. Der dem Inder verloren gegangene Sinn für die wirkliche menschliche Geschichte geht dem Perser wieder auf und seine Denkmäler bewahren die Erinnerungen an die kriegerischen Thaten und die heilsamen Ordnungen seiner Könige und seines Volkes. Während der indische Weise durch die Geburt in ein nichtiges Leben sich verbannt sieht und durch absolute Entsagung aus dieser

Verbannung erlöst zu werden und in die Gottheit zurückzukehren trachtet, freut sich der Perser seines Lebens und feiert seinen Geburtstag als ein liebliches Freudenfest. Statt in finsterer und verrückter Selbstpeinigung sich gegen sich selbst zu wenden, braucht er seine Kraft lieber zur Bekämpfung und Zerstörung der finsteren Werke Ahrimans, welcher mit seinen Geschöpfen die reine Schöpfung Ormuzd's verunreinigt hat und mit seinen Einwirkungen sie fortwährend stört: wilde Thiere und schädliches, häßliches Ungeziefer zu vertilgen, Wälder zu lichten, Sümpfe auszutrocknen, Einöden anzubauen, Flüsse zu reinigen, Straßen und Canäle anzulegen und rein zu erhalten, das Feld wohl zu bestellen, Gärten zierlich anzulegen, ist eine heilige Pflicht der klaren und thatkräftigen Lichtreligion, welche in dem belebenden Sonnenstrahl und dem reinen und reinigenden Feuer, den immateriellsten Erscheinungen der materiellen Welt, die unmittelbarste Offenbarung der Gottheit verehrt. Ihr Licht aber soll auch hinausleuchten unter die anderen Völker. Herodot berichtet es als einen charakteristischen Zug des persischen Volkes, daß es andere Völker danach schätze, ob sie ihm selbst näher oder ferner wohnen. Damit die Herrschaft des Lichtes immer weiter sich ausbreite, muß die Kraft des persischen Stammes auch nach außen sich wenden. Seine Religion macht ihn zu einem erobernden Volke, und darum unterdrückt er doch die Besiegten nicht mit rohem selbstsüchtigem Despotismus, sondern, wie Herodot gleichfalls bereits rühmend erwähnt und wie es Kyros und seine Nachfolger an dem Volke Israel so schön bethätigt haben, weiß er das Gute anderer Völker mit mildem Sinne anzuerkennen und zu schonen und mit frischer Empfänglichkeit sich anzueignen. Die Strenge aber, mit welcher Kambyses gegen den ägyptischen Götzendienst verfuhr, erklärt sich aus jener Abneigung gegen Götterbilder, welche, wie so manches, der persische Stamm mit dem germanischen theilt. Eine solche Auffassung des Lebens und seiner Aufgaben aber konnte nicht verfehlen, auch auf die Erziehung einen mächtigen und heilsamen Einfluß auszuüben.

Die feste Grundlage für die Erziehung und insbesondere für den Unterricht boten in Iran wie in Indien die heiligen Schriften des Volks. Man hat sich seit Anquetil du Perron gewöhnt, was von der heiligen Literatur des Parsismus noch übrig ist, unter dem Namen des Zend Avesta oder auch der Zendschriften zusammenzufassen. Dieser Name ist jedoch aus einer unvollkommenen Kenntniß des Sachverhalts hervorgegangen. In Wirklichkeit ist Avesta, d. i. das Gesetz, der Name für den altpersischen Text der heiligen Bücher; dagegen bezeichnet Zend nur die Uebersetzung und Auslegung dieses Textes, welche unter der Herrschaft der Sassaniden in der Pehlevi- oder Huzvareschsprache verfaßt worden ist. Das Avesta, so weit es uns erhalten ist, zerfällt in zwei Haupttheile. Der erste, das Avesta im eigentlichen Sinn, besteht aus dem Vendidad, einer Sammlung von religiösen wesentlich auf die Reinigungsriten sich beziehenden Gesetzen und mythischen Erzählungen; dem Vispered, einer Sammlung von Opferliturgien; und dem Yaçna, welcher eine Anzahl

ähnlicher Liturgien und außerdem fünf Gathas oder Hymnen enthält, die das Gepräge besonders hohen Alters an sich tragen. In den Handschriften finden sich diese drei Bücher entweder einzeln, in welchem Falle sie gewöhnlich von einer Huzvareschübersetzung begleitet sind, oder die auf dieselben heiligen Handlungen sich beziehenden Abschnitte aus allen dreien sind mit einander verbunden, und in dieser Form werden sie mit dem gemeinsamen Stamm Vendidad Sadeh, d. i. der reine Vendidad, bezeichnet, weil sie dann nur den Text ohne die Uebersetzung darbieten. Der zweite Theil, gewöhnlich das Khorda Avesta, d. i. das kleine Avesta, genannt, enthält kurze Gebete, wie sie zu bestimmten Tags=, Monats= und Jahreszeiten nicht allein von den Priestern, sondern von allen Gläubigen zu verrichten sind; und gewöhnlich sind ihnen auch noch die sogenannten Yests oder Opferlieder an die verschiedenen Izeds und eine Anzahl von Fragmenten religiösen Inhaltes beigefügt. Der Bundehesch, eine zoroastrische Kosmogonie, ist erst nach der Sassanidenzeit entstanden, enthält aber Mittheilungen, welche aus älteren ächten Quellen geschöpft sind. Die ganze Sammlung des Avesta hat ihre jetzt uns vorliegende Gestalt in der Sassanidenperiode (226 bis 636 n. Chr.) erhalten. Die Ueberlieferung der Parsen aber bezeugt, daß das Avesta ursprünglich weit umfangreicher gewesen und daß von den einundzwanzig Nosks oder Büchern, aus welchen es bestand, nur der einundzwanzigste Nosk in dem Vendidad uns vollständig erhalten ist; und dieses Zeugniß wird durch den fragmentarischen Charakter der Sammlung selbst bestätigt. Zugleich aber enthält dieser fragmentarische Charakter einen Beweis für das Alter und die wesentliche Aechtheit der uns erhaltenen Fragmente, denn ein späteres Machwerk würde ihn ohne Zweifel vermieden haben. Ist aber unser Avesta einmal älter als die Zeit der Sassaniden, so sind wir genöthigt, seinen Ursprung vor der Zeit Alexanders des Großen zu suchen, indem solche Zeugnisse eigenthümlich iranischen Glaubens und Lebens während der gewaltigen Störung, welche dieses Leben unter der griechischen und parthischen Herrschaft erfuhr, unmöglich hätten entstehen können. In der That nennt sich auch schon in der zweitältesten der Achämenideninschriften Darius I. mit Nachdruck einen Herrscher von Ormuzds Gnaden, wenn auch damals noch nicht allen Forderungen des correcten Zoroastrismus im wirklichen Leben Folge gegeben wurde. So wird man mit der Annahme nicht fehl gehen, daß was, theils gleich den Veden mündlich überliefert, theils schon schriftlich verzeichnet, die Zerstörung des Achämenidenreichs überdauert hatte, durch dieselben Mittel während der griechischen und parthischen Herrschaft erhalten wurde, um endlich unter der von den Sassaniden ausgegangenen energischen Restauration altpersischen Wesens zu der jetzt vorhandenen Sammlung verbunden zu werden. Daß gerade die rituelle Vorschriften enthaltenden Abschnitte erhalten worden sind, erklärt sich leicht aus der Natur der Sache, da sie vor allem durch den täglichen Gebrauch in lebendiger Erinnerung erhalten wurden. Der Hauptbeweis aber für die wesentliche Aechtheit der Avestatexte liegt in ihrer Sprache, welche eine ganz andere ist als das Pehlevi oder Huzvaresch, wie dieses unter der

Sassanidenherrschaft neben dem zunächst in der Landschaft Persis gesprochenen Parsi als Cultur- und Literatursprache im Gebrauch war. Als Anquetil du Perron vor mehr als hundert Jahren sich das unsterbliche Verdienst erwarb, das Avesta in Europa bekannt zu machen, standen zum Verständniß desselben weder ihm, noch der damaligen Wissenschaft andere Mittel zu Gebote, als die Ueberlieferung der Parsen, welche, nachdem das Sassanidenreich dem Islam unterlegen war, in dem persischen Vaterlande nur zerstreut und in geringer Zahl, in größerer in der neuen Heimat, welche sie im Westen Vorderindiens, namentlich in Bombay, gefunden hatten, den Glauben ihrer Väter treu bewahrten. Seitdem hat die Erforschung des Sanskrit und die dadurch möglich gewordene Entzifferung der achämenidischen Keilinschriften neue Hilfsmittel geliefert. Mit der altpersischen Sprache der letzteren ist die Sprache des Avesta verwandt, aber keineswegs identisch. Man hat ihr früher irrigerweise den Namen Zend beigelegt, später ist sie von Oppert und Spiegel Altbaktrisch genannt worden; nachdem aber die Annahme, daß das Avesta in Baktrien geschrieben sein müsse, sich als unhaltbar erwiesen hat, ist von Spiegel Nordiranisch als die passendste Bezeichnung vorgeschlagen worden. Die Hilfsmittel, welche die Sprachwissenschaft darbietet, verbunden mit der nationalen Ueberlieferung, gestatten uns jetzt in das Verständniß der Avestatexte sicherer und tiefer einzudringen, als es den Parsen selbst mit der alleinigen Hilfe ihrer nicht ganz zuverlässigen Tradition möglich ist.

Die Feststellung und Formulierung des Inhalts des Avesta im einzelnen und seine schließliche Aufzeichnung war das Werk der Priester oder Mager, welche aus den religiösen Anschauungen des Parsismus ein System umfassender und bis in's einzelste eingehender Ceremonialgesetze entwickelten. Der Name Mager bezeichnet eigentlich einen medischen Stamm, ein abgeschlossenes Priestergeschlecht, dessen Glieder sich aber über ganz Iran vertheilten und da lebten, wo man ihrer Funktionen bedurfte, und sie dieselben am besten verwerthen konnten. War nun auch das Priesterthum an dieses Geschlecht gebunden, so doch nicht jeder Angehörige dieses Geschlechtes an das Priesterthum; vielmehr konnte er auch andere Berufsthätigkeiten sich wählen. Zwar wissen auch die Perser, in ähnlicher Weise wie die Inder, davon zu erzählen, daß von den drei Söhnen Zoroasters die drei Stände der Priester, der Krieger und der Ackerbauer ausgegangen seien, welche Zoroaster selbst noch in seiner Person vereinigt habe und zu welchen dann noch der Stand der Gewerbtreibenden sich gesellte; allein die freiere Bewegung des persischen Geistes verräth sich auch darin, daß in Persien diese Stände niemals zu abgeschlossenen Kasten sich verhärteten. Wenn auch in der Blüthezeit des persischen Reiches die höchste Gewalt bei der Familie der Achämeniden bleibt, so standen doch einem jeden Tüchtigen die höchsten Ehrenstellen offen, und es ist charakteristisch, daß Kyros nach der Volkssage erst aller Vortheile seiner hohen Geburt verlustig gehen mußte, um sich durch eigene Kraft wieder zur königlichen Würde emporzuringen. Immerhin fielen den Priestern alle

diejenigen Berufszweige, zu welchen wissenschaftliche Bildung erfordert wurde, als ihr natürliches Eigenthum zu, so vor allen die Medicin, demnächst die Astrologie und Traumdeutung, aber auch die Kunde des Rechts- und Verwaltungswesens. Schon die in diesem Bereiche so nothwendige Kunst des Schreibens, welche sich vorzugsweise im Besitze der Priester befand, eröffnete diesen den Weg in die Nähe der Könige, zu Richterstellen und zu Gesandtschaftsposten. Der vorzüglichste Beruf der Priester blieb aber doch das Studium der heiligen Schriften und Ceremonien und die Unterweisung der Priestersöhne in dieser Wissenschaft; und da die große Mehrzahl der heiligen Gebräuche nur von einem Priester ausgeführt werden durfte, so könnte man sagen, daß das Avesta wie von den Priestern so auch vorzugsweise für die Priester geschrieben sei. Wie jedoch einzelne Gesetze sich auf heilige Handlungen beziehen, welche ein jeder Parse in seinem Privatleben vorzunehmen hatte, so ist der priesterliche Unterricht ohne Zweifel auch weiteren Kreisen zu gute gekommen. Schon die Inschriften, in welchen die Könige ihre Thaten und Gesetze verkündigen, setzen eine allgemeinere Bekanntschaft mit der Schrift voraus und gleiches gilt von dem Vorhandensein einer bequemen Currentschrift, welche neben den Keilzeichen der Inschriften in Gebrauch gekommen war. Das Schahname berichtet, daß Ardeschir Babegan dafür gesorgt habe, daß in jedem Ort nicht bloß ein Feuertempel, sondern auch eine Schule war, und auch die Leitung dieser wird die Sache der Priester gewesen sein, da man zu der Annahme vollkommen berechtigt ist, es werde wer unter den Iraniern lesen, schreiben und rechnen konnte diese Kenntniß den Priestern verdankt haben.

Der näheren Betrachtung des Einflusses der Priester und ihrer Gesetze auf die Erziehung sind auch hier einige Bemerkungen über das Familienleben vorauszuschicken. Der eigentliche Zweck der Ehe ist die Erzeugung von Nachkommenschaft, in welcher der Iranier eine Vermehrung des Vermögens des Einzelnen und zugleich ein so schätzbares Gut für den Staat erkennt, daß nach Herodot und Strabo der König Belohnungen für diejenigen Väter aussetzte, welche die meisten Söhne hatten. Demgemäß wird schon das Stiften einer Ehe unter die verdienstlichen Werke gerechnet, um so mehr, da die Eltern an den guten Thaten ihrer Nachkommen selbst in weiteren Geschlechtern Antheil erhalten. Nur weil der hohe Werth der Ehe als selbstverständlich galt, hat sich das Avesta nicht ausführlicher darüber ausgesprochen: das Zusammenfügen der Hände der Brautleute genügt zur Schließung des Ehebundes, aber der Handschlag ist dem Iranier eine der heiligsten Verpflichtungen, und darum wird der Ehebruch zu den Verbrechen gerechnet, welche unsühnbar sind und nothwendig zur Hölle hinabführen. Wenn nach dem Zeugniß morgenländischer wie abendländischer Schriftsteller bei den Königen, Großen und Reichen die Vielweiberei herrschte, so schließt das nicht aus, daß die große Mehrzahl der Männer mit einer Frau sich begnügte. Auch daß als Vorbedingung der Eheschließung die Einwilligung des Mädchens betrachtet wurde, beweist, daß dem weiblichen Geschlechte eine größere Selb-

ständigkeit als bei anderen Völkern des Orients eingeräumt wurde. Damit hängt die höhere Schätzung der Mutter und ihres pädagogischen Einflusses zusammen. Der Sohn durfte sich in ihrer Gegenwart nicht eher setzen, als bis sie ihm die Erlaubniß dazu gegeben hatte; und wenn man die Verbindung der Könige mit ausländischen Frauen ungern sah, so hatte dieß seinen Hauptgrund darin, daß man von diesen eine nachtheilige Einwirkung auf die vaterländische Gesinnung und den Glauben der Söhne befürchtete. Gleichwohl haben ausländische und sonstige Nebenfrauen in einzelnen Fällen bedeutenden Einfluß erlangt, ja es dahin gebracht, daß sie wie die Jüdin Esther zu rechtmäßigen Gemahlinnen erhoben wurden. Diese hatten auf besondere Ehrerbietung Anspruch und saßen an der Seite des Großkönigs; auch die Königin-Mutter nahm an solchen Ehren Theil. Die für uns so anstößige Sitte der Heirathen unter nahen Verwandten, Brüdern und Schwestern, ja Vätern und Töchtern, hat ihren Grund darin, daß man der Eheschließung zwischen Gläubigen und Ebenbürtigen gewiß sein und das Blut des Stammes rein erhalten wollte.

Es läßt sich nun erwarten, daß eine Religion, welche das ganze Leben des Menschen zu umfassen und es in den Dienst des Reiches des Lichtes gegen das Reich der Finsterniß zu stellen bestrebt war, schon der Kinder von dem Tage der Geburt an sich bemächtigt haben werde. „Zwar bei der Geburt eines Kindes scheint man ursprünglich auf religiöse Weihen verzichtet zu haben, der Vendidad (16,18. 19) befiehlt bloß das neugeborene Kind zu waschen, spätere Bücher jedoch behaupten, es sei noch eine weitere Reinigung des Kindes nöthig, weil dasselbe im Mutterleibe Unreines gegessen habe; daher kommt es, daß man jetzt dem Kinde nach der Geburt etwas Haomasaft [entsprechend dem Somatrank der Inder] in den Mund träufelt. Man glaubte übrigens, daß die Wöchnerin wie auch das neugeborene Kind unmittelbar nach der Geburt den Einflüssen der bösen Geister besonders ausgesetzt sei; darum wird angerathen, drei Tage und drei Nächte immerfort ein Licht brennen zu lassen, da man das Licht den Neugeborenen günstig erachtet. Ueber die Ertheilung des Namens gibt das Avesta keine Vorschriften; das Königsbuch behauptet (Shahn. 1991,7), die Kinder hätten in alten Zeiten zwei Namen erhalten, einen geheimen, welchen der Vater dem Kinde in's Ohr sagte und den man die Welt nicht wissen ließ, und einen öffentlichen, der bekannt gemacht und mit dem das Kind gerufen ward. Bis zum siebenten Lebensjahr wurde das Kind in religiöser Hinsicht als unzurechnungsfähig betrachtet, die Sünden, welche es etwa begeht, fallen seinen Eltern zur Last, welche dafür zu sorgen haben, daß das Kind nichts Böses thut; doch soll man dasselbe schon vom fünften Jahre an darauf aufmerksam machen, was gut und was böse ist. Hat das Kind das siebente Jahr erreicht, so läßt man es bereits die gewöhnliche Reinigung vornehmen, und vom achten bis zum fünfzehnten Jahre trifft dasselbe bereits ein Theil der begangenen Sünden, vollkommene Zurechnungsfähigkeit tritt jedoch erst mit dem fünfzehnten Jahre ein (vgl. Vd. 18, 120); dieß ist auch der Zeitpunkt, in welchem der junge Eranier feierlich als ein Glied der Gemeinde aufgenommen wird

durch Umgürtung mit der heiligen Schnur. Diese heilige Schnur tragen Männer wie Frauen, sie muß auf eine bestimmte Art zusammengesetzt sein und wird von den Priestern verfertigt, sie gilt als Symbol des Bandes, welches die ganze mazdayaçnische Gemeinde einigt, und darf dann nur des Nachts mehr abgelegt werden. Mit der Umgürtung der heiligen Schnur ist für den Priester zugleich die Aufnahme in den geistlichen Stand verbunden, die Laien lassen den sogenannten Geti-khirid (d. i. Kauf der Welt) vornehmen, welche darin besteht, daß man einem Priester Geld giebt, um dafür acht Tage lang den Yaçna zum Heil der Seele des Neuaufgenommenen zu celebrieren; wer dieß zu thun unterläßt, gilt für einen Ungläubigen. Es ist bestimmt erst neuere Sitte, daß die Umgürtung mit der heiligen Schnur und damit die Zurechnungsfähigkeit der Kinder in ein früheres Lebensalter verlegt wird; in Kerman umgürtet man die Kinder mit dem Kosti im zehnten, in Indien sogar im siebenten Lebensjahre, doch fährt man fort, den Kindern nur die Hälfte ihrer Sünden anzurechnen, während die andere Hälfte die Eltern trifft. Um diese Zeit muß sich auch der junge Eranier einen Schutzpatron und einen Beichtvater aussuchen; den letzteren soll er als seinen geistlichen Vater betrachten und über seine leiblichen Eltern stellen. So unter die Gemeine der Gläubigen aufgenommen, ist der junge Eranier ein Mazdayaçna, ein Anhänger des Ahura, oder, nach dem neuern Ausdrucke, ein Behdin, d. i. den guten Glauben besitzend" (Spiegel). Seitdem man angefangen hat, die Umgürtung mit dem Kosti vor dem fünfzehnten Jahr vorzunehmen, findet in diesem Jahre noch ein besonderer Weiheakt statt, welcher ursprünglich wohl mit jener verbunden war, und den noch dunkeln Namen Nozudi führt. Nach Anquetil muß ein Jüngling, an welchem diese Ceremonie vollzogen werden soll, den Yaçna auswendig wissen, und den Vendidad zu lesen im Stande sein. Also auch in Persien erkannte der priesterliche Unterricht sein eigentliches Lehrziel darin, daß der Schüler den Inhalt der heiligen Bücher möglichst genau und vollständig im Gedächtniß sich aneigne. Erleichtert wurde die Erreichung dieses Zieles durch den von Willmann mit Recht hervorgehobenen Umstand, daß das Avesta selbst großentheils in katechetischer Form verfaßt ist. Wie in älteren Katechismen der Schüler fragt und der Lehrer antwortet, so bittet im Vendidad in der Regel Zoroaster den Ormuzd um Auskunft und dieser ertheilt dann die maßgebende Antwort, welche auch wie die modernste Didaktik es fordert die Worte der Frage wieder aufnimmt, z. B. XI, 1—6: „Es fragte Zarathustra den Ahura-mazda: Ahura-mazda, Himmlischer, Heiligster, Schöpfer der mit Körper begabten Welten, Reiner! Wie soll ich die Wohnung reinigen? Wie soll ich das Feuer reinigen, wie das Wasser, wie die Erde, wie das Vieh, wie die Bäume, wie den reinen Mann, wie die reine Frau, wie die Sterne, wie den Mond, wie die Sonne, wie die anfangslosen Lichter, wie alle Güter, die Ahura-mazda geschaffen hat, die einen reinen Ursprung haben? Darauf entgegnete Ahura-mazda: Du sollst das Reinigungsgebet hersagen, o Zarathustra. Dann werden diese Wohnungen rein sein. Rein wird sein das Feuer, rein

das Wasser, rein die Erde, rein das Vieh, rein die Bäume, rein der reine Mann, rein die reine Frau, rein die Sterne, rein der Mond, rein die Sonne, rein die anfangslosen Lichter, rein alle Güter, die von Ahura geschaffen sind und einen reinen Ursprung haben." Anderwärts dagegen ist der Gesetzgeber der fragende und erleichtert die Antwort, indem er Zahlen als Gedächtnißhilfen verwendet, z. B. Yaçna XIX, 44—58: „Diese Rede, die Ahura-Mazda gesprochen hat, enthält drei Hauptstücke, vier Gewerbe, fünf Oberherren, sie wird durch die Darbringung zu Ende gebracht. Welches sind die Hauptstücke? Gutes denken, sprechen und thun. Welches die Gewerbe? Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbtreibende. Alles Rühmliche vereint sich mit dem reinen Manne durch wahr denken, sprechen und handeln, wie es vom Herrn gelehrt wird nach der Lehre des Gesetzes, durch seine Thaten nehmen die Welten an Reinheit zu. Welches sind die Herren? Der Hausherr, der Clanfürst, der Herr der Genossenschaft, der Herr der Gegend, Zarathustra als der fünfte. Von den Gegenden, welche außer dem zarathustrischen Reiche sich befinden, hat vier Herren das zarathustrische Ragha. Welches sind die Herren desselben? Der Herr der Wohnung, der Herr des Clans, der Herr der Genossenschaft, Zarathustra als der vierte. Was wird gut gedacht? Das Reine von den an Verstand ersten Wesen. Was gut gesprochen? Der Manthra Çpenta (das heilige Wort). Was gut gethan? (Was gethan wird) mit Lobgesängen von den an Reinheit ersten Wesen. Ahura-Mazda hat (den Ahuna-vairya, das wichtigste Gebet) gesprochen, zu wem hat er ihn gesprochen? Zu den Reinen im Himmel und auf der Welt. In welcher Eigenschaft hat er die Rede gesprochen? Als bester König. Zu wem? Zu dem besten Reinen, nicht nach Wunsch herrschenden." Neben dem Unterricht sorgte die religiöse Erziehung dafür, daß der junge Parse seiner heiligen Verpflichtungen stets eingedenk blieb. Essen, Trinken und Schlaf betrachtet der Zoroastrismus als nothwendige Uebel, als ein Opfer, welches die menschliche Schwachheit dem Dämon der Begierde darbringe, welches aber der Gläubige auf ein möglichst geringes Maß zu beschränken habe. Darum hat sich der Priester schon um Mitternacht, der Laie bei Tagesanbruch zu erheben und dann bei verschiedenen Gelegenheiten verschiedene Gebete zu verrichten, wie sie im Khorda-Avesta enthalten sind. Die Sonne wird des Tages viermal angerufen, auch dem Feuer werden Morgens und Mittags Gebete dargebracht, wobei der Hausherr dafür zu sorgen hat, daß dem Hausfeuer Holz zugelegt und es vor dem Verlöschen bewahrt werde. Außerdem werden beim Waschen, beim Anlegen des Kosti und vor dem Essen Gebete gesprochen und Abends vor dem Schlafengehen hat der Gläubige Alles, was er während des Tages gethan, noch einmal zu überdenken und zu prüfen, bevor er sein letztes Tagesgebet verrichtet.

Was in dem Bisherigen aus dem Avesta selbst über die persische Erziehung berichtet worden ist, bewegt sich in dem Kreise der priesterlichen Erziehung, welche zwar das ganze Leben zu umfassen sucht, aber doch in ihrer wesentlich auf die Ausführung bestimmter Cultusformen gerichteten Tendenz beschränkt ist. Zur Er-

gänzung dienen die Berichte der abendländischen Schriftsteller, welche ohne religiöse Voreingenommenheit den Gesammteindruck des persischen Lebens aufnehmen, namentlich solcher, die wie Herodot und Xenophon, Persien aus eigener Anschauung kannten. Aus ihren Darstellungen geht hervor, daß zu ihrer Zeit manche Forderungen des Zoroastrismus im Volke noch nicht zur Geltung gekommen waren. Wenn z. B. Herodot erzählt, daß zwar die Mager selbst ihre Todten nicht eher begrüben als bis sie von Vögeln und Hunden zerfleischt worden seien, die übrigen Perser aber die Leichname beerdigten, nachdem sie vorher mit Wachs überzogen seien; so beweist dies, daß jene eigenthümliche Art der Todtenbestattung, welche die Mager verlangten, um die Verunreinigung des heiligen Feuers und der heiligen Erde durch einen Leichnam zu verhüten, zu Herodots Zeit die allgemeine Verbreitung noch nicht gefunden hatte, wie in der Zeit, da die Sassaniden auf dem Grunde des heiligen Codex ihre energische Restauration vornahmen. Die Berichte der griechischen und römischen Classiker hat Kleuker in dem 3. Theile des 2. Bandes des Anhangs zu seiner Uebersetzung von Anquetils Zend-Avesta zusammengestellt und schon Brisson hat nach diesen Quellen eine gute Darstellung der persischen Erziehung gegeben (a. a. O. S. 189—209). Vor allen verdient Herodot Beachtung, welcher zu dem, was er im 1. Buch, 131—140, über Religion, Sitten und Gebräuche der Perser sagt, ausdrücklich bemerkt, daß er aus sorgfältiger Beobachtung geschöpfte zuverlässige Nachrichten mittheile. Zum Zeugniß für ihren innigen Familiensinn beruft er sich auf ihre eigene Behauptung, „daß niemals einer seinen Vater oder seine Mutter umgebracht habe, sondern wenn je etwas dergleichen vorgefallen, so hätte es sich jedesmal bei genauer Untersuchung ausgewiesen, daß dies untergeschobene Kinder oder Bastarde gewesen; denn es sei ganz unnatürlich, daß ein Kind seinen wirklichen Vater umbringe.“ Andererseits aber macht er darauf aufmerksam, daß ein Opfernder für sich allein kein Heil erflehen dürfe, sondern für alle Perser, unter welchen ja er selbst mit einbegriffen sei, und für den König beten müsse: der Perser soll sich eben als Glied seines Volkes und Staates fühlen lernen, und den Verpflichtungen gegen diesen, etwa der allgemeinen Wehrpflicht, wenn auch um der heiligsten Familienbande willen, sich zu entziehen, galt als das todeswürdigste Verbrechen. Im Wesentlichen mit den Angaben des Avesta übereinstimmend bemerkt er, daß der Knabe bis zu seinem fünften Jahre der weiblichen Pflege und Erziehung anvertraut bleibe, wenn es auch zu viel behauptet sein wird, daß er bis dahin seinem Vater gar nicht vor die Augen komme. Als Gegenstände des Unterrichts vom fünften bis zum zwanzigsten Jahre aber gelten nach ihm nur das Reiten, das Bogenschießen und die Wahrhaftigkeit. „Was sie nicht thun dürfen, davon dürfen sie auch nicht sprechen. Für die größte Schande aber gilt das Lügen und dann das Schuldenmachen, und das aus mancherlei anderen Gründen, vornehmlich aber weil sie behaupten: wer Schulden hat, muß auch nothwendig lügen.“ Auch das Avesta legt nach Spiegel auf die Wahrhaftigkeit den größten Werth. Es nennt ein gegebenes Versprechen

einen Mithra (Vendidad, IV, 6 ff.), denn Mithra ist der Genius, der Alles sieht, die geschlossenen Verträge beaufsichtigt und deren Bruch bestraft. Noch bindender ist der durch Handschlag bekräftigte Vertrag und darum hat die Theologie der Mager sich nur ungern bequemt, noch den Schwur als ein weiteres Bekräftigungsmittel zu gestatten. Auch die Weigerung eine Schuld zu bezahlen, wenn die Mittel vorhanden waren, scheint nach den Glossen zu Vendidad IV, 1 ff. geradezu als ein Raub angesehen worden zu sein. Als eine Sünde, welche zu pädagogischer Gegenwirkung vorzugsweise herausforderte, wird von Xenophon und Ammian noch die Undankbarkeit genannt. In der That mußte den Bekennern der Lichtreligion die Wahrhaftigkeit als die eigentliche Grundtugend, die im Finstern schleichende Lüge dagegen als das unnatürlichste, verächtlichste und strafwürdigste Laster erscheinen; als Kinder der Lüge aber mußte zugleich das Schuldenmachen verdammt werden, womit der Mensch das gegebene Wort bricht und sich einen trügerischen, seinen wirklichen Verhältnissen nicht entsprechenden Schein gibt, und der Undank, womit er den Urheber seines Glückes schnöde verleugnet. Wie aber die Wahrhaftigkeit der Muth des Gedankens und der Rede ist, so ist der Muth, welcher im äußeren Leben sich offenbart, nichts anderes, als die Wahrhaftigkeit der That, indem er das, was das Denken als das Rechte anerkannt hat und wozu der Wille treibt, nun auch allen Hindernissen zum Trotz zur Geltung zu bringen trachtet. Diesen Muth in der Jugend zu wecken und sie mit der Kraft zu muthiger That auszurüsten, wird darum von Herodot mit Recht als der zweite Hauptzweck der persischen Erziehung bezeichnet, welche durch kühnes Reiten und sicheres Schießen, durch Leibes- und Waffenübungen aller Art den Leib kräftig, gewandt und kriegstüchtig machen sollte.

Ueber die Art und Weise, wie die persische Erziehung darauf hingewirkt habe, spricht sich Xenophon in der Cyropädie (I, 2) ausführlich aus. Wenn er dabei auch infolge der Tendenz, der schon erschlaffenden Zucht und demokratischen Zügellosigkeit seiner Landsleute ein beschämendes und mahnendes Muster vorzuhalten, Dichtung unter die Wahrheit gemischt hat, so gibt doch schon der Umstand, daß er die Perser zu diesem Muster auserkor, für die pädagogische Befähigung und Tüchtigkeit des persischen Volkes ein nicht zu unterschätzendes Zeugniß. Auch würde er seinen Zeitgenossen, welchen die Controlierung noch so leicht war, schwerlich ein reines Phantasiebild dargeboten haben. Seine Darstellung ist in der Hauptsache folgende: „Die meisten Staaten erlauben jedem, seine Kinder nach Belieben zu erziehen. Die persischen Gesetze hingegen sorgen im voraus dafür, den Bürgern die Möglichkeit, nach Schlechtem und Schändlichem zu trachten, abzuschneiden. Diesen Zweck erreichen sie auf folgende Art. Sie haben einen sogenannten freien Marktplatz, auf welchem die königlichen und sonstigen Staatsgebäude stehen. Von hier sind Waaren und Marktleute mit ihrem Geschrei und gemeinen Wesen anderswohin verwiesen, um alle Vermischung dieses Getümmels mit der Wohlanständigkeit der Ge-

bildeten zu verhindern. Dieser Platz um die Staatsgebäude ist in vier Theile getheilt; einer für die Knaben, einer für die Jünglinge, ein anderer für die gestandenen Männer, der vierte für die über die Jahre des Kriegsdienstes hinausgeschrittenen bestimmt. Das Gesetz verpflichtet jede dieser Abtheilungen, auf ihrem Platz zu erscheinen: die Knaben und Männer mit Tagesanbruch, die Aelteren, wenn es jedem bequem ist, außer an bestimmten Tagen, an denen sie erscheinen müssen. Die Jünglinge bleiben auch die Nacht über mit ihren Uebungswaffen bei den Staatsgebäuden, ausgenommen die Verheiratheten. Von diesen wird es nicht verlangt, wenn es ihnen nicht vorher angekündigt worden ist. Doch oft zu fehlen, gilt nicht für anständig. Jede dieser Abtheilungen hat zwölf Vorsteher, die Perser sind nämlich in so viele Stämme getheilt. Zu Vorstehern der Knaben sind aus der Klasse der älteren Männer solche gewählt, zu denen man das Zutrauen hat, daß sie die Knaben am besten bilden werden; zu Vorstehern der Männer solche, die sich durch Diensteifer und Gehorsam gegen die Befehle der höchsten Behörden auszeichnen. Auch die Aelteren haben noch ihre Vorsteher, um auch sie zur Vollbringung ihrer Pflichten anzuhalten. Die Knaben, die in die Schule gehen, sind den ganzen Tag mit Erlernung der Gerechtigkeit beschäftigt. Dies geben sie auch als Zweck des Schulbesuchs an, wie bei uns das Lesen und Schreiben. Ihre Vorsteher sprechen ihnen den größten Theil des Tages Recht. Denn auch unter Knaben, wie unter Männern, kommen Beschuldigungen wegen Diebstahls, Raubs, Gewaltthätigkeit, Betrugs, Schmähung u. s. w. vor, wie zu erwarten ist. Wer in einem dieser Punkte als schuldig erfunden wird, den bestrafen sie. Sie bestrafen aber auch die, deren Anklagen als unbegründet erfunden werden. Ihre Gerichtsbarkeit dehnen sie auch auf ein Verbrechen aus, das zwar den bittersten Haß unter den Menschen erzeugt, aber am wenigsten vor Gericht gezogen wird, ich meine den Undank. Von wem nun bekannt wird, daß er im Stande war, Dank zu erstatten, es aber unterlassen hat, der wird nachdrücklich gestraft. Sie gehen hiebei von der Meinung aus, daß der Undankbare auch die Pflichten gegen Götter, Eltern, Vaterland und Freunde vernachlässige. Auch ist wohl im Gefolge der Undankbarkeit stets die Schamlosigkeit, und diese ist die gefährlichste Verführerin zu allem Schändlichen. Sie lehren die Knaben auch ein geordnetes, besonnenes Benehmen, und dazu trägt das Beispiel der Aelteren, die sie den ganzen Tag über in Ordnung sehen, viel bei. Auch zum Gehorsam gegen die Obrigkeit werden sie angeleitet, und auch hiezu ist es sehr behülflich, daß auch die Aelteren einen strengen Gehorsam gegen die Obrigkeit zeigen. Auch zur Mäßigung im Essen und Trinken werden sie angehalten; wobei es ebenfalls von großem Nutzen ist, wenn sie sehen, wie auch die Aelteren sich nie entfernen, um ihren Hunger zu stillen, ehe die Vorsteher sie entlassen; ferner, daß die Knaben nicht bei der Mutter speisen, sondern bei dem Lehrer, wann die Vorsteher das Zeichen geben. Als Speise bringen sie von Hause Brod, als Zuspeise Kresse mit, zum Trinken, auf den Fall, daß sie Durst bekommen, einen Becher, um aus dem

Flusse zu schöpfen. Außerdem lernen sie Bogenschießen und Wurfspieße werfen. Dies treiben die Knaben bis zum sechzehnten oder siebzehnten Jahre, dann treten sie unter die Jünglinge ein. Die Jünglinge haben folgende Lebensart: von der Zeit an, da sie aus der Klasse der Knaben ausgetreten, bleiben sie, wie schon gesagt, zehn Jahre lang die Nacht über bei den Staatsgebäuden, theils um die Stadt zu bewachen, theils um sich selbst in Ordnung zu halten, denn dieses Alter bedarf wohl der meisten Aufsicht. Aber auch den Tag über lassen sie sich von den Obrigkeiten in öffentlichen Geschäften gebrauchen. Wenn es sein muß, so bleiben sie alle bei den Staatsgebäuden; zieht aber der König auf die Jagd, so nimmt er die eine Hälfte mit sich, die andere läßt er zurück. Dies kommt jeden Monat öfters vor. Sie machen die Jagd zum Gegenstand öffentlicher Vorsorge, und der König ist dabei, wie im Krieg, der Anführer, und jagt nicht nur selbst, sondern ist auch dafür besorgt, daß die Andern jagen, weil sie darin die beste Vorübung zum Krieg erblicken. Denn die Jagd gewöhnt, früh aufzustehen und Kälte und Hitze zu ertragen; sie übt im Marschieren und Laufen; auch muß man ein Thier, es mag aufstoßen wo es will, mit Pfeil und Wurfspieß treffen. . . . Als Zuspeise haben sie, was sie auf der Jagd erlegen. Sollte aber der Eine oder der Andere glauben, Essen und Trinken schmecke ihnen nicht, wenn sie bloß Kresse und Brod haben und lauteres Wasser zum Trinken, der bedenke, wie süß Brei und Brod dem Hungrigen, Wasser dem Durstigen schmeckt. Die zurückbleibenden Abtheilungen treiben die Uebungen dessen, was sie als Knaben gelernt haben, fort, schießen mit Bogen und Wurfspieß, und stellen Wettkämpfe darin miteinander an. Auch öffentliche Wettkämpfe werden in diesen Künsten gehalten, wobei Preise ausgesetzt sind. Die Abtheilung, welche die meisten wohlgeübten, tapfern und folgsamen Leute aufweisen kann, wird von den Bürgern gelobt, und nicht nur die gegenwärtigen Vorsteher, sondern auch die früheren Lehrer derselben gepriesen. Die zurückbleibenden Jünglinge werden von den Obrigkeiten zur Versehung von Wachen, zur Aufsuchung von Verbrechern, zu Verfolgung von Räubern und zu andern Diensten verwendet, welche Stärke und Geschwindigkeit erfordern. Dies sind die Beschäftigungen der Jünglinge. Haben sie ihre zehn Jahre erstanden, so treten sie unter die gestandenen Männer. . . . Die Zahl der Perser gibt man auf hundert und zwanzig tausend an. Keinen von diesen schließt das Gesetz von Ehrenstellen und Staatsämtern aus; jeder darf seine Kinder in die öffentlichen Schulen der Gerechtigkeit schicken. Die, welche im Stande sind, ihre Kinder auch ohne Arbeit zu ernähren, machen von diesem Rechte Gebrauch; nicht so diejenigen, welche jenes nicht vermögen. Die, welche unter den öffentlichen Lehrern erzogen wurden, dürfen ihre Jugend unter den Jünglingen zubringen; denen aber, welche diese Schule nicht gemacht haben, ist es nicht erlaubt. Die, welche ihre Zeit unter den Jünglingen ausgehalten und ihre Pflichten erfüllt haben, dürfen unter die Männer eintreten und sind zu Staatsämtern und Ehrenstellen befähigt; diejenigen aber, welche ihre Zeit nicht aushalten, werden auch nicht

unter die Zahl der Männer aufgenommen. Die endlich, welche sich unter den Männern untadelhaft betragen, kommen zu den Aelteren. So bilden die Aelteren einen Verein von Männern, die alles Schöne durchlaufen haben." Auch in der Anabasis findet sich die Bemerkung (1, 9): „Die Kinder der persischen Großen werden am Hofe erzogen, wo sie Gelegenheit haben, ihren Geist zu bilden, und nichts Unanständiges zu hören noch zu sehen bekommen. Sie sehen und hören es auch, wenn einer vom Könige ausgezeichnet oder mit Schimpf belegt wird, sodaß sie gleich von Kindheit an die Kunst zu befehlen und zu gehorchen lernen." Das scheint sich jedoch nicht auf die in der Cyropädie geschilderte öffentliche Erziehung aller Perser, sondern auf die besondere Bildung zu beziehen, welche den bevorzugten Sprößlingen der angesehensten Familien zu Theil wurde. Aus jener Schilderung Xenophons aber dürfte als Hauptergebniß festzuhalten sein, daß die Erziehung der persischen Jugend in der That eine durch Staatsgesetze geordnete öffentliche war; daß sie auf die sittliche Bildung, insbesondere auf Wahrhaftigkeit und auf Wohlanständigkeit im äußeren Benehmen den Hauptwerth legte; daß sie außerdem körperliche Uebungen, unter welchen Xenophon an einer anderen Stelle auch den Tanz namhaft macht, als Vorbereitung zur Kriegstüchtigkeit mit Vorliebe pflegte; und daß sie endlich neben der Belehrung die fortgesetzte Uebung und die Bedeutung des ermunternden Vorbildes zu schätzen wußte. Auch wird es seine Richtigkeit haben, wenn Strabo bemerkt, daß die Perser den Kindern ihre Weisheit unter der Hülle der Fabel mitgetheilt hätten. Daß das wirkliche Leben der Perser diesen pädagogischen Forderungen nicht in allen Fällen entsprach, kann natürlich gegen das Vorhandensein derselben nichts beweisen. Auch spricht Xenophon selbst am Schlusse der Cyropädie, ähnlich wie Plato im 3. Buch der Gesetze, von dem späteren Verfall der persischen Erziehung und Sitte. Was in dem ersten Alkibiades, einem dem Plato fälschlich beigelegten Dialog, über die Erziehung der Perser gesagt wird, verräth zu deutlich das Bestreben, sie als Muster in der Pflege der vier platonischen Cardinaltugenden darzustellen, als daß man darin mehr suchen dürfte, als einen Beweis für die allgemeine Anerkennung, welche die griechische Philosophie der persischen Erziehung zollte.

Kehren wir nun von den ausländischen Berichten, welche, mit Vorsicht benutzt, dem, was wir aus den einheimischen Quellen erfahren, manche willkommene Ergänzung hinzufügen, zu den religiösen Grundanschauungen zurück, welche aus dem Avesta selbst sich ergeben; so dürfen wir deren Gesammteindruck wohl zu der Ueberzeugung von ihrem mächtigen und nothwendigen pädagogischen Einfluß zusammenfassen. Ein solcher Einfluß konnte einer Religion nicht fehlen, welche ihre Bekenner von Kindheit auf in dem täglichen und stündlichen Bewußtsein ihrer heiligen Verpflichtung erhält, den Mächten der Finsterniß und des Bösen zu widerstreben, und sich mit denen des Lichtes und des Guten in steter Gemeinschaft zu erhalten. Eine besonders wirksame Bekräftigung erhielt diese Verpflichtung durch die Hinweisung

auf eine nach dem Tode eintretende Vergeltung für das, was der Mensch bei Leibesleben gethan, es sei gut oder böse. Nach dem Tode wird der Leichnam, damit durch ihn die reinen Elemente des Feuers, der Erde und des Wassers nicht verunreinigt werden, weder verbrannt, noch begraben, noch in den Fluß geworfen; sondern er wird auf die an einem einsamen und öden Orte dazu erbaute Stätte, den sogenannten Dakhma, ausgesetzt, und wenn dann Vögel und Hunde das Fleisch verzehrt haben, werden die übrig gebliebenen Gebeine zweimal im Jahre in eine große Versenkung hinabgelassen. Die Seele aber tritt ihren Weg zur Brücke Cinvat an, über welche die Frommen sicher in ein seliges Leben hinübergeleitet werden, während die Gottlosen von ihr in die Hölle hinabstürzen. Wenn dann am Ende der Erlöser Soshios auftritt, fällt der Stern Gurzshehr auf die Erde herab, alle Metalle schmelzen durch seine Hitze und verbreiten sich wie ein Strom über die Erde. Durch diesen Feuerstrom müssen alle Menschen hindurchgehen. Nur für die Gottlosen ist diese Feuerprobe schmerzhaft; aber auch ihnen dient sie zur Läuterung, so daß schließlich alle zu einem Leben in immerwährender Glückseligkeit auf der erneuten Erde auferstehen, nachdem Ahriman selbst sammt seinen Werken vernichtet ist, und Ormuzd die ursprüngliche Alleinherrschaft wieder angetreten hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine Religion, welche sich auf das wirkliche Leben so energisch bezieht, auch die Kraft in sich trug, trotz der schon von Herodot bemerkten Leichtigkeit, mit welcher die Perser fremde Weise sich aneigneten, auch unter der Sturmflut des Islam sich zu behaupten. Beweis dieser Widerstandskraft sind nicht etwa nur die Parsen, welche heutzutage etwa hunderttausend an der Zahl in Persien und namentlich in Indien an dem Bekenntniß ihrer Väter festhalten. Auch in der persischen Heldensage, wie sie Firdusi (940—1020 n. Chr.) in seinem Königsbuche dargestellt hat, klingt die altiranische Religions- und Weltanschauung in kräftigen Tönen nach; und wenn der Dichter diese Töne anstimmt, so weiß er durch Berufung auf die Träger der alten nationalen Ueberlieferung sein eignes islamisches Glaubensbekenntniß gegenüber dem muhammedanischen Fanatismus seines Sultans Mahmud von Ghasna vor dem Vorwurfe der Incorrectheit zu wahren. In diesem wunderbaren Epos welches wie kein anderes den Anspruch hat, neben Homer gestellt zu werden, ist der zoroastrische Dualismus zum Kampfe des iranischen Heldenthums gegen die Mächte der Finsterniß verkörpert; und dieser Kampf bildet den „Kern, um den sich die verschiedenen Sagenkreise der Könige und Heroen zu einem einzigen zusammengeschlossen haben.“ Hier ist von der ungeheuerlichen Phantastik der indischen Epen nichts mehr zu finden. Wie sehr auch die persische Sage die Kräfte und Thaten ihrer Helden ins Uebermenschliche steigert, so treten diese doch menschlich auf, als lebendige und eigenthümliche Individuen, die menschlich denken, fühlen und handeln, und durch ihre Heranbildung und ihre Thaten beweisen, wie die schon von Xenophon gerühmte Werthschätzung mannhafter Streitbarkeit und ritterlicher Gesinnung im persischen Volke sich lebendig erhalten hat. Auch die Frauen

der Liebespaare Sal und Rudabe, Rustem und Tehmine, Sijawusch und Sudabe, Bischen und Menische treten selbständiger und in ausgeprägterer Eigenthümlichkeit auf als ihre indischen Schwestern: „in Rudabe haben wir zuerst ein Bild mädchenhafter Keuschheit und Unschuld, mit welcher die erwachende Leidenschaft ringt, dann der innigsten mütterlichen Zärtlichkeit; in Tehmine eine leicht entzündbare, in rascher Glut auflodernde Natur, die in Liebe und Freude wie im Schmerze kein Maß kennt; in Sudabe die ausschweifende Sinnlichkeit, die durch Verschmähung zu mitleidloser Rachsucht gereizt wird; in Menische die hingebungsvollste, aufopferndste Liebe zu dem Erwählten ihres Herzens“ (Schack). In dem allen heimeln den deutschen Leser zahlreiche Erinnerungen an seine vaterländische Heldensage an, die ja mit der persischen demselben indogermanischen Urquell entsprungen ist. Selbst der mystische Hauch, welcher die persische Kunstepik und Lyrik von Nisami († 1180) und Dschelaleddin Rumi († 1262) bis auf Dschami († 1492) durchweht, entstammt nicht dem semitischen Heimathsboden des Islam und berührt den deutschen Geist so sympathisch, daß Goethe, der deutscheste Dichter, wie der alte Jahn ihn genannt hat, von seinen persischen Vorbildern gerne lernte, „das Lebendige zu preisen, das nach Flammentod sich sehnet,“ und die Lehre zu verbreiten:

Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde!

Auch was bei den heutigen Parsen, obwohl sie nach Graul meist als kluge Kaufleute als ihren geliebtesten Gott den Mammon verehren und ihren altväterlichen Glauben sich rationalistisch zurechtgelegt haben, dennoch von diesem bewahrt geblieben ist, hat in Goethes westöstlichem Divan in dem Vermächtniß altpersischen Glaubens einen sinnigen und treffenden Ausdruck gefunden.

Bei allen augenscheinlichen Vorzügen der persischen Volksthümlichkeit und Erziehung machen sich jedoch auch Schwächen bemerklich, welche theils noch eine Ueberschätzung der Naturseite des menschlichen Lebens zum Nachtheile der Anerkennung des Geistes und seiner freien Bewegung verrathen, theils zeigen, daß die letztere ihre höchsten Aufgaben noch nicht allseitig erfaßt hat. Zu jenen Schwächen gehört es, daß die Liebe und Sorgfalt, welche man wohlgebildeten Kindern widmet, keineswegs auch auf die irgendwie mißgestalteten übertragen wird. Körperliche Gebrechen, namentlich Verkrüppelung, werden mit Abscheu angesehen, und gewiß haben dadurch verunstaltete Kinder oft das Schicksal der Aussetzung theilen müssen, welchem nach der Erzählung des Königsbuchs Sam seinen Sohn Sal wegen seiner weißen Haare preisgegeben hat. Auch Krüppel und Kranke, insbesondere die Aussätzigen werden mitleidslos ihrem Elend überlassen. Man erkennt eben in ihrem Unglück ein Werk

Ahrimans, unter dessen Gewalt sie stehen, und hat noch kein Verständniß für die Macht des Geistes, welche auch in einem schwachen und unschönen Körper sich beweisen kann, noch für den Anspruch der Persönlichkeit, in ihrem Rechte als solche anerkannt und ihrer Bestimmung entgegengeführt zu werden. Andererseits ist der Mangel an Bezeugungen freier schöpferischer Kunstthätigkeit im alten Persien höchst auffallend. Was sie im Gebiete der Architektur geleistet haben, zu deren Ausschmückung nur die Sculptur verwendet wurde und deren Gebiet schon durch die zwar nicht ausnahmslose aber doch prinzipiell geforderte Abneigung gegen die Errichtung von Göttertempeln beschränkt war, das haben sie von der babylonischen, assyrischen, ägyptischen und griechischen Kunst, mit welcher sie in Berührung kamen, herübergenommen. Im Gebiete der Poesie aber werden im Avesta die darin enthaltenen mythischen Elemente nicht dichterisch verwerthet, und die Gathas oder Hymnen des Yaçna zeigen zwar die Anfänge einer Strophenbildung und eines poetischen Gedankenparallelismus, erweisen sich aber in ihrer im ganzen trockenen und kleinlichen Lehrhaftigkeit selbst gegen die modernen Versuche, sie in poetische Form zu gießen, wie sie von Haug, Bunsen und Carriere ausgegangen sind, spröde. Der bewunderungswürdige Aufschwung, welchen die persische Poesie im Mittelalter genommen hat, muß der Darstellung dieser Zeit vorbehalten bleiben. Wenn nun die persische Erziehung weder im Stande gewesen ist, ihr Volk auf die höchste Stufe menschlicher Bildung zu erheben, noch es auf der Stufe, auf welche sie es erhoben hatte, auch nur zu erhalten; so hat schon Platon die Ursache davon darin finden wollen, daß die Perser, welche ihm als Muster der Cardinaltugenden der Gerechtigkeit, Mäßigkeit und Tapferkeit gelten, es mit der vierten, der Weisheit, d. h. hier der wissenschaftlichen Erforschung der letzten Gründe unserer Erkenntniß, nicht gründlich genug genommen hätten, und auch Karl Schmidt meint, die Schranke der persischen Erziehung habe darin gelegen, daß ihr „die Entwickelung der Denkvermögen" fehlte. Aber auch die weitgehendste Entwickelung der Denkvermögen in einem Volke vermag doch nicht, über den Boden seiner Grundanschauung hinauszugehen; und diese hat in allen natürlichen Religionen ihre Schranke vielmehr darin, daß diese zugleich auch Naturreligionen sind, und daß darum, wie die Gottheit selbst nicht als ein von der Natur unabhängiges, vollkommen freies und rein geistiges Wesen gedacht wird, ebenso auch der Mensch aus den Banden des Naturlebens nicht zur vollen geistigen Freiheit sich zu erheben vermag. Darum hat auch das Griechenthum trotz der Vollkommenheit seines philosophischen Denkens dem endlichen Verfalle nicht entgehen können, ja sein einseitiger Intellektualismus hat diesen Verfall befördern helfen. Und wenn die Perser das Denkvermögen nicht einseitig pflegen, wenn sie zwar ihre heiligen Bücher haben, diese aber nicht wie bei Chinesen und Indern das allein wesentliche Objekt alles Unterrichts bilden; so wird man darin eher einen Vorzug als eine Schwäche ihrer Erziehung erkennen dürfen. Indem aber die persische Religion den Gegensatz des Bösen gegen das Gute nicht als eine Folge der Auflehnung des natürlichen

Eigenwillens des Menschen gegen den Willen eines einzigen heiligen Gottes darstellt, sondern ihn schon in die Gottheit und ihre Schöpfung selbst verlegt, macht sie das Böse zu einer unentrinnbaren äußeren Gewalt, welche den Menschen zum vollen Bewußtsein und Genusse seiner Selbständigkeit und Freiheit nicht kommen läßt. Darum sind denn auch die Tugenden, welche die persische Moral vor allen anderen empfiehlt, mehr negativer Art: sie bestehen darin, daß Gesinnung, Wort und That von dem finsteren Walten Ahrimans rein erhalten werden, anstatt daß auf dem Grunde positiver Aneignung des göttlichen Willens ein höheres Leben in dem Reichthum individueller Gestaltung sich entfalte. Und so hat denn die dem persischen Wesen noch anhaftende Naturseite am Ende wieder die Oberhand gewonnen. Die frische geistige Regsamkeit ist in sittlicher Erschlaffung und einem weichlichen sinnlichen Genußleben untergegangen, und die Kraft des persischen Volkes zersplitterte, als es auf seinen Eroberungszügen auf einen Stamm von größerer geistiger Freiheit, Kraft und Beweglichkeit, auf die Griechen, traf.

Die Semiten, insbesondere die Assyrer.

Literatur: Renan, Histoire générale et système comparé des langues sémitiques, 2. éd. Paris, 1858. Lassen, Indische Alterthumskunde, I, S. 410—417. Renan, Etudes d'histoire religieuse, 2. éd. Paris, 1857, besonders p. 67 ff. Ders., Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques, et en particulier sur leur tendance au monothéisme. Paris, 1859. G. Baur, Geschichte der alttestamentlichen Weissagung, I. Gießen, 1861, S. 33—137. Grau, Semiten und Indogermanen. Stuttgart, 1861. Max Müller, Essays. I, XV: Der semitische Monotheismus. Röntsch, Ueber Indogermanen- und Semitenthum. Leipzig, 1872.

Hommel, Die semitischen Völker und ihre Sprachen. I. Die Semiten und ihre Bedeutung für die Culturgeschichte der Menschheit. II. Die vorsemitischen Culturen in Aegypten und Babylonien. Leipzig 1882 u. 83. Wahrmund, Babylonierthum, Judenthum und Christenthum. Leipzig, 1882. Schrader, Die Abstammung der Chaldäer und die Ursitze der Semiten. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft. Leipzig, 1873, S. 397—424. Graf Baudissin, Studien zur semitischen Religionsgeschichte. 2 Bde. Leipzig, 1876 u. 78.

M. v. Niebuhr, Geschichte Assurs und Babels seit Phul. Berlin, 1857 (vor Entzifferung der Keilschriften). Layard, Ninive und seine Ueberreste. Leipzig, 1850. Baur, Ninive und Persepolis. Leipzig, 1852. Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften, Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft. Leipzig, 1872, S. 1—392. Ders., Die Höllenfahrt der Istar. Gießen, 1874. A. v. Gutschmid, Neue Beiträge zur Geschichte des alten Orients. Die Assyriologie in Deutschland. Leipzig, 1876. Schrader, Keilinschriften und Geschichtsforschung. Gießen 1878. Hommel, Abriß der babylonisch-assyrischen und israelitischen Geschichte in Tabellenform. Leipzig, 1880. Tiele, Die Assyriologie und ihre Ergebnisse für die vergleichende Religionsgeschichte. Leipzig, o. J. Schrader, Die Keilinschriften und das Alte Testament. Gießen, 1872, 2. Aufl. 1883. Sillem, Das Alte Testament im Lichte der assyrischen Forschungen und ihrer Ergeb-

nisse. I. Die Genesis. Hamburg 1877. Buddensieg, Die assyrischen Ausgrabungen und das Alte Testament. Heilbronn, 1880. George Smith, Chaldäische Genesis. Autorisirte Uebersetzung von H. Delitzsch. Nebst Erläuterungen und fortgesetzten Forschungen von Dr. Friedrich Delitzsch. Leipzig, 1876. Friedrich Delitzsch, Wo lag das Paradies? Eine biblisch-assyriologische Studie. Leipzig, 1881. — Brauchbare populäre Uebersichten, auch über die Geschichte der Entdeckungen, bieten: Mürdter, Kurzgefaßte Geschichte Babyloniens und Assyriens nach den Keilschriftdenkmälern. Mit Vorwort und Beigaben von Friedrich Delitzsch. Stuttgart, 1882, und Kaulen, Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. 2. Aufl. Freiburg i. B., 1882.

Ranke, S. 80—119. Duncker, I, S. 227—345; II, S. 3—68, S. 203 ff. Weber, I, S. 407 ff. Carriere, S. 288—349. Tiele, S. 67—93. Schmidt, S. 483 ff. Willmann, S. 132 ff. — Besondere Beachtung verdienen Schraders Artikel über Assyrien, Babel und Chaldäa in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums. Bielefeld und Leipzig, 1875 ff.

Aus dem Stammgebiete der Perser führt der Weg nach Westen weiter in jenen Ländercomplex, welcher nördlich vom Taurus, westlich vom Mittelmeer, Aegypten und dem arabischen Meerbusen, südlich von dem arabischen und persischen Meere, östlich von dem persischen Meerbusen begrenzt wird, und nördlich von diesem noch die das östliche Ufer des Tigris bildenden Länder umfaßt, und von Völkern bewohnt wird, die durch ihre gesammte Volksthümlichkeit und insbesondere ihre Sprache und ihre religiösen Anschauungen ebenso bestimmt als untereinander verwandt sich darstellen, als sie von den indogermanischen Völkern sich unterscheiden. Seit etwa hundert Jahren hat man sich gewöhnt, sie nach dem Vorgange von J. G. Eichhorn mit dem gemeinsamen Namen der Semiten zu bezeichnen, weil sie in der Genesis (10, 21—31) fast sämmtlich auf Sem, den ältesten Sohn Noahs, als ihren Stammvater zurückgeführt werden. Bestimmter werden dort als Nachkommen Sems aufgeführt: Elam, die Elymäer; Assur, die nördlich an diese sich anschließenden Assyrer; Arpachschad, was der wieder nördlich von Assyrien gelegenen von den Alten Arrapachitis genannten Landschaft entspricht, wahrscheinlich aber den ursprünglichen Wohnsitz des Chaldäervolkes bezeichnet, von welchem die Hebräer oder Abrahamiden über Kanaan, Ammonitis, Moabitis, Edomitis und die benachbarten arabischen Gebiete, und die joktanidischen Araber über das eigentliche Arabien sich ausbreiteten; Lud, worunter zunächst die Lyder, dann überhaupt die nach Kleinasien hin verbreiteten Semiten zu verstehen sind; und endlich Aram, die vom westlichen Ufer des Tigris bis zum Mittelmeer sich ausbreitenden Aramäer oder Syrer. Von den Völkern, welche dieses weite Ländergebiet bewohnen, werden in der Genesis nur die Kanaaniter oder Phönicier nicht auf Sem, sondern auf Ham zurückgeführt. Da sie jedoch eine mit dem Hebräischen nahe verwandte semitische Sprache redeten, so ist, und zwar keineswegs zum Vortheil einer klaren Einsicht in die damaligen Völkerverhältnisse, trotz jener bestimmten Angabe des Alten Testamentes die Ansicht herrschend geworden, daß die Kanaaniter in der That Semiten gewesen seien, und daß die Israeliten nur aus Nationalhaß ihre Verwandtschaft

mit ihnen verleugnet hätten. Allein der Nationalhaß ist dem Volke Israel kein Hinderniß geworden, seine nahe Verwandtschaft z. B. mit Edom trotz der bitteren Feindschaft, welche beide Völker trennte, unumwunden anzuerkennen; und außerdem wird von Herodot, Justin und Strabo berichtet, daß die Phönicier in der That von der Küste des persischen Meerbusens, wo auch sonst die Existenz hamitischer, bestimmter kuschitischer, Herrschaft und Cultur bezeugt ist (1, Mos. 10, 8—12), in ihre späteren kanaanitischen Wohnsitze eingewandert waren. Das alttestamentliche Zeugniß ist demnach festzuhalten als auf dem Bewußtsein einer Verschiedenheit des kanaanitischen und israelitischen Wesens und auf einer guten Tradition von der verschiedenen Abstammung beider Völker beruhend.

So gewiß die wesentliche Einheit des Menschengeschlechtes festzuhalten und kein Volk als solches von der Erreichung der höchsten Aufgaben der Menschheit unbedingt ausgeschlossen ist: ebenso gewiß ist, daß für das Verständniß und für die Lösung jener höchsten Aufgaben die verschiedenen Völker in sehr verschiedenem Grade sich befähigt zeigen. Vor allen anderen aber ragen in dieser Beziehung die beiden großen und vielverzweigten Völkerstämme der Indogermanen und der Semiten hervor. Nur sie haben sich um die Erreichung jener höchsten Ziele in stetigem Fortschritte bemüht, während andere Stämme theils, wie die Naturvölker, bestimmter Lebensaufgaben sich gar nicht bewußt wurden, sondern auf der Stufe natürlicher Unmittelbarkeit stehen blieben, theils, wie die Chinesen, in die ihrem Geistesleben gesetzten engen Schranken gebannt, zu einer freieren Culturentwickelung überhaupt nicht gelangten: nur die Indogermanen und die Semiten haben an der weltgeschichtlichen Entwickelung dauernd einen lebendigen und selbstthätigen Antheil genommen. Welchem von beiden Stämmen in dieser Rücksicht der Vorrang gebühre, diese Frage ist verschieden beantwortet worden, je nachdem man auf die Vielseitigkeit des Wirkens und die Fülle der einzelnen Resultate oder auf die intensive Kraft und die schöpferische Wirksamkeit leitender Grundgedanken den höchsten Werth legte. Das Richtige wird sein, daß beide Stämme auf gleicher Höhe in wechselseitiger Unterstützung und Ergänzung zur Lösung der großen Aufgaben der Menschheit zu wirken berufen waren, die Indogermanen indem sie die Kraft des Geistes in seiner Richtung auf das äußere Leben und die Organisation seiner mannigfaltigen Gebiete vorzugsweise bewährten, die Semiten indem sie die Selbständigkeit des inneren Geisteslebens gegenüber den mannigfaltigen Eindrücken der Außenwelt behaupteten und mit den Tiefen der Gottheit lebendige Fühlung suchten. Jene bilden den Zettel, diese den Einschlag des lebendigen Kleides der Gottheit, welches die Weltgeschichte webt; wie denn auch das Christenthum seine volle Kraft erst entfaltete, nachdem es Juden und Griechen, Semiten und Indogermanen zu einer Gemeinschaft verbunden hatte. Seitdem Lassen in seiner Indischen Alterthumskunde (I, S. 410—417) den Unterschied der indogermanischen und semitischen Volksthümlichkeit auf grundlegende Weise dargestellt hat, ist dieser

Gegenstand häufig und mit eingehendem Interesse erörtert worden. Den Grundunterschied hat Lassen ohne Zweifel mit Recht als den einer vorherrschend objektiven und einer vorherrschend subjektiven Richtung bezeichnet. Dem Indogermanen eignet eine lebhafte und reine Empfänglichkeit für die mannigfaltigen Eindrücke der Außenwelt, eine unbefangene Hingabe an sie und eine heitere Freude an ihrem reichen Leben. Mit dieser Richtung des Gefühls hängt das Interesse des Denkens zusammen, die umgebenden Dinge in ihrem eigenthümlichen Wesen und auch den Gesetzen ihres Seins und Werdens zu erkennen. Und dem entsprechend ist endlich auch das Streben des Willens darauf gerichtet, die Außenwelt auf das mannigfaltigste künstlerisch zu gestalten und den leitenden Gesetzen der Natur und des Geistes gemäß zu organisiren. Dagegen zeichnet sich der Semite durch die energische Concentration seiner Subjektivität aus. Dieses in sich gesammelte Ich vermag nicht den verschiedenen Eindrücken seiner Umgebung unbefangen sich hinzugeben, vielmehr bezieht es alles auf die eigene Subjektiviät: was dieser nicht dient, hat für es kein Interesse. Der Araber hat für die unbefangene Bewunderung eines Gegenstandes so wenig Verständniß, daß bewundernde Anerkennung seines Eigenthums ihm für eine Unanständigkeit gilt, weil er bei dem Bewunderer die Absicht voraussetzt, es zu besitzen. Auch die Neugierde, jene Eigenschaft, welche nach dem Berichte der Apostelgeschichte der gebildetsten Stadt des indogermanischen Alterthums so besonders charakteristisch war, kennt er nicht. Und wenn das Lachen voraussetzt, daß man von einem Gegenstande sich innerlich frei gemacht hat und seinem objektiven Verlaufe mit unbefangener Heiterkeit zusieht, so ist es für das semitische Wesen ganz charakteristisch, daß die Araber auch die Fähigkeit zu lachen fast vollständig entbehren. Während ferner der Indogermane durch die mannigfaltigen Eindrücke der Außenwelt lebhaft angeregt wird, und dadurch eine große Mannigfaltigkeit eigenthümlich ausgeprägter Individualitäten entsteht, welche diesem oder jenem Lebensberufe vorzugsweise sich zuwenden; so bringt dagegen die subjektive Verschlossenheit des Semiten eine große Einseitigkeit und Gleichförmigkeit der einzelnen Individualitäten hervor. Wie auffallend steht doch dem frischen Reichthum eigenthümlicher Heldencharaktere in der griechischen oder deutschen Sage und Geschichte die ernste Gleichförmigkeit arabischer oder auch alttestamentlicher Helden gegenüber! Und während dort gefordert wird, daß das Gute auch schön gethan werde und daß der Stärke die Schönheit sich paare; so rühmt sich dagegen der arabische Held wohl seiner unscheinbaren Gestalt im Bewußtsein, daß ihr zum Trotz er in der ungestümen Kraft und zähen Ausdauer seines unbeugsamen Eigenwillens sein Heldenthum beweisen könne. Der Knabe David, welcher mit seiner Hirtenschleuder den Philisterriesen fällt, stellt das durch den Geist der alttestamentlichen Offenbarung verklärte Bild eines semitischen Helden dar. In der indogermanischen Welt ist ferner das Interesse des Individuums mit dem des Staates unzertrennlich verbunden und dieser bis ins Einzelne hinein auf das vollkommenste

organisirt, wogegen im semitischen Staate die Willkür eines Einzigen die alles bestimmende Macht bildet. Und während dort durch das Ueberwiegen des Staatsgedankens die Familienbande gelockert werden und die Größe der spartanischen Mutter wesentlich darin besteht, daß sie die Gefühle, welche sonst als mütterlich gelten, der Pflicht gegen den Staat aufopfert; so haftet dagegen das Hauptinteresse des Semiten an seiner Familie und an seinem Stamme. Da aber gerade in der Familie das Individuum nicht bloß um deswillen, was es leistet, sondern auch um deswillen, was es ist, geschätzt wird, so darf man in dem semitischen Familiensinn die Naturbasis für jene Achtung der Persönlichkeit als solcher erkennen, wie sie bei dem alttestamentlichen Volke in der Anerkennung der Würde und des Einflusses der Frauen und in dem rücksichtsvollen Verhalten selbst gegen Sklaven sich offenbart. Die unmittelbarste äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker aber liegt nach Wilhelm von Humboldts Ausspruch in ihrer Sprache, und der indogermanische Geist hat sprachliche Organismen hervorgebracht, welche mit der reichsten und mannigfaltigsten und zugleich bestimmtesten inneren Gliederung den Gedanken und der in ihnen sich abspiegelnden Erscheinungswelt bis in das Einzelste ihres Inhalts und bis in ihre feinsten Beziehungen nachgehen: überall begegnen wir hier dem Walten einer freien, dem Objekt nach allen seinen Beziehungen hin gerecht werdenden Vernunftthätigkeit. Die semitischen Sprachen dagegen tragen entschieden das Gepräge der Subjektivität. Unmittelbar, wie ein äußeres Ereigniß im Geiste des Subjekts sich abgespiegelt, oder ein Gedankenbild in der Seele emportaucht, wird es in der Sprache wiedergegeben. Die Sätze werden einfach aneinander gereiht, und was an genauer Bezeichnung ihrer inneren Verhältnisse fehlt, das sucht der Redende durch den Ausdruck der lebhaftesten subjektiven Betheiligung an dem dargestellten Gegenstande zu ersetzen. Wie darum nach einer Bemerkung Goethe's Judensprache immer etwas Pathetisches hat, so muthet auch die Einfachheit der semitischen Satzbildung und Satzfügung wieder dem Hörer und Leser eine lebhaftere subjektive Theilnahme, ein lebendigeres Sichversetzen in die jedesmalige Situation zu, damit ihm auf diese Weise klar werde, was die Sprache selbst bestimmt auszudrücken unterläßt. Wenn ferner unter Wissenschaft im allgemeinsten Sinne die Erforschung und Darlegung des Grundes und des Zusammenhanges unserer Erkenntnisse zu verstehen ist, so bewähren die Indogermanen ihren wissenschaftlichen Sinn durch ein lebendig eingehendes Interesse an den mannigfaltigen Objekten und an genauer Erforschung ihres Wesens und Grundes und ihres gegenseitigen Zusammenhanges, und durch die so entstehende Vorstellung eines Kosmos, eines einheitlichen, harmonisch geordneten Weltganzen und eines ihm entsprechenden Systems wissenschaftlicher Erkenntniß. Der Semite dagegen hat kein Interesse für „das Ding an sich“, er fragt nur danach, was es für ihn bedeutet; und die ursprünglichste und angemessenste Form des Ausdrucks für die semitische Weisheit ist nicht die zusammenhängende wissenschaftliche Darstellung, sondern der einfache Denkspruch, welcher eine

einzelne persönliche Erfahrung unmittelbar ausspricht. Noch deutlicher offenbart sich der Unterschied der beiden Volksthümlichkeiten in ihrem Verhältniß zur Kunst. Im Gebiete der bildenden Kunst, welche in der indogermanischen Welt eine so reiche Fülle von Schöpfungen hervorgebracht und in stetigem Fortschritt, von der Architektur beginnend, dann von dieser auch die Skulptur und Malerei allmählich zur Selbständigkeit losgelöst hat, haben es die Semiten zu selbständigem Schaffen überhaupt nicht gebracht: ihre Phantasie ist eben nach Schnaase's treffender Bemerkung zu bewegt, die Bewegung ist zu heftig, zu stark, zu kühn, um die ruhige Ausführung des plastischen Bildes zu gestatten. So bleiben ihnen nur die Musik und die Poesie als die Künste der bewegten subjectiven Innerlichkeit; und auch von den drei Grundformen der letzteren hat nur die Lyrik eine selbständige Ausbildung bei ihnen gefunden. Kein semitisches Volk besitzt ein eigentliches Nationalepos, und wenn der Stoff zu einem solchen, wie ihn die Heldensage darbietet, auch den Semiten nicht völlig fehlt, so hat nicht etwa nur der alttestamentliche Monotheismus seine dichterische Gestaltung verhindert, indem er gebot, Gott selbst als den eigentlichen Helden der Geschichte darzustellen und die Helden des Volkes nur als Werkzeuge in seiner Hand; vielmehr fehlt den Semiten überhaupt das Interesse für die Mannigfaltigkeit individueller Gestalten und äußerer Lebensereignisse, aus welchem die epische Poesie hervorgeht, und wie einerseits selbst der schroffe Monotheismus des Islam die Perser nicht hindern konnte, ihre natürliche epische Anlage reich und glänzend zu entfalten, so haben andererseits die Araber unter den von dieser Seite ihnen zugeführten epischen Stoffen nur des Märchens mit Vorliebe sich bemächtigt, weil dieses dem freien Spiel der Phantasie am wenigsten eine objektive Schranke setzt. Wie große geschichtliche Ereignisse von der semitischen Dichtung aufgefaßt und behandelt werden, davon geben der Lobgesang Mirjams über Pharaos Untergang und das Siegeslied der Debora sowie die altarabischen Heldenlieder belehrende Beispiele: die äußeren Ereignisse werden nicht in ihrem objektiven Verlaufe dargestellt, sondern dienen nur als Anlässe zu lyrischen Ausbrüchen des Siegesjubels. Noch weniger besitzt der semitische Geist jene Selbstentäußerung, welche die äußeren Conflikte und inneren Gegensätze der handelnden Persönlichkeiten an sich darstellt, worauf das Wesen und die Wirkung des Dramas beruht. Inwieweit die semitische Poesie im Stande war, dem Epos und dem Drama sich zu nähern, zeigt das Buch Hiob: die epische Grundlage und die dramatische Form der Wechselrede dienen hier nur dazu, die Gedanken und Gefühle zum Ausdruck zu bringen, welche das Gemüth des Dichters selbst in ihrem Widerstreit und in ihrer schließlichen Versöhnung bewegt haben. Ja auch die lyrische Poesie der Semiten hat einen subjektiveren Charakter als die der Indogermanen. Sie ist nicht, wie die indischen oder griechischen Götterhymnen, mit einem reichen epischen Inhalt erfüllt, noch bringt sie es zu jener lebendigen Darstellung der äußeren Verhältnisse und Situationen, welche das Gefühl des Dichters erregt haben, wie wir es etwa

in Goethe's oder Rückerts Lyrik bewundern; sondern der Semite bleibt bei dem unmittelbaren Ausdruck der Grundstimmung des leidenschaftlich bewegten Gemüthes stehen, welche er nur ganz einfach, soweit es eben zum Verständnisse nöthig ist, auf die nur mit großen Zügen gemalten äußeren Umstände bezieht.

Ganz besonders aber mußte die Verschiedenheit des indogermanischen und des semitischen Wesens in der beiderseitigen Religionsanschauung sich geltend machen. Die Thatsache, daß die drei entschieden monotheistischen Religionen auf dem Boden des Semitismus entstanden sind, hat zu der weitverbreiteten aber durchaus unhaltbaren Ansicht geführt, daß der Monotheismus ein rein natürliches Erzeugniß dieses Bodens sei. In neuerer Zeit hat diese Ansicht namentlich an Renan einen ebenso entschiedenen als geist- und kenntnißreichen Vertreter gefunden. Er bezeichnet die Indogermanen als die polytheistische, die Semiten als die monotheistische Race, welche vermöge einer von dem reichen Leben der Natur sich abwendenden natürlichen Richtung auf das Abstrakte hin ohne Reflexion und Raisonnement durch eine ursprüngliche unmittelbare innere Anschauung von Anfang an zur Erkenntniß Eines Gottes gelangt sei. Unterstützt seien die Semiten hierbei durch die Einsamkeit der Wüste gewesen, welche vermöge ihrer von dem Endlichen abziehenden und auf das Unendliche hinführenden erhabenen Einförmigkeit ihrer Natur nach monotheistisch sei. So hätte sich denn die semitische Race die göttliche Weltregierung niemals anders als unter der Form einer absoluten Monarchie denken können; eine Verschiedenheit, eine Mehrheit, einen Geschlechtsunterschied in Gott vermöge der Semite nicht zu fassen, und das Wort Göttin würde im Hebräischen der entsetzlichste Barbarismus sein. Aus der den Semiten natürlichen Verehrung eines einzigen, die ganze Welt beherrschenden Gottes folge aber auch die ihnen gleichfalls natürliche Intoleranz gegen die Nationalgötter anderer Völker. Offenbar sind hiermit dem natürlichen Semitismus Wirkungen zugeschrieben, welche erst von dem ihm eingepflanzten höheren Prinzip des alttestamentlichen Monotheismus ausgegangen sind. Ganz im Gegensatze zu Renans Behauptung bezeugt die Geschichte auf das bestimmteste, daß die natürlichen Religionen aller semitischen Völker ursprünglich polytheistisch gewesen sind, wie denn selbst das Volk Israel fortwährend geneigt war, von dem ihm geoffenbarten Monotheismus wieder in den natürlichen Polytheismus der Semiten zurückzufallen; daß selbst die Beduinen die Einsamkeit der Wüste nicht abgehalten hat, vor Muhammed mehrere Götter zu verehren; und daß die Vorstellung der Gottheit unter der Form des Geschlechtsunterschiedes gerade zu den charakteristischen Eigenthümlichkeiten der semitischen Religionen gehört. Der Monotheismus ist eben nicht aus dem Boden des Semitismus von selbst erwachsen, sondern ihm erst durch bestimmte erleuchtete Persönlichkeiten als das Prinzip einer höheren Offenbarung eingepflanzt worden; und nur das ist zuzugestehen, daß dem semitischen Geiste zur Aufnahme dieses Prinzips eine größere Empfänglichkeit als dem Indogermanischen, ein gewisser Zug nach dem Monotheismus hin innewohnt. Vor allem offenbart sich

dieser Zug darin, daß der Semite eine eigentliche Mythologie nicht hat: es interessirt ihn nicht, zu erforschen und darzustellen, wie seine Götter an sich in ihrer Objektivität sind, sondern er hält sich an das, was sie für ihn bedeuten. Daher werden die verschiedenen in der Natur waltenden Kräfte, welche der Indogermane in zahlreichen Göttergestalten personificirt, im Semitismus unter gewisse allgemeine Begriffe zusammengefaßt, unter die Gegensätze von Zeugen und Empfangen, Schaffen und Zerstören, Leben und Tod, Glück und Unglück. Damit hängt zusammen, daß die semitischen Götter zu voller plastischer Abgeschlossenheit nicht kommen, sondern durch die ihnen zu Grunde liegenden allgemeinen Begriffe gleichsam im Flusse erhalten werden, weshalb die Vieldeutigkeit der einzelnen Götterbegriffe und ihr Uebergehen ineinander gerade in den semitischen Religionen recht eigentlich zu Hause ist. Auch das ist charakteristisch für die Richtung der Semiten auf Abstraktion und Concentration, daß sie die göttlichen Mächte lieber, als in der verwirrenden Mannigfaltigkeit der sie zunächst umgebenden irdischen Naturkräfte, über der Erde an dem gestirnten Himmel suchen: Sonne und Erde, Sonne und Mond, sowie die fünf Planeten werden ihnen zu Repräsentanten der zeugenden und empfangenden, schaffenden und zerstörenden, freundlichen und feindlichen Mächte. Und endlich tritt in allen semitischen Religionen aus der Reihe der verschiedenen Götter doch einer als der bedeutendste hervor, dessen Name meist nicht auf eine bestimmte Naturbeziehung hindeutet, die durch ihn vertreten wäre, sondern einfach den Begriff des Allmächtigen, des Herrn, des Königs, und damit nur die allgemeinste Beziehung der Abhängigkeit des Menschen von der Gottheit ausdrückt. Neben diesen auf die Fassung des Gottesbegriffes sich beziehenden Momenten darf aber nicht übersehen werden, daß, während sie das Zurücktreten des mythologischen Elementes bedingen, dagegen das Element des Cultus um so stärker hervortritt, und zwar mit einer Intensität der subjektiven Betheiligung in leidenschaftlichen Ausbrüchen der Lust und des Schmerzes, welcher die indogermanischen Religionen nur vereinzeltes Analoge zur Seite zu setzen haben. Wo die Naturkraft in einer reichen Fülle von Gaben als schaffende sich bethätigt, da wird wilder Sinnentaumel zu einer Cultushandlung; wo sie dagegen sich vorzugsweise als zerstörende Macht offenbart, da verehrt man sie in der lebentödtenden Gluth der Sonnenhitze und im verzehrenden Feuer und bringt ihr Menschen im Feuertode als wohlgefälligstes Opfer dar. Wie abschreckend ein solches Opfer für unsere religiöse Anschauung sein mag, so muß es doch auf dem Standpunkte der Naturreligion als durchaus natürlich, ja als das größte und werthvollste erscheinen. Wenn erst einem erleuchteten Geiste die Wahrheit aufgegangen ist, daß die Gottheit nicht als eine Naturmacht das Opfer des physischen Lebens, sondern als ein heiliger Gott nur das des selbstsüchtigen Eigenwillens in willigem Gehorsam fordert, dann ist der große Uebergang aus der Naturreligion in die Religion des Geistes vollzogen. Macht nun die den Semiten natürliche Neigung zur Concentration sie vor anderen Völkern zur Aneignung des rein mono-

theistischen Gottesbegriffes empfänglich, so erscheinen sie zugleich durch dieses lebendige Interesse für die Gegenstände ihrer religiösen Verehrung, verbunden mit ihrer natürlichen Stabilität, welche auf religiösem Gebiete im zähesten Festhalten an den einmal geltend gewordenen Formen der religiösen Vorstellung und des Cultus sich äußert, vor anderen befähigt, die einmal angenommene reinere Religion mit unerschütterlicher Treue und opferfreudiger Hingebung zu bewahren.

Von bestimmten Angaben über die semitische Erziehung, durch welche dieses eigenthümliche Geistesleben von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt worden ist, ist nur äußerst wenig vorhanden. Nur etwa auf die Bemerkung bei Cicero (De div. II, 46) und bei Censorinus (De die natali c. 8) wäre aufmerksam zu machen, wonach die Babylonier das Schicksal eines Kindes durch den Stand der Gestirne bei seiner Geburt bestimmt dachten, ein Aberglaube, welcher nicht ohne Einfluß auf die Erziehung bleiben konnte; und auf die ausführlichere Notiz, welche Diodor (II, 29) über die Erziehung der sogenannten Chaldäer in Babylonien gibt. Darnach beschäftigten sich diese eifrig mit der Sterndeuterei und Wahrsagerkunst und suchten das drohende Unheil durch Reinigung, Opfer und Zaubergesänge abzuwenden. Diese Kenntnisse aber sind bei den Chaldäern „einem bestimmten Stamme eigen und erben sich vom Vater auf den Sohn fort. Weil die Kinder bei den Eltern in die Lehre gehen, so wird ihnen beim Unterricht gar nichts vorenthalten, und sie halten sich auch mit einem festeren Glauben an die vorgeschriebenen Regeln. Weil in der frühesten Kindheit schon der Unterricht beginnt, so müssen sie es, da die Jugend gelehriger ist, und die Lehrzeit so lange dauert, zu einer großen Fertigkeit bringen.“ Aus dem Umstande übrigens, daß überall bei den semitischen Völkern, den himjarischen Arabern, bei den Phöniciern und Moabitern, bei den Nabatäern und Syrern, Inschriften sich finden, ist der berechtigte Schluß erlaubt, daß es bei ihnen auch zur Verbreitung der Schriftkunde an einem geordneten Unterricht nicht fehlte. In Bezug auf die Babylonier wird dieses durch das Buch Daniel (I, 4 und 5) ausdrücklich bestätigt. Danach wurden an den Hof des Königs Knaben gezogen, „an denen keinerlei Fehl und die schön von Angesicht wären und gelehrig in allerlei Weisheit und einsichtsvoll und begabt mit Verständniß, die da geschickt wären zu dienen im Palaste des Königs, um dort unterwiesen zu werden in dem Schriftthum und der Sprache der Chaldäer. Und der König verordnete ihnen den täglichen Bedarf von seiner eigenen Tafelkost und von dem Weine, den er selbst trank; daß sie also drei Jahre auferzogen dem König darnach dienen sollten.“ Was über die israelitische Erziehung zu bemerken ist, liegt nicht auf dem Wege der natürlichen Entwickelung des Semitismus, sondern steht unter dem höheren Prinzip der alttestamentlichen Offenbarung und wird daher später zur Sprache kommen.

Nur für die Geschichte Eines semitischen Volkes, der Assyrer, ist in der neuesten Zeit eine ebenso lautere als reichhaltige Quelle erschlossen worden durch

die Entzifferung der überaus reichen einheimischen Keilschriftliteratur. Die dürftigen und dabei verworrenen und namentlich insoweit sie sich auf die älteste assyrische Geschichte beziehen durchaus fabelhaften Berichte der Griechen und Römer sowie die zuverlässigen aber auch nur vereinzelten Nachrichten des Alten Testamentes sind dadurch theils beseitigt oder berichtigt, theils in einen durchsichtigen und befriedigenden Zusammenhang gebracht worden. Schon längst hatten in der weiten Ebene, welche vom Euphrat und Tigris durchströmt wird, zahlreiche Trümmerhügel die Aufmerksamkeit der Reisenden erregt, und bereits im Jahr 1820 hatte Rich, damals Vertreter der Englisch-Ostindischen Compagnie in Bagdad, ganz richtig vermuthet, daß ein solcher Hügel bei dem nicht fernen Orte Hillah am Euphrat Ueberreste des alten Babylon enthalte. Indessen war er nicht in der Lage, den Spuren, welche ihm Thonscherben, Backsteine mit Keilschriftsiegeln und Reste von Mauerconstructionen darboten, gründlicher nachzugehn, ebensowenig wie den ähnlichen, welche er bei einem Aufenthalte in Mosul in den östlich vom Tigris gelegenen Hügeln von Kujundschik und Nimrud entdeckte. Eine einzige Kiste genügte, um die Ueberreste des alten Babylon und Ninive aufzunehmen, welche er an das britische Museum einzusenden hatte. Als aber im Jahre 1842 P. E. Botta als französischer Consularagent nach Mosul gesandt wurde, veranlaßte ihn Julius Mohl die Nachforschungen planvoller und energischer wieder aufzunehmen. Zwar die noch in demselben Jahre bei der Moschee Nebi Yunus und bei dem nordwestlich davon gelegenen Kujundschik vorgenommenen Nachgrabungen führten zunächst zu keinem erheblichen Resultat; dagegen wurden Backsteine mit Keilinschriften, welche im folgenden Jahre ein Araber aus dem vier Stunden nördlich von Mosul gelegenen Khorsabad überbrachte, Veranlassung, daß dort allmählich der Palast des Königs Sargon, reich ausgestattet mit Bildern und Inschriften, bloßgelegt wurde. Was Botta begonnen hatte, wurde seit 1845 von dem Engländer A. H. Layard fortgesetzt. Er erschloß in Nimrud den Nordwestpalast Salmanassars I. (1300 v. Chr.), den Palast Asurnazirpals (885 v. Chr.) und den Tiglath-Pilesers II., sowie den Südwestpalast Asarhaddons. In Kujundschik entdeckte er den Südwestpalast Sanheribs, während die Auffindung des Nordpalastes Asurbanipals und der Thontafelbibliothek dieses Königs, sowie die Thonprismen Tiglath-Pilesers I. in dem Trümmerhügel Kileh Schergat Hormuzd Rassam zu verdanken ist. Um die Ordnung und Entzifferung des überreichen Keilschriftenmaterials, welches von diesen Fundstätten in das britische Museum wanderte, hat sich dann George Smith großes Verdienst erworben, und als er auf der dritten Forschungsreise, welche er selbst unternommen hatte, 1876 zu Aleppo vom Tode ereilt wurde, hat das britische Museum die Fortsetzung der Ausgrabungen den kräftigen und geschickten Händen Rassams anvertraut. Seitdem hat dieser hochverdiente Mann in dem Trümmerhügel von Nimrud einen in der Keilschriftliteratur vielfach genannten Tempel des Königs Asurnazirpal entdeckt, in der unscheinbaren Erderhöhung von Balawat, neun englische Meilen nordöstlich von Nimrud, die mit

Basreliefs und Inschriften reich geschmückten Bronzeplatten der beiden prächtigen Thürflügel, welche den Eingang zu dem Vorhofe eines Palastes Salmanassars II. bildeten, sowie einen zweiten Tempel Asurnazirpals und darin drei Alabastertafeln mit gleichlautenden Aufschriften, in welchen das aufgeregte Volk die Gesetztafeln Moses wiedergefunden zu haben glaubte. Aber auch über Babylonien hat der rastlose Mann seine Forschungen ausgedehnt. Schon 1874 war von arabischen Backsteingräbern das aus beschriebenen Thontafeln bestehende Archiv des Schatz- und Bankhauses Egibi und Söhne in Babylon aufgefunden worden; und diesen höchst interessanten Urkunden altbabylonischen Volkslebens hat Rassam hunderte von neuen Tafeln in das britische Museum nachgesandt. Während seiner letzten Expedition (1880—81) ist es ihm gelungen, bei dem Hügel von Abu Habba auf dem halben Wege zwischen Bagdad und Babylon die altberühmte Stadt Sippar, das biblische Sepharvaim, und ihren um 882 v. Chr. durch den König Nabu-Bal-iddina wiederhergestellten Sonnentempel zu entdecken. Die Nachforschungen in Babylonien aber sind von besonderer Wichtigkeit, weil sie Hoffnung geben, die Originale zu entdecken, von welchen Asurbanipal die Tafeln seiner assyrischen Bibliothek nur hat abschreiben lassen, eine Hoffnung, welche durch Rassams Thätigkeit sich bereits zu verwirklichen begonnen hat.

So hatte man ein überaus reiches Inschriftenmaterial auf den Wänden der aufgeschlossenen Tempel- und Palastruinen, auf Statuen und Reliefs, auf Obelisken und Cylindern, auf Bronze- und Glasarbeiten, auf Thongeräthen und Backsteinen theils an Ort und Stelle kennen gelernt, theils in das britische Museum übergeführt, und insbesondere befand man sich hier im Besitze einer umfangreichen aus geglätteten und beschriebenen Thontäfelchen bestehenden förmlichen babylonisch-assyrischen Bibliothek. Aber dieser reiche Schatz war doch dann erst gehoben, wenn man jene Schrift lesen und verstehen gelernt hatte, welche man, weil sie durchweg „aus vertikalen, horizontalen und schrägen Keilen, sowie aus Winkeln besteht, welche in der denkbar verschiedensten Weise zusammengefügt die einzelnen Schriftzeichen bilden," als Keilschrift bezeichnet. Nun hatte zwar die altpersische Keilschrift auf den bei Persepolis aufgefundenen Inschriften der Achämenidenkönige, nachdem Grotefends genialer Blick 1802 den Schlüssel des Verständnisses entdeckt hatte, durch die fast gleichzeitigen und voneinander unabhängigen Arbeiten des Franzosen Burnouf, des Engländers H. Rawlinson und namentlich des deutschen Gelehrten Lassen ihre genügende Erklärung gefunden. Allein man mußte sich überzeugen, daß damit für die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschriften noch wenig gewonnen sei. Gleichwohl knüpft auch diese an jene Achämenideninschriften an. Diese bieten nämlich drei verschiedene Gattungen von Keilschriften dar. Neben der altpersischen steht eine zweite Gattung, welche man als medisch oder skythisch, richtiger wohl als susisch oder elamitisch bezeichnet hat, und eine dritte, welche dadurch, daß ihre Schriftzeichen mit den zu Ninive aufgefundenen

sich im ganzen deckten, als assyrische sich zu erkennen gab. Dabei stellte sich bald heraus, daß die Inschriften zweiter und dritter Gattung nur die Uebersetzung der ersten enthielten. Dennoch stellten sich der Entzifferung der assyrischen Schrift noch mannigfaltige und große Schwierigkeiten entgegen. Während nämlich die altpersische Keilschrift eine aus etwa 40 Zeichen bestehende reine Buchstabenschrift ist, bilden die etwa 400 Zeichen der assyrischen Schrift „eine sogenannte syllabarische, d. h. eine Schrift, mittels deren nicht die einzelnen Laute, Consonanten und Vocale getrennt, sondern diese zusammen, Sylben also wie ba, bi, bu, ak, ik, uk, ferner wie kam, kaz, kal u. s. w., durch besondere Zeichen ausgedrückt werden.“ Ferner ist sie eine ideographische Schrift, welche Gedankenbilder, Begriffe, durch Zeichen wiedergibt, wie Gott, Bruder, Haus u. s. w. „Endlich hat sie auch die Eigenthümlichkeit, daß sie mit denselben Zeichen verschiedene Sylben und Begriffe ausdrückt, d. h. sie ist zugleich polyphonisch.“ Zugleich stellt es sich nicht bloß heraus, daß die Keilschrift auf den in Babylon und den in Ninive aufgefundenen Inschriften einen verschiedenen Typus zeigt, dort mehr einen cursiven, hier mehr einen bilderartigen archaistischen Charakter verräth; sondern auch daß die babylonischen Schriften zum Theil in einer nicht semitischen Sprache verfaßt sind, welche man wegen ihres agglutinirenden Charakters etwas vorschnell für eine ural-altaische Sprache gehalten hat, und in welcher sich zwei Dialekte, der nordbabylonische oder akkadische und der südbabylonische oder sumerische, unterscheiden lassen. Die Erkenntniß dieser Thatsache ist namentlich durch die in der Bibliothek Asurbanipals aufgefundenen Syllabarien gefördert worden, Wörterverzeichnisse und Tabellen, welche aus zwei oder drei Columnen bestehen und den fremdartigen Zeichen, Wörtern und Sätzen die assyrisch semitische Erklärung und Uebertragung beifügen. Trotz dieser großen Schwierigkeiten ist es seit 1849 den mit ebensoviel Ausdauer als Talent und Gelehrsamkeit geführten Untersuchungen von Saulcy, Hincks, H. Rawlinson, Talbot, Oppert, Menant, Lenormant, Sayce, Schrader, Friedr. Delitzsch u. a. gelungen, die Entzifferung der assyrischen Keilschrift zu solcher Sicherheit zu erheben, daß man dermalen diese Inschriften nicht minder sicher wie eine phönicische, aramäische oder moabitische Inschrift liest. Wie viel auch im einzelnen noch zu entdecken, fester zu begründen, wohl auch zu berichtigen sein mag; das große Resultat ist jetzt schon dankbar anzuerkennen, daß wir die babylonisch-assyrische Geschichte in einer Vollständigkeit und einem Zusammenhange übersehen, wie es früher nie geahnt werden konnte.

Vor allem ist durch die neueren Forschungen festgestellt worden, daß die Assyrer ein semitisches Volk sind. Beweis dafür ist der nach Lexikon und Grammatik durchaus semitische Charakter der assyrischen Sprache, sowie der entschieden semitische Gesichtstypus der auf den einheimischen Monumenten dargestellten Assyrer; dabei ist nirgends davon die Rede, daß die Assyrer, wie etwa die nur semitisirten Phönicier, aus einem fremden Stammgebiete in das Semitenland eingewandert seien.

Ihren Namen haben Volk und Land von der alten Hauptstadt Asur, oder vielmehr von dem gleichnamigen Hauptgott der Assyrer erhalten, nach welchem auch die Hauptstadt benannt war. Diese lag einige Meilen südlich von der späteren Hauptstadt, dem am linken Ufer des Tigris erbauten Ninive, auf dem rechten Ufer dieses Flusses, da, wo noch heute die Ruinenstätte von Kileh Schergat von verschwundener Pracht zeugt. Das eigentliche Assyrien war im Norden von den armenischen, insbesondere den gordyenischen Bergen, im Süden vom kleinen Zab, im Osten von Medien begrenzt und umfaßte gegen Westen noch das Uferland des Tigris. Die Cultur der Assyrer aber war keine autochthone, sondern sie hatten sie von den südlich von ihnen wohnenden Akkadiern bezogen. Auch das Alte Testament (I. Mos. 10, 8—12) berichtet, daß Herrschaft und Cultur durch einen nicht semitischen, sondern kuschitischen Stamm von Babylonien aus nach Assyrien hin verbreitet worden sei. Die dort erwähnten altbabylonischen Herrschersitze Erech, Babel und Akkad kommen auch auf den Inschriften vor, und die beiden ersteren, welche auf den Inschriften Arku und Babilu heißen, sind auch durch Ruinen repräsentirt. Die Akkadier haben die Keilschrift erfunden, welche ursprünglich wesentlich Bilderschrift war und dann allmählich zu einer Sylbenschrift, endlich in Persien zu einer reinen Buchstabenschrift sich umbildete. Auch ihr Göttersystem und ihre Mythologie hat bei den Assyrern Eingang gefunden, ebenso wie ihre durch genaue Aufzeichnungen bezeugte Kenntniß der Astronomie und ihre genaue Normirung der Münz-, Maß- und Gewichtsverhältnisse. Der Uebergang dieser Culturelemente zu den Assyrern aber wurde dadurch vermittelt, daß schon seit dem 3. Jahrtausend v. Chr. in Babylonien zu dem nicht-semitischen Elemente ein semitisches sich gesellt hatte. Schon im 17. Jahrhundert v. Chr. hatte der Semite Sargon I., König von Agani, sich auch die akkadischen Gebietstheile unterwürfig gemacht und „dafür Sorge getragen, daß die alten heiligen Bücher der Akkadier abgeschrieben und ins Semitische übersetzt würden. Insbesondere wurden eine Reihe epischer und lyrischer Poesien in dieser Weise in das semitische Idiom übertragen, wodurch die Semiten auch zu eigenen dichterischen Produktionen angereizt wurden. Wir besitzen Lob-, Dank-, Buß- und Königspsalmen, ein episches Gedicht: die Höllenfahrt der Istar u. a. m. Auch der auf Thontäfelchen verzeichnete chaldäische Sintflutbericht gehört hieher. Mehrere von diesen Stücken sind indeß einfache Uebersetzungen aus dem Akkadischen" (Schrader). Mit der Cultur rückte aber auch der Schwerpunkt der Herrschaft von Babylonien nach Assyrien vor. Bereits um 1270 v. Chr. unterwarf sich der assyrische König Tiglath-Adar I. das Stammland Babylonien, und von da an behauptete Assyrien die Oberherrschaft im Osten bis in die Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr., wo Sarakus (Asuridilili der Inschriften), der Sohn Asurbanipals, des Sardanapal der Griechen, der vereinten Macht des Babyloniers Nabopolassar und des Meders Kyaxares unterlag. Das so entstandene neubabylonische Reich unter Nabopolassar und seinem Sohn Nebukadnezar wird im Alten Testamente als das Reich der Chal-

däer bezeichnet. „Wenn in der späteren Zeit, schon im Buche Daniel (2, 2. 5. 10. 4, 4. 5, 7. 11), dann auch bei Curtius und wiederum bei Strabo und Diodor mit dem Namen Chaldäer bald eine einzelne Klasse babylonischer Weisen (so im Buche Daniel), bald die ganze Gelehrtenkaste Babyloniens bezeichnet wird, so ist dieses eine lediglich mißbräuchliche, auf den Umstand, daß Babylon-Chaldäa der Sitz der Astronomie und Astrologie des Orients war, gegründete Beschränkung des Namens" (Schrader). Dieses neubabylonische oder chaldäische Reich bestand, bis durch Cyrus sein letzter König Nabonid (Nabu-nahid der Inschriften) entthront und es der persischen Herrschaft unterworfen wurde.

Die geschichtlichen Verhältnisse, deren Hauptmomente hervorzuheben hiermit versucht worden ist, bedingen, daß die Assyrer trotz ihrer unzweifelhaften semitischen Abstammung ein Culturleben entwickelten, welches sie von allen anderen Völkern dieses Stammes sehr bestimmt unterscheidet. Außer den zahlreichen und mannigfaltigen Elementen altbabylonischer Cultur, deren Uebergang zu den Assyrern urkundlich bezeugt ist, mögen von dem benachbarten Osten her auch indogermanische Einflüsse auf sie eingewirkt haben. Zwar haben sie das Fremde nicht einfach aufgenommen, sondern es sich wirklich angeeignet und mit Geist und Geschick weiter gebildet; allein es hat doch durch diese Aneignung das reinsemitische Wesen bei ihnen eine unverkennbare Umwandlung erfahren. Der assyrische Staat, obgleich unter der despotischen Oberherrschaft seines einen Großkönigs stehend, stellt doch auch in seiner zeitweise ungeheuren Ausdehnung ein wohlgegliedertes und durch feste Ordnung zusammengehaltenes Ganze dar, wie es sonst, abgesehen von dem immerhin verhältnißmäßig beschränkten Reiche Davids, in der vormuhammedanischen Zeit der semitischen Staatenbildung nirgends gelungen ist, welche es über die Bildung kleiner auf der natürlichen Stammesverwandtschaft ruhenden politischen Einheiten kaum hinausgebracht hat. Um ein so ausgedehntes und aus mannigfaltigen Elementen zusammengesetztes Reich zusammenzuhalten, bedurfte es eines kriegstüchtigen Volkes und eines ausgebildeten Heerwesens. Daß beides bei den Assyrern wirklich vorhanden war, wird durch die Denkmäler reichlich bezeugt. Der König erscheint im Kampf auf dem Streitwagen. „Reiter mit Bogen, geschmückten Köchern und Lanzen sprengen einher; schildbewehrte, behelmte, um die Brust und die Beine mit Stahlplatten bekleidete Schwerbewaffnete knien nieder mit vorgestreckter Lanze und lassen über ihre Häupter hinweg die Schützen und Schleuderer den Kampf der Ferne beginnen. Städte werden belagert, indem man die Mauern untergräbt oder ersteigt und mit Sturmböcken eine Bresche bricht, in die das Fußvolk unter dem Schutz des Schilddaches einzieht." Den israelitischen Semiten aber hat dieses wohl ausgerüstete Heer mit seiner festen Taktik und seiner ungestümen Tapferkeit nach dem Zeugniß des Propheten Jesaia als etwas Fremdartiges imponirt (5, 27—29):

Kein Müder und kein Strauchelnder darunter,
Keiner schlummert, keiner schläft;
Nicht geht auf der Gürtel seiner Lenden,
Nicht zerreißt der Riemen seiner Schuhe.
Deß Pfeile geschärft sind,
Deß Bogen alle gespannt;
Seiner Rosse Hufe gleichen Kieseln,
Seine Räder wie der Sturmwind.
Sein Gebrüll ist wie des Leuen,
Er brüllt gleich jungen Löwen;
Und er stöhnt und packt die Beute,
Trägt sie fort, und Niemand rettet.

Auch die Jagd wurde nach dem Zeugniß der Monumente, wie bei den Persern, als die beste Vorübung für den Krieg mit Eifer betrieben. In der Ausübung der bildenden Kunst erheben sich die Assyrer hoch über die anderen semitischen Völker. Der Bau ihrer Tempel und Königspaläste ist in einem entsprechenden und geschmackvollen Stil gehalten. Die Skulptur fängt bereits entschiedener an von der Architektur sich loszulösen; und obwohl ihre Darstellungen nicht in dem Maße wie die der ägyptischen Kunst auf die mannigfaltigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens eingehen, sondern vorzugsweise zur Verherrlichung der Thaten der Könige und ceremonieller Festactionen dienen, so verrathen sie doch im Unterschiede von dem idealisirenden ägyptischen Stil eine entschieden realistische Neigung, welche in starker Modellirung, energischer Herausbildung der Muskel und in einer bis auf „die Federn der Flügel, die Säume der Gewänder, die Geschirre der Pferde, ja selbst das feine Häutchen, welches den Nagel nach dem Finger hin einrahmt", sich erstreckenden Naturnachahmung sich offenbart. Die religiöse Lyrik der Assyrer zeigt in Bezug auf Vers- und Strophenbildung überall und auch in Bezug auf den Inhalt häufig mit den Psalmen Israels eine auffallende Aehnlichkeit. So in zwei Bittgebeten und in einem Bußpsalm, welche Schrader übersetzt hat (Höllenfahrt der Istar, S. 88, 90 und 92):

Gott, du mein Schöpfer,
Meine Arme ergreife,
Meines Mundes Hauch leite,
Meine Hände, sie leite,
o Herr des Lichts!

*

Herr! deinen Diener laß' nicht sinken!
In den Wassern der tosenden Fluth
Seine Hand ergreife!

*

Herr, meiner Vergehungen sind viel,
Groß sind meine Sünden!
Der Herr in seines Herzens Grimm
Häufte Schmach auf mich;
Der Gott in seines Herzens Strenge
Ueberwältigte mich.

Ganz besonders denkwürdig aber ist, daß die Assyrer mittels des Stoffes und der Anregung, welche sie von Altbabylonien empfangen, auch die epische Poesie ausbildeten. Höchst werthvolle Zeugnisse davon sind die Fragmente, welche aus dem Kranze der Sagen von Izdubar (Nimrod?) erhalten sind, die chaldäische Sintfluthgeschichte und die Höllenfahrt der Istar. Neben der Poesie aber wurde auch die Prosa mit Eifer gepflegt. Die assyrische Keilschrift diente nicht bloß zu monumentlaen Inschriften, sondern wurde in wahrhaft Erstaunen erregendem Maße in der bequemen Form der beschriebenen Thontäfelchen für die mannigfaltigsten Zwecke verwendet. Ein besonderes Interesse wandte sich bei den Assyrern der Geschichtschreibung zu; und zwar wurden nicht etwa nur die Thaten gleichzeitiger Könige verzeichnet, sondern man suchte auch durch Anfertigung genauer chronologischer Listen längst vergangene Ereignisse im Zusammenhang festzuhalten. Die Pflege der Kunst und Wissenschaft und insbesondere der Schreibkunst war zwar vorzugsweise, aber keineswegs ausschließlich die Sache der Eunuchen, und wie sehr die Schrift dem Bedürfniß des täglichen Lebens diente, bezeugt das bereits erwähnte Bankarchiv der Firma Egibi und Söhne in Babylon. „Alle Handelsgeschäfte des babylonischen Hofes waren seit der Zeit Nebukadnezars Jahrhunderte hindurch dieser Firma übertragen: sie trieb die Steuern ein, die auf Grundstücke, auf Korn- und Dattelernten u. s. f. gelegt waren, an sie war die Abgabe für Benutzung öffentlicher Straßen- oder Bewässerungskanäle zu entrichten u. s. w. u. s. w. So entrollen uns diese unscheinbaren Täfelchen ein lebendiges Bild des babylonischen Volkslebens, wir sehen all die mannigfaltigen Volksklassen, vom höchsten Officier bis zum niedrigsten Bauern und Sklaven herab, in den Höfen dieses babylonischen Schatzhauses sich drängen und ihre Geschäfte abmachen, und gewinnen obendrein durch das Studium dieser Texte, welche durchweg auf das sorgfältigste nach Tag, Monat und Jahr des jeweiligen Königs datirt sind, für die Chronologie jener Zeit eine reichfließende Quelle ersten Ranges" (Friedrich Delitzsch).

Erwägt man alle diese Thatsachen, so muß man schon auf dem Wege der Schlußfolgerung zu dem Ergebniß gelangen, daß die Erziehung der Assyrer einerseits auf die Heranbildung zu körperlicher Kraft und Gewandtheit und damit zur Kriegstüchtigkeit, andererseits auf Verbreitung der Schriftkunde unter dem Volke durch einen geordneten Unterricht gerichtet gewesen sein muß. Glücklicherweise aber wird diese Schlußfolgerung auch durch ausdrückliche Zeugnisse bestätigt. Schon jene Sylla-

bare, welche den akkadischen Zeichen und Wörtern der einen Columne in der anderen die assyrische Erklärung beifügen, dienen im allgemeineren Sinne dem Unterrichtszweck. Hormuzd Rassam aber hat unter anderen werthvollen Funden in Babylon auch eine Menge kleiner Täfelchen aufgefunden, welche sich bei näherer Prüfung als Schülerarbeiten erweisen. Sie geben nämlich Excerpte aus bereits bekannten größeren Schrifttafeln, theilweise mit leicht erkennbaren Fehlern, und enthalten immer auf der Rückseite das Datum: z. B.: „Monat Ab, am 22. Tage.“ Auch das große Londoner Inschriftenwerk bietet auf dem 31. Blatt des 5. Bandes offenbar solche Schülerarbeiten dar, Excerpte aus wissenschaftlichen Werken über die Schreibekunst, und nicht selten findet sich auf der rechten Columne, welche die in der linken gestellten Fragen beantworten soll, die Bemerkung: Lu îdi, d. i. Ich weiß es nicht (לא יוׄדֵעַ). Dem Geschichtsunterricht insbesondere sollte ohne Zweifel das von Rassam aufgefundene ganz kleine Thontäfelchen dienen, welches, wiederum ein größeres Werk excerpirend, auf der Vorderseite die Namen von elf Königen von Babylon in directer Folge und mit Angabe der Regierungsjahre enthält und ebenso auf der Rückseite die Namen von elf Königen der Stadt Scheschku enthalten sollte, von denen aber einer vergessen ist. Von den Königen, welche ihre Person und ihre Thaten durch Inschriften verherrlicht haben, hat nur Asurbanipal auch seiner Erziehung Erwähnung gethan. Er verkündet in seiner großen Prismainschrift „Ich empfing im Bitriduti (Harem) die Weisheit Nebos, das Ganze der Tafelschreibung . . . Ich lernte Bogen schießen, reiten, Wagen bespannen.“ Zum Beweis übrigens, wie sehr auf ein allgemeineres Verständniß der Aufzeichnungen gerechnet werden konnte, tragen alle Tafeln der königlichen Bibliothek zu Ninive die Unterschrift, daß der König sie habe schreiben lassen, „zum Sehen und Lesen für sich und für seine Unterthanen“.

Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß weitere Entdeckungen und die fortschreitende Entzifferung des bereits Entdeckten je mehr und mehr dazu beitragen werden, daß auch unsere Kunde von der assyrischen Erziehung in noch höherem Grade als es bereits geschehen ist, aus dem Bereiche begründeter Vermuthung in den urkundlich beglaubigter Thatsachen erhoben werden wird.

Die Aegypter.

Literatur: Ebers, Die Hieroglyphenschrift und ihre Entzifferung. Leipzig, 1871.

Lediglich auf den griechischen und römischen Berichten beruht die immerhin anerkennenswerthe Darstellung der altägyptischen Cultur bei Heeren, Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt, 2. Theil, 2. Abtheilung. Göttingen, 1826, womit als auf gleicher Grundlage beruhend zu vergleichen ist Prichard, Darstellung der ägyptischen Mythologie, verbunden mit einer kritischen Untersuchung der Ueberbleibsel der ägyptischen Chronologie. Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet von

Haymann. Nebst einer Vorrede von A. W. v. Schlegel. Bonn, 1837. Von den großen Denkmälerwerken selbst sei nur genannt: Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin, 1846 ff. Auf Grund der einheimischen Denkmäler und Urkunden hat zuerst Bunsen den kühnen Versuch einer umfassenden Darstellung der Geschichte und Cultur des alten Aegyptens gewagt in seinem Werke: Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte, 6 Bde. Hamburg und Gotha, 1844—57. Aus späterer Zeit sind zu nennen: Lepsius, Die Chronologie der Aegypter. Berlin, 1849. Brugsch, Geschichte Aegyptens. Leipzig, 1877. Maspero, Geschichte der morgenländischen Völker im Alterthum. Uebersetzt von Pietschmann. Leipzig, 1877. A. Wiedemann, Geschichte Aegyptens von Psammetich I. bis auf Alexander, nebst einer Kritik der ägyptischen Geschichte. 1880. Ebers, Aegypten und die Bücher Moses. Leipzig, 1868. Ders., Aegypten in Wort und Bild. Stuttgart und Leipzig, 1879.

Hommel, Die vorsemitischen Culturen in Aegypten und Babylonien. Leipzig, 1883. Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwickelung der Religion, erläutert an der Religion der alten Aegypter. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, 1881. Ed. Meyer, Set-Typhon. Eine religionsgeschichtliche Studie. Leipzig, 1875.

Maspero, Du genre épistolaire chez les Égyptiens de l'époque pharaonique. Paris, 1872. Lincke, Beiträge zur Kenntniß der altägyptischen Briefliteratur. Leipzig, 1879. Gr. von Schack, Die Unterweisung des Königs Amenemhat I. 1. Hälfte. Paris, 1883.

Zur ersten Einführung in Geschichte, Schriftthum, Religion und Kunst der alten Aegypter leistet die besten Dienste die von Meistern des Fachs verfaßte Einleitung zu Baedeckers Aegypten I. Leipzig, 1877. Die bequemste und zugleich durchaus zuverlässige Uebersicht gibt der Artikel Egypten von Ebers in Riehms biblischem Handwörterbuch, womit der auf die Geschichte Aegyptens sich beschränkende von Lepsius in Herzogs Encyklopädie zu vergleichen ist.

Ranke, I, S. 3—38. Duncker, I, S. 3—226. II, S. 298—316, 317 ff., 481—499, 559—570. Weber, I, S. 72—202. Carrière, I, S. 223—287. Tiele, S. 46—67. Cramer, I, S. 118—140. Schmidt, I, S. 127—140. Willmann, I, S. 126—132; der Verfasser folgt hier leider den irreleitenden Spuren der Seyffarth'schen Schule, läßt es aber doch, wie immer, an feinen und anregenden Winken nicht fehlen.

Etwa ein Menschenalter früher als die babylonisch-assyrischen Keilschriften hat die sogenannte Hieroglyphenschrift Aegyptens, „des eigentlichen Denkmallandes der Erde," mit wachsender Verständlichkeit und unter fortschreitender Bewältigung des überaus reichen Literaturmaterials zu uns Europäern zu reden angefangen. Während der für die Aegyptologie so epochemachenden Occupation durch die Franzosen im Jahre 1799 fand der Capitän Bouchard (Boussard) in der Nähe von Rosette im Nordosten des Nildelta eine Tafel von schwarzem Basalt mit einer hieroglyphischen, einer griechischen und einer in demotischer Schrift und Sprache geschriebenen Inschrift. Aehnlich wie die dreisprachigen Achämenideninschriften von Persepolis, ist diese Tafel von Rosette zu dem berühmten „Schlüssel von Rosette" und zu dem Mittel geworden, das Siegel von dem Buche der bis in ein Alter von 6 Jahrtausenden zurückreichenden ägyptischen Literatur zu lösen. Zunächst zeigte die griechische Abtheilung der Inschrift, daß man es mit einem priesterlichen Decrete zu Ehren Ptolemäus V. Euergetes I. (205—181 v. Chr.) zu thun habe, welches in verschiedenen Sprachen und Schriftformen abgefaßt werden mußte, um gleichmäßig von Hellenen und Aegyptern verstanden zu werden. Nun waren inmitten der

Obeliskeninschriften längst eingerahmte Gruppen von Hieroglyphen aufgefallen und hatten auf die Vermuthung geführt, daß es die Namen der Könige seien, welche auf diese Weise ausgezeichnet waren; und in der That ließ die Tafel von Rosette keinen Zweifel darüber, daß die in ihrem hieroglyphischen Texte vorkommende Gruppe dieser Art den an den entsprechenden Stellen des griechischen Textes vorkommenden Namen Ptolemaios bezeichne. Nachdem man in der gleichfalls zweisprachigen Inschrift eines auf der Insel Phylae aufgefundenen kleinen Obelisken neben dem Namen jenes Königs noch den seiner Schwester und Gattin Kleopatra gefunden hatte, gelang es ungefähr gleichzeitig (1819—22) den von einander unabhängigen Bemühungen des Engländers Thomas Young und des Franzosen François Champollion, den Lautwerth von elf Hieroglyphenzeichen festzustellen und zugleich den Irrthum zu beseitigen, als sei die Bilderschrift der Aegypter rein ideographischer Natur und entbehre aller lautlichen Elemente. Durch Herbeiziehung anderer Gruppen wurden die 25 Buchstaben allmählich bestimmt, welche, wie schon Plutarch richtig angegeben, das ägyptische Alphabet umfaßte; und als Champollion im Jahre 1832 starb, war das Werk der Entzifferung zwar noch nicht vollendet, aber auf fester Basis und richtiger Methode sicher begründet. Was zunächst die äußere Gestalt der ägyptischen Schriftzeichen angeht, so sind drei Arten derselben, die rein hieroglyphischen, die hieratischen und die demotischen, zu unterscheiden. Die rein hieroglyphische Schrift ist eine Ornamentalschrift in des Wortes voller Bedeutung und besteht aus kenntlicher Abbildung concreter Gegenstände aus allen Gebieten des Geschaffenen und Gestalteten nebst mathematischen und frei erfundenen Figuren. Es gibt über 2000 Zeichen. Sie wird bis in die späteste Zeit ausschließlich zu monumentalen Zwecken verwandt und es liegt ihr stets der alte heilige Dialekt zu Grunde, selbst noch in christlicher Zeit, nachdem sich die gesprochene von der geschriebenen Sprache bereits ebenso weit enfernt hatte, wie etwa das Italienische von dem Lateinischen. Galt es Denkmäler mit Inschriften zu versehen, so wurde jede Hieroglyphe mit dem Meißel oder Pinsel oder beiden sorgfältig ausgeführt. Schrieb man auf Leder, Papyrus, Holz u. s. w. reine Hieroglyphen, welche meist zur Herstellung von religiösen Texten verwandt wurden, so begnügte man sich mit einer Umrißzeichnung. Aber auch diese Formen ließen sich vereinfachen und so entstand die sogenannte hieratische Schrift, der gleichfalls der alte heilige Dialekt zu Grunde liegt, und in der die Vorbilder der einzelnen Zeichen kaum mehr erkannt werden können. Sie wurde schon im vierten Jahrtausend v. Chr. geschrieben. Erst im achten Jahrhundert v. Chr. kam das Demotische in Uebung. Da es größtentheils im bürgerlichen Verkehr Verwendung fand, so legte man ihm die zur Zeit seiner Entstehung gesprochene von der der Hieroglyphen stark abweichende Sprache zu Grunde. Nur bei wenigen demotischen Zeichen lassen sich die Vorbilder, aus denen sie entstanden sind, erkennen. Erst in nachchristlicher Zeit bediente man sich zur Umschrift des Aegyptischen auch griechischer Uncialbuchstaben, zu denen man noch

sechs, beziehungsweise sieben aus dem Demotischen entnommenen Zusatzlettern hinzufügte. So entstand die koptische Schrift. Die in ihr aufgezeichneten Schriften, darunter auch Uebersetzungen der biblischen Bücher, stellen die von griechischen Fremd- und Lehnwörtern wimmelnde Sprachform dar, deren sich die Aegypter in den ersten christlichen Jahrhunderten bedienten, die aber doch auch zum Verständniß der Sprache der Hieroglyphen einen wichtigen Beitrag geliefert hat. In Bezug auf die Bedeutung der ägyptischen Schriftzeichen hat sich ergeben, daß sie aus zwei Elementen bestehen, einem ideographischen und einem phonetischen. Das ältere ist zweifellos das ideographische, welches aber später und zwar bereits auf den frühesten bis auf uns gekommenen Inschriften so weit hinter dem jüngeren phonetischen zurücktreten mußte, daß die Begriffszeichen nur noch erklärend und ergänzend zu den lautlich ausgeschriebenen Gruppen zu treten hatten. Die phonetischen Zeichen zerfallen in zwei Theile. 1) Die Buchstaben des Alphabets, 2) Silbenzeichen, die ein-, zwei-, drei-, ja sogar vierconsonantig sein können, so daß je ein einziges Zeichen Lautwerthe wie tu, ter, kerh und sechmer ausdrückt. Zu jedem dieser Silbenzeichen können, um die Richtigkeit der Lesung zu sichern, eine beliebige Anzahl derjenigen Laute treten, welche seine Namen bilden; eine sehr erwünschte Hilfe, da mehrere Silbenzeichen polyphon sind, d. h. verschiedene Lesungen gestatten, wie z. B. das Zeichen der Gans, welches gewöhnlich se gelesen werden muß, auch als men, hep, ser und in späterer Zeit als s, r und u gebraucht werden kann. In späteren Epochen, namentlich unter den Ptolemäern und Römern, beginnt das Prinzip der Akrophonie eine große Rolle zu spielen, d. h. viele Zeichen gewinnen den Werth des ersten Buchstabens ihres Namens. So kann das Zeichen der Gans se auch s, das des Himmels pet auch p, das des Widders ser auch s gelesen werden. Diesen die eigentliche Grundlage der Hieroglyphenschrift bildenden phonetischen Zeichen gesellen sich nun die ideographischen als ein belebendes und erklärendes Element, indem sie als sogenannte Determinativzeichen das Wort, hinter dem sie auftreten, in die Begriffskategorie verweisen, zu der es gehört. Das in seiner Entwickelung gehemmte oder besser erstarrte Altägyptische ist nämlich eine arme Sprache, in der es von Synonymen und Homonymen wimmelt. Oft tritt dasselbe Wort für fünf, sechs, ja mehr Begriffe ein. Das Wort anχ bezeichnet Leben, Schwören, das Ohr, den Spiegel und die Ziege, wie unser Thor einen nordischen Gott, einen Narren und eine große Pforte. Der Leser würde nun leicht in Irrthümer verfallen, wenn ihm nicht eben jene Determinativ- oder Klassenzeichen zu Hilfe kämen. Wie wir hinter die Benennung des Gottes Thor etwa seinen Hammer, hinter den Thoren eine Narrenkappe, hinter das Thor eine Thür zeichnen könnten, so schrieben die Aegypter anχ Leben rein lautlich aus, anχ den Spiegel mit Beifügung des Classenzeichens eines Spiegels, anχ das Ohr mit dem Silbenzeichen anχ und dem Bilde eines Ohres oder dem Klassenzeichen eines menschlichen Gliedes. Ein und dasselbe Bild determinirte einen Gegenstand und eine Handlung

zugleich, wenn beide in die gleiche Begriffskategorie gehörten. So malte man hinter jedes mit der Thätigkeit des Malens, Schreibens, Denkens und Erklärens, aber auch mit dem Schreibmaterial des Papyros und jedwedem Schriftstück zusammenhängende Wort eine zugebundene Buchrolle oder ein Schreibzeug; aber so, daß man hinter an malen nur das Schreibzeug, hinter an den Schreiber das Schreibzeug und eine männliche Figur setzte, welche letztere anzuzeigen hatte, daß von einer schreibenden Persönlichkeit die Rede sei. Bei sehr häufig vorkommenden Wörtern, namentlich in Steininschriften, ließ man die lautliche Schreibung gänzlich fort, setzte figurativ für ein Haus einen Hausplan, für Wasser drei Wellenlinien, oder auch symbolisch für das Abscheuliche und Unerlaubte einen von den ägyptischen Speisegesetzen verbotenen Fisch, für die Nacht den Himmel mit einem Sterne daran, für den Kampf zwei bewaffnete Arme, für Herausgehen eine Oeffnung, aus der sich eine Schnecke entfernt, für jede Bewegung der Luft, den Athem, Hauch und das Windeswehen, die von diesem veranlaßte Frische und die Freude, welche im Orient gern im Gefolge der Kühlung auftritt, ein schwellendes Segel. So bildete die Hieroglyphenschrift ein für die Sprache, die sie mitzutheilen bestimmt ist, wohl geeignetes System, welches wenigstens 4000 Jahre in Uebung blieb und während dieser Zeit in 5 Perioden sich durch ebensoviel leicht unterscheidbare Kategorien rücksichtlich der äußeren Form der Schriftzeichen hindurch entwickelte: 1) von der frühesten Zeit bis zum Ende der 6. Dynastie; 2) von da ab bis (die Hyksoszeit mit eingeschlossen) zur 17. Dynastie; 3) von der 17. bis 26. Dynastie; 4) Vom Anfang der 26. Dynastie bis zu den Ptolemäern; 5) Die Zeit der Lagiden und römischen Kaiser, von welchen Decius (249—251 n. Chr.) der letzte ist, der auf einer Inschrift genannt wird. Immerhin bleibt es auffallend, daß ein Volk, welches die Möglichkeit, die einzelnen Sprachlaute durch entsprechende bestimmte Schriftzeichen auszudrücken, bereits erkannt hatte, gleichwol die ideographischen Elemente in der Schrift beibehielt. Es erklärt sich dies theils aus der Nothwendigkeit, ein vieldeutiges geschriebenes Wort genauer zu bestimmen, theils aus der ornamentalen Bestimmung der Hieroglyphenschrift, welcher die 25 einfachen Lettern nicht genügt haben würden, während jetzt die Mannigfaltigkeit und künstlerische Verwendung der Schriftzeichen auf den Denkmälern für das Auge einen wohlthuenden Reiz hat, theils auch aus dem Bestreben, der priesterlichen Hieroglyphenschrift den mysteriösen Charakter zu bewahren; ganz besonders aber doch wohl aus der Macht der Gewohnheit, so daß ein von dieser nicht gebundenes Volk, mag es nun ein semitisches oder mögen es die Phönicier gewesen sein, hinzukommen mußte, um aus der hieratischen Schrift das einfache sogenannte phönicische Schriftsystem abzuleiten, welches die Mutter nicht bloß der hebräischen, sondern auch der griechischen Schrift geworden ist. (Vorstehende Darstellung zum Theil wörtlich nach Ebers.)

Erst durch die Entzifferung der einheimischen Denkmäler und Urkunden ist die Wissenschaft in den Stand gesetzt worden, die vorher bekannten Nachrichten

griechischer und römischer Schriftsteller über Aegypten theils für die Forschung recht nutzbar zu machen, theils durch Scheidung der Dichtung und des Irrthums von der Wahrheit zu sichten. Ersteres gilt namentlich von den uns erhaltenen Fragmenten der ägyptischen Denkwürdigkeiten, welche der aus Sebennytos im Delta stammende Priester und Tempelschreiber zu Heliopolis Manethos auf Befehl Ptolemäus II. Philadelphus (285—247) auf Grund der Königsannalen der Tempelarchive verfaßt hat. Die Dynastien- und Königslisten dieses Werkes haben Julius Africanus (in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts n. Chr.) und — nach einer vielfach abweichenden und minder zuverlässigen Recension — Eusebius von Cäsarea (gest. um 340 n. Chr.) in ihren Chroniken aufbewahrt. Etwas später als Manethos und auf ähnlicher Grundlage hat der Polyhistor Eratosthenes, Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, eine Liste von 38 sogenannten thebaischen Königen aufgestellt, welche, wie die des Julius Africanus, der Byzantiner Georgios Synkellos im 8. Jahrhundert in seine Chronographie aufgenommen und dadurch erhalten hat. Während nun diese Listen zur Deutung der Angaben der ägyptischen Denkmäler und zur Herstellung des Zusammenhanges zwischen denselben gute Dienste geleistet haben, hatten die sonstigen Berichte der Griechen und Römer durch die ägyptischen Originalurkunden sehr bedeutende Berichtigungen zu erfahren. Erst durch Psammetich in der 26. Dynastie wurde Aegypten dem Auslande aufgeschlossen. Um 460 v. Chr. bereiste Herodot, vier Jahrhunderte später Diodor von Sicilien und zu Anfang der christlichen Zeitrechnung Strabo das Nilthal; auch Plinius in seiner Naturgeschichte und Plutarch, namentlich in seiner Schrift über Isis und Osiris, theilen manches Lehrreiche mit. Was diese Männer, vor allen Herodot, nach eigner Anschauung berichten, trägt den Charakter der Zuverlässigkeit an sich, wogegen ihre Berichte über die Religion und die alte Geschichte der Aegypter theils infolge absichtlicher Uebertreibungen und Täuschungen ihrer ägyptischen Gewährsmänner, theils infolge von Mißverständnissen und unwillkürlicher Umsetzung des ihnen Ueberlieferten in ihre heimische Vorstellungsweise von dem Boden der Thatsachen sich weit entfernen und vor dem Zeugniß der einheimischen Urkunden nicht bestehen können.

Bekannt ist Herodots oft wiederholtes geflügeltes Wort, daß Aegypten ein Geschenk des Nils sei. In der That sind die großen natürlichen Vorzüge, welchen Aegypten eine so hervorragende Stellung unter den Culturländern der alten Welt verdankt, wesentlich Gaben des segenbringenden Stromes, welcher deshalb am ersten Katarakt, wo er in das eigentliche Aegypten eintritt, von dem dankbaren Volk durch glänzende Feste göttlich verehrt wurde. Von da strömt er, ohne einen Nebenfluß aufzunehmen, in mancherlei Krümmungen gegen Norden weiter, bis er bei Heliopolis sich spaltet, worauf er im Alterthum in sieben Armen durch das Delta hindurch in das mittelländische Meer sich ergoß, während heutzutage von diesen Mündungszweigen nur noch zwei übrig geblieben sind. Auf seinem Laufe durch sein nirgends mehr als drei Meilen breites Flußthal, welches im Westen von

dem libyschen, im Osten von dem arabischen Gebirge begrenzt wird, lagert er nun an seinen beiden Ufern jene schwarze Bodenschicht ab, durch welche Aegypten eines der fruchtbarsten Länder der Erde geworden ist. Und was der Nil so geschaffen hat, das erhält er auch durch seine mit beispielloser Regelmäßigkeit jährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen. Während die Grenzgebirge zu beiden Seiten in Oberägypten in ihrem Granit und Syenit, in Mittelägypten in ihrem Sandstein, in Unterägypten in Kalksteinbildungen, im ferneren Osten in Alabaster und Porphyr ein treffliches Material für Architektur und Skulptur darbieten, erwächst in der Flußebene selbst eine mannigfaltige und üppige Vegetation, welche im Alterthum noch weit reicher gewesen ist als heutzutage. Insbesondere ist die Papyrusstaude, welche einst durch „ihre Wälder ohne Bäume und ihre Gebüsche ohne Blätter" der ägyptischen Landschaft vorzugsweise ihren eigenthümlichen Charakter aufprägte, jetzt in das Quellgebiet des weißen und blauen Nil zurückgewichen. Auch die einst mit Eifer betriebene Pflege des Weinstockes ist jetzt durch den Islam auf wenige Orte namentlich im Delta eingeschränkt. Aehnliches gilt von der Thierwelt Aegyptens. Das Krokodil ist nach Oberägypten, das Nilpferd sogar bis in die heiße Zone zurückgedrängt. Der Löwe, welcher auf den Denkmälern häufig als königliche Jagdbeute erscheint, ist gegenwärtig verschwunden, und an die Stelle des zahlreichen Hornviehs aus dem Rinder- und Antilopengeschlecht ist fast ausschließlich der plumpe Büffel getreten. Dagegen hat das in der Hyksoszeit eingeführte Pferd wie das seit dem dritten Jahrhundert v. Chr. heimisch gewordene Kameel sich bis heute als Hausthier erhalten, und immer noch wird die ägyptische Landschaft durch eine zahlreiche und mannigfaltige Fauna zu Wasser und zu Land belebt.

Das gesegnete Land war von einer Urbevölkerung bewohnt, welche zur Unterscheidung von der später eingewanderten eine autochthone genannt werden mag. Das herrschende und das ägyptische Culturleben eigentlich tragende Volk aber stammte aus Asien, und es hat darum seine Berechtigung, wenn Griechen und Römer Aegypten häufig zu Asien rechnen oder es als ein selbständiges zwischen Asien und Afrika vermittelndes Glied ansehen. Die Völkertafel der Genesis (C. 10), nach welcher die Japhetiten den Norden des westlichen Asiens und Europa bevölkerten, die Semiten südlich von ihnen sich ausbreiteten und an diese wieder die Hamiten im ferneren Süden sich anschlossen, zählt die Aegypter, wie das alte Culturvolk im Norden des persischen Meerbusens und die von dort nach der palästinensischen Küste übergesiedelten Phönicier, den Hamiten bei; und die Ergebnisse der neueren wissenschaftlichen Forschung enthalten keinen zureichenden Grund, gegen diese Auffassung Bedenken zu erheben. Denn wenn auch diese Hamiten, die Aegypter insbesondere in Bezug auf die Sprache, mit den Semiten sich vielfach berühren und verwandt zeigen, so ist doch auch ihre von diesen sie unterscheidende Eigenthümlichkeit unverkennbar. Sie bezeugt sich besonders darin, daß ihre Cultur eine in sich festgeschlossene ist. Darum haben die Sumerier und Akkadier sie den semitischen Assyrern nicht gebracht, sondern diese

haben sie von jenen sich holen müssen; selbst das hamitische Handelsvolk der Phönicier hat diese in sich festgeschlossene Eigenthümlichkeit seines Wesens nirgends in der Fremde verleugnet, insbesondere aber hat sie durch die Aegypter ihren entschiedensten und vollkommensten Ausdruck gefunden. Jedenfalls hat die Cultur dieser Hamiten vor der der Semiten das ungleich höhere Alter voraus. Schon im Jahre 3892 v. Chr. bestieg Menes, der erste historische Beherrscher des Nilthals, den Thron der Pharaonen; und bereits aus der 4. Dynastie (3127—2956 v. Chr.) besitzen wir gleichzeitige Denkmäler, deren Bilder und Inschriften von solcher Vollendung sind, daß sie eine vorausgegangene Entwickelung von Jahrhunderten ja Jahrtausenden voraussetzen. Auch diese uralte ägyptische Cultur ist großentheils ein Produkt des Nil, welches freilich die afrikanische Urbevölkerung nicht zu gewinnen verstand, wohl aber das begabtere und thatkräftigere Geschlecht der Eingewanderten. Dieses stellt sich als einen wohlgebildeten Menschenschlag dar, welcher wie alle in der Genesis auf die drei Söhne Noahs zurückgeführten Völker der sogenannten kaukasischen Race angehört, und wenigstens in den Ständen seiner Könige, Priester und Krieger sein Blut rein zu erhalten wußte, wenn auch sonst infolge der Vermischung mit den Eingeborenen der kaukasische Typus in den Mumien und Bildern der späteren Epochen minder rein erscheint als in denen der ältesten Zeit. Diesem betriebsamen Volk gab der Nil Veranlassung, sein Steigen und Fallen durch Strommesser genau zu bestimmen, seine Ueberschwemmungen durch Uferbauten und Canäle zu reguliren, durch diese und die Anlegung von Schöpfrädern den Ueberfluß aus der Nähe in entferntere Distrikte abzuleiten und damit zugleich deren Bedürfniß zu befriedigen. Die Nothwendigkeit, die verschiedenen Perioden des Ueberschwemmungsprozesses zu bestimmen, führte zu genauen astronomischen Beobachtungen und die Sicherung der durch die jedesmalige Ueberschwemmung verwischten Grenzen des Grundbesitzes zu Feldmessungen, welche ohne gründliche geometrische Kenntnisse nicht möglich waren.

Die so gewonnene und geförderte Cultur, welche schon in ihren ältesten uns bekannten Denkmälern die Entwickelung zu einer bewunderungswürdigen Vollkommenheit bezeugt, hat nun das Gepräge ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, welches sie im höchsten Alterthum an sich trägt, mit einer Zähigkeit, welche etwa nur in China ihres gleichen hat, durch alle Wechsel der ägyptischen Geschichte hindurch behauptet. Den Faden, an welchem diese Geschichte verläuft, bilden jene Dynastien- und Königslisten, deren von Manethos her uns überlieferte Gestalt durch die Verzeichnisse von Königsnamen, welche auf zwei Denkmälern in Abydos, je einem in Karnak und Sakkarah und in der berühmten Papyrushandschrift des Turiner Museums entdeckt worden sind, Bestätigung, Berichtigung und Ergänzung gefunden hat. Trotz den in diesen Urkunden enthaltenen genauen Zahlenangaben läßt sich eine zuverlässige Chronologie nicht herstellen, weil mehrere der verzeichneten Dynastien offenbar gleichzeitig neben einander bestanden und die Zahl dieser Paralleldynastien sich nicht mit

voller Sicherheit bestimmen läßt. Hier genügt es, an die Hauptmomente der ägyptischen Geschichte zu erinnern. An der Spitze der 1. Dynastie steht der bereits genannte Menes (3892 v. Chr.), welcher in This in Oberägypten residirte, von wo jedoch schon in der 3. Dynastie der Sitz der Regierung nach Memphis verlegt wurde. Die 4. Dynastie (3127—2956) ist durch die Erbauer der großen Pyramiden von Gizeh, Cheops (Chufu), Chefren (Chafra) und Mykerinos (Menkaura), ausgezeichnet. Neben der 6., 7. und 8. Dynastie entstanden die 9. und 10. als Nebendynastien unter der Herrschaft selbständiger Könige mit der Hauptstadt Herakleopolis in Unterägypten. In der 12. ragt Amenemha III., der Möris der Griechen, hervor, welcher den Lauf des Nils regelte, durch das Bewässerungswerk des Mörissees die Provinz Fajum der Wüste abgewann und das Labyrinth erbaute. Seit der 13. Dynastie gründeten die unter dem Namen der Hyksos bekannten semitischen Eindringlinge ihre fünfhundertjährige Herrschaft über das nördliche Aegypten, indem sie zugleich ägyptische Cultur und Sitte sich aneigneten (2194—1683). Gegen Ende der Hyksoszeit scheint Joseph nach Aegypten gekommen zu sein. Erst der der 17. Dynastie angehörende Ahmes (Amosis) I. trieb die Fremdlinge nach Osten zurück, und seine Nachfolger, namentlich Tutmes III. (1597—1447), drangen bis zum Tigris vor. Der 19. Dynastie gehört der gewaltige Ramses II. (1392 — 1326) an, welchen mit seinem Vater Seti die Griechen zu ihrem einen Sesostris verbanden, und welcher nicht bloß große Eroberungszüge im Süden bis Donkola, im Norden bis Kleinasien, im Osten bis an den Tigris unternahm, sondern auch Künste und Wissenschaften pflegte und durch eine großartige Bauthätigkeit, vor allem das Ramesseum in Theben, sein Andenken verewigte. Er ist der im Alten Testamente erwähnte Pharao der Bedrückung. Unter seinem Nachfolger Menephta I. (1326—1306), dem Pharao des Auszugs der Juden, welcher nach ägyptischen Angaben in das Jahr 1317 gesetzt wird, begann schon eine Zeit des Verfalls, von welchem die ägyptische Macht zur früheren Größe sich nicht wieder erhob. In der 20. Dynastie (1273—1095) suchte Ramses III., der Rhampsinit Herodots, seinen Ruhm weniger in Kriegsthaten als in verschwenderischer Pracht und Freigebigkeit. Zu Anfang der 22. Dynastie (965—791) eroberte Scheschenk I., der Sisak der Bibel, als Verbündeter Jerobeams gegen Rehabeam dessen Hauptstadt Jerusalem; und nachdem 730 die Aethiopen Thebens sich bemächtigt hatten, begründeten sie daselbst neben der in das Delta zurückgedrängten 24. saitischen Dynastie eine selbständige 25., deren größter König Taharka, der Tirhaka des Alten Testamentes, zum ersten Mal mit den zur höchsten Machtentwickelung gelangten Assyrern zusammenstieß. Die Kämpfe, welche Aegypten seitdem mit wechselndem Glück gegen Sanherib, Asarhaddon und Asurbanipal führte, dienten schließlich doch nur dazu, das Uebergewicht Assyriens zu constatiren. Erst als die Assyrer durch anderweite Kriege in Anspruch genommen waren, gelang es in der 26. Dynastie Psamtik I. (654 — 616) mit Hilfe griechischer Söldner, die Herrschaft über ganz Aegypten zu gewinnen und

sein Reich, welches nun erst dem Fremdenverkehr erschlossen wurde, auf eine hohe Stufe der Macht zu erheben. Allein schon sein Sohn Recho unterlag 604 bei Karkemisch gegen die an die Stelle der Assyrer getretene babylonische Großmacht unter Nebukadnezar, welchem auch Uaphris, der Hophra der Bibel, trotz anfänglich glücklichen Kämpfen einen dauernden Widerstand nicht zu leisten vermochte. Er wurde von Amasis entthront, welcher während seiner langen Regierung (570 — 526) Aegypten noch einmal einer Nachblüte früherer Herrlichkeit entgegenführte. Unterdessen aber hatte Cyrus die persische Weltmacht gegründet und sein Sohn Kambyses verwandelte nach der siegreichen Schlacht bei Pelusium das ägyptische Reich in eine persische Satrapie. Die 27. Dynastie wird durch die persischen Könige von Kambyses bis Darius Kodomannus gebildet und die ägyptischen Herrscher, welche neben ihnen als zur 28., 29. und 30. Dynastie gehörig verzeichnet werden, sind zum Theil nur Namenkönige. Denn das Abhängigkeitsverhältniß Aegyptens von Persien wurde durch vorübergehende Erfolge der ägyptischen Waffen doch nicht völlig aufgelöst, und mit der Niederwerfung der persischen Macht fiel auch Aegypten 332 Alexander dem Großen als Kriegsbeute zu. Wie dieser wußten auch die Ptolemäer oder Lagiden (323—30) das ägyptische Wesen zu schonen, welches auch in dieser Zeit fortfuhr, seine eigenthümlichen Blüten und Früchte hervorzubringen, die erst unter der mit der Schlacht bei Actium (30 v. Chr.) begründeten römischen Herrschaft allmählich ausgehen.

Aus dieser so bestimmt und dauerhaft ausgeprägten Volksthümlichkeit der Aegypter ist ihr eigenthümliches Staatswesen einerseits hervorgegangen, wie es andererseits zur Erhaltung der ererbten Sitte wesentlich beigetragen hat. An der Spitze des in eine größere Anzahl von Gauen (Nomen) gegliederten Reiches stand von alters her der Pharao, welcher als Abkömmling des Sonnengottes Ra angesehen und verehrt wurde. In innigster Verbindung mit seinem Hofe standen eine mächtige und namentlich in der Zeit des neuen Reichs durch königliche Huld reich begüterte Priesterschaft und ein gleichfalls mit Grundbesitz ausgestatteter Kriegerstand, die königliche Macht theils unterstützend, theils einschränkend. Daß in der Priesterschaft ein besonderer Stand von Wissenden sich bildete und in bestimmter Trennung von der arbeitenden Klasse fortbestand, auch das hat großentheils in der Natur des Landes seinen Grund, dessen gehörige Bewirthschaftung auf der einen Seite ein angestrengtes und gründliches Studium erforderte, bei welchem zur praktischen Ausführung des theoretisch Erkannten keine Zeit mehr blieb, und auf der anderen Seite eine so angestrengte körperliche Arbeit, daß diese die mit ihr Beschäftigten zu höherer geistiger Ausbildung nicht kommen ließ. Ebenso erklärt es sich aus diesen Verhältnissen, daß der Schutz des Landes einem besonderen Kriegerstande anvertraut wurde und daß die Vertreter der Kunst und der technischen Gewerbe sich gleichfalls von den nur mit der Arbeit ihrer Hände Beschäftigten bestimmt sonderten. Aber eben weil diese Stände in Aegypten ein Produkt der natürlichen Verhältnisse waren, war ihre Trennung keine so schroffe wie bei den Kasten Indiens. Vor allen bildeten

die Priestercollegien zu Memphis, Heliopolis und Theben die Stätten, an welchen auch alles zur Lenkung des Staates erforderliche Wissen gepflegt wurde. Von dort gingen die von außerordentlicher Umsicht zeugenden Gesetze für die complicierte Verwaltung, die sehr ausgebildete Polizei und die Gesetze für das Unterrichtswesen aus, von welchem letzteren noch ausführlicher zu reden sein wird. Auch die Richter wurden aus der Zahl der Priester erwählt und das von ihnen gebildete Obertribunal nahm eine so selbständige Stellung ein, daß selbst der König seinen Entscheidungen sich fügen mußte.

Die Religion bildet bei den Aegyptern noch entschiedener und deutlicher als bei anderen Völkern des Alterthums und in einer Weise, welche nur in Indien ein Analogon findet, die eigentlich begründende und bestimmende Macht des eigenthümlichen nationalen Lebens. Ihrer Betrachtung bietet sich auf den ersten Blick eine verwirrende Menge mannigfaltig gestalteter göttlicher Wesen dar, welche die Aegypter verehren. „Immerhin unterliegt es keinem Zweifel, daß ihre religiösen Anschauungen ausgegangen sind von der schlichten Verehrung der Sonne und des Nils, daß sich an diese früh ein frommer Ahnencultus schloß, daß sich mit der Zeit der einfache Naturdienst mehr und mehr vergeistigte und der Ahnencultus die Gestalt einer complicirten Unsterblichkeitslehre annahm“ (Ebers). Die Hauptgottheiten der Aegypter sind vorwiegend Lichtgottheiten, an ihrer Spitze der Sonnengott mit seiner belebenden, aber durch seine verzehrende Glut zugleich auch vernichtenden Macht. Die Complicirtheit des ägyptischen Göttersystems wurde wesentlich dadurch vermehrt, daß ursprünglich local beschränkte Culte später mit der Vereinigung der verschiedenen Gaue zu einem Reiche gleichfalls gewissermaßen zu einer Reichsreligion verbunden wurden. In Memphis wurde der alte Gott Ptah verehrt, der große Bildner alles Geschaffenen und zugleich der Urstoff des Lichtes, welches als Sonne und Mond in die Erscheinung tritt. Der Sonnengott Ra hatte seine Hauptcultusstätte in der Sonnenstadt Heliopolis und wurde, je nachdem er in seinem Aufgang erscheint oder in seiner Mittagshöhe oder in seinem Untergang oder in seiner siegreichen Macht, in welcher er aus der Finsterniß der Nacht aufs neue sich erhebt, unter verschiedenen Namen und in verschiedenen Gestalten dargestellt. Ursprünglich als Gott des Mondes stand ihm Tot (Tehuti) zur Seite, welcher nachher, da der Mondwechsel zuerst die Zeiteintheilung bestimmte, als Gott des Maßes und der Rechnung, der Wissenschaft und Kunst, der Rede und Schrift verehrt wurde. In dem neuen Reich von Theben wurde Ammon, der frühere Localgott dieser Stadt, zum Erben der Attribute aller anderen großen Götter gemacht und an die Spitze des gesammten Göttersystems gestellt und mit der göttlichen Mutter Mut und mit Chunsu, welcher mit Tot zahlreiche Funktionen theilt, zu einer Trias verbunden. Den prägnantesten Ausdruck aber hat sich die ägyptische Religionsanschauung in dem Mythus von Osiris gegeben, der einzigen ausgebildeten Göttermythe, welche Aegypten besitzt. Isis und Osiris sind Geschwister und Gatten zugleich. Horus ist ihr Sohn, Nephthys ihre Schwester, Set-Typhon ihr entarteter, feindlicher Bruder. Wie Osiris gleichsam alle Hauptgötter

in sich aufgenommen hat, so Isis die Göttinnen Hathor, Mut und Neit, welche hier, ähnlich wie in der semitischen Naturreligion, den männlichen Gottheiten als Repräsentantinnen des empfangenden Naturlebens gegenüberstehen. Und wenn in der Trias Osiris, Isis und Horus der letztere bald als Sohn, bald als Gemahl der Isis aufgefaßt und andererseits seinem Vater Osiris gleichgestellt wird, dieser aber als sein eigener Vater und als sein eigener Sohn erscheint, so beweist dies, daß in diesen Göttergestalten nur einzelne Momente des Prozesses des sich stets selbst erneuernden Naturlebens festgehalten sind, welcher durch die Trias in seiner Gesammtheit dargestellt wird. Die Geschichte des Osiris, insbesondere sein und seines Sohnes Horus Kampf gegen Set-Typhon, symbolisirt den siegreichen Kampf des Sonnenlichts mit der Finsterniß, der von dem Nil befruchteten Natur mit der Dürre der Wüste, des individuellen Lebens mit der Macht des Todes, des guten Prinzips mit dem bösen. Da die Unterschiede zwischen den verschiedenen ägyptischen Gottheiten keine absoluten, sondern fließende sind, so begreift es sich leicht, daß mehr und mehr bei den Priestern die Ansicht zur Geltung kam, daß alle verschiedenen Göttergestalten nur Modifikationen eines und desselben göttlichen Grundwesens seien. Indessen darf man dieser Ansicht nicht zu hohen Werth und zu große Bedeutung beimessen, da sie nicht einmal Kraft genug besaß, das gebildetere religiöse Bewußtsein der Priester, geschweige das des Volkes von den mannigfaltigen sinnlich wahrnehmbaren Göttergestalten loszulösen. Eine gesunde und kräftige Religiosität kennt keine esoterische Geheimlehre, sondern kann nicht lassen, von dem sie erfüllenden Inhalt vor aller Welt zu zeugen und was ihm widerstrebt zu bekämpfen; und wenn sie das unterläßt, so beweist sie nur, daß ihr eine klare und energische wirklich religiöse Ueberzeugung fehlt. Besonders charakteristisch im Unterschiede von den Religionen anderer Culturvölker ist der ägyptischen die an die ähnliche Neigung afrikanischer Naturvölker erinnernde Verehrung des geheimnißvollen Lebens, welches die Thierwelt bewegt. Verschiedene Thiere werden Gottheiten, deren Wesen mit ihren Eigenthümlichkeiten in einer gewissen Verwandtschaft steht, zuerst als Attribute beigegeben und dann selbständig als symbolische Personifikationen derselben verehrt. So steht dem Sonnengotte Ra der zum Himmel emporstrebende Sperber, der aus seiner Asche wieder erstehende Phönix, der goldfarbige Löwe und der Mnevisstier, den mütterlichen Gottheiten die Kuh, dem Weltbildner Ptah der zugleich den zeugungskräftigen dunkeln Ackerboden der Nilufer repräsentirende schwarze Apisstier, der bald freundlichen bald furchtbaren Göttin von Bubastis die Katze zur Seite. Bemerkenswerth aber bleibt bei alle dem, daß in Aegypten nicht wie in Indien das Subjekt seine Selbständigkeit an die es umgebende Mannigfaltigkeit göttlicher Wesen verliert; vielmehr zeichnet den Aegypter wie die Semiten eine durch die Abgeschlossenheit seines Landes begünstigte Neigung zu innerer Concentration und geistiger Sammlung aus. Damit hängt zusammen, daß ihm das flüchtige Leben mit seinen vergänglichen Gütern nicht genügt, sondern ein tiefes Bedürfniß

und Verlangen nach der Fortdauer der eigenen Persönlichkeit ihn erfüllt. Der Gedanke der Unsterblichkeit der Seele ist auch den Chinesen und Indern nicht fremd und im Parsismus hat er sich, mit der Vorstellung von der Auferstehung der Todten verbunden, zu bemerkenswerther Klarheit und Bestimmtheit, in welcher er zugleich auf das wirkliche Leben einen bedeutenden Einfluß ausübt, entwickelt. Nirgends aber hat er wie bei den Aegyptern den eigentlichen Mittelpunkt des geistigen Lebens und all seines Dichtens und Trachtens gebildet. Herodot weiß von förmlichen Gerichtsverhandlungen mit Anklage und Vertheidigung zu berichten, welche über die Verstorbenen unmittelbar nach ihrem Tode gehalten worden seien und nach deren günstigem Abschlusse erst eine ehrenvolle Bestattung habe vorgenommen werden dürfen. In den einheimischen Urkunden spielt das Todtengericht eine bedeutende Rolle, welches nach der Mumisirung der Leiche und ihrer Einstellung in die Gruft in der überirdischen oder vielmehr unterirdischen Welt über den Verstorbenen ergeht, und welches unter dem Vorsitze des Osiris entweder die Seele des Rechtschaffenen einem Reiche des Lichtes und des Friedens entgegenführt, um dort wieder Osiris selbst zu werden, oder auch nach freier Wahl und in beliebiger Gestalt auf der Erde sich wieder zu zeigen; wogegen die Seelen der Unreinen und Gottlosen Jahrtausende lang durch verschiedene ihren Sünden entsprechende Thierleiber hindurchgequält werden, damit sie dann mit ihrem irdischen Leibe wieder vereinigt werden, um nun endgiltig ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß sich zu verdienen. Das bekannte Todtenbuch stellt die ägyptische Divina commedia einer solchen Seelenwanderung dar und wurde jeder Leiche gleichsam als ein Reisehandbuch zur Orientierung auf den verschiedenen Stationen der außerirdischen Wanderung in den Sarg mitgegeben. Freilich vermochte der Aegypter, wie bereits angedeutet, noch nicht die unsterbliche Seele von der Verbindung mit dem irdischen Leib sich vollkommen unabhängig zu denken, und er suchte daher durch die Kunst auch diesem seine Fortdauer zu sichern. So breitete sich nach der Weltgegend der Nacht und des Todes hin, namentlich an dem westlichen Nilufer Theben gegenüber, unter dem Schauplatze des täglichen Erdenlebens je weiter und weiter eine ungeheure Todtenstadt aus; und wenn man von den Indern gesagt hat, daß sie nicht auf der Erde sondern im Himmel gelebt hätten, so mag von den Aegyptern gesagt werden, daß dieses unterirdische Reich die eigentliche Heimat ihrer innersten Gedanken gewesen sei. Aber weil man hier die gerechte Vergeltung für das irdische Verhalten erwartete, so wirkte diese Vorstellung auf das wirkliche Leben kräftig und folgenreich ein und half ein von der müßigen Beschaulichkeit des Inders weit entferntes höchst rühriges und thätiges Volk erziehen. Ja der Gedanke an den Tod wurde zu einer Aufforderung zu frischem Lebensgenuß, wie denn nach Herodots bekannter Erzählung (II, 78) bei Gastmählern ein kleines hölzernes Mumienbild mit den Worten herum gereicht wurde: „Schau diesen an, trinke und sei fröhlich; wenn du todt bist, wirst du wie dieser sein."

Der für das ägyptische Wesen so bedeutsamen lebendigen Wechselbeziehung

zwischen dem praktischen Lebensbedürfniß und der religiösen Anschauung verdankt die ägyptische Kunst ihre Entstehung und ihren Charakter. Die Form des abgeböschten Mauerwerkes, welches zur Abdämmung des Nils und seiner Kanäle diente, kehrt auch in den für religiöse Zwecke bestimmten Bauten wieder, in den Pyramiden, in den abgeschrägten Wänden der Felsengräber, in den schräg ansteigenden Pylonen der Tempeleingänge, und gibt überall der im ägyptischen Geiste so tief wurzelnden Idee der Abgeschlossenheit einen entschiedenen Ausdruck. Die Architektur aber ist die einzige Kunst, welche in Aegypten zu vollkommener Ausbildung gelangt ist. Der ägyptischen Religion ist nicht der lebendige Prozeß der Mythenbildung, sondern das Symbol charakteristisch, in welchem der Geist den Stoff nicht innerlich durchdringt und belebt, sondern ihm nur äußerlich sein Gepräge aufdrückt und so ein fertiges und festes Bild schafft. Dem entspricht aber gerade das Wesen der Architektur, welche auch ihr sprödes Material nicht innerlich belebt und gestaltet, sondern es durch das Gesetz des Geistes äußerlich bewältigt und dessen Zwecken dienstbar macht, indem es ihm zugleich eine Gestalt gibt, welche diesen Zweck ankündigt und so zu seinem symbolischen Ausdrucke wird. Die ägyptische Architektur aber verräth immer und überall ein Volk, welches vor allem messen und rechnen gelernt hat. Darum findet sich in ihr nichts von der ungeheuerlichen Symbolik indischer Bauwerke, welche eine schrankenlose Phantasie zur Verletzung des Schönheitssinnes hervorgebracht hat; vielmehr zeigt sich schon in dem Pyramidenbau eine wohlthuende Harmonie der Maßverhältnisse, in noch höherem Grade in den umfangreichen und wohlgegliederten Tempelanlagen mit ihren Obelisken und ihrer von dem einfachsten Pfeiler aus zu stets größerer Freiheit und Eleganz sich entwickelnden Säulenkonstruktion, welche später von der Papyrusstaude und der Palme die gefälligsten Leitmotive hernimmt und sie auf das anmuthigste verwerthet. Selbst die überreiche Menge der hieroglyphischen Inschriftzeichen ist so sinnreich und geschmackvoll vertheilt, daß sie einen gefälligen Eindruck hervorbringen. Die Skulptur hat sich von der Architektur noch nicht losgelöst und kommt in der traditionellen Starrheit ihrer Symbolik nicht zu dem unbefangenen Realismus der assyrischen Bildhauerei und bleibt natürlich noch viel weiter entfernt von der freien Bewegung und vollendeten Vergeistigung griechischer Statuen; wo sie aber durch die überlieferten Typen weniger beschränkt ist, wie bei der Darstellung von Portraits und Thiergestalten, da offenbart sie in Auffassung und Ausführung ein feines künstlerisches Verständniß, wenn sie auch, wie alle symbolische Kunst, mehr auf die Darstellung des Charakteristischen als des Schönen gerichtet ist. Diese Richtung offenbart sich auch in der Malerei, welche gleichfalls nur als Schmuck an Werken der Architektur und Skulptur Verwendung findet. Die unantastbare technische Tradition fordert, daß das Gesicht im Profil, das Auge dagegen sowie Brust und Arme en face erscheinen, und dadurch machen die Menschenbilder den Eindruck des Verrenkten; wo es dagegen, wie bei den Gesichtstypen verschiedener Nationen und bei

den mannigfaltigen Thiergestalten, um Darstellung des Charakteristischen sich handelt, da verrathen die ägyptischen Künstler den schärfsten Blick und die sicherste Hand, und wahrhaft bewunderungswürdig ist es, wie insbesondere der Charakter verschiedener Thiere nicht bloß in ausgeführten Bildern, sondern schon in den einfachen Hieroglyphenzeichen in wenigen Strichen den sprechendsten Ausdruck findet. Während nun die traditionelle Technik die eigentliche Kunst zu freierer Entwickelung nicht kommen ließ, hat sie dagegen dem Kunstgewerbe zum Vortheil gereicht, von dessen einfachsten Erzeugnissen sie das Rohe und Geschmacklose fern gehalten hat. Und was nach dem Zeugnisse der Denkmäler und der uns erhaltenen Ueberreste gewerblicher Thätigkeit die Aegypter in der Ziegelbereitung, der Weberei, dem Korbflechten, der Gold- und Silberarbeit, der Bäckerei, der Bereitung culinarischer Conserven geleistet haben, das beweist, zu welcher hohen Stufe der Cultur dieses Volk schon im höchsten Alterthum sich erhoben hatte. An Seefahrt und Karawanenhandel freilich nahmen die Aegypter keinen Theil, weil ihnen das Meer als typhonisch galt und sie am liebsten auf dem Boden ihres gesegneten Landes verweilten; aber die Schiffahrt auf dem Vater Nil wurde von ihnen mit ebensoviel Geschick und Geschmack als Eifer betrieben. Wendet man sich von den Künsten des Raums zu denen, welche unter dem Gesetze der Zeit stehen, so bezeugen Denkmäler und Urkunden die eifrige Pflege, welche der Musik gewidmet wurde. Jedem Gotte dienten aus Männern und Frauen bestehende Sängerchöre, deren Gesang von Harfen-, Guitarren- und Flötenspiel und namentlich beim Dienste der Isis von dem Schalle des Sistrums begleitet wurde; und weder bei den Festen und Gastmählern der Könige und Großen und bei festlichen Tänzen, noch bei kriegerischem Ausmarsch durfte die Musik fehlen. Auch die Poesie fand in dem Nillande einen nicht ungedeihlichen Boden. Der Parallelismus der Glieder, welcher schon auf Denkmälern und Heiligthümern in dem Preise der Könige und Götter hervortritt, bildet das rhythmische Gesetz für ausgeführte Lobgesänge und Hymnen, und auch die epische Poesie vom Märchen bis zum Epos hat beachtenswerthe Erzeugnisse aufzuweisen, wie die von dem Schreiber Pentaur gleichzeitig verfaßte Beschreibung der Schlacht, welche Ramses II. den Cheta lieferte. Nur das Drama ist unvertreten, wenn man nicht etwa in dem Todtenbuche wenigstens seine ersten Anfänge finden will.

Die Poesie leitet von der Kunst der Aegypter zu ihrer Literatur über, welche das schriftkundige und schreibselige Volk in ungeheurer Masse hervorgebracht hat. Schon Herodot (II, 77) nennt die Aegypter „die bei weitem unterrichtetsten Menschen von allen, die er kennen gelernt habe, indem sie unter allen Menschen am meisten für die Erinnerung aufbewahren.“ Die Erzeugnisse ihrer Literatur sind theils auf die Wände und Säulen, ja auf die Decken und Architrave ihrer Tempel, auf Stelen und Särge, auf Vasen und Geräthschaften abgelagert, theils bilden sie, auf Leder, Leinwand, und namentlich auf unzählige Papyrusrollen verzeichnet, selbständige Schriftwerke. Clemens von Alexandrien (200 n. Chr.)

gibt von dem Umfang und der Eintheilung der ägyptischen Wissenschaft und Literatur eine so belehrende und zugleich so bündige Darstellung, daß es der Mühe lohnt, die betreffende Stelle hier vollständig mitzutheilen (Strom. VI, 4, p. 757 ed. Potter). Sein Verzeichniß der auf den Hermes Trismegistos der Griechen, den Tot oder Tehuti der Aegypter, zurückgeführten Schriften schließt sich an die Folge an, in welcher bei gottesdienstlichen Aufzügen die die verschiedenen Wissenschaften vertretenden Priesterklassen auftreten, und zwar so, daß die niedrigeren, den höheren gleichsam den Weg bereitend, diesen vorangehen: der in dem Verzeichniß zuerst genannte Sänger gehört der letzten, der zuletzt genannte Prophet der ersten Klasse an: „Voran schreitet der Sänger (ᾠδός) mit einem der Symbole der Musik. Er muß, sagt man, zwei von den Büchern des Hermes auswendig wissen, von denen das eine Hymnen an die Götter enthält, das andere Schilderungen des königlichen Lebens. Hinter dem Sänger schreitet der Zeitschauer (ὡροσκόπος) einher mit einem Stundenmesser in der Hand und einem Palmzweig als Symbol der Astrologie. Er muß die astrologischen Bücher des Hermes, vier an der Zahl, stets im Munde führen, von denen das eine über die Stellung der Fixsterne handelt, das andere über die Ordnung der Sonne und des Mondes und über die 5 Planeten (nach einer sehr einleuchtenden Vermuthung von Lepsius gehört diese im Texte später vorkommende Angabe hierher), das dritte über die Konjunktionen und Phasen von Sonne und Mond, das letzte über die Aufgänge der Gestirne. Dann kommt der Tempelschreiber (ἱερογραμματεύς) mit Flügeln an dem Kopfe und einem Buch in Händen und einer Meßruthe, in welcher die Schreibtinte und eine Binse, mit welcher sie schreiben, sich befindet. Er muß die sogenannte Hieroglyphik kennen und die Kosmosgraphie und Geographie und die Chorographie Aegyptens und des Nillaufes und die Topographie der Grundstücke ihrer Tempel und geweihten Plätze und die Maße und die in den Tempeln befindlichen nützlichen Gegenstände. Auf die Genannten folgt der Stolist (στολιστής, eigentlich der Bekleider der Götterbilder) mit der Elle der Gerechtigkeit und der Trankopferschale. Er muß alles wissen, was auf Erziehung und Unterricht und auf das Geschäft des Opferstemplers, (μοσχοσφραγιστής, nach anderer Lesart μοσχοσφαγιστής, Opferschlächter) sich bezieht. Es sind aber 10 Bücher, die sich auf die Ehre ihrer Götter beziehen und die frommen Gebräuche der Aegypter umfassen z. B. Opfer, Darbringung der Erstlinge, Hymnen, Gebete, Aufzüge, Feste u. dgl. Den Schluß macht der Prophet (προφήτης), welcher die allen sichtbare Wasserurne umfaßt hält, und ihm folgen die Träger der ausgestellten Brode (τὴν ἔκπεμψιν τῶν ἄρτων). Dieser erlernt als Tempelvorsteher die zehn hieratischen Bücher. Diese handeln aber von den Gesetzen und den Göttern und der gesammten priesterlichen Bildung; denn der Prophet steht bei den Aegyptern auch der Vertheilung der Steuern vor. Es gibt also 42 durchaus unerläßliche (πάνυ ἀναγκαῖαι) Bücher des Hermes. Von diesen erlernen die Obengenannten 36, welche die ganze

Philosophie der Aegypter umfassen; die Tempelwächter (*παστοφόροι*) aber die übrigen 6, die medicinischen Inhalts sind und über den Bau des Körpers und über die Krankheiten und über die Organe und die Heilmittel und über die Augen und schließlich über Gynäkologie handeln" (vgl. über die ganze Stelle Lepsius, Die Chronologie der Aegypter, S. 45 ff.). Diese Darstellung, welche durch die uns erhaltenen und wieder aufgeschlossenen Literaturdenkmäler bestätigt wird, zeigt vor allem, daß die Aegypter die Gesammtheit ihrer Wissenschaft und Literatur als einen wohlgegliederten, dem gesammten Reiche des Wissens und seinen einzelnen Gebieten entsprechenden Organismus überschauten. Ferner nehmen, wie natürlich wo die Priester die Vertreter der Wissenschaft sind, die religiösen Schriften die vornehmste Stelle ein, zu welchen auch diejenigen zu zählen sind, die man, freilich nicht im strengen Sinne des Wortes, als philosophische bezeichnen mag. Allein die Priester haben als echte Aegypter auch dem praktischen Leben und seinen Forderungen ein lebhaftes und fruchtbares Interesse zugewendet, wie denn schon Plato der ägyptischen Wissenschaft den Vorwurf macht, daß sie lediglich auf praktische Zwecke sich beziehe und darum des höheren veredelnden Einflusses entbehre. Nur die Geschichte kommt in dem Verzeichnisse wie in der literarischen Praxis in auffallender Weise zu kurz. Was uns von geschichtlicher Literatur erhalten ist beschränkt sich auf die mageren Verzeichnisse von Königen und auf gleichzeitige schablonenhaft übertreibende Lobpreisungen und dichterische Beschreibungen von Kriegsthaten, oder auf spätere märchenhafte Erzählungen, womit einzelne Könige oder auch ihre Großen verherrlicht wurden. Dieser schon im Vergleich mit den Assyrern auffallende Mangel an eigentlich geschichtlicher Literatur bei einem Volke, welches doch auf geschichtliche Denkmäler Werth legt und so reich an ihnen ist, mag zum Theil darin seine Erklärung finden, daß in der alten Zeit die Abgeschlossenheit des Volks der Entwickelung des historischen Sinnes hinderlich war, und daß, als später namentlich durch die Kriegszüge der großen Könige des neuen Reiches der Gesichtskreis sich erweiterte, die davon ausgehende Anregung doch nicht kräftig genug war, um den Bann der durch tausendjährige Ueberlieferung geschützten Schablone für die Fixirung geschichtlicher Ereignisse zu durchbrechen. Sonst aber werden Arithmetik und Geometrie mit Eifer und Gründlichkeit, wenn auch in schwerfälliger Methode gepflegt und auf das praktische Bedürfniß der Nil- und Landesvermessung bezogen; wird die Astronomie in ihrem im Alterthum unvermeidlichen Bunde mit der Astrologie zu einem ausgebildeten Kalenderwesen verwerthet; wird die Pflege der Staatswissenschaft durch wohlformulirte völkerrechtliche Verträge, wie der aus dem 14. Jahrhundert herrührende zwischen den Aegyptern und den Cheta oder Aramäern, die Rechtspflege durch ausführliche Gerichtsprotokolle bezeugt; und für die Pflege der Medicin und der in ihrem Dienst stehenden Naturwissenschaften, worauf die sechs von Clemens zuletzt genannten und von den eigentlich heiligen Büchern unterschiedenen Schriften sich beziehen, bietet der Papyrus Ebers aus dem 16. Jahrhundert eine

glänzende Bestätigung. Von den Götterhymnen und Ceremonialschriften aber ist uns vieles in dem Todtenbuche erhalten.

Ein so ausgebildetes Cultur- und Literaturleben ist nicht denkbar ohne eine ihres Zieles bewußte Erziehung und planmäßigen Unterricht. Und in der That geht ein pädagogischer Zug durch das ganze Leben in dem Lande hindurch, welches griechische Staatsmänner und Philosophen, Künstler und Gelehrte in einer langen, aus der mythischen Zeit bis in die Periode der Ptolemäer und Römer hineinreichenden Reihe als die eigentliche Geburtsstätte des reichsten und mannigfaltigsten Wissens besuchten. Schon die Natur des Nillandes wirkte auf seine Bewohner erziehend ein, indem sie ihrer Arbeit reichen Lohn verhieß, aber auch nur einer Arbeit, welche auf gründliche Kenntniß und treue Beobachtung der Naturgesetze sich gründete und es an ausdauerndem Fleiße nicht fehlen ließ. Dadurch und durch die natürliche Abgeschlossenheit des Landes begünstigt, gewannen auch die Ordnungen des gesellschaftlichen Lebens in Cultuseinrichtung, Staatsverwaltung, Kunst und Wissenschaft und in der Familie eine Festigkeit, in welcher sie den heranwachsenden Geschlechtern von Generation zu Generation mit unwiderstehlicher Macht sich einprägten und sie sich dienstbar machten. Eben diese traditionelle Unwandelbarkeit des ägyptischen Wesens war es, was den beweglichen Griechen imponirte, und nach Plato's Bericht im Timäus (S. 22) jenem alten ägyptischen Priester in stolzem Selbstgefühl die Worte in den Mund gab: „O Solon, Solon, ihr Hellenen bleibt doch immer Kinder, und einen alten Hellenen gibt es nicht!" Selbst die königliche Macht war von jenen festen Ordnungen in Schranken gehalten und von der wüsten despotischen Willkür, wie sie bei anderen orientalischen Herrschern vorkommt, ist in Aegypten wenig oder nichts zu finden. Allerdings gewinnt man bei Betrachtung der kolossalen Bauwerke Aegyptens und der Bilder, welche darstellen, wie von Hunderten von Menschen die Werkstücke und Felsenkolosse herbeigeschleppt werden, den Eindruck einer „rücksichtslosen Ausbeutung der Menschenkraft." Gleichwohl begegnet man bei den Aegyptern in höherem Maße als bei andern Völkern des Orients dem, was eigentlich die Grundbedingung für jede wahre pädagogische Einwirkung bildet, der Achtung der menschlichen Persönlichkeit. „Das Loos der Bedürftigen war hier ein erträgliches, theils wegen der großen Leichtigkeit, mit der sich der Lebensunterhalt gewinnen ließ, theils wegen der reichen Wohlthaten, die wir den Staat, die Verwaltungsbeamten und Privatleute gegen Mittellose üben sehen. „„Die Nackten zu kleiden, die Hungrigen zu speisen und die Dürstenden zu tränken"" war eines der vornehmsten Gebote der alten Aegypter und schon im alten Reiche rühmen sich hohe Verwaltungsbeamte ihrer Vorsorge für Wittwen, Waisen und Darbende. Das Sittengesetz der alten Aegypter würde auch in unserem Sinne ein menschlich schönes zu nennen sein, wenn es sich auf weitere Kreise als die specifisch ägyptischen erstreckt haben würde. So aber sollte es nur auf die am Nile heimischen Bürger Anwendung finden, während es alle Fremde, d. i. Un-

ägyptische, dem Haß und der Verachtung aussetzte. Das Ausland und seine Bewohner gehörten dem Set an, waren typhonisch, und die bloße Berührung eines Fremden verunreinigte den Aegypter, welcher lieber gehungert als mit einem solchen an einem Tische gegessen haben würde (1. Mos. 43, 32), und sowohl die äthiopischen, wie die asiatischen Völker, mit denen er in Berührung kam, selten nannte, ohne ihren Namen mit beschimpfenden Beiworten zu belegen. Unter den Bewohnern ihres eigenen Landes gab es drei gemiedene und für unrein gehaltene Menschenklassen: 1) die Rinderhirten, welche von semitischer Herkunft waren und in den Marschen des Delta ihre Heerden weideten (vergl. 1. Mos. 46, 34); 2) die sogenannten Kolchyten, die bei der Balsamirung den Leib der Verstorbenen zu öffnen hatten; 3) die rothhaarigen Menschen, welche man typhonisch nannte (roth war die Farbe des Set), und unter denen sich wenige einheimische Aegypter gefunden haben werden" (Ebers). Wenn sonach auch der Aegypter kein volles Verständniß hatte für den Geist, welcher wehet wo er will, sondern seine Werthschätzung eines Menschen von äußerlichen Bedingungen abhängig machte; so war doch innerhalb der so gezogenen Schranken die Bewegung freier und die wechselseitige Anerkennung größer als bei anderen Völkern des Alterthums. Daß die Denkmäler Aufseher bei der Ziegelbereitung, dem Einbringen der Ernte und anderen Arbeiten, also jedenfalls untergeordnete Beamte, mit der Einzeichnung von Notizen in ihre Schreibtafel beschäftigt darstellen, zeugt für die weite Verbreitung der Schreibkunst; und wenn auch die Sprößlinge der bevorzugten Klassen nur durch eine Prüfung, welche ihnen das Prädikat eines „Schreibers" verschaffte, die Anwartschaft auf höhere Aemter erhielten, so begünstigt dies die Annahme, daß diese auch solchen offen standen, welche nicht durch ihre Geburt, sondern nur durch ihre Befähigung empfohlen waren. Am meisten aber kam die Persönlichkeit in der Familie zur Geltung. Hier wurde der Frau eine würdige Stellung, welche die Griechen in Erstaunen setzte, durch das Gesetz gesichert, das zwar die Geschwisterehe zuließ, aber dem Manne nur Eine legitime Gattin gestattete und die Verletzung der ehelichen Treue mit strengen Strafen bedrohte. Die Frau wird öfter „Herrin des Hauses" und die Kinder werden häufiger nach der Mutter als nach dem Vater genannt. Es kommt vor, daß Königstöchter in Ermangelung männlicher Erben auf den Thron der Pharaonen erhoben werden, und als ebenbürtige Genossin nimmt das Weib auch an den geselligen Vergnügungen des Mannes Theil. Die Pflege der Kinder wird, wie Diodor bemerkt, schon darum von dem Gesetze gefordert, weil eine zahlreiche Bevölkerung zum Gedeihen des Landes beiträgt, und nach dem Bericht desselben Schriftstellers wurden Eltern, welche ihre eigenen Kinder tödteten, zwar nicht mit dem Tode bestraft, „aber sie mußten drei Tage und drei Nächte ununterbrochen den Leichnam in den Armen halten, und dazu war ihnen von der Obrigkeit eine Wache beigegeben. Man hielt es nämlich nicht für billig, ihnen das Leben zu nehmen, da sie den Kindern das Leben gegeben haben; lieber wollte man

sie durch eine Züchtigung, welche Leid und Reue wirken mußte, von solchen Thaten abschrecken. . . . Wenn ein schwangeres Weib zum Tode verurtheilt wurde, so durfte sie nicht eher sterben, bis sie geboren hatte. . . . Man fand es höchst ungerecht, das unschuldige Kind an der Strafe der schuldigen Mutter theilnehmen zu lassen, und für ein einziges Verbrechen an zwei Menschen Rache zu nehmen." Es fehlt nicht an Abbildungen, welche die Innigkeit des ägyptischen Familienlebens, insbesondere des Verhältnisses zwischen Mutter und Kindern bezeugen, und auch von Kinderspielsachen sind Ueberreste, Puppen, Bälle, Rasseln, Kreisel und dergleichen, auf uns gekommen. Freilich gibt von der häuslichen Erziehung der Aegypter folgende etwas wunderliche Notiz Diodors keinen sehr hohen Begriff: „Es ist ganz unglaublich, wie wenig Mühe und Kosten die Erziehung ihrer Kinder ihnen verursacht. Sie kochen ihnen die nächste beste einfache Speise; auch geben sie ihnen von der Papierstaude den unteren Theil zu essen, soweit man ihn im Feuer rösten kann, und die Wurzeln und Stengel der Sumpfgewächse, theils roh, theils gesotten, theils gebraten. Die meisten Kinder gehen ohne Schuhe und unbekleidet, da die Luft so mild ist. Daher kostet ein Kind seinen Eltern, bis es erwachsen ist, im ganzen nicht über zwanzig Drachmen (etwa fünfzehn Mark)." Eine ganz andere Vorstellung von der ägyptischen Erziehung aber erhält man, wenn man erfährt, wie in Memphis, Heliopolis und Theben unter priesterlicher Leitung großartige Erziehungs- und Unterrichtsanstalten bestanden, in welchen alle Stufen des jugendlichen Alters und alle Zweige des Unterrichts Berücksichtigung und Pflege fanden. Eine altägyptische Priesterschule, wie sie im Setihause zu Theben bestand, dem großen Tempel, welchen Ramses I., der Begründer der 19. Dynastie, begonnen und sein Sohn Seti I. vollendet hatte, hat Ebers in seiner Uarda (I, 17 ff.) getreu nach Quellen geschildert, welche der Zeit Ramses II. und seines Nachfolgers Menephta entstammen: „Große Summen waren für seine Ausstattung, den Unterhalt der Priesterschaft dieses Heiligthums und die Entfaltung der mit ihm verbundenen Institute ausgesetzt worden. Diese letzteren sollten mit den uralten Stätten der Priesterweisheit von Heliopolis und Memphis gleichen Schritt halten, waren nach ihrem Muster eingerichtet und hatten die Aufgabe, die neue oberägyptische Residenzstadt Theben auch in Bezug auf wissenschaftliche Leistungen über die Hauptstädte von Unterägypten zu erheben. Unter den erwähnten Instituten zeichneten sich einige Lehranstalten rühmlich aus. Da war zunächst die hohe Schule, in welcher Priester, Aerzte, Richter, Mathematiker, Astronomen, Grammatiker und andere Gelehrte nicht nur Unterricht genoßen, sondern auch, nachdem sie Einlaß in die höchsten Grade der Erkenntniß erworben und die Würde der „Schreiber" erlangt hatten, eine Freistätte fanden, in der sie auf Kosten des Königs ernährt wurden und sich vor äußeren Sorgen geschützt und im Verkehr mit ebenbürtigen und ähnlichen Interessen ergebenen Mitarbeitern wissenschaftlichen Forschungen und Spekulationen hingeben konnten. Eine Bibliothek, in der Tausende von Schriftrollen aufbewahrt wurden

und an die sich eine Papyrusfabrik schloß, stand den Gelehrten zur Verfügung, von denen einige mit dem Unterricht der jüngeren Schüler betraut waren, die in der gleichfalls zum Setihause gehörenden Elementarschule herangebildet wurden. Diese letztere stand jedem Sohne eines freien Bürgers offen und wurde von mehreren hundert Knaben besucht, die hier auch Nachtquartier fanden. Freilich waren die Eltern gehalten, entweder Kostgeld zu zahlen oder die für den Unterhalt der Kinder nothwendigen Speisen in die Schule zu senden. In einem besonderen Gebäude wohnten die Tempelpensionäre, einige Söhne der vornehmsten Familien, die hier gegen hohe Entschädigungssummen von den Priestern erzogen wurden. Seti I., der Gründer dieser Anstalt, hatte seine eigenen Söhne, ja selbst den Nachfolger Ramses in ihr erziehen lassen. Die Elementarschulen waren stark besucht und der Stock spielte in ihnen eine so große Rolle, daß ein Pädagog der Anstalt den Satz: „die Ohren des Schülers sind auf seinem Rücken; er hört, wenn man ihn schlägt," aussprechen konnte. Diejenigen Jünglinge, welche aus den Elementarklassen in die hohe Schule überzugehen wünschten, hatten sich einem Examen zu unterziehen. War dieses bestanden, so konnte sich der junge Studierende unter den Gelehrten der höheren Grade einen Meister wählen, der seine wissenschaftliche Führung übernahm und dem er sein Lebenlang wie der Client dem Patron ergeben blieb. Durch ein zweites Examen war der Titel eines „Schreibers" und der Eintritt in die öffentlichen Aemter zu erlangen. Neben diesen gelehrten Schulen bestand hier auch eine Lehranstalt für Künstler, in welcher diejenigen Jünglinge Unterweisung empfingen, die sich der Baukunst, der Bildhauerei und Malerei zu widmen wünschten. Auch in ihr wählte sich jeder Lehrling seinen Meister. Alle Lehrer in diesen Anstalten gehörten zu der Priesterschaft des Setitempels, welche aus mehr als achthundert, in fünf Klassen getheilten Mitgliedern bestand, die von drei sogenannten Propheten geleitet wurden. Der erste Prophet war der Hohepriester des Setihauses und zugleich der Oberste von all den Tausenden von niederen und höheren Dienern der Gottheit, welche zu der Todtenstadt von Theben gehörten." Seit der Betrachtung der chinesischen Pädagogik ist uns ein so ausgebildetes Erziehungs- und Unterrichtssystem nicht begegnet. Zunächst zeigt es sich, daß unter den Lernenden alle Altersstufen vom Elementarschüler bis zum graduirten „Schreiber" vertreten sind. Auch Kinder, welche den bevorzugten Ständen der Priester und Krieger nicht angehörten, sind von dem Unterricht nicht ausgeschlossen, und den Begabten und Eifrigen wird nicht verwehrt gewesen sein, durch wohlbestandene Prüfungen sich den Weg aus dem niederen in den höheren Unterricht zu bahnen, ja zu dem Range eines Schreibers sich zu erheben. Die Nachricht, daß auch Mädchen lesen und schreiben lernten, wird durch noch vorhandene Briefe von und an Frauen bestätigt und hat bei der bevorzugten Stellung des weiblichen Geschlechts zugleich die innere Wahrscheinlichkeit für sich. Als Unterrichtsgegenstände erscheinen alle die Disciplinen, welche nach Clemens den Inhalt der kanonischen

Bücher bildeten. Vorbedingung für jeden weiteren Fortschritt war natürlich, daß der Schüler lesen und schreiben lernte, was bei der Complicirtheit des ägytischen Schriftsystems mit nicht geringer Schwierigkeit, aber zugleich mit einer förderlichen Einwirkung auf Erweckung und Uebung der geistigen Kraft verbunden sein mußte. Ueber den Gang des grundlegenden Unterrichts in dieser Kunst, als deren Wahrzeichen schon in der 4. Dynastie Griffel und Tintenfaß erscheinen, berichtet Clemens (Strom. V, S. 657): „Die Aegypter lassen die, welche sie unterrichten, vor allem diejenige Schreibweise lernen, welche die Briefschrift (epistolographische, wohl gleichbedeutend mit der demotischen) genannt wird; darauf als zweite die hieratische, deren sich die heiligen Schreiber (Hierogrammatisten) bedienen; zuletzt von allen die hieroglyphische.“ Für die weite Verbreitung des Schriftgebrauchs bei einem Volke gibt es aber keinen entscheidenderen Beweis als das Vorhandensein eines umfassenden und leichten brieflichen Verkehrs, und es ist ganz natürlich, daß Clemens die für den Gebrauch des täglichen Lebens bestimmte Schriftenkunde als die epistolographische bezeichnet. Aus Aegypten besitzen wir nun schon von der Zeit des alten Reiches an bis in die der Ptolemäer, ganz besonders aber aus der glänzenden Periode des neuen Reiches Ueberreste einer außerordentlich reichen und mannigfaltigen Briefliteratur. Wie die Verfasser und Empfänger der Briefe den verschiedensten Lebensstellungen angehören und auch Frauen unter ihnen auftreten, so werden durch den Inhalt der Briefe selbst alle Berufsarten und Lebensverhältnisse berührt und in diesen altehrwürdigen Papyrushandschriften schon sehen wir auch nicht selten unter die officiellen Mittheilungen den Klatsch über persönliche Verhältnisse und Tagesneuigkeiten sich einschleichen. Insbesondere gewähren die Briefwechsel zwischen hohen Gönnern und hoffnungsvollen Schützlingen, zwischen Vätern und Lehrern und studierenden Jünglingen einen Einblick in die pädagogischen Verhältnisse. Der Archivdirektor des königlichen Schatzes Amen-em-ant hat erfahren, daß der Schreiber Pentaur in seinem Studieneifer nachlasse und mehr als nöthig die Kneipen besuche, und ermahnt ihn daher nachdrücklich zur eifrigen Erfüllung der Pflichten seines ehrenvollen Berufs unter Hinweisung auf den reichen Lohn, welchen dieser verheiße. Duau-w-Se-chrud legt in einem Briefe seinem Sohn Papi an das Herz, wie der Beruf des Gelehrten jedem anderen vorzuziehen sei, indem er dies an einer ganzen Reihe von Berufsarten, des Schmieds, des Metallarbeiters, des Graveurs, des Maurers, des Gärtners, des Schusters u. s. w. erläutert. Einige der uns erhaltenen Briefsammlungen aber sind besonders interessant, weil sie durch ihre formelhafte, eines wirklichen Inhalts entbehrende Fassung, durch den Mangel an Zusammenhang unter einander und durch direkte Bezugnahme auf Schulverhältnisse sich deutlich als Mustersammlungen zu erkennen geben, welche, sei es aus wirklich vorhandenen, sei es aus für diesen Zweck eigens verfaßten Briefen, zum Gebrauch der Schüler zusammengestellt sind. Wie in mehreren unter den Papyrus Anastasi und Sallier, so ist eine solche Mustersammlung auch in dem aus der Zeit Menephta I.

herrührenden Papyrus 1094 im Museo Civico zu Bologna enthalten, welchen Lincke übersetzt und erläutert hat. Die darin gesammelten vierzehn Briefe geben dem Schüler Anleitung zu der ceremoniöseren Einkleidung, deren er sich Höhergestellten gegenüber zu bedienen hat, wie für die einfacheren Formen des Verkehrs mit Gleichgestellten und Untergebenen; lehren ihn über die verschiedensten Angelegenheiten sich richtig ausdrücken und insbesondere kleine Reisen und die Oertlichkeiten beschreiben, welchen er auf diesen begegnet. Hie und da hört man den Inbegriff der disciplinaren Weisheit ägyptischer Pädagogen hindurchklingen, welcher in dem Briefe des Amen-em-ant an Penbesa in den oben erwähnten Worten sich ausspricht: „Es gibt einen Rücken bei dem jungen Mann; er hört, wenn er Schläge bekommt.“ In dem Tone solcher Disciplin ist der 5. Brief gehalten, welchen der Schreiber Mahu von der königlichen Werkstatt an den Schreiber Pinem richtet: „Man bringt dir dieses Schreiben, da du handelst wie ein Mensch ohne Verstand und ohne Bildung. Noch zur Zeit des Niederlegens prüft man dich; schon am frühen Morgen unterrichtet man dich; du aber hörst nicht auf den Lehrer. Das Herz empfindet Trauer, daß du nur deinen eigenen Willen thust! Denn selbst das Kameel gehorcht dem Zuruf, es läßt sich heraufführen aus Kusch; man bändigt den Löwen und zähmt das Pferd, nur dich nicht. Man kennt nicht deines Gleichen unter den Menschen. Merke dir es!“ Und eine entsprechende Schülerantwort theilt Maspero (a. a. o. S. 23) mit: „Von der Kindheit an bin ich bei dir gewesen; du hast meinen Rücken geschlagen und deine Lehren sind in mein Ohr eingegangen. Ich bin gewesen wie ein in Galopp gesetztes Pferd; der Schlaf ist weder bei Tage in mein Herz gekommen noch während der Nacht bei mir eingekehrt. So habe ich im Interesse meines Herrn gehandelt wie ein Sklave, der seinem Herrn unterthänig ist.“ Auch unter diesen Briefen finden sich zwei von einer Frau, der Sängerin des Tehuti, Anket, herrührende und ein anderer, welcher an die Sängerin des Ra, Kaàa, gerichtet ist, zum Beweise, daß auch das weibliche Geschlecht in Aegypten von der literarischen Bildung keineswegs völlig ausgeschlossen war. Auch an Lehrschriften fehlt es nicht, wie die Unterweisungen des Ptahhotep, eine Zusammenstellung praktischer Lebensregeln aus der letzten Zeit der 5. Dynastie, die Erzählungen und Rathschläge, welche Amenemha I. zu Anfange der 12. Dynastie für seinen Sohn, Usertesen I., niedergeschrieben hat, und das wunderliche Märchen von dem Geschick zweier Brüder, welches der Schreiber Enna für den nachmaligen König Seti II. verfaßt hat.

Mit einem besonderen Eifer, welcher aus der Natur des Landes und den von ihr abhängigen Lebensbedingungen des Volkes sich leicht erklärt, wurden die zur Mathematik gehörenden Disciplinen betrieben; und die bedenkliche Bemerkung, daß die Ohren des Schülers auf dem Rücken seien, findet ihre mildernde Ergänzung in dem, was Plato zum Lobe der Methode des mathematischen Unterrichts bei den Aegyptern sagt (Ges. VII, 819): „Das Rechnen wird hier anfangs ganz dem kindlichen Fassungsvermögen gemäß mit Spielen und Vergnügen erlernt, indem mehr

oder weniger Knaben Aepfel oder Kränze in einem gewissen Zahlenverhältniß erhalten und indem dieselben bei der Anordnung von kriegerischen Spielen, wobei sie ihre Plätze ändern, und bei dem Wechsel von goldenen, silbernen, ehernen und anderen Schalen, welche sie sich gegenseitig übergeben, die zum Spiele nothwendig gehörenden und passenden Zahlenverhältnisse herausbringen. So werden die Lernenden zu friedlichen Beschäftigungen, zur Führung des Krieges und zur Verwaltung des Hauses angeleitet, so überhaupt mehr geweckt und mehr zu nützlichen Gliedern des Staates erzogen." Wenn Diodor berichtet (I, 81): „Die Palästra und die Musik zu lernen ist bei ihnen nicht gebräuchlich; denn sie glauben, durch die täglichen Uebungen in der Palästra gewännen die Jünglinge statt einer dauerhaften Gesundheit nur Stärke auf kurze Zeit, die sehr gefährlich werden könne, die Musik aber sei nicht bloß unnütz, sondern für Männer sogar schädlich, weil sie zu weichherzig mache"; so wird diese sonderbare Behauptung ihrem ersten Theile nach schon durch eine anderweite Bemerkung desselben Schriftstellers widerlegt (I, 16), wonach auch die Gymnastik, die Unterweisung in taktmäßiger Bewegung und die Bildung des Körpers zu gefälligem Anstande zu den Gaben gehört, welche die Aegypter dem Hermes oder Tot verdanken; ferner durch das authentische Zeugniß der ägyptischen Denkmäler selbst, auf welchen gymnastische Uebungen nicht selten den Gegenstand der Darstellung bilden; und endlich durch die Thatsache, daß die Aegypter ein im Waffenwerk geübtes und kriegstüchtiges Volk waren. Was aber die Musik angeht, so kommt zu oben bereits angeführten Zeugnissen für ihre eifrige Pflege wieder das Lob hinzu, welches Plato in seinem politischen und pädagogischen Conservativismus dem ägyptischen Musikunterricht spendet (Ges. II, 655 f., XII, 798 f.): „Bei den Aegyptern dürfen die Dichter nicht etwa nach eigenem Gefallen nur diejenigen Rhythmen, Melodien und Worte auswählen, woran sie selbst das meiste Vergnügen finden; und dann nicht etwa die Jugend wohlgesitteter Bürger darnach in den Chören unterrichten, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern, was für Einfluß auf Tugend oder Laster das alles haben werde; sondern bei ihnen ist in der Art aller Tanz und Gesang geheiligt, daß an bestimmten Festen für bestimmte Götter, für deren Söhne und für bestimmte Dämonen auch bestimmte Opfergesänge und Tänze angeordnet sind. Wer nun einem der Götter andere Gesänge oder Chortänze aufführen will, den halten die Priester und Priesterinnen mit den Gesetzeswächtern auf heilige und gesetzmäßige Weise davon ab; wenn hingegen derjenige, welchen sie abzuhalten bemüht waren, nur unwillig gehorcht, so muß er sein ganzes Leben hindurch jedem für seine Gottlosigkeit büßen. Diese ganze Anordnung, welche gesetzgebende Klugheit und Staatskunst in einem sehr hohen Grade beweist, kann freilich nur ein Gott oder ein göttlicher Mann von sich ausgehen lassen; daher die Aegypter auch der Isis die Gesänge zuschreiben, die sich bei ihnen so lange Zeit unverändert erhalten haben" (vergl. A. Kapp, Platons Erziehungslehre 1833, S. 120). In der That findet die Werthlegung des griechischen Philo-

sophen auf die Erhaltung der alten väterlichen Sitte, durch welche die geschriebenen Gesetze erst ihre feste Stütze erhalten, ohne welche aber sie halt- und machtlos seien, in der ägyptischen Erziehung ihre kräftigste Bestätigung. Ihre ganze Tendenz ist darauf gerichtet, das von den Göttern selbst stammende heilige Erbe der Väter dem heranwachsenden Geschlechte rein zu überliefern und zum vollen Eigenthum zu machen; und dem entsprechend bildet der unbedingte Gehorsam die eigentliche Cardinaltugend, zu welcher der junge Aegypter zu erziehen ist. Durch die Einseitigkeit aber, womit diese Haupttugend gepflegt wird, schlägt sie zugleich in den Hauptmangel der ägyptischen Erziehung um. Die Gebundenheit an eine unverbrüchliche Ueberlieferung hemmt die freie Bewegung und Entwickelung des Individuums und die Aengstlichkeit, womit alles Neue ferngehalten wird, jeden lebendigen Fortschritt. Dazu kommt die stete Beziehung aller Wissenschaft und Kunst auf die praktischen Lebenszwecke. Darum wird das Lob, welches Plato dem pädagogischen Verfahren der Aegypter im einzelnen spendet, durch den Tadel ermäßigt, mit welchem er ihre Richtung im ganzen verurtheilt. An sich edle Studien und Künste werden nur in den Dienst des äußeren Vortheils gestellt und dadurch zu Mitteln erniedrigt, nicht die wahre Weisheit, sondern nur eine äußere schlaue Lebensklugheit zu fördern, durch welche die Aegypter neben den Phöniciern zu dem am meisten auf Erwerb und Besitz erpichten (φιλοχρήματον) Volke werden. Mit dieser Richtung des ägyptischen Geistes hängt es zusammen, daß die Kunst ihr Größtes im Gebiete der Architektur geleistet hat, in welcher das Material im Dienste eines bestimmten äußeren Zweckes verwendet wird. „Dagegen ist es den Aegyptern nie gelungen, sich in der Sprache von den Fesseln des Wortes und des Wortbildes, in der Religion und Spekulation von den Fesseln des mythischen Symbols zu befreien, oder auf wissenschaftlichem Gebiet zu theoretischer Formulirung und Behandlung der Probleme fortzuschreiten. Wenn die Griechen und manche unter den Neueren vielfach anders geurtheilt haben, weil sie die phantastischen Lehren der ägyptischen Priester über das Leben nach dem Tode, über die Gottheit und die menschliche Seele für abstrakte, philosophische Spekulationen hielten, so ist dabei übersehen, daß dieselben für den alten Aegypter nichts weniger als dies, sondern äußerst wichtige praktische Fragen und Ideen waren, bei denen seine ganze irdische und zukünftige Existenz auf dem Spiele stand, und daß die ihnen gegebene philosophische Einkleidung durchaus unägyptisch ist" (Ed. Meyer). So behält denn Hegels geistreiches Wort seine Berechtigung, daß das sprechendste Symbol des ägyptischen Geistes, welchem es noch nicht gelungen ist, aus dem Banne des Naturlebens zu voller Freiheit und Selbständigkeit sich emporzuringen, das Bild der Sphinx ist, in welchem das menschliche Haupt aus einem Thierleibe hervorwächst: „Die ägyptische Sphinx ist nach einem bedeutungsvollen bewunderungswürdigen Mythus von einem Griechen getödtet und das Räthsel so gelöst worden: der Inhalt sei der Mensch, der freie sich wissende Geist."

Geschichte der Erziehung bei den klassischen Völkern.

A. Bei den Griechen.

Literatur: Für diesen und den folgenden Abschnitt außer den betreffenden Klassikern und den bedeutendsten Literaturgeschichten hauptsächlich Beckers Charikles (1877 und 78) und Gallus (1863), dann Ussings Darstellung der Erziehung und des Unterrichts bei den Griechen und Römern, und hauptsächlich das auf staunenswerthe Literaturkenntniß gestützte Werk von Dr. Lorenz Grasberger: Erziehung und Unterricht im klassischen Alterthum, 3 Theile von 1864—1881. — Für die Erziehung bei den Griechen allein hauptsächlich Ernst Curtius, Alterthum und Gegenwart. 2 Bände. Berlin, 1875 und 1882. — Adolf Bötticher, Olympia, Das Fest und seine Stätte. Berlin, 1883. — Für die Erziehung bei den Römern: Bender, Rom und römisches Leben im Alterthum, 1879.

Von Sem und Ham kommen wir zu Japhet. Wie die Sonne, so schreitet auch die Geschichte der Erziehung von Osten nach Westen. Wir fassen zuerst denjenigen Stamm Japhets ins Auge, welcher die Gegenden bewohnt, wo Asien und Europa zusammenstoßen, und suchen uns ein Bild der Eigenthümlichkeit zu entwerfen, welche Land und Leuten ihr besonderes Gepräge aufdrückt.

Kein anderes Land der Mittelzone ist von der Natur im gleichen Maße darauf angelegt, die Thätigkeit seiner Bewohner in jeder Beziehung zu entwickeln, wie die Umgebungen des ägäischen Meeres. Der Boden von Bergen und Flüssen durchzogen, mit den zahllosen Inseln und Halbinseln, an Abwechslung der Gestalt und des Klimas, an Formen und Gegensätzen des Naturlebens reicher, als man nach den geographischen Graden, die das Land umfaßt, erwarten sollte, bietet der fleißigen Hand des Bebauers lohnenden und doch nicht mühelosen Ertrag, so daß er wie auch andere Völker des Südens durch den Kampf um das Dasein weniger bedrängt ein leichtes, freies Wesen ausbildete, während die harte Wirklichkeit im Norden schroffere, ernstere Naturen erzeugt. Wein und Oel gedeihen reichlich, letzteres in ausgezeichneter Güte, Gerste mehr als Weizen. Die See aber führt die Früchte des Bodens mittelst der Schiffahrt zu mannigfaltigem Umtausch hinaus, indem sie

zugleich auf ihren „nassen Pfaden" anregendsten Verkehr mit näher und ferner Wohnenden nach allen Richtungen, doch am meisten nach Osten hin vermittelt. Das Land, im Norden durch den Grenzwall der Gebirge weniger zugänglich, ist im Innern durch eine Menge von Gauen so geschieden, daß die Bewohner der einzelnen, ihrer Zusammengehörigkeit sich bewußt, zur Behauptung ihrer Selbständigkeit durch die Natur selbst sich gedrungen fühlten: ihre natürlichen Grenzen waren meist dieselben wie ihre politischen. Das Klima, von welchem schon die Alten rühmten (vgl. Herodot III, 106), daß es alles Nachtheilige entfernt halte und an allem Guten Antheil habe, indem die Temperatur der Luft zwischen Hitze und Kälte wie abgewogen schwebe, preist auch Platon (Timäus 24, C. D.), weil Pallas das Land zur Wohnung ihres geliebten Volkes auserlesen habe, indem es vorzugsweise geeignet sei, kluge und ihr ähnliche Männer hervorzubringen (vgl. E. Curtius, Alterthum und Gegenwart Bd. II, 3: Boden und Klima von Athen). Die Bevölkerung war in der klassischen Periode, zwischen den Perserkriegen und dem Emporkommen der macedonischen Macht, so zahlreich, daß man die Freien und die Sklaven zusammen bei einem Flächeninhalt von 1000 Quadratmeilen auf gegen fünf Millionen schätzte. Aber dieses Volk ragte unter allen Nationen der Erde durch körperliche und geistige Vorzüge hervor. Jenes Ebenmaß Leibes und der Seele, das die Grundlage seines Wesens bildet, brachte es als angestammtes Gut aus der ursprünglichen Heimat mit, und im Lauf der Geschichte bildete es dasselbe naturgemäß aus und entwickelte es kunstgemäß nach allen Richtungen. Seine körperliche Beschaffenheit bezeugt sich, wie E. Curtius (Griech. Gesch. I, 25 f.) darlegt, in der bildenden Kunst, die ihre Anschauungen nur aus dem eigenen Volke gewinnen konnte. „Apollon und Hermes, Achill und Theseus, wie sie in Stein und Erz oder in Zeichnungen vor unseren Augen stehen, sind doch nur verklärte Griechen, und die edle Harmonie ihrer Glieder, die milden und einfachen Linien des Gesichts, das große Auge, die kurze Stirn, die gerade Nase, der feine Mund gehörten dem Volke an und waren die natürlichen Kennzeichen desselben. Das Maßvolle war ein Hauptcharakter der körperlichen Natur der Griechen. Auch zeichnen sich die in hellenischen Gräbern gefundenen Schädel durch feine und normale Bildung aus. — Das Körperliche aber war ein Ausdruck des Geistigen. Denn die angeborene Liebe zur Freiheit und Selbständigkeit, das lebendige Gefühl der Menschenwürde spiegelte sich in der geraden Haltung, welche den Hellenen vom Barbaren auszeichnete und den einen zum Herrschen, den andern zum Dienen zu bestimmen schien." Diese Formen sind nach Friedr. Vischer (Altes und Neues S. 32 ff.) noch jetzt an den Bewohnern Griechenlands zu erkennen, obwohl die slavischen Einwanderungen nicht ohne sichtbare Folgen geblieben sind. Vischer erzählt von einem Priester in mittleren Jahren, den er in Vostizza am korinthischen Meerbusen sah, „dessen edler Kopf jedem strengsten Gesetze altgriechischer plastischer Schönheit entsprach. Die senkrechte Stirn setzte sich mit kaum merkbarer Einziehung in die edle, gerade, ums Kennen feingebogene

Nase fort; den weichen, vollen Mund, das kräftige Kinn umwallte der dunkle, schöngelockte Bart, die Augenbraue überwölbte mit dem graziösesten Bogen ein großes, dunkles, leuchtendes Auge von einem Feuer, das dem Blicke, selbst wo er gleichgiltig fiel, die bedeutungsvollste Intensität gab, und da die griechischen Geistlichen zum langen Barte auch wallende Locken tragen, so war ein Bild vollendet, das mich aus der ganzen Umgebung, aus aller Wirklichkeit heraus in den hellen Traum des alten Hellas trug." Von einem Chorophylax (Gensd'armes), der ihm zur Begleitung mitgegeben war, schreibt Vischer S. 39: „Er schritt mit einer Elasticität, wogegen unser Gang grob mechanische Arbeit ist, er trug sich wie ein König, reiche schwarze Locken rollten sich um seine Stirn, sein Profil näherte sich dem altgriechischen, ganz altgriechisch aber war sein prächtiges Auge." (Adamantius sagt, nachdem er in seinem Physiognomikon II, 24 die Wohlgestalt der Griechen im allgemeinen geschildert: *Εὐοφθαλμότατον γὰρ πάντων ἐθνῶν τὸ ἑλληνικόν.*) Und über die Haltung der Griechen überhaupt sagt er S. 24: „Wie ganz gemein, skurril und ärmlich erschien mir die träge, plumpe, schlaffe Art, wie wir unseren Körper einsinken und, von der gebietenden Seele gelöst, frei für sich als schwere Materie handeln lassen, neben diesem stolz aufgerichteten Haupte, diesem edlen Schwunge des Halses, dieser herrlich hochgewölbten Männerbrust, diesen zurücktretenden Schultern, der freien geraden Säule des Rückens, diesem elastischen, schwebenden und doch gravitätischen Gange!" Durch diese ihre ursprüngliche Anlage in Verbindung mit der im allgemeinen herrschenden Mäßigkeit war auch die markige Gesundheit des Volkes und die lange Dauer des Lebens bei so Vielen begründet; Greise von neunzig und mehr Jahren waren nichts so Seltenes. In der geistigen Begabung der alten Griechen tritt neben dem Maßvollen besonders der ideale Zug hervor, vermöge dessen sie die Richtung auf alles Höhere und Edlere und eine besondere Empfänglichkeit für das Schöne in jeder Form, in der Rede und in den äußeren Erscheinungen der bildenden, dichtenden wie in der Tonkunst, in sich trugen und alles, was in dieser Richtung liegt, wenn auch in mannigfaltigen, durch die Verschiedenheit der Stämme und Kolonien bedingten Abstufungen, mit Liebe ausbildeten, so daß die Keime aller Kunst und Wissenschaft auf diesem Boden theils ursprünglich aufgiengen, theils zu den schönsten Schöpfungen sich entfalteten. Man hat deshalb nicht ohne Grund die griechische Welt den „leuchtenden Menschenfrühling" genannt und erkennt in ihr als hervorstechenden Zug den Charakter der Jugendlichkeit, der ihrem Studium eben auch einen so unschätzbaren Werth als Bildungsmittel für unsere Jünglinge verleiht. Eben für diesen Charakter des Volkes im allgemeinen ist es bezeichnend, daß „im Anfang ihrer Geschichte der poetische Jüngling Achilles, am Schlusse der historische Jüngling Alexander steht, beide auch durch ihren frühen Tod als Lieblinge der Götter erwiesen". Das Ideal der Vereinigung des Schönen und Guten, der *καλοκἀγαθία*, war den Griechen eingeboren, allerdings mit der Einschränkung, daß der strengere Begriff des Guten, wenn wir von einzelnen hervorragenden Geistern absehen, in

seiner Entwicklung hinter dem des Schönen zurückblieb und die reinere Sittlichkeit vornehmlich von Erscheinungen der Gewinnsucht und List und dem Jagen nach sinnlichem Genusse nicht selten überwuchert wurde.

Zu solchen Ergebnissen mußte auch die Erziehung von Anfang an mitwirken, und die griechische Geschichte ist wenigstens in vielen Partien hinlänglich erhellt, um über den Antheil, welcher derselben hieran zukommt, das gehörige Licht zu verbreiten.

Die eigentliche Vorzeit freilich verliert sich in undurchdringliches Dunkel. Erst in neuerer Zeit ist es auf dem Wege der vergleichenden Sprachforschung gelungen, aus dem Charakter der genial entwickelten Sprache als der ältesten Urkunde und der einzigen über die vorhistorische Periode des Volkes den Nachweis zu führen, daß die Griechen zum indogermanischen oder (richtiger) arischen Stamme, der sich in verschiedenen Zweigen von Hochasien aus verbreitet hat, und zwar zum gräkoitalischen Zweige gehören, der sich dem Westen zuwandte und über Kleinasien zunächst die Länder und Inseln des Archipelagus einnahm, oder, was nach Kiepert (Lehrb. der alten Geographie) für den größten Theil der arisch-europäischen Völker wahrscheinlicher ist, über die Länder nördlich vom Kaukasus und Pontus die mittleren Theile Europas und von da aus unter Verdrängung oder Durchbrechung anderer, vorangegangener (illyrischer, ligurischer) und Aufnahme nicht-arischer (iberischer) Völkerschaften die Halbinseln im Norden des Mittelmeers, Griechenland und Italien, besetzte. Er trat in die verschiedensten Beziehungen mit anderen Völkerschaften, namentlich mit den seefahrenden, handeltreibenden Phöniciern, den Culturagenten der Urzeit, von denen er zur Benützung der eigenthümlichen Beschaffenheit des Landes und Meeres die mannigfachsten Anregungen empfing. Obwohl sich aber die Hellenen, und zwar die Bewohner jeder einzelnen Landschaft, als Autochthonen, als dem Boden, worauf sie lebten, Entsprossene fühlten, so unterschieden sie doch von sich selbst das Volk, das zuerst den dortigen Boden urbar gemacht habe, eine Art Vorhellenen, die sie vorzugsweise Pelasger nannten, ein Name, welcher nach Kiepert (a. a. O. S. 241) „mit gutem Grunde als ein in nationaler Sprache ein semitisches Volk bezeichnender" erklärt wird. Ueber die Zustände im zweiten Jahrtausend vor Christo kann man jedoch nur aus den überlieferten Sagen jener Zeiten mehr oder minder sichere Vorstellungen gewinnen. Nur so viel ist unverkennbar, daß schon in jener, der heroischen Zeit, die Hauptzielpunkte der Erziehung die gleichen waren, wie später: es galt die gleichmäßige Ausbildung der geistigen und körperlichen Kräfte, die Gewöhnung an Maßhalten in allen Dingen, die Entwicklung des Gefühls für das Schöne und Edle, des Sinnes für Freiheit und Unabhängigkeit. Dahin zielt, was die Sage von der Erziehung der Götter und Heroen berichtet, von dem Centauren Chiron, „dem großen Mann, der, wie Goethe sagt (Faust II, Akt 2), ein edler Pädagog, sich zum Ruhm ein Heldenvolk erzog," so namentlich den Herakles, der, im einzelnen von den berühmtesten Lehrern in Gymnastik und Musik unterwiesen, als Heros im eminentesten Sinne die größte

Körperkraft mit hohen Geistesvorzügen vereinigt und gleichwohl von Eurystheus, durch den ihn Hera um den väterlichen Thron gebracht hat, sich die härtesten Arbeiten auferlegen läßt. Eine vollständige Aufzählung seiner Lehrer in den einzelnen Fächern gibt im 24. Idyll (V. 102 ff.) Theokrit, der aber das Verdienst (V. 134) der Mutter zuschreibt mit den Worten: Also erzog den Herakles dereinst die liebende Mutter.

Während uns aber nur Bruchstücke erhalten sind, aus denen wir auf den Charakter der Erziehung im heroischen Zeitalter Schlüsse ziehen können, erschauen wir im homerischen Epos auf einmal ein zusammenhängendes Bild und zwar das Bild einer fertigen Cultur, das die Ergebnisse der vorangegangenen, wohl selten friedlichen Jahrhunderte ausgeglichen darstellt und in einem harmonischen Spiegel zusammenfaßt. Da treten denn alle die wesentlichen Züge, welche das Griechenvolk charakterisiren, gesammelt und als gemeinsame hervor. Vom Lesen und Schreiben wissen die homerischen Helden freilich noch nichts; aber Dichtkunst und Musik machen gleichwohl die Grundlage ihrer Bildung aus und begleiten ihr Leben namentlich in den Zeiten höherer Erhebung, bei der Siegesfeier (als Achilleus den Hektor erschlagen hatte, Il. 22, 391), bei der Trauer (der Troer um Hektor, Il. 24, 720 ff.), beim festlichen Tanze, bei der Feier der Weinlese rc. Der Grieche bewahrt in dem, was er ist und was er thut, überall das glückliche Ebenmaß, welches die erste Bedingung der Schönheit ist, und seine geistigen und körperlichen Kräfte sind gleichmäßig entwickelt. Noch sind zwar die marmornen Gestalten nicht geschaffen, welche der Meißel des Künstlers hervorrief, als auch dies Talent in den Griechen erwacht war; aber im Geiste des Volkes lebten sie und die Lieder der Dichter, in deren Innerem sie empfangen wurden, hatten in ahnungsvollen Rhythmen sie vorgebildet. Neben, fast über dem Wahren und Guten stand dem Griechen das Schöne, so daß ihm „schön und gut" als das Ideal erschien, das der Mensch zu erstreben habe. Wettkämpfe in leiblichen Uebungen waren schon so zur allgemeinen Sitte geworden, daß sie in der Ilias bei der Leichenfeier des Patroklus, in der Odyssee bei dem Bericht über den Aufenthalt ihres Helden bei den Phäaken ausführliche Darstellungen fanden. Der Sänger tritt bei den Gelagen auf, um die Versammelten zu erfreuen, und erzählt von den Thaten der früheren Geschlechter. Priester und Priesterinnen sind beschäftigt, den Göttern und Göttinnen unter feierlichen Gesängen Opfer darzubringen, und das Volk nimmt anbetend Theil. Gatte und Gattin sind durch zärtliche Liebe verbunden; der Kampf um die entrissene Geliebte und die Sehnsucht nach dem fernen Gemahl gehören in den beiden Gedichten zu den Hauptmotiven, welche die Handlung bewegen.

Harmonische Ausbildung — der Seele zur Selbstherrschaft und Besonnenheit, *σωφροσύνη*, des Leibes zur gesunden Kraft und Schönheit und zur würdigen Haltung — erscheint uns in der Blütezeit der hellenischen Cultur als das mit Bewußtsein festgehaltene Ziel der Erziehung, wie schon Peleus dem Phönix als dem Erzieher des

Achilleus, solange dieser der Kriegsarbeit und der Reden noch unkundig war, aufgab dafür zu sorgen, daß sein Zögling Sprecher von Reden sei und dazu Vollführer von Thaten, *μύθων τε ῥητῆρ' ἔμεναι πρηκτῆρά τε ἔργων* (Iliad. IX, 443). So bezeichnet dann später Platon an vielen Stellen die Musik und die Gymnastik d. h. die Geistes- und die Körperbildung als die Haupttheile der *παιδεία* und als Orte für dieselbe die Lernschulen und die Uebungsplätze (*διδασκαλεῖα καὶ παλαίστρας*). Die Nothwendigkeit der erziehenden Einwirkung auf die Knaben hebt derselbe Philosoph stark hervor, indem er z. B. sagt: Der Knabe ist unter allen Geschöpfen am schwersten zu behandeln (*ὁ παῖς πάντων θηρίων ἐστὶ δυςμεταχειριστότατον*) und Aehnliches an anderen Stellen. Zu der tiefsten und entscheidenden Fundamentalfrage über die ursprüngliche Richtung des menschlichen Willens war man freilich im hellenischen Alterthum noch nicht durchgedrungen, und so finden sich denn keine festen Anhaltspunkte, woraus auf eine einigermaßen allgemeine Ansicht darüber Schlüsse zu ziehen wären. Wohl soll Pythagoras gesagt haben, die Menschen seien schlecht (*ὅτι πονηροὶ οἱ ἄνθρωποι*); allein wir haben diese Notiz doch nur einer späteren Quelle zu danken, dem Neuplatoniker Jamblich aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. (*περὶ τοῦ Πυθαγορείου βίου* 18, 82). Platon aber scheint sich das einemal mehr nach der pelagianischen Seite (wenn es erlaubt ist, diesen einer späteren Entwicklung angehörigen Ausdruck zu gebrauchen), das anderemal nach der antipelagianischen zu neigen. Dem Handeln dagegen lagen eher die letzteren als die ersteren Grundsätze zu Grunde. Die Griechen lehren, es sei die Aufgabe der Erziehung, die leidenschaftliche Natur, die zuerst hervortrete, (den *θυμός*) zu bekämpfen und zwar auf negative und positive Weise, theils durch Strafe, theils durch Gewöhnung, Umgang, Beispiel. Die Meinung viel späterer Zeiten, daß die Lehre das Hauptmittel der Erziehung und das entscheidend wirksame Mittel sei, hat in den praktischen pädagogischen Grundsätzen der Griechen keine Stütze. Der weise Theognis sagt entschieden: mit Lehren Wirst den Schlechten du nie bilden zum wackeren Mann (*διδάσκων Οὔποτε ποιήσεις τὸν κακὸν ἄνδρ' ἀγαθόν.* Theogn. ed. Chr. Ziegler 1880 p. 22). Deswegen sind sie auch fern von dem Wahn, daß die Bildung von der Masse der Kenntnisse abhange, daß die Mittheilung von Kenntnissen = Erziehung sei.

Als der älteste Erziehungstheoretiker der Griechen ist wohl Pythagoras der Samier anzusehen, der im 6. Jahrhundert v. Chr. zu Kroton in Großgriechenland wirkte, jedoch in mythisches Halbdunkel gehüllt, mit der unten folgenden Beschränkung nichts von seiner Hand hinterlassen hat. Aristoteles nennt ihn den ersten Lehrer der Ethik, die er aber auf die allein sichere Basis der frommen Gesinnung gründete, indem er Gott zu folgen, nach Aehnlichkeit mit der Gottheit zu streben gebot und seine Satzungen durch das delphische Orakel bestätigen ließ. Weiter wird über ihn berichtet, daß er der Aufnahme seiner Schüler und ihrem Aufsteigen in höhere Stufen eine physiognomische Prüfung vorhergehen ließ, von deren Ergebniß auch die Unterweisung und Leitung im einzelnen abhängig war. Bildung, habe er gelehrt, unterscheide den

Freien vom Sklaven, den Griechen vom Barbaren, zur Bildung aber gelange man durch die Unterwerfung unter die Auktorität, woher das berühmte, freilich dem Mißbrauch ausgesetzte Wort stammt: er selbst hat es gesagt (*αὐτὸς ἔφα*), was seine Schüler als entscheidenden Grund für alle Aufstellungen gebraucht haben sollen; diese Unterwerfung müsse aber, wenn etwas dabei herauskommen solle, eine freiwillige, das Lernen müsse von Zwang frei sein. Wer aber hören, den Unterrichtenden hören d. h. lernen wolle, müsse schweigen, daher der pythagoreische Spruch: die Schweigsamkeit ist zu hören begierig (*ἐχεμυθία ἀκουστικόν*), und die Sage, die Schüler haben in den fünf, nach Anderen in den zwei ersten Jahren schweigen müssen. Von den Schriften, die er seiner Tochter Damo hinterlassen haben soll, sind besonders bemerkenswerth die goldenen Sprüche, eine Sammlung der trefflichsten, wahrhaft goldenen Sentenzen und Wahrheiten, welche zur Selbstprüfung, zur Besserung des Lebens, zur Befestigung im Guten aufforderten, dann die Schrift von der Seele, von der Kindererziehung, von der Politik. S. Mullach, Fragmenta philosophorum graec. Vol. I, 193—199. II, 1—129. Weiter schreiben ihm die Griechen die Erfindung des Rechenbretts und der Rechenstäbe zu, sowie endlich bei hoher Schätzung der Musik die Verwerfung der Blasinstrumente, der *αὐλοί*, von welcher wir später ausführlicher zu reden haben werden.

Die erste systematische Pädagogik läßt sich erst aus Platons Werken ableiten, aus denen sich jedoch nicht sowohl eine Darstellung der griechischen Erziehungsgrundsätze und -zustände ergibt, als die Theorie jenes einzig hohen Geistes selbst, der besonders in seinen beiden letzten großen Dialogen, die vom Staat und von den Gesetzen handeln, seine Grundsätze über Erziehung entwickelt.

Mehr als Platon knüpft Aristoteles an das Bestehende an, so daß wir unsere Erkenntniß der griechischen Erziehung vielfach aus ihm zu schöpfen haben. Auch in der Hinsicht verdient er eine besondere Beachtung, als er der Erste ist, der die Erziehungslehre auf Menschenkenntniß gründet; er geht als ächter Grieche von der Bestimmung des Menschen, im Staate zu leben, aus und leitet hieraus die Pflichten der Erziehung in physischer, ethischer und dianoëtischer (theoretischer) Beziehung ab; solcher Erziehung aber kann nur der Freie theilhaftig werden. Auch er hat seine Ansichten über Erziehung hauptsächlich in den acht Büchern vom Staate niedergelegt.

Von anderen Schriftstellern ist Xenophon zu erwähnen, wiewohl dieser in seiner Erziehungsgeschichte des Cyrus (*Κύρου παιδεία*) nicht nur in der persischen Erziehung des älteren Cyrus seine eigenen Erziehungsgrundsätze dargestellt hat, sondern in dem ganzen Leben dieses Herrschers das Ideal eines solchen schildert, wie es dem dorisch gesinnten Verfasser vorschwebt.

Von Späteren nennen wir noch Plutarch, dessen Schrift über die Erziehung jedoch von zweifelhafter Aechtheit ist, und Lucian namentlich wegen seines Dialogs „Anacharsis oder über die Gymnastik“.

Sonst sind uns fast nur unter berühmten Namen Titel von Schriften überliefert, welche von der Erziehung handeln, aber dem Inhalt nach für uns verloren

sind, während viele moralische und rhetorische Schriften, wie die des Isokrates, pädagogische Lehren in Menge enthalten. Der gelehrte Galenus wollte die ganze Erziehung dem Arzte zugewiesen sehen. Ein Verzeichniß ganz oder größtentheils verlorener pädagogischen Schriften aus dem griechischen Alterthum gibt Grasberger II, 10 ff.

Welche Mittel aber die erziehende Einwirkung in Anwendung zu bringen habe, darüber können wir die Grundsätze der Griechen wohl am ehesten uns klar machen, wenn wir die verschiedenen Lebensperioden unterscheiden und dieselben nach einander in Betracht ziehen. Da ist es denn bemerkenswerth, daß die Eintheilung der eigentlichen Erziehungsperiode in drei Abschnitte von je sieben Jahren schon bei den Alten, auch bei den älteren Erziehungstheoretikern, bei Platon und noch deutlicher ausgesprochen bei Aristoteles sich findet (*οἱ ταῖς ἑβδομάσι διαιροῦντες τὰς ἡλικίας ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ λέγουσιν οὐ καλῶς* Arist.).

In den ersten sieben Jahren ist das Kind in der Pflege und Leitung der Mutter und, wo eine solche vorhanden ist, der Amme oder der Wärterin. Das Neugeborene wird nach dem ersten Bade — in Wasser mit Oel, bei den Spartanern mit Wein gemischt — in Windeln gewickelt, welche jedoch wahrscheinlich einen dem Peplos gleichenden größeren Umfang hatten, als die jetzigen, und deßwegen auch geradezu *πέπλα* (von der Nebenform *πέπλον*) oder *ἱμάτια* genannt wurden. Spartaner verschmähten sie, der Abhärtung wegen; sie legten auch den künftigen Staatsbürger nicht, wie es anderswo Sitte war, in einen Korb, sondern in einen Schild, neben welchen ein Spieß gesteckt wurde, um seinen späteren Beruf zu versinnbildlichen. Die Hausthüre wurde, wenn ein Knabe geboren war, mit einem Olivenkranze geschmückt, wenn ein Mädchen, mit einer Wollenbinde. An einem der ersten Tage, jedoch nicht vor dem fünften, wurde das Kind von einer der Frauen in Begleitung aller bei der Geburt betheiligten Personen um den Familienherd getragen, welche Feierlichkeit Amphidromia hieß; zugleich wurde die Reinigung der Wöchnerin durch symbolisches Händewaschen der Mutter und ihrer Frauen vollzogen, und der Vater erklärte, wie es scheint, bei dieser Gelegenheit, ob er das Kind annehmen und aufziehen, oder aussetzen lassen wolle.[1]) Das Hauptfest aber

[1]) Die Aussetzung, die namentlich die Mädchen traf, war von der öffentlichen Meinung doch nur in seltenen Fällen gebilligt; in Theben war sie verboten, aber der unvermögende Vater konnte das Kind der Obrigkeit übergeben, die es dann dem Wenigstnehmenden, freilich gegen spätere Dienstleistung, zuwies. In Sparta entschieden die Aeltesten der betreffenden Phyle (religiösen und socialen Genossenschaft), ob das Kind fehlerlos gebildet und kräftig genug sei, um auferzogen zu werden; widrigenfalls befahlen sie, es in die Kluft genannt Aussetzungsplatz (*ἀποθέται*) am Taygetus auszusetzen und dem Hungertode oder den wilden Thieren preiszugeben. Nach E. Curtius (Griech. Gesch. ed. 4. I, 180) bedeutet die Aussetzung nur, daß die schwächlichen Kinder bloß mit den Kindern der Landbevölkerung, welche als Freie auf den Bergen rund um das Spartiatenland herum wohnten (den Periöken), aufwachsen durften. Der Hauptgrund zur Aussetzung von Kindern war bei den Alten die Besorgniß, sie nicht ernähren oder ihnen kein leichtes Auskommen verschaffen zu können. Andererseits wurden in Sparta denen, welche drei Söhne aufzogen, Preise zu Theil (Aristot. Polit. II, 6, 13). Abtreibung der Leibesfrucht hielten selbst Platon und Aristoteles, solange sie ohne Empfindung sei, für kein Verbrechen.

wurde mit feierlichem Opfer, mit Schmausen und Tanzen am zehnten Tag gefeiert, Gebete um ein langes glückliches Leben wurden an die Stammgötter (θεοὶ γενέθλιοι) gerichtet, das Kind erhielt seinen Namen[1]) (sehr oft den des Großvaters — oder eines angesehenen Verwandten —, ein Mädchen den der Großmutter, vielleicht weil der Mensch erst als Großvater die Fortdauer seines Lebens dem Tode gegenüber in Söhnen und Enkeln gesichert weiß) und von den Eltern und den näheren Angehörigen, auch den Sklaven, denen es wohl auch schwer fallen konnte, Geschenke, z. B. mit Namen bezeichnetes Spielzeug, woran Eltern ihre Kinder, woran Geschwister einander erkennen konnten. Als Wiederholung der Amphidromia darf die von der macedonischen Zeit an, nach Göll hauptsächlich wegen Cornel. Nep. Timol. 5, 1 schon früher, jährlich wiederholte Feier des Geburtstages angesehen werden. Gestillt wurden die Säuglinge in der alten Zeit vorzugsweise von den Müttern (Hekabe, Penelope), nachher, wenigstens in den bemittelten Klassen, in Folge der Eitelkeit der für ihre Schönheit besorgten Mütter meist von Ammen (τίτθη), wozu man in Athen nicht immer Sklavinnen gebrauchte, sondern auch arme Bürgerinnen und selbst Spartanerinnen, die zur Wartung der Kinder besonders gesucht wurden; Alcibiades z. B. hatte nach Plutarch eine lakonische Wärterin oder Amme. Nach der Entwöhnung pflegte man den Kindern Honig, vielleicht mit Honig versüßten Brei zu geben; feste Nahrung kaute die Wärterin dem Kinde vor. An Geräthschaften, um die Kinder in den Schlaf zu schaukeln, fehlte es auch nicht (s. das liebliche Schlummerlied der Alkmene Theokrit 24, 6 ff.); auch Klappern, Bälle u. dgl. gab man ihnen zum Spielen. In Sparta gewöhnte man schon die Kinder geflissentlich an das Alleinsein.

In der Kinderstube wurde auch zur Erziehung im engeren Sinne der Grund gelegt, und zwar hauptsächlich von der Mutter, welche, anders als im Orient, im Hause die Herrin, die δέσποινα, war, das griechische Ethos voll und stark in sich trug und es im Verein mit der Amme, die im vertrauteren Verhältniß zu der Familie blieb, und nachher der Wärterin (τροφός) durch Gewöhnung und Zucht auch den Kindern mitzutheilen wußte. Sie hatte nach Lucians Ausdruck die Aufgabe, die Kinder durch Erziehungsmittel der Freigebornen würdig heranzubilden. Das Wirksamste war freilich das Vorbild eben der Mutter, das sich dem empfänglichen Gemüthe des Kindes für sein Leben einprägte. War sie doch selbst, wie wir aus Xenophons Oekonomikus (c. 7) ersehen, dem Manne, den sie noch nicht kannte, von ihren Eltern gegeben worden, damit sie thue, was ihr zukomme (γενέσθαι

[1]) Die Griechen gaben ihren Kindern nur Einen Namen, dessen Wahl jedoch ganz unbeschränkt war, hauptsächlich auch wegen der Leichtigkeit der griechischen Sprache in der Bildung von Zusammensetzungen. Man denke an den Streit des Strepsiades mit seiner Frau über den Namen des Sohnes in den Wolken des Aristophanes. Patronymika wie der Pelide bei Homer kamen bald außer eigentlichen Gebrauch. Wollte man eine genauere Bezeichnung, so fügte man freilich den Namen des Vaters und der Heimat hinzu.

οἵαν δεῖ — — διοικεῖν τὰ προσήκοντα αὐτῇ), was sie denn auch bei Schließung der Ehe unter Darbringung von Gebeten und Opfern den Göttern gelobt hatte. Xenophon läßt an der genannten Stelle einen Ehrenmann, Ischomachus, seiner jungen Frau im einzelnen auseinandersetzen, was sie zu thun habe, um einer Bienenkönigin zu gleichen. Uebrigens sollte sie ohne ihres Mannes Zustimmung nicht über mehr als eines Scheffels Werth verfügen dürfen. Eine tiefere theoretische Auffassung der Ehe fand sich bei den Griechen nicht, obwohl wir aus den zahlreichen Resten von Grabdenkmalen und ihren Inschriften jetzt noch erkennen, welch zarter Sinn für Familienglück und eheliche Treue unter ihnen lebte. Immerhin ist zuzugeben, daß das Gebot unbedingter ehelicher Treue nur für die Frau galt, während dem Manne neben der rechtmäßigen Gattin noch Kebsweiber und Sklavinnen gestattet waren. Unfrieden in der Ehe konnte auch der Grieche der Schwiegermutter auf Rechnung setzen, aber nicht der κηδέστρια, der Mutter des Mannes, sondern der ἑκυρή, der Mutter der Frau.

Die Kinderzucht betreffend, so griff die Mutter, wenn sie es für nöthig hielt, unbedenklich auch zu Schlägen, gewöhnlich mit dem Pantoffel oder mit den Sohlen, später auch mit einem Riemen oder Rohr. Als Drohmittel wirkten auch allerlei Schreckbilder (μορμολύκεια, gespenstische Wesen wie Mormo, Akko und Alphito, Lamia und Empusa) und Fabeln, die man (nur in Sparta nicht) den Kindern erzählte, um sie vom Bösen abzuschrecken, so namentlich die äsopischen, wie man ihnen andererseits Erfreuliches vormalte (ἡδεῖς μύθους), um sie zum Guten zu ermuntern. Die Ammenmärchen waren auch bei den Griechen zum Sprichwort geworden und konnten von um so größerem Einfluß sein, da sie sehr oft mit der Götterlehre zusammenhiengen. Platon allerdings verbot ausdrücklich, den Kindern unwahre oder unangemessene Götter- und Heldengeschichten zu erzählen. (Unsern Anfangsworten „Es war einmal" entspricht bei den Griechen ἦν χρόνος ὅτε oder nach Aristoph. Wesp. 1182 »ὥς οὕτω ποτ' ἦν μῦς καὶ γαλῆ«.) Auch gegen den Zauber des bösen Blicks sollten die Wärterinnen die Kinder bewahren. Die Kenntniß nützlicher und schädlicher Kräuter endlich verlangte man vielfach von den Frauen.

Was die bürgerlichen Verhältnisse betrifft, so stellten in Athen die Väter am Fest der Apaturien (= ὁμοπατόρια) im Monat Pyanepsion ihre im vorhergehenden Jahre geborenen Kinder in der Phratrie mit Opfern und einem Festmahl für die Mitglieder der Genossenschaft vor und ließen sie in das Verzeichniß (φρατορικὸν γραμματεῖον) eintragen, worin eben die politische Bedeutung der Phratrien bestand; später waren sie wesentlich nur Cultgenossenschaften. Hatte ein Kind seinen Vater verloren, so trug der durch den Archon bestellte Vormund bis zum Alter der Ephebie für dasselbe Sorge; war der Vater im Kampf für das Vaterland gefallen, so wurde der Sohn bis zum zwanzigsten Jahre im Prytaneum gespeist und auch sonst ausgezeichnet. Seinen kleinen Sohn nahm der Vater bei den Doriern zu dem einfachen Männermahl (φιδίτια = φειδίτια wegen der Sparsamkeit der Mahlzeiten,

die auch im Felde leicht in gleicher Güte zu gewinnen waren, auch *συσσίτια* gemeinschaftliche Mahle, ferner wegen ihres Einflusses auf Stiftung von Freundschaften auch *φιλίτια* genannt) mit, wo derselbe auf einem niedrigen Schemel neben ihm saß und eine halbe Portion von der schwarzen — weil mit Blut vermischten — Suppe *μέλας ζωμός* ohne alles Gewürz bekam. Vom dreißigsten Jahre an hatten die Männer mit Einschluß der Verheiratheten, auch die Könige regelmäßig daran Theil zu nehmen. Für die Söhne war die Hauptsache, daß sie die Gespräche der Väter voll anregenden, mitunter auch scherzhaften Inhalts mitanhören sollten. An jedem Tische saßen 15 Mann, die nach freier Wahl, bei welcher eine verneinende Kugel zur Abweisung genügte, zusammengehörten und zugleich auch die Genossenschaft bildeten, indem aus 300 solcher Kameradschaften das spartanische Heer bestand. Die Tische alle sollen an Einem Platze gestanden haben (Pausan. 7, 1, 3). Die Frauen hatten an den Mahlzeiten der Männer keinen Theil, sie aßen in der Regel im Hause.

An der geistigen Bildung der griechischen Jugend nahmen die Mütter in der nachhomerischen Zeit bei den Joniern nur einen bescheidenen Antheil. Waren sie doch selbst auf den fast ausschließlichen Aufenthalt im Hinterhaus und die Geschäfte des Hauswesens in solcher Weise beschränkt, daß sie von den öffentlichen Angelegenheiten, welche die Sorgen des Mannes bildeten, großentheils ausgeschlossen waren. Wenn sie ausgiengen, mußten sie eine Dienerin bei sich haben. Phidias ließ die Statue der Aphrodite Urania in Elis den Fuß auf eine Schildkröte setzen, um die Einsamkeit der das Haus hütenden Frau zu bezeichnen. Spinnen, Weben (wozu die Sklavinnen die Wolle vorbereiteten), Nähen, Wäsche trocknen und etwa noch ein wenig Lesen und Schreiben, das waren neben Gesang und Tanz die einzigen Künste, auf die sich die Frauen verstanden. Die beiden letzteren übten sie namentlich auch aus dem Grunde, weil die Mitwirkung der Mädchen und jungen Frauen wie die der Knaben und Jünglinge in den Chören bei den häufigen, hauptsächlich gottesdienstlichen Feierlichkeiten erforderlich war, so daß diese neben den tragischen Schauspielen fast die einzigen Gelegenheiten für sie waren, auf das größere Volksleben und die männliche Jugend einen Blick zu werfen. (Die Komödien waren den Frauen mit Recht nicht zugänglich.) Plutarch hebt hervor, wie auf der Insel Keos die Jungfrauen an jenen Feierlichkeiten Theil genommen und die Freier bei ihren Spielen und Chortänzen zugesehen haben (*οἱ δὲ μνηστῆρες ἐθεῶντο παιζούσας καὶ χορευούσας*). Platon lehrte zwar ausdrücklich, daß das weibliche Geschlecht von den Göttern mit geringeren Gaben ausgestattet sei, als das männliche, mißbilligte aber dennoch die Hintansetzung der Rechte des ersteren bei den Athenern. Etwas anders dagegen stand die Sache in Sparta, wo das Verhältniß der Geschlechter überhaupt ein naturgemäßeres und die althellenische Sitte nicht in solchem Maß, wie bei den Joniern, durch die orientalische verdrängt worden war, wo insbesondere die Mädchen im wesentlichen die gleichen und ebenso eingetheilten und geleiteten gymnastischen und orchestischen Uebungen hatten, wie die Knaben, nicht zum Nachtheil für ihre allgemein anerkannte Schönheit. Aller-

dings galten auch unter den Männern die Spartaner für die schönsten. Die den Mädchen und Knaben gemeinsamen Wettkämpfe und Turnspiele erweckten den lebhaftesten Wetteifer; der junge Mann wählte sich seine Gattin mehr nach persönlicher Zuneigung und die spartanische Frau genoß anders als die athenische die Rechte der freien Bürgerin. Die griechischen Dichterinnen, von denen die Literaturgeschichte weiß, waren von dorischem Stamme, wie auch die philosophische Bildung, welche von manchen Frauen berichtet wird, vorzugsweise Pythagoreerinnen angehörte. Oeffentliche Schulen zu besuchen galt in Athen für unvereinbar mit der weiblichen Sittsamkeit; von weiblichem Privatunterricht fehlt jegliche Spur. Nachdem die zehnjährigen Mädchen am Fest der Brauronien im Krokosgewand auf die Akropolis geführt und dort der Artemis geweiht waren, von welchem Zeitpunkt an sie den Ehrennamen Bärinnen, *ἄρκτοι*, bekamen und fähig waren zu Frauen gewählt zu werden, heiratheten sie gewöhnlich — in der Regel nicht ohne ein Mitgift zu erhalten — schon im fünfzehnten Jahre, wobei der Ehebund allerdings in geheimnißvollen priesterlichen Riten geweiht und der Segen für denselben in Athen im Tempel der Burggöttin eingeholt, auch ein Bad aus heiliger Quelle, der Kallirhoe, genommen wurde, bedurften also der weiteren Ausbildung durch den Mann.[1]) Und doch, so lückenhaft nach der Seite des Wissens hin der Einfluß der griechischen Mütter sein, so sehr die Ehefrau manchmal hinter der gebildeteren, freier gehaltenen Hetäre (man denke an Aspasia) zurückstehen mochte — es gab aber keine Bürgerstochter, die Hetäre gewesen wäre, sie waren alle Fremde oder Freigelassene —, so leisteten die Mütter gleichwohl zu dem gesammten Bildungsresultat ihren nicht zu unterschätzenden Beitrag. Schon in den ersten Jahren sollten sie, wenn sie Platon folgen wollten, ihre Kinder gewöhnen, weder zu viel zu schreien, damit sie davon nicht in ihren späteren Jahren ein mürrische Art behalten, noch in der Lust das Maß zu überschreiten, vielmehr eine im allgemeinen heitere Gemüthsstimmung bei ihnen zu erzielen suchen. Auf die Wichtigkeit ihrer sittlichen Einwirkung haben wir schon oben hingewiesen. Man hat die griechischen Frauen manchmal, auch durch des Aristophanes Komödien wie Lysistrata verleitet, schief beurtheilt und dabei nicht beachtet, daß ein Volk, in welchem eine sophokleische Antigone und ähnliche Gestalten geschaffen und bewundert wurden, unmöglich nur entartete Frauen in seiner Mitte gesehen haben kann. Hatte die Jungfrau nur für das Vaterhaus gelebt, so lebte die Frau in sittsamer Zurückgezogenheit nur für das Haus des Gatten.

Aber noch ein anderes, was vorzugsweise von den Frauen abhieng, verdient eine eingehende Besprechung: die Pflege der natürlichen jugendlichen Fröhlichkeit, namentlich

[1]) Nur in Sparta verboten es die Gesetze, zarte und unausgebildete Mädchen zur Ehe zu nehmen, es mußten reife Jungfrauen, auf der Höhe der Jugendkraft sein. Dafür ehrten aber auch die Spartaner ihre Frauen, ihre Herrinnen, mehr als die Athener, und Gorgo, die Frau des Leonidas, gab der Fremden, die zu ihr sagte, die Lacedämonierinnen allein beherrschen ihre Männer, die treffende Antwort: denn wir allein gebären Männer.

durch Spiele, in welchen sich die Jugend am Morgenroth des Lebens erfreuen kann, um den Widerschein desselben auch in die Zeit der höherstehenden Sonne mit hinauszunehmen. Die Mutter beginnt naturgemäß auch in dieser Beziehung die erzieherische Einwirkung auf das Kind, sie zuerst spielt mit demselben. Die Alten gewähren uns über diesen Gegenstand reichliche Aufschlüsse. Eine sehr schöne Sammlung der betreffenden Stellen theils aus den Klassikern selbst, theils aus den Scholiasten und Lexikographen finden wir bei Grasberger, der in der ersten Abtheilung des ersten Theils S. 28—163 eben die Knaben- (und Mädchen-)spiele behandelt. Indem wir aus dieser umfassenden Abhandlung das, was uns als das Bezeichnendste und Zweckmäßigste erscheint, auszuheben beflissen sind, an einzelnen Stellen mit Beiziehung von Beckers Charikles (neu bearb. von H. Göll), gehen wir freilich oft über das Kindesalter hinaus, um das dem Gegenstand nach Zusammengehörige nicht zu zerreißen. Wir folgen dabei in pädagogischer Beziehung der Ansicht, welche Moller in seinem Artikel „Spiel" in der Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens Band IX S. 88—107 entwickelt, daß dem Spiel für die Erziehung eine weit höhere Bedeutung zukomme, als ihm die neuere Zeit wenigstens praktisch zuzugestehen geneigt ist.

Die einfachsten, ohne einen Mitspieler getriebenen Spiele begnügen wir uns fast alle nur eben zu nennen, so Hüpfen mit allerlei Unterarten: Einfußhüpfen, Hüpfen mit hochgehobenen, vor- und rückwärts geschwungenen Armen, Anfersen (besonders von den Mädchen getrieben, hauptsächlich abwechselnd mit dem rechten und linken Bein; eine Spartanerin vollzog es tausendmal nacheinander) u. s. w., Kreisel- (schwäbisch: Topf-)spiel mit Peitsche oder Schnur, Reiftreiben, gewöhnlich mit metallenem, brusthohem, mit klirrenden Ringen oder Schellen versehenem Reif, Stelzenlaufen, Strickschaukel (*αἰώρα*), die bemalten Puppen (*κόραι*) der Mädchen aus Wachs oder Thon, Wägelchen, Häuschen, Schiffchen, Umwühlen von Sandhaufen. Ein possierliches Spiel war das Schlauchhüpfen (*ἀσκωλιασμός*), wobei es galt, sich auf einem mit Luft oder auch mit Wein gefüllten, ringsum mit Oel oder Fett bestrichenen Schlauch mit Einem Bein stehend zu erhalten, oder zu hüpfen, zu tanzen, ohne herabzugleiten; wem es gelang, sich eine gewisse Zeit auf der schlüpfrigen Unterlage zu erhalten, der war Sieger und bekam, wenn der Schlauch mit Wein gefüllt war, den Inhalt. Eines der natürlichsten Knabenspiele, das die Phantasie beschäftigt und eine Nachahmung der Erwachsenen bietet, aus diesem Grunde sich auch überall findet, ist das Steckenpferd (*κάλαμον περιβῆναι*), wobei sich in alter Zeit Alcibiades und selbst Sokrates mit ihren Söhnen von besuchenden Freunden beobachten ließen, wie dann später Heinrich IV. und andere berühmte Männer neben den unzähligen unberühmten. — Ebenso mit einem unserer Spiele, blinde Kuh, identisch ist die eherne Fliege (*χαλκῆ μυῖα*), wobei einer der Mitspielenden, dem die Augen verbunden waren, rief: „ich will eine eherne Fliege jagen", und die andern antworteten: „jagen kannst du sie, aber nicht fangen", indem sie ihn, der sich im Kreise herumdrehte, auf

alle Weise neckten. Der, den er erhaschte, mußte dann an seine Stelle treten. Kleine Abänderungen ergaben sich, wenn z. B. verlangt wurde, daß der Fangende nicht bloß einen erhaschte, sondern auch aus einem Ton, den dieser von sich gab, nach der verstellten Stimme errieth, wer es war. — Das Mallaufen (ἀποδιδρασκίνδα): Einer sitzt mit zugehaltenen Augen in der Mitte, die andern laufen auseinander, und wie der Erste sich erhebt, um sie zu verfolgen, sucht jeder den Platz desselben, das Mal einzunehmen, ohne von jenem unterwegs berührt zu werden. — Unserem Plumpsack ähnlich ist das σχοινοφιλίνδα der Griechen, wobei einer um den Kreis der Spielenden mit einem Stricke (σχοῖνος) herumgieng, den er heimlich neben einem der Sitzenden niederlegte; dieser sollte ihn alsbald mit Schlägen um den Kreis treiben, oder wenn er es nicht sogleich gemerkt hatte, von den Mitspielenden unter Schlägen im Kreis herumgetrieben werden. — Beim Königsspiel (βασιλίνδα) wurde einer durchs Loos oder als der geeignetste zum König erwählt, der dann diese Rolle den andern als seinen Unterthanen oder Soldaten gegenüber durchzuführen hatte, wie der junge Cyrus in der bekannten Erzählung bei Herodot I, 114—117. — Unter den Ziel- oder Wurfspielen wird zuerst das Pfahlspiel (κυνδαλισμός) aufgeführt. Jeder der spielenden Knaben hat einen runden, vorn zugespitzten Pflock von festem Holze (κύνδαλος = πάσσαλος), den er nach einem bereits in der lockeren Erde oder dem Rasen feststeckenden so werfen soll, daß dieser herausgeworfen wird und der eigene dafür stecken bleibt. Das Spiel ist mehr für die kräftigere und geübtere Jugend geeignet. — Bei dem Scherbenspiel (ὀστρακίνδα) wurde der Spielplatz und die spielende Schaar durch eine Linie in der Mitte abgetheilt. Einer trat auf die Linie und warf unter dem Ruf „Nacht, Tag" eine Scherbe oder eine Muschel in die Höhe, deren innere, schwarz bemalte Seite Nacht hieß, während die andere, weiße, Tag genannt wurde. Die Spieler waren ebenso in eine Tag- und eine Nachtpartie geschieden, und die Partie, deren Farbe obenan zu liegen kam, verfolgte als die siegende die andere, und wer dabei ergriffen wurde, hieß Esel, die gewöhnliche Bezeichnung des Verlierenden, und mußte auf den Boden sitzen, oder auch den Sieger bis an das Mal Huckepack tragen. — Beim Schirken (ἐποστρακισμός, schwäbisch: Tanzen lassen) galt es, eine Scherbe oder einen flachen Stein vom Ufer eines Gewässers aus über die Oberfläche der Wellen hin so zu werfen, daß er möglichst weithin tanzte und die Fläche recht oft berührte. — Beim Umwenden (στρεπτίνδα) suchte man mit einer Scherbe oder Münze eine andere schon geworfene so zu treffen, daß diese auf die andere Seite zu liegen kam. — Beim Wettwurf (εἰς ὤμιλλαν) galt es, rundliche Gegenstände, Nüsse, Knöchelchen, in der Art zu werfen, daß sie innerhalb eines beschriebenen Kreises blieben. — Beim Grübchenwerfen (τρόπα) wurden Würfel, Knöchel u. dgl. in ein dazu bereit gemachtes Grübchen unmittelbar oder auch gegen eine Wand so geworfen, daß sie in das Grübchen zurückprallten. — Beim Münzendrehen (χαλκισμός) stellte man eine Münze auf ihre Kante hin, wirbelte sie wie einen Kreisel herum und brachte sie dann durch Berührung von

oben mit einem Finger zum Stehen. Das Spiel war vorzugsweise ein Spiel von Frauen und Mädchen, wie auch das folgende, das Spiel mit fünf Steinchen (πεντάλιθα), wobei man fünf Wirbel, Knöchel, Steinchen von der inneren Handfläche aus in die Höhe warf und mit der äußeren aufzufangen suchte. Ganz ebenso spielen es in Schwaben die Mädchen unter dem Namen Auftätscherles, nur ist die Zahl der Steinchen nicht so bestimmt. — Das Käferspiel (μηλολόνθη). Bei den griechischen Knaben war es der Goldkäfer, den sie an einen Faden banden und so durch die Luft zogen. Nach anderer Erklärung wäre das griechische Wort von ὄνθος abzuleiten und bedeutete Mistkäfer. — Ausgezeichnet durch Alter und Verbreitung war das Ballspiel (σφαιριστική), für welches auch bestimmte Räume, Sphäristerien, in den Gymnasien vorhanden waren. Wir erinnern an die Königstochter Nausikaa in der Odyssee (VI, 100 ff.). Bald wurde der Ball heftig auf den Boden geworfen und der zurückprallende mit der flachen Hand immer wieder niedergeschlagen (ἀπόρραξις); wer am meisten Sprünge des Balls erzielte, war Sieger, βασιλεύς, der Unterliegende ὄνος; bald wurde der Ball an eine Wand oder Mauer geworfen und wieder aufgefangen. Stellte sich der Spieler, als wollte er den Ball diesem oder jenem Mitspieler zuwerfen, während er ihn dann ganz anders wohin warf, um die Genossen zu täuschen, so hieß das Spiel φαινίνδα. Wenn der Haufe nicht in zwei Parteien getheilt war, so warf einer den Ball möglichst weit in die Höhe (οὐρανία) und die andern suchten ihn in die Wette aufzufangen. War der Ball ein größerer, ein Ballon, so fieng man ihn nicht mit der Hand, sondern mit einem Netzchen u. dgl. auf. Die Athener gaben einmal einem Karystier wegen seines höchst kunstvollen Ballspiels das Bürgerrecht. Der Ball gehörte zu den Spielgeräthschaften, welche die Knaben beim Austritt aus den Kinderjahren dem Hermes zu weihen pflegten. — Wasseruhr (κλεψύδρα), der Wasserspritze ähnlich, welche sich unsere Knaben aus einem Stämmchen vom Hollunderstrauch machen, um damit in die Wette zu spritzen oder sich gegenseitig und andere zu necken. — Die beiden zunächst folgenden Spiele waren eigentlich Turnspiele, so das Zerrspiel (διελκυστίνδα), bei welchem zwei möglichst gleiche Partien gereiht einander gegenüberstanden und jeder Einzelne seinen Gegner durch einen beiderseits erfaßten Strick oder auch bloß durch Häkelgriff der Finger, Anfassen der Hände und Arme herüberzuziehen suchte, bis die eine Seite Siegerin war. — Beim Seilziehen (ἑλκυστίνδα, σκαπέρδα) war ein Seil durch einen oben durchlöcherten Pfeiler gezogen; die beiden Wettkämpfer mit dem Rücken gegeneinander gekehrt (daher καπέρδα zusammenhängend mit καταπέρδειν oppedere) faßten jeder ein Ende des Seils und jeder suchte nun den andern hinaufzuziehen. — Seilklettern (ἀναρριχᾶσθαι διὰ σχοινίου), auch in der Paläftra geübt, in ermäßigtem Grade auch als Spiel getrieben. — Das Aufsitzen (ἐφεδρισμός). Derjenige, welcher beim Werfen nach einem Ziel den aufgestellten Malstein nicht umwarf, mußte den Sieger, dem dies gelungen war, auf seinen Schultern nach jenem Ziel tragen, wobei dieser ihm mit den Händen die Augen zuhielt. — Das Aufhucken

(ἐν κοτύλῃ) = Huckepack tragen. Der Träger hält seine Hände auf dem Rücken so zusammen, daß der andere mit den Knieen sich darauf (nicht auf die Schultern, wie beim vorigen) stützen kann, während er ihm die Augen zuhält; der Getragene kann aber auch an den Hüften des andern sich mit den Beinen festhalten. — Unserem Grad oder Ungrad ganz ähnlich ist der ἀρτιασμός bei den Griechen, wobei einer den Gegner rathen läßt, ob er eine gerade oder eine ungerade Zahl Knöchel, Bohnen, Mandeln, Münzen u. s. f. in der geschlossenen Hand habe; erräth es jener, so bekommt er sie, im andern Fall muß er das, auf was er nicht rieth, herstellen, indem er ein Stück darauf legt; wenn es galt, die Zahl selbst zu errathen, so hieß das ποσίνδα παίζειν. — Ein paar Sprüche beim Spielen: wenn die Sonne von Wolken verhüllt war, konnten die Knaben unter Händeklatschen, besonders im Frühling, ihr zurufen: „erschein uns, holder Sonnengott“ (ἔξεχ' ὦ φίλ' ἥλιε), was vielleicht nur der Anfang eines kleinen Liedes war. — Die Schildkröte. Reigentanzende Mädchen riefen einer in der Mitte sitzenden, die sie Chelichelone nannten, zu: „was treibst du in der Mitte hier?“ worauf sie antwortete: „ich wickle Wolle mit Einschlagfaden von Milet,“ und auf den weiteren Zuruf: „dein Enkel aber, wie denn fand er seinen Tod?“ die Antwort: „vom weißen Rosse sprang er in die Meeresfluth“, woran sich dann wohl ein Ringeltanz oder ein Fangspiel anschloß; auf welche Mythe die Worte anspielten, ist nicht bekannt. — Sollten die Spielgenossen rascher spielen oder laufen, so rief man ihnen zu: φίττα oder das bukolische σίττα („Husch“, an mehreren Stellen bei Theokrit) Μαλιάδες φίττα Ῥοιαί φίττα Μελίαι, welches Wort (φίττα) noch heute bei den Hirten in Sicilien als Zuruf (βουκολικὸν ἐπίφθεγμα) üblich sein soll; nach Stark Hinweisung auf das plötzliche, gefürchtete Erscheinen der Nymphen. — Hinkebock. Mit dem Ruf: „ich treib' ein hinkendes Böcklein aus“ (ἐξάγω χωλὸν τραγίσκον) verfolgte einer auf einem Bein hüpfend die andern und suchte mit der Hand oder dem Plumpsack einen zu berühren, der dann an seine Stelle treten mußte; wenn er einmal den andern Fuß auf den Boden setzte, wurde er mit Schlägen auf seinen Freiplatz zurückgetrieben.

Grasberger führt außer einigen ganz unsicheren, von denen nur die Namen genannt werden, 62 Nummern auf; wir haben nicht wenige davon übergangen, indem die oben aufgeführten für unsern Zweck zu genügen schienen. Die Kinderaugen schauten bei den Griechen so frisch und fröhlich wie bei irgend einem Volk ins Leben hinaus, die Jugend schuf sich Vorbilder von dem, was der Ernst des Lebens bringen konnte, und bildete die Schärfe der Sinne, die maßvolle Beherrschung des Körpers und seiner Kräfte, kurz alle die Fähigkeiten und Fertigkeiten aus, deren sie vielleicht später bedurfte.

Dem Spiel nahe verwandt ist der Tanz, jene echt hellenische Bewegungsform, die als Orchestik, als rhythmische Bewegung nicht bloß der Beine, sondern des ganzen Körpers schon in der ersten Lebensperiode begonnen, aber in den späteren mit besonderer Liebe kunstmäßig ausgebildet wurde. Mit dem modernen Tanze

freilich, dem immer wieder der Gedanke zu Grunde liegt, die Annäherung und das Verhältniß der beiden Geschlechter zu versinnbildlichen, hat der antike Tanz wenig gemein. Er soll überwiegend den Charitinnen opfern: die Schönheit und Anmuth des Körpers und seiner Bewegungen zur Darstellung bringen, festliche Aufzüge, besonders zu Ehren der Gottheit, in reicher künstlerischer Entfaltung verherrlichen, wozu die Theilnehmer (*χορευταί*) auf Kosten eines Unternehmers (*χορηγός*) mit allem Fleiß eingeübt wurden, die brennenden Opfer auf dem Altar umkreisen und in kunstvoller Mimik unter Begleitung der Flöte,[1]) vorwiegend in raschem Tempo, Gedanken und Empfindungen, auch die bedeutendsten mythologischen Scenen dem Auge vorführen und in besonderen Reigen darstellen, als könnten die Tanzenden, wie Lucian sagt, mit den Händen reden. Der genannte Schriftsteller findet daher nach seiner Schrift *περὶ ὀρχήσεως* in dem mimischen Tanze auch ein bildendes Schauspiel, da derselbe nicht nur die Anmuth und die Gewandtheit eines durchgeübten Körpers, sondern auch die Schöpfungen eines gebildeten Geistes darstelle, der in den mannigfaltigen Formen immer wieder andere künstlerische Gedanken zum Ausdruck bringe. Selbst ein Sokrates stellt den Werth der Tanzkunst in ethischer und diätetischer Beziehung hoch und preist sie auch als eine Art die Gesundheit fördernder Zimmergymnastik (Xen. Symp. II, 16—19). Besonders die Knabenchöre ließen vermöge der natürlichen Schönheit und Grazie der athenischen Jugend die Orchestik als die Krone der gymnastisch-musischen Bildung eines jonischen Jünglings erscheinen. An den spartanischen Gymnopädien war es auch, daß der berühmte Wechselgesang der drei Chöre ertönte, den uns Plutarch (Lyc. 21) aufbewahrt hat: Die Greise (vielleicht ohne Obergewand): wir waren junge Männer einst, von Kraft erfüllt (*ἄμμες πόκ' ἦμες ἄλκιμοι νεανίαι*); die Männer (in Waffen): wir aber sind es, hast du Lust, versuch es nur (*ἄμμες δέ γ' εἰμέν· αἰ δὲ λῇς, πεῖραν λαβέ*); die Knaben (nackt): wir aber werden einstens noch viel tapfrer sein (*ἄμμες δέ γ' ἐσσόμεσθα πολλῷ κάῤῥονες*). Die Musik wurde, wie man auch hieraus ersieht, weit mehr vom ganzen Volke geübt und war somit weit mehr ein Mittel der allgemeinen Volkserziehung als später.

Die Tanzenden waren bekleidet, meist auch bei den sonst immer das Nackte vorziehenden Doriern, mit Ausnahme der hochgepriesenen Gymnopädien, wörtlich nackte Spiele, eines der höchsten religiösen und nationalen Feste von Sparta, welches eben die reine Freude an der Schönheit des eigenen Daseins, hauptsächlich an der Jugend der Stadt ausdrückte; die Männer waren auch an den Gymnopädien bekleidet. Daneben war bei der allgemeinen Heiterkeit auch dem Witz der freieste Lauf gelassen. Die Formen (*σχήματα*) der Bewegung, die in großer Zahl aufgeführt werden, geben noch mehr als die Mundarten Abbilder der Stammeseigenthümlichkeiten, z. B. die lakonische, kretische, jonische, mantineische rc. Gottesdienstlich waren z. B. die kary-

[1]) Ueber den Unterschied der antiken Flöte von der unsrigen s. weiter unten den Abschnitt über den Unterricht in der Musik.

atischen Chöre, welche spartanische Jungfrauen, darunter die angesehensten und reichsten Töchter der Stadt, alljährlich der Artemis Karyatis (*Καρύαι* eine Stadt im Norden von Lakonika) zu Ehren in raschem, munterem Tempo aufführten, desgleichen die bacchischen und korybantischen. Aus den gottesdienstlichen Chortänzen, bei welchen Ausdrücke aufkamen wie *χορεύειν θεόν* einen Gott mit Chortanz feiern, *ἑλίσσειν τινά* einen durch Reigentanz ehren, entwickelten sich dann die profanen, allerdings in noch größerer Mannigfaltigkeit, von den Tänzen der Winzer zum Linoslied auf dem Schild des Achilles in der Ilias (XVIII, 569—572) bis zu den uns erhaltenen Hochzeitliedern z. B. bei Theokrit u. a., dann namentlich die Waffentänze (*ξιφισμοί*), die dorische Pyrrhiche mit ihren schnellen, leichten anapästischen Rhythmen voran, ein mimisch kriegerisches Spiel, in welchem zu Sparta und auf Kreta schon fünfjährige Knaben unterwiesen wurden und welches die Alten als eine der schönsten Leistungen auch besonders lange in seiner Reinheit bewahrten; die Jünglinge schlugen dabei mit den Messern an die eigenen Schilde und wohl auch an die der Gegenreihe; in Sparta war kein Alter und kein Geschlecht von den Uebungen ausgenommen. An die ländlichen Dionysosfeste schloß sich gern auch Komisches an. (Am meisten nähern sich der griechischen Orchestik von den heutigen Turnübungen die Spieß'schen Reigen.) Von einzelnen Tänzen wird ausdrücklich als etwas Besonderes hervorgehoben, daß Jünglinge und Jungfrauen sie gemeinschaftlich tanzten, so von den Kreistänzen in Kreta und der Umgegend, von dem Kettentanz *ὅρμος*, wobei der den Reigen führende Jüngling in kräftigen männlichen Wendungen vortanzte, die Jungfrau in züchtiger Grazie ihm folgte und die weiteren Paare ihnen nachtanzten, so daß sich eine Schnur bildete, die nach dem Ausdruck Lucians aus Mannhaftigkeit und Sittsamkeit geflochten wurde. Aber auch die theatralische Orchestik (in tragische, komische und satyrische getheilt) artete zuletzt aus und wurde sittenverderblich.

Wir gehen zur zweiten Erziehungsperiode über, in welche wir schon bisher um des sachlichen Zusammenhangs willen einigemal übergegriffen haben. Der durchschnittlich siebenjährige Knabe trat nun aus der häuslichen Erziehung über in die öffentliche. Dies Wort aber hat bei den Griechen nicht ganz dieselbe Bedeutung wie jetzt bei uns. Der allgemeine Grundsatz, auf welchem die Erziehung ruhte, galt allerdings damals anders als jetzt: die Griechen nahmen an, der Einzelne gehöre dem Staate und nicht sich selbst oder den Eltern; die Spartaner insbesondere lehrten, die Söhne seien nicht Eigenthum der Väter, sondern des Staates (*οὐκ ἰδίους ἡγεῖτο τῶν πατέρων τοὺς παῖδας, ἀλλὰ κοινοὺς τῆς πόλεως ὁ Λυκοῦργος*). Es gehörte zum Grundcharakter der hellenischen Anschauung, daß der Mensch ein für den Staat geschaffenes Wesen sei (*ὅτι ἄνθρωπος φύσει πολιτικὸν ζῶον* Aristot.). Die Erziehung war öffentlich, sofern sie im bewußten Interesse der Gesammtheit lag, sie stand unter dem Einfluß des öffentlichen Geistes und das ganze Volk

interessirte sich eben deßwegen für sie, nicht aber war sie durch ein eigentliches Gesetz und von Obrigkeitswegen im Detail angeordnet, eingerichtet und geleitet. Die dazu nöthigen Veranstaltungen waren von Staats- oder Gemeindewegen getroffen, aber der Knabe, welcher Gebrauch davon machte, kam nicht zur Schule, weil es durch ein beschlossenes Gesetz, sondern weil es durch die Sitte und die öffentliche Meinung geboten war; es geschah mit Freiheit, nicht aus Zwang. Ein Schulzwang im Sinne der neueren Zeit existirte nicht; allerdings aber hatten Eltern, die ihre Kinder nichts lernen ließen, keinen Anspruch auf Pflege von Seiten derselben im Alter, und „mit Versäumniß der Pflicht, die Kinder gebührend zu erziehen, hatten sie alle Elternrechte verwirkt"; im allgemeinen befahlen ja die Gesetze jedem Vater, den Sohn in Musik und Gymnastik unterrichten zu lassen (Plat. Crit. p. 50 D.), und die Vernachlässigung dieser Pflicht wurde vom Areopag gerügt. So existirte denn kein eigentliches Gesetz, welches den Schulbesuch bei Strafe gebot, keine Ordnung, welche für die Abrügung der einzelnen Schulversäumnisse Bestimmungen festsetzte; denn die Bürger wußten selbst die Bedeutung der Schule zu würdigen, sie sahen ein, daß das Schulleben einen ganz überwiegenden Einfluß auf Erweckung und Pflege des Gemeinsinnes, auf Gewöhnung an Unterordnung und Gehorsam gegen das Allgemeine, wie auf die Stiftung engerer beglückender Verbindungen zwischen den Einzelnen habe, welche das jugendliche Leben zu verschönern und die edelsten Freundschaften in den reiferen Jahren zu begründen geeignet seien; den sittlichen Werth der Freundschaft aber hat kein Volk tiefer erkannt als die Griechen. Man erwartete auch von der Schule nicht in erster Linie Mittheilung ausgedehnten und gründlichen Wissens, sondern die Erhaltung und Fortpflanzung der sittlichen Güter der Nation, besonders der von den Alten ererbten sittlichen Zucht, und dies war der Grund, warum man die Schulen für Grundpfeiler der öffentlichen Wohlfahrt hielt. Eine gleiche Höhe der Anschauung von allen Mitgliedern unseres dritten Standes zu verlangen wäre freilich nicht billig; dem Athener war sie unter anderem durch seine Sklaven ermöglicht, für welche die gymnastische Bildung sogar verboten war. Die hohe Schätzung des Schulunterrichts bei den Griechen ergibt sich aus der Thatsache, daß im zweiten Perserkrieg, als die Athener ihre Weiber und Kinder nach Trözen in Argolis flüchteten, die Trözenier nicht nur die Flüchtlinge auf öffentliche Kosten verpflegen ließen, sondern auch für die Kinder das Schulgeld bezahlten. Die Mitylenäer aber verhängten nach Aelian über abtrünnige Bundesgenossen die Strafe, daß ihre Kinder keinen Unterricht im Lesen und Schreiben und in der Musik empfangen durften, indem es ihnen als die schwerste Strafe erschien, ohne geistige und musikalische Bildung leben zu müssen. Vergl. die Rathschläge, welche Krösus dem Cyrus gab, (Herodot I, 155.)

Die Erziehungsmittel waren theils gymnastisch theils musisch, mit anderen Worten theils leiblicher theils geistiger Art; der Verein der *γυμναστική* und der *μουσική* (in weiterem Sinn) macht die *ἐγκύκλιος παιδεία* aus, d. h. die Bildung, welche

jeder Grieche von Jugend auf sich erwerben sollte; mit der fortschreitenden Entwicklung des Zöglings stiegen auch die Forderungen in beiden Richtungen, namentlich seine gymnastischen Leistungen betreffend. Die harmonische Verbindung dieser beiden Elemente aber, deren je der Altersstufe entsprechendes Gleichgewicht wie in der Theorie der Weisen, so in der Praxis des Volkslebens mit bewunderungswürdigem Erfolge angestrebt wurde, bildete den unterscheidenden Charakter der griechischen Erziehung, um dessen willen auch spätere Geschlechter immer wieder ihre Lehrmeister in den Griechen fanden und finden. In der ganzen Erziehung aber war das sittliche Element, die Gewöhnung an anständige Haltung und strenge Zucht die Hauptsache, wie denn Platon im Protagoras von den Eltern sagt, wenn sie die Kinder in die Schule schicken, schärfen sie dem Lehrer weit dringender ein, für die Sittsamkeit derselben zu sorgen, als für den Unterricht im Lesen und Kitharspiel. Mittheilung von Wissen und von Kenntnissen war nicht das Erste, was als erstrebenswerth galt, sondern Regelung des Begehrungsvermögens (des *θυμός*), das sich im Kinde zuerst entwickle; zu solcher Regelung aber sei das Wichtigste die Gewöhnung.

Besonderer Zweck der gymnastischen Erziehung der Jugend war nicht sowohl die Vorbildung zur Theilnahme an den großen Festspielen der Nation, noch weniger zur Athletik, sondern vielmehr die vollständige Entwicklung der körperlichen Kraft und Gewandtheit zu allseitiger Tüchtigkeit und kernhafter Gesundheit, die bewußte Herrschaft des Geistes über den Körper, die Gewöhnung an Geringschätzung körperlicher Schmerzen und Entbehrungen, bei den Spartanern insbesondere an Verachtung selbst des Todes, und damit möglichste Steigerung der Fähigkeit zum ernsten Kampf gegen die Feinde, zur Sicherung der Freiheit und Unabhängigkeit. Von den Spartanern muß man anerkennen, daß die kriegerische Ausbildung bei ihnen zum künstlerischen System wurde. Es gehörte aber bei den Griechen überhaupt und wiederum hauptsächlich bei den Spartanern, zur Gymnastik auch Gewöhnung an Mäßigkeit bei Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse, also namentlich im Essen, Trinken und Schlafen. Der spartanische Knabe trug weder Schuhe noch Kopfbedeckung und schlief auf bloßem Heu, Stroh oder Schilf; er mußte Selbstbeherrschung und Gehorsam gegen die Gesetze sich zur strengsten Norm machen, damit auch die Stadt nach dem Ausdruck des Simonides die Männerbezwingerin bliebe. Die Jonier dagegen, bei denen im Unterschied von den vorzugsweise willenskräftigen Doriern eine gewisse Vielseitigkeit des Interesses charakteristisch war, hatten praktische Zwecke dieser Art weit weniger im Auge, als die oben bezeichneten Bildungsrücksichten. Verwendet wurden von den Leibesübungen bei den Knaben und Jünglingen, sofern sie nicht zu Athleten ausgebildet werden sollten, nur die einfachen und leichteren. Im wesentlichen wurden sie bei den Doriern und Joniern gleich betrieben, wenn wir gleich veranlaßt sein werden, einzelne Modifikationen bei den einen oder den andern gelegentlich hervorzuheben.

Die Uebungsplätze waren in den alten Zeiten freie Räume mit gewissen Abmar-

tungen, wo möglich in der Nähe von Flüssen oder Quellen, oder, da solche in Griechenland nicht überall zu finden waren, wenigstens später mit künstlichen Wasserleitungen, mit Platanen an den Laufbahnen. Die freien Räume wählte man gerne hauptsächlich auch wegen der Abhärtung gegen Hitze und Kälte; man freute sich der von der Sonne gebräunten Haut (ἡλιοῦσθαι). Man wußte es damals besser, als es heutzutage manchmal der Fall zu sein scheint, daß eine kräftige, alle Muskeln anspannende Bewegung in freier Luft und hellem Sonnenschein die Gesundheit des Körpers fördert, die Lebensfreudigkeit erhöht und eine innerliche Heiterkeit des Geistes begründet. Mit der steigenden Wohlhabenheit und Cultur sorgte man für bedeckte, meist außerhalb der Mauern der Städte gelegene Räume und bauliche Einrichtungen, die mehr und mehr auch Liebe zur Kunst und Pracht bekundeten. Der römische Baumeister Vitruv, Zeitgenosse des Augustus, entwirft (V, 11) einen Normalplan, der die wesentlichen Theile eines Gymnasion (von γυμνάζεσθαι sich nackt üben) d. h. eines die verschiedenen Uebungsräume umfassenden Gebäudes enthält.[1]) In der Mitte liegt der Platz für die heranwachsenden Jünglinge, das Ephebeum, ein geräumiger Saal, an welchen sich die übrigen (von Vitruv nicht alle benannten) Abtheilungen, Uebungsplätze, Bäder, Räume zum Auskleiden (Apodyterion), zum Einreiben der Glieder mit Oel, um sie geschmeidig zu machen (Eläothesion), und zwar sowohl vor den Uebungen als nach dem auf dieselben folgenden Bade, zum Bestreuen mit feinem, mitunter sogar aus Aegypten bezogenem Sand, damit sie sich fassen ließen und nicht so leicht entschlüpfen könnten (Konisterien), zum Spiel mit dem Korykos, dem an der Decke aufgehängten, mit Sand und Aehnlichem gefüllten ledernen Sacke (Koryceum), welchen die Uebenden mit der Brust, den Armen oder Händen bewegten, zurückschoben und auffiengen, zum Ballspiel (Sphäristerion) 2c. anreihten. Auch der Boden war mit Sand bedeckt, damit die Ringer nicht allzu hart auffallen sollten.

Die **Palästra**,[2]) eigentlich Ringplatz (von παλαίειν ringen), bezeichnet abgesehen von dem metaphorischen Gebrauch des Wortes theils den ursprünglich im Gymnasion enthaltenen Uebungsplatz für die Knaben, auf welchem sie die frühere gymnastische Familienerziehung fortsetzten und sich für die Uebungen der reifenden Jünglinge im Gymnasion vorbereiteten, theils kleinere vom Gymnasion getrennte Uebungsplätze für dieselben, deren es in einer Stadt als besondere vom Staat beaufsichtigte Privatanstalten mehrere geben konnte. Sie hatten ihren Namen vom Eigenthümer

[1]) Daß dieser Plan keine für den einzelnen Baumeister bindende Norm enthält, ist auch aus dem an Belehrung reichen Werke Ephesus and the temple of Diana by Edward Falkener London 1862 zu ersehen, wo von Seite 88—100 nicht weniger als vier Pläne von verschiedenen Gymnasien jener Stadt gegeben sind, von denen jeder mehr oder weniger bedeutende Modifikationen des Vitruv'schen Planes enthält, der seinerseits auf Grund des Bauplans von dem Gymnasium in Neapel, nach Anderen von Hierapolis entworfen sein soll.

[2]) Das Verhältniß zwischen Gymnasium und Palästra bildet eine ziemlich umstrittene Frage für die Archäologen — vgl. z. B. Grasberger I, 245 ff. Göll zu Beckers Charikles II, 239 ff.

oder vom Erbauer; später wurden wohl auch vom Staate selbst Palästren aufgeführt. In Sparta, wo nichts von diesen Angelegenheiten der Privatfürsorge überlassen war, hatte man keine Palästren in diesem Sinne; der Uebungsplatz hieß dort Dromos. Von hervorragender Bedeutung für die Uebungen mit vollständigem Betrieb war überall eine Laufbahn im Freien, Dromos, und die bedeckte Bahn, Xystos (ξυστός, geglättet, geebnet). Die Bahn für feierliche Wettläufe war das Stadium; es gab aber Stadien von verschiedener Länge. Das olympische hat erst nach den Ausgrabungen zu Olympia, durch welche ein höchst merkwürdiges, an neuen Urkunden reiches Archiv für alle Theile griechischer Geschichte aufgeschlossen worden ist, genau bestimmt werden können. Die Ergebnisse jener großen Unternehmung, zu welcher E. Curtius etliche und zwanzig Jahre vorher durch einen begeisterten Vortrag in der Berliner Singakademie (am 10 Januar 1852, s. A. Böttiche, Olympia S. 61) den ersten Anstoß gegeben und zu welchem als dem ersten großartigen Friedenswerk des neuerstandenen Deutschen Reichs der Reichstag im Jahr 1874 seine einmüthige Zustimmung gegeben hatte, sind veröffentlicht durch E. Curtius, F. Adler, G. Treu und W. Dörpfeld, unter dem Titel: Die Ausgrabungen zu Olympia, herausgegeben durch die Genannten. Nach Band V S. 37 und Tafel XXXV betrug das Stadium 100 olympische Fuß, ein solcher aber betrug genau $1/_{200}$ der obersten Stufe an dem Unterbau des Zeustempels daselbst, und das Stadium ist nach diesem 192,27 Meter lang, umgeben von den Sitzen der Zuschauer und den erhöhten der Preisrichter.[1]) Das genannte Werk enthält auch den Plan der Palästra zu Olympia auf Tafel XXXVIII f. nebst Erläuterungen von Architekt Gräf, der den Plan aufgenommen und gezeichnet hat. Es ist zu beachten, daß die gymnastischen Anlagen zu Olympia immer noch die frühesten sind, die wir aus dem Alterthum haben. Danach bildete

1) Der Tempel des Zeus, ein Denkmal uralter Heiligkeit, wurde schon 1829 durch die Ausgrabungen der wissenschaftlichen Kommission des französischen Befreiungsheeres (namentlich Dubois und Abel-Blouet) aufgedeckt, mit der Altis (= Hain ἄλσος), seinem denkmalreichen ummauerten Hof, in welchem auch der heilige wilde Oelbaum mit Blättern von tieferem Grün stand, von dessen Zweigen ein Knabe, der noch beide Eltern hatte (ἀμφιθαλής) mit goldenem Messer die Siegeskränze abschnitt. Das erste Reis sollte Herakles von den schattigen Ister- (Donau-)quellen geholt haben. Der Zeustempel selbst aber mit seinen beiden höchst merkwürdigen, erst neuerdings mit wunderbarer Kunst reconstruirten Giebelfeldern umschloß das größte und letzte von den herrlichen Werken des ersten Meisters griechischer Kunst, des Phidias, der von den Eleern berufen, mit seinen Schülern und attischen Werkführern gekommen war, um die höchste Aufgabe seines Lebens zu erfüllen und den Nationalgott der Hellenen hier im Mittelpunkt seines Kultus durch ein würdiges Denkmal, zu welchem er auf der Akropolis zu Athen in dem goldelfenbeinernen Kolossalbild der Parthenos im Hekatompylos ein vielbewundertes Vorbild geschaffen hatte, zu verherrlichen. Er verwirklichte damit das höchste Ideal, zu dem sich die hellenische Anschauung von dem Lenker der Weltgeschicke erheben konnte, mustergiltig für alle Volksgenossen, von welchem man glaubte, es sei ein Unglück zu sterben, ohne den olympischen Zeus gesehen zu haben, wer ihn aber gesehen habe, könne nie mehr ganz unglücklich werden. In einiger Entfernung vom Haupttempel stand der große Hochaltar, an welchem der olympische Gott nach dem Glauben der Pelasger ursprünglich ohne Tempel und ohne Bild als ein in der Natur unsichtbar waltender Geist verehrt wurde.

diese Palästra, welche für die Uebungen der zu Wettkämpfen gemeldeten Athleten, welche jedenfalls geraume Zeit vor dem Beginn des Festes dorthin übersiedelten, bestimmt war, nahezu ein Quadrat mit Seiten von 64 Meter; in der Mitte befand sich ein quadratischer mit dorischen Säulen umgebener Hof, nach welchem sich an der West-, Nord- und Ost-Seite größere Säle und kleinere Zimmer öffnen, während die Südseite eine lange römische Halle einschließt, an deren beiden Enden sich die beiden Haupteingänge befinden; ein dritter Eingang in der Mitte der Nordseite dient zur Verbindung mit dem nördlich von der Palästra liegende großen, noch nicht ganz aufgedeckten Gymnasion. Von den größeren Räumen wurden fünf nach den an den Wänden umlaufenden Steinbänken höchst wahrscheinlich zu Vorträgen benützt; theilweise wurden darin Basen von Standbildern aufgedeckt, in einem andern stehen noch die Reste eines Altars oder einer Statuenbasis. Die andern Säle, in welchen keine Bänke waren, mögen zur Abhaltung der gymnastischen Uebungen bei schlechter Witterung gedient haben.

Die übrigen nicht durch Säulenstellungen geöffneten, sondern nur durch breite Thüren zugänglichen Gemächer waren nach den erhaltenen Spuren zum Waschen, Salben und Baden bestimmt. Der eigentliche Schauplatz der Uebungen war der innere Hof, in dessen nördlichem Theil ein Ziegelpflaster den Uebungen der Ringer gedient zu haben scheint; es lagen zweimal je vier Reihen von geriefelten Thonplatten nebeneinander, welche, leicht mit Sand bedeckt, den Ringern einen festen Stand gewährten und zusammen genau die Breite hatten, welche die Kampfregeln für das seitliche Ausweichen beim Ringen gestatteten, nämlich 1,60 Meter. Zwischen diesen vierfachen Reihen für die Kämpfergruppen lief dann ein Gang aus flachen Dachziegeln für die Lehrer, von welchem aus sie die Kämpfenden genau mit sachkundigen Augen beobachteten. Obige ganze Erklärung das Ziegelpflaster betreffend erklärt übrigens Bötticher (Olympia S. 370 f.) für unrichtig, insonderheit weil der Boden für die Uebungen der Ringer weich sein sollte.

Den höchsten Rang aber behauptete schon in den heroischen Zeiten das Wagenrennen, welches natürlich einen umfänglicheren Raum forderte, weßhalb eine besondere Rennbahn, der Hippodromos, dazu eingerichtet war. Der Hippodrom von Olympia, wo das Wettrennen zuerst in der 25. Olympiade (680 v. Chr.) eingeführt wurde und zwar im Zusammenhang mit den Strebungen der sicyonischen Geschlechter der Orthagoriden, welche mit der Rossezucht ihren Reichthum zur Schau tragen wollten,[1]) konnte bei den genannten Aufgrabungen nicht aufgedeckt werden, weil der Alpheios im Südosten der Altis ein ganzes Stück des Bodens weggeschwemmt hat; was man bisher vermuthete, ist Folgendes: er lag östlich und südöstlich vom Stadium und zwar demselben ziemlich parallel; nach dem vorhandenen natürlichen Terrain

[1]) Den Sieg im Wagenrennen und Wettreiten konnte der reiche Besitzer gewinnen, also auch eine Frau, wie z. B. die Spartanerin Kyniska, Schwester des Agesilaus (al. des Agis), den ersten hippischen Preis zu Olympia errang; so mehrere Makedonierinnen.

kann er vier olympische Stadien lang gewesen sein. Nach Bötticher freilich konnte der Hippodrom auch in süd-nördlicher Richtung angelegt sein, weil die Fahrenden sonst am frühen Morgen die Sonne im Gesicht hatten. Alle diese Räume wurden übrigens, wie die plastischen Künste sich entwickelten, mit den schönsten Erzeugnissen derselben, hauptsächlich Standbildern von Göttern und Heroen ausgeschmückt. Namentlich fehlte nicht das Bild des Hermes, des Schutzgottes der Palästra, des Ephebenideals, in der Form der Hermen (Brustbilder mit viereckigem Fuße); ein Bild des Hermes von vollendeter Schönheit, ein Meisterwerk des Praxiteles, hat sich unerwarteterweise, und zwar verhältnißmäßig wenig beschädigt, in der Altis zu Olympia im Heraion, dem ältesten Schatzhaus des olympischen Zeus, gefunden, ein jugendfrischer Herold männlicher Schöne, der Kopf ein Jünglingskopf voll markiger Kraft, ein mildes Antlitz mit leise geöffnetem Munde, tiefliegenden seelenvollen Augen, leicht gefurchter Stirn; — die weiche Anmuth, welche die Wangen, die Lippen, das Kinn mit einem Grübchen umspielt, geadelt durch den Charakter des männlichen Ernstes, der auf dem Antlitz ruht rc. (E. Curtius).[1]) Dem Hermes wurde zu Athen in den Palästren ein gymnastisches Knabenfest begangen, die Hermäen, an denen die sonst nach dem Alter in zwei Klassen getrennten Knaben mit Kränzen geschmückt zusammen Antheil nahmen. Neben Hermes war insbesondere für die jonischen Griechen Theseus Vorsteher der Palästrik, weil er für den Erfinder des Ringkampfs galt und für den Gründer der isthmischen Spiele wie der Panathenäen. Für die Dorier hatte die gleiche Bedeutung Herakles. Im Gymnasium fehlte nie ein Heiligthum der Musen. Sehr häufig waren in den Gymnasien auch verschiedene Inschriften, theils dem eigentlichen Gründer gewidmet, theils den Stiftern von Beiträgen zu den Kosten, dann wieder ausgezeichneten Gymnasiarchen, Siegern in den verschiedenen Wettkämpfen, Epheben, die ihren Cursus vollendet hatten u. s. f. Eine Auswahl solcher Inschriften bietet Dr. Lolling in der interessanten Abhandlung über die Inschriften von dem neuaufgedeckten Gymnasium zu Pergamon aus der hellenisch-römischen Zeit, im Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen I, 1880, S. 210 — 224, welche Abhandlung dem kurzen Aufsatz von Rich. Bohn über das dortige Gymnasium angehängt ist.

Die Leitung und Beaufsichtigung der Uebungen war zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Händen. In Athen war die oberste Aufsichtsbehörde der Areopag. In Sparta war unter der Oberaufsicht der Ephoren (die alle 10 Tage eine allgemeine Schau der Knaben in Bezug auf ihre von der Diät abhangende

[1]) Im Maiheft der Zeitschrift Deutsche Rundschau 1882 hat Prof. Braun in München in einer Abhandlung über den Hermes des Praxiteles auf dem Wege einer historisch-kritischen Würdigung seine Ansicht ausgeführt, daß der olympische Hermes allerdings ein unzweifelhaftes Werk des gefeierten Künstlers sei, aber den früheren Jahren des Meisters angehöre, als er noch nicht in jeder Hinsicht seine volle Reife erreicht hatte. In neuster Zeit hat Fr. Schaper den Gypsabguß des Hermes an Händen und Füßen meisterlich ergänzt.

normale Körperbeschaffenheit — εὐεξία — hielten) als Behörde für die Knabenerziehung im allgemeinen der aus der Zahl der bewährtesten Greise genommene Pädonome aufgestellt und außerdem werden als nächste Aufseher die Bidyer (auch Bideer, Bidiäer genannt) aufgeführt, deren es nach Pausanias fünf waren. Der Pädonomos hatte die oberste Leitung der Schaaren (βοῦαι) und ihrer Unterabtheilungen, der Rotten (ἶλαι); aber nach spartanischer Verfassung hatte jeder Bürger das Recht, wenn er Zuschauer der Uebungen war, unmittelbar einzugreifen, Wettkämpfe zu veranlassen, zu ermahnen, zu strafen, so daß er in den Knaben seine Söhne, jeder Knabe in einem Erwachsenen seinen Vater sehen konnte. Sklaven aber waren dort von jedem erziehenden Einfluß ausgeschlossen, nach dem Grundsatz, daß freie Männer nur von Freien erzogen werden können. An die Spitze der Schaaren und Abtheilungen stellte man als Buagen und Ilarchen die tüchtigsten Jünglinge (εἴρενες). Auch die Mädchen waren in ähnlicher Weise zu solchen Genossenschaften verbunden. In Athen hatte der Areopag die oberste Aufsicht auch über die sittliche Zucht der Jünglinge; die Gymnasiarchie aber war eine manchmal recht kostspielige Leistung für den Staat (Leiturgie) von ungleicher Dauer; die Beschaffung des zu den Einreibungen nothwendigen Oels z. B. erforderte einen namhaften Aufwand. Der Gymnastes, der Lehrer der Epheben auf dem Gymnasium, hatte als eigentlicher Turnlehrer im technischen Sinne die vornehmere Aufgabe, auf die dem Zwecke und den Regeln der Kunst und der Schönheit angemessene, virtuose Ausbildung des Leibes der Uebenden hinzuwirken; er sollte eine zusammenhängende Einsicht in die physiologischen Wirkungen der Bewegungen haben, hauptsächlich aber der Lehrer derjenigen sein, welche sich der agonistischen Laufbahn widmen d. h. Athleten werden wollten. Die Thätigkeit des Pädotriben hingegen, welche später die des Gymnasten auch bei den Epheben manchmal verdrängt zu haben scheint, war theils eine elementarische, sofern derselbe schon die Knaben übernahm, die er zur Erlangung der gehörigen Fertigkeit in den einzelnen Bewegungsformen anleitete, theils eine allgemeinere, da er neben den Leibesübungen in der Palästra hauptsächlich als Erzieher einzustehen, in Zucht und Sitte, Anstand und Wohlgezogenheit, im täglichen Benehmen und Umgang den Knaben methodisch zu unterweisen und ihn durch sorgsame Gewöhnung dem Ziel der hellenischen Erziehung, der edlen Haltung und sittlichen Würde, entgegenzuführen hatte, jener σωφροσύνη und καλοκἀγαθία, wie sie Aristophanes in den Wolken (V. 956 ff.) durch den Vertreter des Rechts in einem so höchst anziehenden Gemälde darstellen läßt. Auf den palästrischen Vasengemälden ist der Pädotribe gewöhnlich abgebildet mit einer Ruthe oder einem Oelzweig — für den Sieger — in der Hand. In methodischer Beziehung bestimmte er das richtige stufenmäßige Fortschreiten des Unterrichts vom Leichteren zum Schwereren nach festen Normen, wie dies namentlich auch aus des Philostratus Schrift über die Gymnastik zu erkennen ist, und ertheilte denselben wesentlich als Anschauungsunterricht d. h. durch Vormachen und Vorzeigen. Seine Disciplin war streng, er scheute sich, wenn es geboten schien, auch

nicht vor empfindlichen Züchtigungen. Sein nächster Gehilfe war der Hypopädotribes. Weiter wirkten wenigstens in der späteren Periode als Aufseher mit die Kosmeten (Ordner, namentlich bei den Epheben, ihren Aufzügen und Märschen, später Vorsteher der Gymnasialangelegenheiten, auch in priesterlicher Würde mit dem Schmuck, der Garderobe der Götter betraut), Sophronisten (mindestens sechzigjährig, alljährlich zehn vom Volke gewählt, mit Erhaltung des Anstandes und der polizeilichen Ordnung bei den Epheben, namentlich auch im Theater beauftragt), Epimeleten (theils allgemein Aufseher, Sittenwächter, theils speciell für die Baulichkeiten, Geräthe besorgt) zur Vorbereitung auf die Uebungen die Einreiber *ἀλείπτης*, *ἰατραλείπτης*, mit dem Oelfläschchen, der *λήκυθος*, deren Thätigkeit als eine Kunst, besonders von diätetischem Werthe, betrieben wurde, als Lehrer überhaupt die *παιδευταί*, und endlich wurde bei den Joniern den Knaben bis zum Alter der Epheben in den wohlhabenden Häusern ein, nicht immer wegen seiner Vorzüge, sondern mitunter sogar wegen seiner sonstigen Unbrauchbarkeit oder wegen seines Alters auserlesener Sklave als Paidagogos beigegeben, der die Sorge der treuen Mutter entweder aufnahm oder theilte und bei der ersten häuslichen Erziehung nur eben ein Diener war, außerhalb des Hauses aber den Knaben als sein Aufseher, als eine Art Hofmeister in die Palästra und in die Schule und dann wieder nach Hause begleitete, indem er ihm zugleich, wenigstens in der späteren Zeit, die nöthigen Geräthschaften für die leiblichen und geistigen Uebungen, Bücher, Kithara u. s. w. nachtrug. Zu weiterer Erregung des Ehrgeizes wurden in Sparta drei ausgezeichnete Jünglinge als Hippagretai ausgewählt, von denen dann jeder 100 andere auszusondern und bei jedem anzugeben hatte, warum er diesen wähle und jenen verschmähe. Die Gewählten hatten nun die Aufgabe, in stetem Kampf und Wetteifer sich zu bewähren; die Verschmähten dagegen sollten ihre Ehre wiederherstellen. Damit aber keine verderbliche Leidenschaft aufkomme, mußte der Kampf sofort aufhören, sobald ein Bürger Halt gebot. Nicht gering mag freilich auch der Einfluß der Jungfrauen gewesen sein, welche bei den Uebungen zuschauen durften und vorkommende Fehler mit Scherzreden straften, wie sie andererseits die Ausgezeichneten mit Lobgesängen priesen.

Bei der vorwiegenden Bedeutung, welche die palästrischen Uebungen für die ersten Jahre des Knabenalters bei den Griechen hatten, ist es denn doch möglich, daß der Turnunterricht bei den Knaben wenigstens abwechselnd auch mit den Morgenstunden begonnen wurde, und der Unterricht überhaupt kann in der Palästra, bei den Pädotriben seinen Anfang genommen haben, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß die Morgen- und Vormittagsstunden dem musischen Unterricht und dem Kitharspiel, die Nachmittagsstunden dagegen dem palästrischen zwischen Uebung und Erholung wechselnden gewidmet waren. Es fehlen uns freilich Notizen, aus denen wir uns eine stundenplanmäßige Zeiteintheilung construiren könnten. Das wissen wir, daß die Griechen den Tag in vier Abschnitte theilten: frühmorgens (*πρωί*), Vormittags 10—12 (*περὶ πλήθουσαν ἀγοράν*), zur Mittagszeit (*μεσημβρίας*) und Nachmittags

oder gegen Abend (περὶ δείλην, πρωίαν oder ὀψίαν). Da ist denn bemerkenswerth, was Galenus (geb. 131 n. Chr.) in seinen Rathschlägen für die Behandlung eines epileptischen Knaben in Athen (τῷ ἐπιλήπτῳ παιδὶ ὑποθήκη ed. Kühn Vol XI p. 360 ff.) sagt, sofern er die damals übliche Lebensweise bestimmt voraussetzt. Morgens nach dem Aufstehen, sagt er, soll der Knabe einen kleinen Gang machen, ohne sich anzustrengen; dann seine gewöhnlichen Studien (μαθήματα) betreiben und nach diesen zum Pädotriben gehen, der mit besonderer Sorgfalt zu wählen sei; nachher das Frühstück (ἄριστον), worauf er sich seinen wissenschaftlichen Studien widmen soll und dann wieder einen kleinen Gang machen vor der Hauptmahlzeit (δεῖπνον). Wie viel Zeit dem Turnlehrer, wie viele den Studien gehöre, ist nicht gesagt. Daß die Griechen auch bei dieser Frage naturgemäß verfuhren und insbesondere das Bedürfniß der Abwechslung und der Erholung nicht unberücksichtigt ließen, wird wohl anzunehmen sein.[1])

Was nun aber das Einzelne betrifft, so ist Folgendes zu bemerken:

Die beiden Grundübungen der griechischen Uebungsplätze sind das Laufen und das Ringen. Auch in ihnen, wie überhaupt in der griechischen Gymnastik, war die herrschende Form die Wettübung, wie sich das aus dem allgemeinen ehrliebenden Charakter der Griechen ergab und mit ihrem jugendlichen Wesen zusammenhieng, das nicht nur etwas leisten, sondern auch Andere übertreffen will. Auch ihre musischen Leistungen, wie z. B. die dramatischen, waren ja Wettleistungen. Wir stellen den Lauf voran, nicht nur weil er durch seine anregende Bewegung die Jugend naturgemäß in vorzüglichem Grade anspricht und erfreut, auch zu den leichteren und gefahrlosen Uebungen gehört, sondern weil er auch bei den Wettkämpfen, so bei den vier großen Festspielen, die erste Stelle einnahm und bei der antiken Kriegsweise von ganz ausnehmend praktischem Werthe war; Schnelligkeit des Ansturms und des Rückzugs wie Rastlosigkeit der Verfolgung konnten von der entscheidendsten Bedeutung sein. Der Schwung des Körpers wurde beim Lauf regelmäßig dadurch noch erhöht, daß die Arme gleichmäßig mit den Beinen sich bewegten, indem sie abwechselnd mit Gewalt vorwärts und zurückgeworfen wurden, (mit dem vorwärts schreitenden Beine auch der entsprechende Arm vorwärts, mit dem zurückbleibenden Beine auch der entsprechende Arm rückwärts). Man übte den Lauf auf sandigem Boden zunächst als einfachen (Dromos, Stadion), wobei man die Fläche der Bahn einmal zurücklegte, die bei einer Länge von 192,27 Meter groß genug war, daß ein tüchtiger Körper seine Kraft voll entwickeln konnte, ohne sie von Anfang an schonend berechnen zu müssen.

[1]) Eine interessante Apologie der gymnastischen Uebungen bei den Griechen gibt Lucian in dem Gespräch Anacharsis oder über die Gymnasien, in welchem Solon dem Scythen klar zu machen sucht, warum die Jugend dem Vaterlande im Frieden auch scheinbar schwere Opfer bringen müsse, um ernstlichen Gefahren im Nothfall gewachsen zu sein, im gemeinsamen Wettkampf aller guten Bürger für die Freiheit des Einzelnen und die gemeinsame des ganzen Vaterlandes. Vgl. unsere allgemeine Wehrpflicht.

In dem neuaufgedeckten Stadium zu Olympia (s. S. 199 ff.) kann man auch die in je 20 durch Pfosten vier Fuß von einander getrennten Standplätze für die Läufer abgetheilten Ablauf- und Zielplatten erkennen (Bötticher, Olympia S. 224 f.) mit vertieften Rillen, an denen die Ferse des nackten Fußes beim Ablauf einen festen Widerhalt hatte. Es liefen aber regelmäßig Gruppen von vier miteinander, deren Reihenfolge das nach kurzem Gebet an Zeus den Lenker der Geschicke (*Μοιραγέτης*) vom Wettkämpfer aus der heiligen Urne gezogene Loos bestimmte, und da Einer Sieger bleiben mußte, so traten zuletzt die Sieger in den verschiedenen Gruppen zum entscheidenden Kampf zusammen. Der Doppellauf (Diaulos), in der 14. Olympiade eingeführt, wobei der Läufer beim Umbiegen um das Ziel Vorsicht anwenden mußte, um nicht zu stürzen oder zurückzubleiben, war schon kunstreicher; deßwegen waren auf der Seite des Stadiums drei Säulen aufgestellt, die erste dem Ablaufstand nahe mit der Inschrift: Sei der erste (*ἀρίστευε*), die zweite in der Mitte des Stadiums mit der Inschrift: Eile (*σπεῦδε*), die dritte am Ende mit dem Wort: Umgebogen! (*κάμψον*). Die Verdopplung des Diaulos ergab den Roßlauf (*δρόμος ἐφίππιος*), der die Weite des Wettrennens zu Pferde betrug. Der Langlauf (Dauerlauf, *δόλιχος*) — seit der 15. Olympiade — scheint meistens, wenigstens in Olympia, aus einem zwölfmaligen Diaulos (mehr als eine halbe deutsche Meile) bestanden zu haben, wiewohl auch verschiedene kleinere Zahlen von Umläufen genannt werden; nach Böckhs Vermuthung betrug er gewöhnlich 7 Stadien. Wie anstrengend er war, zeigt die Erzählung von Pausanias über den berühmten spartanischen Läufer Lados, der als Sieger im Dolichos bekränzt, bald nach vollendetem Laufe seinen Geist aufgegeben habe. Seine olympische Statue gehörte zu den vollendetsten Werken des berühmten Erzbildners Myron. Aehnlich der Platäer Euchidas, der an demselben Tage von Platää nach Delphi und wieder zurück (gegen 1000 Stadien) gelaufen sein soll, um das heilige Feuer vom Altar Apollons zu holen und dann sein Leben auszuhauchen. Am hervorragendsten waren hierin die Leistungen der Kreter; ein solcher war z. B. Philonides, ein Hemerodrome Alexanders des Großen, von dessen Bildniß in Olympia das Postament gefunden worden ist. Längere Zeit beherrschten in Olympia das Stadion Söhne des unteritalischen Kroton, das eine Zeit lang fast alle olympischen Sieger hervorbrachte. Dann waren Messenier acht Olympiaden nacheinander Sieger im olympischen Stadium. Die Zuschauer saßen auf einem künstlichen Erdwall an den Seiten des Stadion, den man in der späteren Zeit, weil die Böschung zum bequemen Zuschauen viel zu wenig Raum hatte, bedeutend erhöhte. Die Frauen durften nicht in die Altis; sie konnten nur von der anderen Seite des Alpheios aus die verworrenen Töne hören, die zu ihnen herüberdrangen. Nur einmal gieng eine Mutter, Pherenike, in der Verkleidung eines Athletenlehrers mit ihrem Sohn auf den Kampfplatz, vergaß sich aber, als derselbe siegte, und stürzte jubelnd auf ihn zu; die Todesstrafe wurde ihr aber erlassen, weil sie einem Geschlechte angehörte, in welchem der olympische Sieg seit Generationen erblich war. Durch den verborgenen überwölbten Eingang konnten

die Kampfrichter, die Wettkämpfer und ein Herold in feierlichem Zuge und vor jedem Gedränge gesichert in den Laufplatz eintreten. Die Kampfrichter (Ἑλλανοδίκαι) in Purpurgewändern saßen in der Nähe der Schranken, welche bei dem einfachen Lauf die Ziel-, beim Doppellauf die Ablaufschranken bildeten. In Sparta war der Wettlauf namentlich auch eine Uebung der Mädchen, „wenn sie nach Männerart (ἀνδριστί) sich gesalbt an der Fluth des Eurotas" (Theocr. XVIII, 23)[1]). Ein Knabe aus Milet, Polymnestor, vermochte fliehende Hasen einzuholen. Der Lauf konnte schließlich im Doppellauf zugleich (seit der 65. Olympiade) als Waffenlauf (ὁπλίτης δρόμος) geübt werden, weil er eine treffliche kriegerische Vorübung gewährte, nach alter Sitte mit rundem Schilde, Helm und Beinschienen, später, weil dies doch das schwerste und der freien Bewegung der Arme hinderlichste war, nur mit einem Schilde. Die Uebenden waren in der ältesten Zeit mit einem Schurz (Perizoma) gegürtet, später (von der 15. Olympiade an) ganz nackt[2]) (der erste ganz unbekleidete Sieger war

[1]) Die spartanischen Mädchen übten sich in den fünf Theilen des Pentathlon und wurden dabei immerhin etwas derber, als mit anmuthiger Weiblichkeit vereinbar erscheinen mag, jedoch ohne Schaden für ihre Schönheit vgl. S. 188.

[2]) Wir dürfen bei diesem Punkte nicht übergehen, daß mit dieser Sitte nach den Ergebnissen unbefangener Untersuchung die bedauernswertheste Seite griechischen Lebens theilweise zusammenhängt: das Laster der Knabenliebe (παιδεραστία), wie dies auch die Römer auffaßten, z. B. Cicero, der deswegen die Uebungen der Jugend in den Gymnasien absurd nennt (de rep IV, 4). Freunde der durch das griechische Alterthum vermittelten Bildung, wie der edle Fried. Jacobs (Vermischte Schr. III, 19 ff. 191 ff. 212 ff.), haben sich bemüht diesen Flecken wegzuwischen, und es wird festzuhalten sein, daß echte Schamhaftigkeit bei einem so sittsam erzogenen Volke mit dem Bewußtsein der Nacktheit nicht unvereinbar war und daß es zum ganzen Streben der Hellenen gehört, den Gegensatz zwischen Leiblichem und Geistlichem als einen lösbaren zu überwinden und auch das Sinnliche zu vergeistigen; so tanzte denn Sophokles um seiner vollendeten Schönheit willen beim salaminischen Siegesfest als 16jähriger Jüngling nackt als Reigenführer um die Trophäen; so trug Alexander auf der Küste von Ilion im Wettlauf um das Grab des Achilleus nach Plutarch kein Bedenken, sich jeder Hülle zu entledigen; so gab in Sparta die von sittlicher Zucht begleitete Entblößung der Jungfrauen bei den Leibesübungen ihnen, die von der eigenthümlichen Heiligkeit der Jugend schöner bekleidet waren, als von dichten Gewändern, einen nicht unedlen Stolz, daß sie an rühmlichen Bestrebungen ebenso wie die Männer Theil nehmen durften, obwohl Euripides in der Andromache (V. 694 ff.) den vorgeblichen Mangel an σωφροσύνη bei den spartanischen Frauen, zunächst der Helena, mit den nackten Hüften und losgebundenen Gewändern (γυμνοῖς μηροῖς καὶ πέπλοις ἀνειμένοις) in Zusammenhang bringt; es wird ferner festzuhalten sein, um der Entstehung der Sache näher zu treten, daß ein ursprünglich reines und edles Verhältniß, wie die Freundschaft zwischen Männern und Jünglingen, welches die Bestimmung hatte, diese, die Hörer (ἀΐτας), durch das Vorbild jener (der Liebende hieß der Einhauchende, Begeisternde, εἴσπνηλος) zur politischen Tugend, besonders zum Kampf wider die Tyrannen, zu erziehen (wie denn z. B. jene heilige Schaar, welche die Schlacht bei Leuktra entschied, aus Männern und Jünglingen bestand, die in solcher Liebe verbunden waren; wie König Philipp beim Anblick der von den macedonischen Lanzen bei Chäronea niedergestreckten Dreihundert ausgerufen haben soll: wehe dem, der argwöhnen wollte, daß diese etwas Schändliches gethan oder gelitten haben könnten! —) nur erst im Laufe der Zeit und mit dem allgemeinen Sinken der Sittlichkeit in so grauenerregender Weise hat ausarten können. Selbst die Freundschaft der Dichterin Sappho und ihrer Genossinnen ist auf ein unreines Verhältniß gedeutet worden. Otfr. Müller kommt zu dem Resultat, daß bei den nordhellenischen Völkerschaften dies eigenthümliche Verhältniß sich durchaus unbefangen und edel gebildet hatte, ehe das Laster, wahrscheinlich von Lydien her, in Griechenland bekannt geworden war, daß zwei von Grund aus verschiedene Elemente hier auf

Orsippos von Megara) und wurde dazu mit Oel eingerieben (eingeölt, ξηραλοιφεῖν). Ebenso war es beim Ringen auf dem sandbedeckten Boden. Einige Unterarten des Laufs, wie den Fackellauf, wobei nur derjenige Sieger war, dessen Fackel bis zum Ziel nicht erlosch, u. a. übergehen oder verschieben wir. Vom Fackellauf s. unten bei den Epheben.

Wenn der Lauf vorherrschend die unteren Gliedmaßen in Anspruch nimmt, so wird beim **Ringen** der ganze Körper angestrengt. Beim Lauf macht die Uebung das Meiste aus, beim Ringen gilt es auch ein Lernen. Dabei ist es eine „Schule für entschiedene und doch edle und ruhig feste Haltung des Geistes", für willigen Gehorsam gegen die Herrschaft desselben und die entscheidende Schlußübung im Pentathlon, ferner im Unterschied von Lauf und Sprung ꝛc. ein unmittelbarer Wettkampf zweier Personen. Weiter konnte es einen gewissen Edelmuth lehren, indem er den Stärkeren lehrte, im Siege schonend zu verfahren, dann auch den Widerstand gegen ein falsches Ehrgefühl üben, indem der junge Ringer, wenn er ihm aufgetragen wurde, auch den Kampf mit dem Stärkeren annahm. Die Regeln für den Ringkampf stammten nach Pausanias von Theseus (s. S. 201). Der Knabe muß bestimmte Stellungen lernen und sich aneignen, gewisse Griffe und Arten den Gegner zu fassen, dabei jeder seiner Bewegungen mit schnellem Blicke folgen, ihn in jedem Augenblick scharf beobachten, um jede Blöße, die er sich gibt, zu benützen, in Angriff und Abwehr regelrecht nach dem, was als zulässig, anständig und schön gilt, vorgehen, den Gegner, auch den stärkeren, durch verstellte Angriffe täuschen, durch kunstvolle Finten zu falscher Deckung veranlassen, ihm ein Bein unterschlagen, mit der Ferse in die Kniekehle schlagen, und ihn listig zu Fall bringen (nach dem Vorgang des Odysseus und Ajas (Hom. Il. 23, 710 ff.).[1]) Die Ringer standen sich zuerst mit Oel gesalbt und dann mit Sand oder Asche bestreut gegenüber. Eine große An-

seltsame Weise zusammenflossen. Wir erlassen es uns, über die Verbreitung und die Höhe des Uebels Näheres anzuführen. Am schlimmsten stand es in dieser Hinsicht bei den Kretern und Athenern; bei den Spartanern scheint das Verhältniß in guten Zeiten und lange ein reines gewesen zu sein. Ein hauptsächlich mitwirkender Grund lag wohl in der verglichen mit den heroischen Zeiten mehr und mehr zunehmenden Zurücksetzung der Frauen, indem der Mann mit den steigenden Ansprüchen, welche der Staat besonders in den demokratischen Republiken an ihn machte, immer mehr dem Familienleben entfremdet wurde. Auch ein Mittel gegen Uebervölkerung sollen einzelne Gesetzgeber darin gesehen haben (Aristot. Pol. II, 7, 4). Die Spartaner erhielten auch das Verhältniß der Geschlechter dem natürlichen näher. Ein solonisches Gesetz, das, wenn eine Nachricht bei Aeschines (in Timarch. p. 37) richtig ist, im Zusammenhang mit dieser Sache die Oeffnung der Palästren und Schulen vor Sonnenaufgang, ihren Schluß nicht gleich mit dem Sonnenuntergang und die Anwesenheit von Personen über dem Knabenalter in jenen Räumen bei schwerer Strafe verbot, scheint jedenfalls später außer Acht gekommen zu sein.

[1]) Ein Epigramm (Damageti) in der Anthologie von Jacobs läßt freilich einen spartanischen Knaben sich rühmen:

Jene siegen durch List, doch ich — spartanischen Knaben
Will ja solches allein ziemen — ich siege durch Kraft
(Κεῖνοι τεχναέντες· ἐγὼ γε μέν, ὡς ἐπέοικε
τοῖς Λακεδαιμονίων παισί, βίᾳ κρατέω).

zahl von Kunstausdrücken für die verschiedenen Formen der Bewegung (die σχήματα des Ringers) in Angriff und Abwehr mit List und Gewalt hat Grasberger (I, 349 bis 368 vgl. III, 177 ff.) zusammengestellt und erklärt. Nicht wenige derselben würden von einem heutigen Turner als roh verurtheilt werden, wie das Fingerzerbrechen (ἀκροχειρισμός), wobei sich zwei Personen bei den Händen zu fassen und durch Eindrücken der Finger niederzuwerfen suchten), das Würgen (ἄγχειν) 2c. Die verschiedenen Stellungen, Haltungen, Bewegungen, Wendungen wurden ohne Zweifel zuerst einzeln eingeübt und dann erst im Ringkampf in Anwendung gebracht. Eine besondere Art der Vorübung bestand im sogenannten Schattenkampf (σκιαμαχία), wobei der Kämpfer gegen einen eingebildeten Gegner die besten Stellungen und Bewegungen einübte. Schlagen während des Kampfes oder von den Zähnen Gebrauch zu machen war verboten, nicht aber in jedem Falle Stoßen. Zu einem vollständigen Siege gehörte, daß der Gegner dreimal geworfen wurde (Dreimalwerfen, τριαγμός). Während ein Paar sich übte, saßen oder standen die andern in geordneter Reihe auf der Seite zuschauend oder im Gespräch mit einander oder mit Erwachsenen. Auf den Wink des Pädotriben traten sie paarweise zum Ringen an und nachher wieder zurück. Uebermäßige Anstrengung zu verhüten lag immer in der Hand des Pädotriben, der die Paare bestimmte. Neben dem Ringkampf im Stehen (πάλη ὀρθή) bestand später auch der am Boden (ἀλίνδησις), welchen die Ringer fortsetzten, bis sich der eine durch Ausstreckung der Hand für besiegt erklärte. Als eigentlich würdig galt übrigens nur der Stehkampf, das Ringen im Liegen war nur Sache der Athleten. Eine eigenthümliche Methode einiger Athleten bestand darin, daß sie von Anfang an in ruhiger, fester Haltung ihre Arme auslegten, die Angriffe des Gegners durch geschickte Wendungen abwehrten und ihn mittelst dieser eisenfesten Schranken so ermüdeten, daß er zuletzt vom Kampfe abließ. So sagt man von Melankomas (unter dem Kaiser Titus), er habe zwei Tage ununterbrochen standhaft ausgehalten und auf diese Weise einen unblutigen und eben deswegen in seinen Augen um so ehrenvolleren, nicht der rohen Stärke, sondern der ausdauernden Spannkraft verdankten Sieg gewonnen. Bemerkenswerth ist, daß von ihm auch berichtet wird, er habe seinen Körper durch strenge Mäßigkeit gehärtet. Die Thebaner, die eine eigenthümliche Methode im Ringen hatten, siegten bei Leuktra eben als geschickte Ringer. Der Krotoniate Milon verdankte seinen weitverbreiteten Ruhm auch seiner Ringkunst. (Freilich war er auch berühmt durch das Maß dessen, was er nach der häßlichen Weise der Athleten an Speisen zu sich zu nehmen im Stande war.) Den ätolischen Rinderhirten Tithormos freilich versuchte er nach Aelian vergeblich zu beschämen, indem er einen Stier aus der Herde desselben griff und am Hinterfuße festhielt; denn Tithormos machte alsbald dasselbe Stück mit zwei Stieren zugleich. Aehnliches berichtet Pausanias von Polydamas, der nach neuerer Deutung einen Löwen mit den Händen erwürgend auf einem Postament nicht weit vom Haupttempel in Olympia dargestellt ist. Ein ebenso gefürchteter Gegner war Theagenes von Thasos.

Die dritte Hauptübung der Griechen war der Sprung und zwar meist als Weitsprung, bei den etwas älteren Knaben jedenfalls mit Hülfe der Hanteln (ἁλτῆρες, Sprunggeräthe), eine Uebung, welche wie das Ringen so ziemlich den ganzen Körper in Anspruch nahm und gewöhnlich nicht bloß die Schnellkraft des Körpers, sondern auch die Entschlossenheit des Geistes zu bewähren geeignet und in unzähligen Fällen des Lebens von hohem praktischem Werthe war. Die Hanteln waren, wie man namentlich aus alten Vasengemälden ersieht, von verschiedener Gestalt, meist wohl kolbenförmige Bleigewichte von 10 bis 15 Pfund, deren Hauptmasse bei vorgestreckten Armen noch vor der Hand lag, so daß die Verlegung des Schwerpunkts nach vorn es möglich machte, weiter zu springen, also den Sprung beschleunigte und zugleich den festen Stand beim Niederspringen erleichterte. Die in Olympia gefundenen Halteren bestanden nicht aus Metall, sondern aus einem grünen Stein. Obgleich nicht urkundlich bewiesen, ist es doch wahrscheinlich, daß vor dem Weitsprung ein Anlauf stattfand. Die Angaben der Alten über die Weite des Sprunges gehen übrigens fast ins Unglaubliche; ein Sprung von 52′ Weite wird dem Chionis zugeschrieben, Phayllus aber soll 55′ (= 13,75 Meter) weit gesprungen sein, wie z. B. in der von Jacobs herausgegebenen Anthol. Palat. append. N. 298 p. 851 angegeben ist: *εἰς εἰκόνα Φαΰλλου Κροτωνιάτου· πέντ᾽ ἐπὶ πεντήκοντα πόδας πήδησε Φάυλλος* fünfundfünfzig Fuß weit trug der Sprung den Phayllus. (Es war derselbe, der, ein dreimaliger Sieger in den pythischen Spielen, zweimal im Pentathlon, einmal im Wettlauf, bei Salamis das einzige Schiff befehligte, welches die Krotoniaten den Griechen zu Hilfe sandten, Herod. VIII, 47.) Das erklären unsere Turner für unmöglich, z. B. Waßmannsdorf, der als Vermuthung einiger Neugriechen anführt, daß dieser Sprung ein Dreisprung gewesen sei; ob es auch bei der Unterstützung durch ein erhöhtes Sprungbrett (*βατήρ*) physiologisch unmöglich sei, ist noch nicht dargethan; auch die Leistungen der Griechen im Laufe gehen über das hinaus, was uns als möglich erscheint; wie z. B. der Argeier Argeus im Dolichos zu Olympia siegte und noch an demselben Tag seinen Sieg in eigener Person in Argos verkündigte (vgl. S. 205). Homer erwähnt in der Ilias da, wo er die von Achill angeordneten Leichenspiele erzählt, den Sprung nicht, wohl aber in der Odyssee bei der Schilderung der fröhlichen Spiele der tanzkundigen Phäaken. Die Leistung des bei Aquä Sextiä in römische Gefangenschaft gerathenen Königs Theutobod, der über sechs Pferde wegzuspringen pflegte, mag immerhin gegen die des Phayllus weit zurückstehen; deßgleichen die des Herzogs Christoph von Bayern, der einen zwölf Schuh hoch von der Erde befestigten Nagel mit einem Fuß herabschlug und (im Jahr 1494) einen 364 Pfund schweren Stein, den man noch heute im Schloß zu München erblickt, aus freien Händen schleuderte; in der Centralturnhalle in Berlin sprang nach Pinder (in der umstehend angeführten Schrift S. 106) ein Offizier in voller Uniform von einem Sprungbrett aus die mit Hanteln beschwerten Arme vorgeschleudert 23 Fuß weit; aber eine von früher Kindheit an begonnene und stetig

fortgesetzte Uebung kann vielleicht doch auch eine solche über das Gewöhnliche hinausgehende Steigerung erklärlich machen.[1])

Um den rechten Arm noch besonders zu üben und zu stärken, fügte man zu den bisherigen drei noch zwei weitere Uebungen hinzu, das Diskus- und das Speerwerfen. Das erstere, dem Steinstoßen der Schweizer zu vergleichen, beschäftigte sich mit dem Diskos, einer einem runden Schilde ähnlichen, linsenförmigen Wurfscheibe von Stein oder von Eisen (im letzteren Fall *σόλος* genannt), später von Erz, von verschiedener Größe und Schwere. Die aus Erz gegossenen waren oft mit bildlichen Darstellungen geschmückt. Apollon und die ältesten Heroen, Theseus, Herakles rc. schwangen ihn, deßgleichen die homerischen Helden,[2]) auch die Phäaken. Später wurde der Diskuswurf fast nur im Pentathlon geübt, nicht mehr als Einzelübung. Der Diskus wurde zuerst in der linken Hand getragen, um die rechte nicht zu ermüden, dann aber, wenn der Augenblick des Schleuderns gekommen war, von dem ausholenden rechten Arm unter begleitender Drehung des ganzen Körpers nach unten und hinten, dann in mehr als einem Halbkreis nach oben und vorwärts geschwungen, um zuletzt von einem etwas erhöhten Standpunkt, der Balbis, aus mit äußerster Kraft zu sausendem Wurf nach vorn geschleudert zu werden, in einem Winkel gegen oben, damit er nicht zu früh zu Boden falle, da man die Weite und nur um ihretwillen die Höhe erstrebte. Wo der Diskus zuerst zu Boden fiel, wurde ein Zeichen gemacht, und das weiteste Zeichen gewann den Sieg. Von dem berühmten Springer Phayllus wird ein Diskuswurf von 95 Fuß erwähnt, von Andern noch erheblichere Leistungen. Besonders beliebt war der Diskus bei den Spartanern, theils als Vorbereitung für den Krieg, weil der Steinwurf im Kampf oft sehr wirksam war, theils als ein Haupttheil des Pentathlon.

Die hauptsächlichste Angriffswaffe war schon in den ältesten Zeiten der Speer, dessen verschiedene Benennungen sich wohl nicht nach sächlichen Unterscheidungen durchführen lassen. Der Knabe übte sich ihn zu werfen im Gymnasion unter Aufsicht und Leitung des Pädotriben; der Mann trug ihn beim Ausgehen überall, er war seine Ehre. In den öffentlichen Spielen wurde der Speerwurf nur als Theil des Pentathlon geübt, auf der Jagd und im Krieg war er die Hauptwaffe. Der Speerschwinger stand aufrecht in gerader Haltung, die rechte Schulter und den rechten Fuß etwas rückwärts, faßte den Speer wagrecht in der Mitte, hob ihn empor

[1]) A. Böttiger, Olympia 1883 schreibt S. 107. „Herr J. B. Martin, Präsident des Londoner Athletic Club konstatiert unter Anderem, daß in Hartwich im Jahr 1861 ein Freisprung von 49 Fuß 3 Zoll (engl.) geleistet wurde, der mithin hinter dem des Phayllos nicht viel zurückbleibt. Andere überaus erhebliche Leistungen findet der Liebhaber in Depping's von französischem Standpunkt aus geschriebenem Werke „Wunder der Körperkraft“ verzeichnet. Wir führen aus demselben nur den Bericht über den indischen Greis an, der mit einem Satze über den Rücken eines ungeheuren Elephanten sprang, zu dessen Seiten fünf oder sechs der größten Kameele standen, der aber wehmüthig klagte, daß er durch Alter und Gebrechen jetzt aller Kraft beraubt sei.

[2]) Ihr Diskos erscheint als eine runde eiserne Masse, eine wirkliche Kugel.

bis zur Höhe des Kopfes, schwang ihn zuerst rückwärts und schnellte ihn dann mit aller Kraft vorwärts, gewöhnlich einem bestimmten Ziele zu oder auch bloß in die Weite hinaus, sei es im Kernwurf, geradeaus, oder im Bogenwurf, in größere Entfernung. Der Knabe oder Jüngling wurde zugleich auch unterwiesen, den Schild geschickt zu handhaben, so daß er sich gegen das feindliche Wurfgeschoß sicherte.

Die bisher beschriebenen fünf Uebungen machen die Bestandtheile des Pentathlon aus, welche Simonides in dem Verse zusammenfaßte: *ἅλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην.* Ursprünglich aber wurde bei den olympischen Spielen die 14 ersten Male nur der Wettlauf abgehalten, weshalb die Olympiaden auch nachher nach den Siegern im Lauf, dem Stadium, benannt wurden. Nach der Einführung des Pentathlon in der 18. Olympiade war es der Sprung, der in der langen Bahn des Dromos je gegen Mittag unter der Begleitung der den Schwung und die Energie steigernden, den Springer beflügelnden Flöten die Reihe der Kämpfe begann. (Zu den Wettkämpfen der Knaben sendeten die Städte auch eingeübte Knabenchöre ab, welche bei dem Opfer die Hymnen an die Götter sangen.) Darauf folgten drei weitere, nicht ganz in der Ordnung, wie sie Simonides aufführt,[1]) als letzter jedenfalls der anstrengendste und entscheidende, der Ringkampf. Das Pentathlon war der Kern und die Blüte der antiken Gymnastik, in Sparta die allein zugelassene und gepflegte Form; nächst den Spartanern liebten es die Aegineten, und von den Preisrichtern in Olympia (den Hellanodiken) waren drei besonders für das Pentathlon bestimmt, das allen Kräften des Körpers die günstigste Gelegenheit zu ihrer Entwicklung und Stärkung bot. Die Knaben jedoch wurden nur einmal, in der 38. Olympiade, zum Pentathlon zugelassen und nachher nicht wieder, ohne Zweifel weil es zu große Anforderungen an sie stellte. Nachher trat wahrscheinlich an die Stelle des Pentathlon für die Knaben der Diaulos; jedenfalls wurde ihr Wettkampf wesentlich erleichtert. Nach Pinder war einer der Gründe die Eifersucht der Eleier auf den ersten Knabensieger, einen Lacedämonier. Ein messenischer Knabe, Damiskos, gewann in der 103. Olympiade zwölfjährig den Sieg im Wettlauf. Das Pentathlon wurde gegen Mittag begonnen und ursprünglich an Einem Tage durchgeführt; als aber bei der Feier der 77. Olympiade das Rosserennen und der Fünf-

[1]) Nach neuerer Untersuchung kam der Speerwurf als Zweites vor dem Lauf, der Diskus als Vorletztes vor dem Ringkampf, also: Sprung, Speerwurf, Lauf, Diskus, Ringen. S. die gründliche Schrift von Pinder: Ueber den Fünfkampf der Hellenen 1867 (vgl. Grasberger III, 183 ff.), in welcher die zwei ersten Kämpfe nur wie Vorspiele erscheinen zum Zweck der Zulassung in die Vierzahl der Kämpfer des engeren Systems (zuerst eine Normalleistung im Sprung, über deren Maß sich keine Bestimmung findet, nur daß man weiß: ein Raum von bestimmt gemessener Weite war vorher abgegrenzt; dann vielleicht ebenfalls eine Normalleistung im Speerwurf. Pinder S. 80 f.); im dritten Kampf, dem Lauf, welchen nur diejenigen mitmachen durften, welche die vier besten Speerwürfe gethan, fiel dann einer der Theilnehmer durch, so daß es nur noch drei waren, im vierten, dem Diskus, ein weiterer, so daß für das Ringen nur noch zwei übrig blieben, welche dann den entscheidenden Kampf miteinander zu bestehen hatten.

kampf solange währten, daß die Pankratiasten erst sehr spät auftreten konnten und die Kämpfe bis tief in die Nacht hinein dauerten, da entschloß man sich die Wettkämpfe auf mehrere Tage zu vertheilen; der erste und fünfte Tag wurde den Opfern und Processionen gewidmet zur Schaustellung des Reichthums und der Machtfülle der einzelnen Gaue, die drei mittleren den verschiedenen Kampfesarten: der zweite Tag den gymnischen und ritterlichen Wettkämpfen der Jugend, der dritte dem Wettlaufen, Ringen, Faustkampf und Pankration der Männer, der vierte der Fortsetzung des dritten, dem Pferderennen, Pentathlon und dem Laufe der Bewaffneten. Die Dankopfer der bekränzten und feierlich ausgerufenen Sieger am fünften Tage, die Aufzüge der Theoren, das Festmahl, welches die Eleier im Prytaneum den Siegern gaben, leisteten das Höchste in Glanz und Pracht. Aristoteles sagte, die schönsten Menschen seien die Pentathlen (die Sieger im Fünfkampf), weil sie zur Kraft und zur Schnelligkeit zugleich befähigt seien. Es fehlte deßhalb nicht an Beispielen von schwächlichen jungen Leuten, die später, durch Gymnastik gestärkt, Siegespreise davontrugen. Nach Philostratus (Gymnast. ed. Kayser Vol. II, p. 285) kam es vor, daß derselbe Mann in acht oder gar in neun Olympiaden mitkämpfte.

Roher als die bisher genannten Uebungen war der Faustkampf, vollends wenn die Hände mit allerlei Bewehrungsmitteln, mit harten, scharfeinschneidenden, später gar mit eisernen Nägeln besetzten Riemen umwunden waren. Der Kampf führte oft zu den schwersten Verletzungen, namentlich der oberen Theile des Körpers (Wangen und Zähne, Schläfe und Ohren); gleichwohl wurden die Sieger (πύκται) hochgepriesen, und selbst an der Statue des olympischen Siegers versäumten die Künstler nicht das zerhauene Ohr nachzubilden. Auch in Olympia hat man zwei solche durch ihre Ohren charakterisirte Faustkämpferköpfe gefunden. Man vergleiche die anschauliche Schilderung des Faustkampfes zwischen dem Bithynier (Bebryker) Amykos und dem Tyndariden Polydeukes bei Theokrit (XXII, 27—134), ferner den Kampf zwischen Theagenes und dem wilden Aethiopier in Heliodors äthiopischer Geschichte (Buch X). In der nachhomerischen Zeit enthielten sich desselben die Dorier, und der unblutige Sieg, wenn der Gegner als ermüdet oder überlistet sich für besiegt erklärte, galt als der schönere. Gymnasion und Paläſtra ließen den Faustkampf (und das Pankration) nicht in allen Staaten, in Athen wenigstens nicht als allgemeine Forderung zu. In Sparta war beides gänzlich verboten. Pausanias erzählt von einem Knaben aus Elis, Hippomachos, der drei Gegner mehr durch Ermüdung als durch Schläge überwand, wie Melankomas (S. 208), ohne selbst einen Schlag davon zu tragen. Mit dem Faustkampf war die Agonistik in Gefahr, in die Athletik überzugehen, welche zwar Siege in den öffentlichen Spielen bringen konnte und infolge dessen einen mächtigen Reiz in sich trug, aber in ihrer einseitigen Richtung auf Steigerung der Körperkraft fern davon war, eine reingriechische Erziehung, jenes harmonische Gleichgewicht Leibes und der Seele zu fördern, vielmehr das, was zu

edler Bildung führen sollte, zum Handwerk herabwürdigte (vergl. Jacobs verm. Schr. III, p. 18 f. 180 ff.) Noch mehr gilt dieses Urtheil von dem Gesammtkampf, Pankration, das Ring- und Faustkampf vereinigend, eigentlich nur Sache der Athleten von Beruf, also des echten Griechen unwürdig war. In Olympia wurde der Faustkampf in der 23., das Pankration in der 33. Olympiade eingeführt; in der 142. Olympiade (200 v. Chr.) wurden die Knaben sogar zum Pankration zugelassen. Um ihren Leib wuchtiger zu machen, mästeten sich die Athleten förmlich auf eine unglaubliche Weise (vergl. S. 208).

Von dem Staub und Schweiß, welche die anstrengenden Uebungen brachten, reinigte man die Glieder natürlich im Bade, wozu die Einrichtungen mit dem Gymnasion verbunden zu sein pflegten. Zunächst entfernte man den Schmutz mit dem Schabeisen oder Striegel (*στλεγγίς, ξύστρα*, woher der berühmte *Ἀποξυόμενος* des Lysippos). Das Schwimmen übte man im See- oder Flußbad; weder schwimmen noch lesen können (*μήτε νεῖν μήτε γράμματα*) war ein Zeichen gänzlichen Mangels an Bildung; Aristoteles preist mit eingehender Begründung das Baden im Meere. Außer dem kalten Bad erfrischten sich aber schon die homerischen Helden im warmen, in der Badewanne, und später mit der steigenden Verweichlichung strömte man vollends den warmen Bädern zu, so daß Aristophanes darüber spottete, während er über die Entvölkerung der gymnastischen Uebungsplätze klagte. Neben den täglichen Bädern im Eurotas ließ man in Sparta nur von Zeit zu Zeit trockene Schwitzbäder zu.

Als eine besondere Art von Leibesübung mag die spartanische Sitte betrachtet werden, nach welcher man die Knaben, um sie an die Ertragung von Schmerzen zu gewöhnen, am Feste der Artemis Orthia alljährlich geißelte (*διαμαστίγωσις*). Wer am längsten aushielt, ohne das geringste Zeichen von Schmerz blicken zu lassen, erhielt als Bomonikas einen Preis. Es gaben manche unter den Schlägen den Geist auf (was Plutarch — Lyc. 16,5 — noch selbst mit angesehen hat), ohne eine Miene verzogen zu haben.

Für die mit unsern landesüblichen Vorstellungen schwer vereinbare Bedeutung der öffentlichen Spiele erwäge man, daß wer in einem der vier heiligen (amphiktyonischen = nationalen) Spiele, den olympischen, pythischen, nemeischen oder isthmischen gesiegt hatte, eben damit das Prädikat Hieronikes errang und in mehreren Staaten im Prytaneum gespeist, von den Dichtern — man denke an Pindaros, den größten lyrischen Sänger der Griechen, und Simonides — mit unsterblichen Siegesliedern, von den Künstlern mit ehernen und marmornen Standbildern, welche sogar die entscheidenden Momente des Wettkampfs und die Stellungen, in denen der Sieg gewonnen worden war, darstellten, verherrlicht wurde (s. Corn. Nep. Chabr. 1, 3), wer aber in allen vier heiligen Spielen gesiegt und so die Periodos vollendet hatte, Periodonikes hieß, eine Ehre, welche alle derartigen Würden in Griechenland überstrahlte. Wie das Wasser das köstlichste unter den Elementen ist, singt Pindar, wie das Gold das höchste unter

den Schätzen menschlichen Besitzes, so mögen wir keinen edleren Kampf besingen, als den von Olympia.[1])

Die Preise, welche bei den großen Nationalspielen auf den Rath des delphischen Orakels, bei welchem man ausdrücklich angefragt hatte, eingeführt wurden, bestanden hellenischer Humanität gemäß aus Oliven- (Olympia), Lorbeer- (Pytho), Eppich- (Nemea), Fichten- (Isthmos) Kränzen, welche den Siegern — in Olympia durch einen der aus den angesehensten Geschlechtern der Eleer gewählten Kampfrichter, der Hellanodiken — anfänglich war es nur Einer, später neun, je Einer aus den neun Stämmen von Elis, dann zehn, und auch diese Zahl wechselte mit der steigenden und fallenden Macht von Elis — im Namen der Gottheit auf das Haupt gesetzt wurden, das er zuerst mit einer wollenen Binde umwand, während die homerischen Wettkämpfer noch die Aussicht auf materiellere Belohnungen hatten und in der späteren Zeit die Athleten sich nicht scheuten, bei den Zuschauern Geld einzusammeln und „zu dem reinen Gold des Ruhmes die Scheidemünze der Bettelei zu fügen". Geldpreise wurden im allgemeinen als *θέματα* bezeichnet. Die olympischen Sieger erhielten auch noch den Palmzweig in ihre Rechte. Bei dem musikalischen Wettstreit an dem athenischen Sommerfest der Panathenäen wurden Preise von bedeutendem Geldwerth ertheilt, als erster ein goldener Kranz von 1000 Drachmen Werth nebst 500 Drachmen baar und vier weitere von niedrigerem Werth; anderswo Waffen, Gefäße, Pferde u. dgl. Als panathenäischen Siegespreis gibt sodann eine Inschrift aus der 100. Olympiade für den ersten Sieger von den Knaben 30 Oelkrüge an, für den ersten von den Jünglingen (*ἀγένειοι*) 48, von den der Athene heiligen Oelbäumen (*μορίαι*) in der Akademie, ein Preis, der immerhin bei dieser feinsten Oelsorte auch von bedeutendem Geldwerth war. Schon in den Schulen gab es Preise und Belohnungen des Verdienstes für Lehrer und Schüler, hauptsächlich Kränze, für hervorragende Lehrer wie für ausgezeichnete Staatsmänner auch Ehrensäulen, oder auch nur die Erlaubniß, solche (Porträtstatuen) für sich aufzustellen, was freilich später durch maßlose Steigerung auch mißbraucht wurde, so daß „ein förmlicher Wald von bronzenen Statuen" in Athen heranwuchs. Cimon durfte nach der Einnahme von Eion am Strymon zum Andenken daran in der Stoa der Hermen an der Nordseite der Agora drei solche mit bezeichnenden, wahrscheinlich von Jon gedichteten metrischen Inschriften aufstellen lassen. Es galt im allge-

[1]) Die höchsten Festspiele waren die olympischen und pythischen, die letzteren nach dem Sieg des Apollon über den Drachen Python genannt, jene eine Verklärung der gymnastischen, diese der musischen Bildung; nach dem Isthmos, in dessen heiligem Fichtenhaine die isthmischen Spiele gefeiert wurden, reiste einmal sogar Sokrates, der sonst die Heimat nicht zu verlassen pflegte; Nemea sah den denkwürdigen Moment, als Philopömen gerade da eintrat, wie der arkadische Kitharöde Pylades den Vers aus dem Nomos Persai sang: bringend der Freiheit herrlichen Schmuck, den gewalt'gen für Hellas (*κλεινὸν ἐλευθερίας τεύχων μέγαν Ἑλλάδι κόσμον*). Themistokles aber erklärte, als er nach der Schlacht bei Salamis in das Stadion zu Olympia eintrat und in der Festversammlung, der größten, die es in Hellas gab, mit Jubel empfangen und den anwesenden Fremden unter Beifallklatschen gezeigt wurde, seinen ihn umgebenden Freunden, nun genieße er die Früchte seiner Bemühungen um Hellas.

meinen für die großen Kampfspiele die Regel, „daß ein dreimaliger Sieger in ganzer Größe und voller Treue dargestellt werden dürfe". Von Olympia führt Pausanias, der 600 Jahre nach des Phidias Tod die halbausgestorbenen Städte Griechenlands durchwanderte und dem wir infolge dessen auch die Beschreibung von Olympia und damit die unschätzbare, wenn auch hie und da unrichtige Urkunde unserer Kenntniß desselben verdanken, mehr als 230 Siegerstatuen nur als die namhaftesten an. E. Curtius spricht im März 1882 von mehr als 400 aufgefundenen Inschriften. Dem echten Hellenen war der olympische Siegeskranz der Inbegriff aller menschlichen Glückseligkeit, wozu dann noch als besondere Auszeichnung der feierliche Einzug in die Heimat, in deren Stadtmauern man zu diesem besonderen Zwecke eine Oeffnung angebracht hatte, weil eine Stadt mit solchen Bürgern zu ihrem Schutze keiner Mauern bedürfe, auf einem Viergespann mit weißen Pferden kam, dem Fackelträger vorangiengen und ein zahlreicher Zug folgte, deßgleichen die lebenslängliche Speisung im Prytaneum, Abgabenfreiheit, ein Ehrenplatz im Theater 2c. Wir erinnern an das Staunen der Perser, als sie von diesen Preisen hörten (Herod. VIII, 26). Der sicherste Schutz solcher Gaben, sagt Plutarch, ist ihre Geringfügigkeit; eine Ehrenbezeugung soll nicht ein Lohn sein, sondern ein dauerhaftes Zeichen. Uebrigens war der Fünfkampf nicht bloß in den vier großen hellenischen Festspielen aufgenommen, sondern auch in vielen andern, wie zu Byzantium, Pergamon, Perinthus, Phlius, Thespiä, wie denn Pinder 13 solche Städte aufzählt.

Um die Bedeutung der Festspiele der Griechen richtig zu würdigen, berücksichtige man noch die besondere Art derselben. Ihre religiösen Feste und Siegestage — mit Festspielen und Aufzügen wurden sie begangen; auch die Götter liebten ja die Spiele (*φιλοπαίγμονες καὶ οἱ θεοί* Plat.); Centrum der Feier waren nicht festliche Mahlzeiten, sondern Wettkämpfe. Die gottesdienstlichen Handlungen zu Olympia culminirten im Hauptopfer des Zeus; da brachten dann nicht bloß die Eleer und die Theoren der Staaten, die zur Mitfeier abgeordnet waren, sondern auch Privatleute, seien es Agonisten, seien es Zuschauer, feierliche Opfer dar, und auf diese folgten die großartigen Wettkämpfe. Als die zehntausend Griechen, welche mit dem jüngeren Cyrus gegen den Großkönig gezogen waren, nach Ueberwindung der größten Gefahren das Meer, nach welchem ihr Herz sich gesehnt hatte, wieder erblickten, was war das Erste, womit sie ihrer Freude und ihrem Danke gegen die Götter Ausdruck gaben? ein Festspiel mit Wettlauf und Wettrennen. Den ältesten Ueberlieferungen gemäß feierten die Griechen die Feste der Götter neben den Opfern in feierlichem, durch einen Herold angekündigtem Gottesfrieden (*ἐκεχειρία*) — den Landfrieden zur Zeit der olympischen Feste hütete Sparta mit den Waffen, die Landschaft Elis aber war ein neutrales Gebiet, hatte also beständige Festzeit (*ἱερομηνία*), und Heere, welche durchziehen wollten, mußten beim Eintritt in das Land ihre Waffen abgeben, um sie erst an der entgegengesetzten Grenze wieder zu bekommen — mit Darstellungen der verschiedenen Arten jeder, auch körperlichen Tüchtigkeit, in welchen sie eben auch gött-

liche Geschenke erkannten. Neben dem Besten, was das Feld erzeugte oder des Menschen erfindungsreicher Sinn zu schaffen wußte, wurden natürlich auch die köstlichsten aller Güter, deren der Staat sich erfreute, den Göttern geheiligt, die männliche Tüchtigkeit seiner Bürger und die Jugendkraft des nachwachsenden Geschlechts. Die Frische leiblicher Gesundheit, Schönheit der Gestalt, ein fester und leichter Schritt, rüstige Gesundheit und Schwungkraft der Glieder, Ausdauer im Lauf und Kampf, ein helles, muthiges Auge und jene Besonnenheit und Geistesgegenwart, welche nur in täglicher Gewohnheit der Gefahr erworben wird, diese Vorzüge galten bei den Griechen nicht geringer, als Geistesbildung, Schärfe des Urtheils, Uebung in den Künsten der Musen (E. Curtius). Da vergaßen sie dann [wenigstens auf kurze Zeit], sagt Isokrates (Paneg. 12), ihre Feindschaften, um sich zu gemeinsamen Gebeten und Opfern zu vereinigen, alte Gastrechte zu erneuern und neue Verbindungen anzuknüpfen, den Heimatstolz mit nationalem Sinne zu verschmelzen. Zuschauen durften in Olympia alle Hellenen, soweit sie nicht durch Blutschuld oder Gottesfrevel belastet waren oder den elischen Gottesfrieden verletzt hatten, selbst Sklaven und Barbaren, von Seiten der Dorier auch Jungfrauen, aber nicht Frauen. Auch da Hieron von Syrakus es versäumt hatte, sich dem Freiheitskampfe gegen die Perser anzuschließen, veranlaßte Themistokles die Griechen, ihm die Ehre der Theilnahme zu versagen. Die bekränzten Sieger wurden, nachdem sie am Altar des Zeus ihr Dankopfer dargebracht, als hochbeglückte Gäste des olympischen Gottes im Speisesaal des Prytaneion bewirthet, und außerhalb der Altis ertönten die Fluren weithin in den mannigfachsten Mundarten von den Jubelgesängen der mitfeiernden Menge, die aus allen Landschaften Griechenlands, aus Kleinasien, Nordafrika, Sicilien, Italien, Gallien auf bekränzten Festschiffen zusammengekommen war. Und

„Alle die griechischen Städte durchbrauste der Name des Siegers,
Unermeßlicher Werth wurde dem einfachen Kranz.“ (G. Pfizer.)

Schulfeste hatten ja schon Knaben und Jünglinge gefeiert, die dem Hermes geweihten Hermäen, um nach den Opfern ihre gymnastischen Leistungen zu zeigen (vgl. oben S. 201), die Museien, um Hymnen zu singen an Apollon und Athene. Welche Eindrücke mußte es hinterlassen, wenn z. B. in Athen an den je im fünften Jahr gefeierten, mit der steigenden Macht der Stadt immer glänzender entwickelten, infolge der Reformen der Pisistratiden durch die Kunst der Rhapsoden, von Perikles als Festordner durch musikalische Wettkämpfe verschönerten großen Panathenäen von den angesehensten, durch Wohlgestalt noch im Alter hervorragenden Männern mit Oelzweigen in den Händen (*θαλλοφόροι*) in weißen Gewändern geführt, vom Kerameikos aus mit Aufgang der Sonne auserlesene Jungfrauen in Procession mit dem Prachtgewand des Peplos, welcher in kunstreicher Stickerei auf purpurnem oder krokosfarbenem Grunde als Hauptgegenstand den Gigantenkampf unter Anführung

der Athene darstellte, und mit den Opfergeräthen als Korbtragende (κανηφόροι) den Weg zur Burg hinanzogen, nach ihnen edle Jünglinge mit den Opferthieren und dann die der Flöte und der Kithara Kundigen, nach deren Tönen die Schaaren sich bewegten, ferner die bewaffneten Männer auf Kriegswagen, die Sieger in den Wettkämpfen der vorhergehenden Tage, alle bekränzt, und in langen Reihen die gewandten Reiter, die den stolzen Zug zusammenhielten und schlossen, dann in glänzender Ausrüstung die Festgesandtschaften der befreundeten Staaten; wenn hierauf die feierlichen Weisen der um den Altar geordneten Chöre von Männern und Frauen, Jünglingen und Jungfrauen die Herzen zur Empfindung der Hoheit der Gottheit erhoben, welcher die Feier galt, und zugleich tanzende Reigen um den Altar sich schlangen. An allen diesen Festen aber gaben die feierlichen Kampfspiele der blühenden Jugend Gelegenheit, ihre Leistungen in den verschiedenen Künsten, die den herrlichen Jüngling schmücken, vor allem Volk wetteifernd zur Schau zu stellen. Und solche Feste wiederholten sich die Jahrhunderte hindurch überall, wo griechische Volksgenossen sich als zusammengehörig erkannten und ihrer großen Vergangenheit gedachten, und sie mußten ja mächtig dazu mitwirken, das nationale Bewußtsein, das Vaterlands- und Ehrgefühl lebendig zu erhalten und zu stärken. Erst unter Theodosius dem Großen wurde das olympische Fest, nachdem sein innerer Glanz schon lange erloschen war, zum letztenmal gefeiert (im Sommer 393) und dann als ein heidnisches verboten, wiewohl noch Theodosius II. Anlaß hatte, Feuer an den Tempel von Olympia zu legen, und 140 Jahre nach dem Verbot des Theodosius auch Justinian durch die noch immer unter der Asche glimmende Glut der alten Begeisterung sich genöthigt sah, dasselbe noch einmal zu erlassen.

Das zweite Element in der Knabenerziehung ist, wie schon oben S. 196 ausgesprochen wurde, das musische, geistige, welches zweierlei in sich schloß, sprachliche und musikalische Bildung nebst einigen Realien, und die Besprechung derselben gehört also als nothwendige Ergänzung zur Darstellung der Erziehungsmittel der griechischen Knaben.

Mit dem Grade der Schätzung des intellektuellen Unterrichts gegenüber der gymnastischen Ausbildung steht im Verhältniß die Beschaffenheit der Räumlichkeiten, der Schulen (διδασκαλεῖα, γραμματοδιδασκαλεῖα; σχολή zuerst Muße, Studium, dann Schule; διατριβή zuerst Beschäftigung, Studium, dann Lehrzimmer; πέμπειν εἰς διδασκάλου), die allerdings geräumig gewesen zu sein scheinen; bei dem ersten Unglück, von welchem uns Nachrichten aufbewahrt sind, begrub die Decke (von dem Faustkämpfer Kleomenes, dem griechischen Simson, mittelst des Hauptpfeilers eingestürzt, weil ihm der olympische Sieg abgesprochen worden war) 60, bei dem andern (Herod. VI, 27) 119 Knaben. Das διδασκαλεῖον diente dem grammatischen und dem musischen Unterricht wie die Paläſtra den Leibesübungen. Andererseits konnte als Elementarschule schon eine freie Stätte dienen, auf welche die Bänke oder (versetzbare) Schemel für die Schüler gestellt werden konnten, und sogar Fälle, daß Lehrer und Schüler der

Elemente auf offenem Platze auf den nackten Steinen saßen, waren nicht ohne Beispiel; ein solcher Lehrer wurde später χαμαιδιδάσκαλος genannt. Für die höheren Stufen des Unterrichts waren auch die Lokale anständig eingerichtet und in den Gymnasien fehlte namentlich nicht leicht ein Heiligthum der Musen, deren Priester der Vorsteher der Schule war; daher die Aeußerung jenes Musiklehrers, der auf die Frage, wie viel er Schüler habe, antwortete: mit den Göttern sind es zwölf; er rechnete zu seinen zwei Schülern die 9 Musen und den Apollon hinzu. In den Gymnasien fanden sich gewöhnlich auch die Bildsäulen der Stifter einer solchen Anstalt, oft auch berühmter Lehrer oder Schriftsteller, wie z. B. des Herodot. Es hatte aber jede Stadt mindestens Ein Gymnasium, also Gärten mit großen Uebungsplätzen, Baumgängen, Hallen mit Heiligthümern, Altären und Bildsäulen, für Götter und Heroen, deren Namen das Gymnasium trug, zuerst für Hermes und Herakles, dann für Apollon und Athene, für Eros, für die Musen. Größere Städte wie Athen hatten mehrere Gymnasien. Es wurden dort die vorstädtischen Gymnasien auch zu ernsten Zusammenkünften geistesverwandter Bürger, zu anregendem und belehrendem Verkehr zwischen Männern und Jünglingen benutzt. An Geräthschaften waren in den besser ausgestatteten Lokalen vorhanden Bänke, βάθρα, für die Schüler und ein erhöhter Stuhl, θρόνος, für den Lehrer, der jedoch manchmal auch stehend unterrichtete oder sich nur dann erhob, wenn er warm wurde; sitzend zu unterrichten galt für würdevoller. Dazu kamen dann allerlei Geräthe und Unterrichtsmittel, auch an den Wänden aufgehängte, Bücherrollen, Tafeln, weiß angestrichene Schreibtafeln, Rechenbrett, die Lyra mit der gewölbten Fläche gegen die Wand gekehrt, Schalen zu einer bescheidenen Erfrischung &c. Auch die bedeutsame Ruthe durfte in der griechischen Schule nicht fehlen, wiewohl die Vasengemälde am häufigsten den Stock in die Hand des Pädotriben legen. Für den höheren Unterricht gab es Veranschaulichungsmittel wie z. B. Bilder zu homerischen Scenen mit beigeschriebenen Worten zur Erklärung, eine gedrängte Darstellung der hellenischen Mythologie, welche O. Jahn nachgewiesen hat, also z. B. auf dem Relief für das erste Buch der Ilias: Chryses, der den Agamemnon um Loslassung seiner Tochter anfleht (mit der Unterschrift Ἀγαμέμνων, Χρύσης; ἄποινα); für das zweite die Schiffe der Achäer mit Odysseus, der den Thersites schlägt; für das dritte Aphrodite, die den Paris vor Menelaus rettet, &c. In ähnlicher Weise war auch die Odyssee behandelt; ferner, allerdings aus viel späterer Periode (Zeit des Tiberius), als Unterrichtsmittel für die Jugend in der Chronologie, die tabula Iliaca des Theodoros, Tafeln welche chronologische Angaben aus der griechischen und römischen Geschichte enthalten und nach Lehrs (Liter. Centralbl. 1874 N. 20.) eben den Jugendunterricht fördern sollten. Einen anziehenden Einblick in eine athenische Schulstube gewährt die Schale des Duris (aus der Zeit des peloponnesischen Krieges, jetzt in der Vasensammlung zu Berlin), wo Unterrichtsformen dargestellt sind (s. Michaelis, Archäologische Zeitung 1873, S. 1 ff.): ein junger Mann corrigirt die Niederschrift des Schülers, ein anderer

unterweist den Knaben im Flötenspiel; ein weiteres Bild zeigt einen Knaben, der aufgegebene Dichterworte einer Schriftrolle dem Lehrer hersagt, und wie ein anderer auf der siebensaitigen Lyra kitharistische Unterweisung empfängt; ein Kreuz dient wohl als ein Winkelmaß zur Hindeutung auf den Unterricht in der Geometrie.

Die Ertheilung des musischen Unterrichts, welche, was die Anfänge betrifft, für die erste Altersstufe dem Hause, in einzelnen Fällen sogar der Mutter zufiel und bei günstigen Verhältnissen auch in die Jahre des Knabenalters hinein dem Hause verblieb, wurde in der Regel durch Leute besorgt, welche das Lehren als ihren Beruf betrieben. Von Sparta gilt dies nicht, sofern nach spartanischem Princip die Jugend ihre Geistesbildung nur den älteren Staatsbürgern, ihrer Unterweisung und ihrem Umgang verdanken sollte. Bei dem Ausdruck Lehrerberuf in Bezug auf die übrigen Griechen darf man sich jedoch nicht Verhältnisse denken, wie die modernen. Leute, welche in der Jugend sich etwa aus innerer Neigung für den Beruf des Lehrers entschieden, Anstalten zur Vorbereitung auf denselben besuchten, eine Prüfung ihrer Tüchtigkeit bestanden und von irgend einer Behörde dazu gewählt und nachher in ihrem Wirken unmittelbar beaufsichtigt wurden, solche Lehrer gab es nicht. An Einrichtungen, Ordnungen, Anstalten dieser Art fehlte es bei den Griechen, wenn auch nicht an der Oberaufsicht des Staates; der Unterricht war ein freies Gewerbe, wie auch die Wahl der Lehrer in Athen dem freien Ermessen der Eltern anheimgestellt blieb. Zur Ertheilung von Elementarunterricht entschloß sich insgemein nur, wer keine andere Wahl hatte. Wenn eine Schule einmal bestand, so übernahm sie nach dem Abgang des bisherigen Lehrers etwa sein Unterlehrer oder wer sonst sich das Vertrauen der Eltern erwarb. Lehrer zu werden war auch deßwegen kein leichter Entschluß, weil der Lehrer schon eben aus dem Grunde, weil er sich bezahlen ließ, gering geschätzt wurde. Ein bezahltes Gewerbe ziemte nach griechischer Ansicht eigentlich nicht dem Freien, sondern nur dem Unfreien, es war banausisch, jener ἀργία, die dem Freien ziemte, entgegengesetzt. Der Bürger konnte ein Fabrikgeschäft besitzen und betreiben, aber die Arbeit darin besorgten seine Sklaven, jedenfalls Ortsfremde. Es war immerhin ein mahnendes Wort Hesiods, das aber noch nicht in die allgemeine Volksansicht übergegangen war, wenn er in den Werken und Tagen (310) sagte: Arbeit ist keine Schande, wohl aber Unthätigkeit (ἔργον δ᾽ οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δέ τ᾽ ὄνειδος). Die kleinliche Sorge um den Erwerb hielt man im allgemeinen für unvereinbar mit der eigentlichen Thätigkeit des Staatsbürgers. Nur von den Aufsehern, den Sophronisten, weiß man, daß seit Solon die Phylen ihnen eine Drachme (0,78 M.) täglich bezahlten. Auch die Pädotriben wurden für ihre Dienste vom Staat entschädigt. Klagen über die „Leiden des Schulmeisters“ hören wir auch sonst. Das Schulhalten ist das letzte Mittel. Als Dionys „aufhörte ein Tyrann zu sein“, fristete er sein Leben zu Korinth mit Elementarunterricht. Auf einzelne gefangene Athener

nach der Niederlage in Sicilien wurde der zum Sprichwort gewordene Vers bezogen: er ist entweder todt oder Schulmeister geworden (ἤτοι τέθνηκεν ἢ διδάσκει γράμματα). Es lag (und liegt) auch in der einförmigen, zu einem gewissen Mechanismus leicht verleitenden Wiederholung der gleichen Thätigkeit auf den verschiedenen Stufen eine große Gefahr, langweilig und pedantisch, wie in der Abkehr vom praktischen Leben die Versuchung, ein Wortklauber zu werden. Die schlechte Bezahlung aber, die mit den unteren Stufen verbunden zu sein pflegte, legte manchem Lehrer die Verlockung zur Habgier nur zu nahe. Andererseits waren die Ansprüche, die man an den Lehrer stellte, nicht gering: er sollte wie jetzt alle die Tugenden besitzen, die der Erzieher bedarf, väterliche Gesinnung, Geduld, Milde, auch im Verbessern von Fehlern, Maßhalten, auch im Tadel, insbesondere auch Heiterkeit und Freundlichkeit, wie dies alles in einziger Weise bei dem griechischen Ideal einer pädagogischen Persönlichkeit, bei Sokrates, zutraf, von welchem anregende Strahlen in vielen Richtungen ausgiengen. Wenn der Lehrer auch vom Zorn sich fern halten sollte, so wurde ihm doch eine rasche Aufwallung noch eher zugelassen als das Nachtragen (er durfte eher ὀξύθυμος sein als βαρύθυμος). Seine Lehren sollte er durch sein Beispiel bekräftigen. Für Fehler des Zöglings machte man unbedenklich den Lehrer verantwortlich, wie man andererseits den Einfluß eines wackeren Hauslehrers zu schätzen wußte, wie z. B. der Korinthier Xeniades das Wirken des Diogenes aus Sinope (der von Seeräubern gefangen und an jenen verkauft die Kinder desselben, seine Schüler, besonders viel Poetisches lernen ließ) mit dem Segen eines guten Dämons verglich, der im Hause eingekehrt sei; wie König Philipp den Göttern dafür dankte, daß sie ihm einen Sohn zur Zeit des Aristoteles geschenkt haben. Auch im Aeußeren sollte der Lehrer durch nichts auffallen; er wurde z. B. verspottet, wenn er, namentlich auf den höheren Stufen, eines Vollbarts pflegte: „dem Vollbart nach, höhnte man, ist dieser ein Weiser“; von dem, der die Vortragsweise gewisser Sophisten nachahmte, hieß es: γοργιάζει, ἱππιάζει, κριτιάζει (er hat die Manier des Gorgias, Hippias, Kritias) und so fort. Geistige Schätze sich mit Geld bezahlen zu lassen hielt man für unwürdig; Platon und Aristoteles nahmen nach dem Vorgang der Pythagoreer keinen Lohn von ihren Schülern, während man von Sokrates, der in der Bedürfnißlosigkeit die Seligkeit der Götter erkannte, weiß, daß er zu seinem Lebensunterhalte Beiträge, Brot und Wein, annahm. Die Sophisten dagegen forderten großen Lohn, so Protagoras 100 Minen, andere dagegen hatten bescheidenere Taxen, 3 bis 5 Minen (eine Mine gleich 78 M.); Isokrates lehrte die ganze Rhetorik um 10 Minen. Man konnte darin nicht eine Bezahlung der Mühe erkennen, sondern den Preis einer Kunst, die den Werth des Besitzers erhöhte. Die steigende Frequenz bereicherte dann die Lehrer, besonders in den höheren Schulen, die sich zuweilen die Schüler wegzulocken suchten. Die Benennungen der musischen Lehrer waren (neben anderen, mehr untergeordneten): 1) γραμματιστής oder γραμματοδιδάσκαλος, Elementarlehrer, für den Unterricht im

Lesen und Schreiben und etwa noch Rechnen; 2) *διδάσκαλος*, theils Lehrer im allgemeinen, theils speciell Sprachlehrer und Lehrer der Musenkünste gegenüber dem gymnischen, konnte bei Ueberfüllung der Schule einen *ὑποδιδάσκαλος* haben; 3) *γραμματικός*, Lehrer der Grammatik, der zu Sprachstudien wissenschaftlich vorbereitet mit *φιλόλογος* und *κριτικός* verbunden zur Bezeichnung einer höheren Stufe des grammatischen, kritischen und sprachphilosophischen Unterrichts; 4) *ἐξηγητής* Erklärer, *καθηγητής* Führer — allgemeine Ausdrücke, doch zunächst mit Beziehung auf den Unterricht im engeren Sinn; 5) *σοφιστής*, Lehrer der Weisheit, der Beredtsamkeit, überhaupt des höheren Unterrichts, auch wechselnd mit *σοφός*, so daß die griechischen Weisen *σοφισταί*, die Sophisten *σοφοί* heißen (Grasberger).

Wenn wir von den Grundzügen der Erziehung und des Unterrichts bei den Griechen uns ein Bild machen wollen, so werden wir voranzustellen haben, welch hohen Werth die Griechen, in deren Augen die Scheu (*φόβος*) es war, was den Staat zusammenhielt, darauf legten, daß die Jugend von frühe auf an die Achtung vor allem Höheren — die *αἰδώς* hatte einen eigenen Altar — gewöhnt wurde. Stellte sich den Kindern das Höhere zuerst in der Person der Eltern dar, von denen alle fühlbaren Wohlthaten ihnen zuflossen, so ergab es sich leicht, daß mit der Erweiterung des engen häuslichen Kreises auch jenes Gefühl der Achtung sich erweiterte. Die Ehrfurcht vor den Göttern, deren Bezeugung in den täglichen Kultushandlungen schon des Hauses das Leben durchzog und die sittlichen Einflüsse des Familienlebens verstärkte, wurde durch die so häufig sich wiederholenden feierlichen Handlungen im öffentlichen Leben mehr und mehr gepflegt und vertieft. Aeltere Personen zu ehren wurden die Knaben früh schon angehalten. Die Aufsicht, von welcher sie allezeit umgeben waren, hielt auch, wenn sie nur von Dienern des Hauses geübt wurde, darauf, daß sie überall mit jener „fast mädchenhaften Scheu und Sittsamkeit“, jener echtgriechischen *σωφροσύνη* in die Oeffentlichkeit traten, welche „fortwährend ihr vorzüglichstes Lob bildete“. Gesetz und Sitte war für junge Leute, die ihr höchstes Ziel darin erkennen mußten, würdige Bürger ihres Vaterlandes zu werden, ganz naturgemäß auch wo sie beschränkende Grenzen zogen, Gegenstand der Ehrfurcht. Sie waren überzeugt, daß man „nicht die Hallen mit Gesetztafeln, sondern die Seele mit dem Bilde der Gerechtigkeit erfüllen müsse“, und aus dieser sittlichen Achtung und Ehrfurcht folgte dann auch von selbst der willige Gehorsam, welchen die Jugend den Eltern, den Lehrern, den Vorgesetzten, den öffentlichen Ordnungen gegenüber zu üben gewohnt war und dann auch in Fällen, wo es nicht geringe Selbstüberwindung und Selbstentäußerung forderte, auch mit edlem Fleiß aus freiem Willen an den Tag legte; sogar im Aeußern der Haltung gab sich dies kund, bei Tische, auf der Straße, wo die Jugend das Haupt gesenkt die Blicke nicht rechts oder links schweifen ließ, an Schweigsamkeit und Unbeweglichkeit der Augen, wie Xenophon sagt, bildsäulengleich, die Hände unter dem Mantel verborgen hielt, im Sitzen die Beine nicht übereinander schlug, so daß die ganze Erscheinung das Ge-

präge der Bescheidenheit trug. [1]) Daher die schon oben angeführte treffliche Schilderung, welche Aristophanes in den Wolken gibt. Die von der Erziehung angewandten Mittel waren diejenigen, welche die Natur selbst darbietet: einerseits Anerkennung, Lob, Erregung des Wetteifers, auch durch Certiren, was nach Diog. Laert. schon Aristoteles bei seinen Schülern angewendet haben soll, andererseits Beschämung, Tadel, Verweis, Strafe. Die Motive der ersteren Art wurden um so mehr betont, je mehr die Ehrliebe den Griechen angeboren war und von frühe auf, schon im häuslichen Kreise in ihnen genährt wurde; es ist ein echtgriechisches Sprichwort: was man am liebsten hört, ist Lob (*οὐκ ἔστ' ἄκουσμ' ἥδιον ἢ ῥηθεὶς λόγος περιέχων ἐγκώμιον*), und den Grundsatz: immer der Erste zu sein und voranzustreben den Andern (*αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων*) geben Hippolochos Il. 6, 608 und Peleus 11, 784 ihren Söhnen mit. Der Gefahr, daß die Ehrliebe ausarten und zum Ehrgeiz werden könnte, stand bei den Griechen hauptsächlich zweierlei entgegen, einmal, daß ihnen von frühe auf eingeprägt wurde, es zieme sich in allem Maß zu halten, also auch im Streben nach Ehre, und dann die frühe Gewöhnung an den Grundsatz, der Einzelne sei nicht um seinet-, sondern um des Ganzen willen da, er habe also nicht seine persönliche Ehre zu suchen, sondern die Ehre des Gemeinwesens. Auch im jetzigen Turnen wird ein edler Wetteifer in schönen und zweckmäßigen Uebungen als ein unverwerfliches Element anzusehen sein. Dagegen hielt auch keine falsche Humanität die Griechen ab, Knaben, bei welchen andere Mittel nicht fruchten wollten, körperlich zu strafen, Stock und Ruthe spielten keine geringe Rolle in der Schule, wenn auch Geduld und Nachsicht daneben empfohlen werden; selbst die Epheben waren solcher Züchtigung durch den Schulvorsteher nicht entwachsen. Ein Vers des Menander sagt: ein Mensch, der keine Schläge bekommt, wird nicht erzogen (*ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*). Bei schwerer Verschuldung aber konnte der Vater den Sohn verstoßen, er konnte die Tochter, die sich geschlechtlich vergangen, verkaufen. Andererseits hatten in Sparta Strafgewalt auch die hilfeleistenden Aufseher aus der Zahl der Jünglinge, der *εἴρενες*, und wenn einer etwa im Strafen zu weit gegangen war, so wurde er auch von einem älteren Bürger nicht in Gegenwart der Knaben getadelt, sondern um seiner Auctorität willen im geheimen.

Wie dem Griechen für die eine Seite der *παιδεία*, nämlich die Erziehung im engeren Sinne, die Gewöhnung neben der Anweisung die Hauptsache war, wie denn

[1]) Ein ansprechendes Beispiel von Bescheidenheit eines griechischen Knaben berichtet Xenophon (Symp. 3, 12) in der Erzählung von dem Gastmahl, welches zu Ehren des Knaben Autolykos, der im Pankration gesiegt hatte, angestellt wurde. Jeder der Gäste sollte sagen, worauf er sich am meisten einbilde. Als nun die Reihe an den Knaben kam, antwortete einer von den Andern an seiner Stelle: „Er ist natürlich stolz auf seinen Sieg." Erröthend bricht Autolykos aus: „Nein, beim Zeus, das bin ich nicht." Es war eine erfreuliche Ueberraschung für alle, daß sie seine Stimme zu hören bekamen, und einer sagte: „Aber worauf bist du denn stolz?" Da lehnte sich der Knabe an seinen Vater, der an seiner Seite lag, und sagte: „Auf meinen Vater."

nach Aristoteles an einer frühen Gewöhnung nicht wenig lag, sondern sehr vieles, vielmehr alles, so schätzte er für die andere Seite, den Unterricht, neben der Belehrung die Uebung besonders hoch. Nach Archytas gibt Natur zur *παιδεία* den Anfang, Uebung die Mitte, Wissen das Ende. Isokrates stellt die gleichen Bedingungen in anderer Ordnung auf: zuerst gute Anlagen, dann theoretische Kenntnisse, endlich Uebung in der Anwendung. In der Praxis fand man ohne Zweifel, daß Unterricht und Uebung einander gegenseitig ergänzen müßen, daß Uebung ohne verständigen Unterricht blind, Unterricht ohne reichliche Uebung kraft- und werthlos ist. Andererseits gibt es keinen treffenderen Ausdruck für die Wichtigkeit des Denkens beim Lernen, als der in dem reizenden, aber unübersetzbaren Wortspiel des Isokrates liegt: auf die Frage eines Vaters, was sein Sohn für den Unterricht nöthig habe, antwortete er: *γραφιδίου καινοῦ* (*καὶ νοῦ*) *καὶ πινακιδίου καινοῦ*, was entweder heißen kann: einen neuen Griffel und ein neues Täfelchen, oder: einen Griffel und Verstand und ein Täfelchen und Verstand. Auf diese Weise wird in dem Schüler auch das geweckt, was von höchstem Werthe für ihn ist: Selbstthätigkeit, im Denken und im Urtheilen. Das erste beim Unterricht ist freilich, daß die Schüler lernen wollen, also nach des Pythagoras Vorschrift zuerst s ch w e i g e n: des Schülers erste Pflicht ist still zu sein (*τὸ τοῦ μαθητοῦ πρῶτον, ἔχε τὴν σιγήν* Menand.), und andererseits, was besonders in Sparta geübt wurde, mit edler Offenheit und in wenigen Worten Gehaltvolles zu reden. Die Berücksichtigung der Individualität empfehlen sie z. B. mit metaphorischen Ausdrücken von den Pferden, von welchen nach der Unterscheidung des Isokrates das eine den Zügel bedürfe (so Theopompus), das andere den Sporn (so Ephorus). Es lag dies um so näher, als das Volk im Ganzen durch die verschiedenen Stämme in mehrere große Individualitäten gespalten war. Ebenso verlangten sie Beachtung der Verschiedenheit der Altersstufen, ferner der äußeren Verhältnisse, des Reichthums und seiner Gefahren, der Armut und des mit ihr verbundenen Guten. Ihre Liebe zur Einfachheit erkennen wir z. B. aus der Zahl ihrer Unterrichtsfächer: neben dem Lesen und Schreiben hielten sie fast nur das Studium der Dichter und die Musik hoch, von den jetzt sogenannten Realien nur die durch das praktische Bedürfniß geforderten Gegenstände: Rechnen und Sternkunde. Mit Homer lernten sie diejenige Geschichte kennen, die für sie Interesse hatte, nämlich die Thaten der Vorfahren; indem sie die in ihrem nationalen Dichter liegenden Schätze der Weisheit nach allen Richtungen ausbeuteten, lösten sie die Frage der Concentration auf die anmuthigste Weise. Der Werthschätzung von Umgang und Beispiel für die sittliche Bildung entsprach für die intellektuelle die Bevorzugung des praktischen Weges durch Vorzeigen und Vormachen gegenüber von allen methodischen Kunststücken, mit anderen Worten des Anschauungsunterrichts, gemäß dem Spruche Heraklits, daß die Augen zuverlässigere Zeugen seien als die Ohren. Weiter empfahlen sie die Vermeidung der Einförmigkeit durch passende Abwechslung mit den Gegenständen sowie zwischen Anstrengung und Erholung,

also durch Arbeitspausen und Feste.[1]) Ueber die Musenfeste (μουσεῖα) und die Feste für Hermes (ἕρμαια) vgl. oben S. 201.

Man hat es in dem Verzeichniß der Schulunterrichtsgegenstände schon als eine auffallende Lücke wahrgenommen, daß der Religionsunterricht darin fehle. Allein dabei hat man wohl übersehen, daß das, was derselbe Lehrhaftes enthalten muß, der griechischen Jugend reichlich und in ansprechendster Form mitgetheilt wurde, da man sie mit der Götter= und Heroenlehre von frühe auf bekannt machte, theils in Hymnen und Kultusliedern, in welche man sie aus Veranlassung der Kultushandlungen, an denen sie Theil nahmen, einleitete, theils in den anderweitigen poetischen Stücken, z. B. aus Homer, die sie mehr oder weniger genau kennen lernten und sich aneigneten. Hatte doch der ernste Hesiod, der Schüler delphischer Priesterweisheit, mit seiner hin und wieder fast düstern Theogonie, der griechischen Glaubenslehre, in ihren drei Haupttheilen, vom Weltall, von den Göttern und von den Heroen, namentlich auch den Zweck, dem Kultus zu dienen, der durch solche Gesänge hauptsächlich von der Jugend verherrlicht wurde, und in ähnlicher Weise mögen auch seine strengen lehrhaften Sprüche verwendet worden sein, die der kühle, aber freimüthige Böotier, theilweise wohl auch in Folge phönicischer Einflüsse, im Gegensatz gegen den heitern, lebensfrohen, unter dem mildesten Himmel lebenden Jonier, in der zweiten mehr freundlichen Hälfte der Werke und Tage (Ἔργα καὶ ἡμέραι) als erster didaktischer Dichter der griechischen Jugend darbot. „Der welterfahrene Hesiod erschien als der beste Führer auf dem Lebensweg; kein anderer Dichter, abgesehen von Homer, hat eine so nachhaltige und weitreichende Wirkung auf das religiös-sittliche Bewußtsein der Nation ausgeübt, namentlich die Kernsprüche der hesiodischen Moral waren in Aller Mund und Gedächtniß“ (Bergk.). Wohl gab es Stamm= und Familiengottheiten, welche auch Verschiedenheiten im Kultus herbeiführten; besonders häufig war der Kultus des Ζεὺς κτήσιος, in welchem sie den Hüter und Mehrer der Habe, und des Ζεὺς ἐφέστιος, in welchem sie den Beschirmer des häuslichen Herdes ehrten und bei allen Familienfesten, besonders den Hochzeitsfesten feierten; aber diese Verschiedenheiten hatten neben einander Raum in der Verehrung der gemeinsamen Nationalgottheiten und bildeten keinenfalls feindselig trennende Gegensätze. Die Geheimlehren der dem Orpheus zugeschriebenen Mysterien, selbst der verbreitetsten, der eleusinischen, in welchen namentlich die früheren Ahnungen Einzelner in Folge ägyptischer Einflüsse zum festen Glauben der Auserwählten an die Unsterblichkeit der Seele geworden waren, blieben der Jugend noch fern. Aber die Religion der Griechen konnte freilich überhaupt das Volk nicht vor dem Verfall bewahren; sie verzweifelten zuletzt an aller Erkenntniß der Wahrheit und erbauten in Athen einen Altar „dem unbekannten Gott“.

1) Welchen Werth man auf einen Feiertag legte, ersieht man z. B. aus dem Vermächtniß des Anaxagoras, der seiner Vaterstadt Klazomenä ein Grundstück unter der Bedingung geschenkt haben soll, daß an seinem Todestag die Knaben nicht einen Schul= sondern einen Spieltag bekommen sollten.

Betrachtet man aber den Religionsunterricht nicht nur als Gegenstand der Erkenntniß, sondern auch von Seiten seiner Einwirkung auf Gemüth und Willen, so ist daran zu erinnern, daß das Leben der Griechen in der guten Zeit, ehe die zersetzenden Mächte um sich griffen, in Familie und Volk von religiös-sittlichen Einflüssen in den mannigfaltigsten Richtungen durchzogen war: das zarte Kind wurde der Gottheit an ihrem Altare geweiht, das heranwachsende sah und lernte beten, bei den Mahlzeiten durfte das Trankopfer nicht fehlen, bei den etwaigen priesterlichen Funktionen des Vaters dienten die Söhne als Opferknaben, jedes Haus hatte seinen von den Ahnen überlieferten Gottesdienst und seine Hausgötter; festliche Zeiten mit großartigen Aufzügen, gemeinsamen Opfern und Chorgesängen waren über das ganze Jahr verbreitet und ehrfurchtsvolle Scheu vor den Göttern, den Vertretern der sittlichen Weltordnung, vor Zeus, dem Hüter der ewigen Sittengesetze, und vor allem Höheren sowie im Zusammenhang damit Unterordnung unter die göttlichen Gebote, Gehorsam gegen dieselben und Hingebung an das Allgemeine, Ehrfurcht vor den weisen Gesetzgebern, die nach dem herrschenden Glauben in fortwährendem Umgang mit den Göttern standen, wurden dem nachwachsenden Geschlecht bei aller inneren Schwäche und allen unleugbaren Mängeln des Polytheismus, die wir in keiner Art verhüllen möchten und deren Folgen im Leben der Nation mehr und mehr unverkennbar zu Tage kamen, auf alle Weise, durch Wort und Beispiel, Einrichtungen und Sitte, Kunst und Poesie eingeprägt, bis der Jüngling am Schluß der Ephebie durch einen heiligen Eid sich zum treuen Dienste für das Vaterland verpflichtete. Wohl mahnten die goldenen Sprüche im Tempel zu Delphi zur Selbsterkenntniß und zum Maßhalten in allen Dingen, aber ein stofflicher Kernpunkt der Sittlichkeit war hiemit nicht geboten und auf Reinigung des Herzens und Lebens war die Religion der Griechen, wenn es auch an lichten Seiten nicht fehlte, keineswegs ursprünglich als auf ihr Ziel gerichtet; ihre weltgeschichtliche Mission war eine andere, während die tiefste Aufgabe auf religiösem Gebiet einem isolirten semitischen Stamm zugetheilt war. Die Götter der Griechen waren von Anfang an nur Personifikationen von Naturkräften, die bloß insofern sittlich wirksam werden konnten, als sie mit den Mahnungen des Gewissens übereinstimmten; daneben aber waren sie in den Darstellungen der Dichter mit aus der fernen Urheimat mitgebrachten, allmählich unverständlich gewordenen Sagen verknüpft, die eher verwirren und irre führen mußten. Wir möchten auch nicht behaupten, die Mängel der griechischen Religionslehre seien durch das Schöne auf ästhetischem Gebiete aufgewogen worden; allein daß die idealen Göttergestalten, welche den Augen der Griechen überall, besonders in den Tempeln begegneten, durch ihre Hoheit und Reinheit veredelnd auch auf ihr Inneres gewirkt haben, um so mehr, als die Bestimmungen der Priester bei den künstlerischen Bildungen auch keine anstößigen Göttersagen duldeten, das möchte doch im allgemeinen nicht zu verkennen sein, und wenn in den Mythen nicht wenige Dinge vorkamen, die nicht eben nachahmungswerth waren, so standen dem die Schöpfungen

eines Aeschylus, eines Sophokles gegenüber, welche mit allen Reizen der Poesie geschmückt die Gemüther der Zuschauer erhoben. Aeschylus insbesondere sucht in der Zeit des beginnenden Zweifels die übliche Religion zu stützen und aus den mythologischen Fabeln den Kern heilsamer Wahrheit herauszuheben; Sophokles aber feiert Attika als die Heimat höherer Bildung und in seinen Stücken spiegelt sich nach unverkennbaren Spuren das perikleische Athen.

Das einzig Feststehende waren gewisse Kultusformen, deren Symbolik die Priester oder im Nothfall die Orakel, vorzugsweise das delphische, der uralte religiöse Mittelpunkt von Hellas, dessen Priester insbesondere stets auf der Höhe nationaler Bildung standen, deuten konnten. Von Delphi leitete man den Glauben an die bestimmte Zahl von zwölf Göttern ab, als deren oberster Zeus erscheint, was ohne persönlichen Namen (vgl. die merkwürdige Stelle Herod. II, 52) nur den Himmel bezeichnet, die Lichtwohnung des Unsichtbaren; er ist es, der den andern Göttern ihre Wirkungskreise angewiesen hat, ihm gehorchen sie. Mit dem Erscheinen Apollons, der aber nichts als ein Prophet des Höchsten sein will, beginnt überall die Entfaltung eines höheren Lebens, einer vorgeschrittenen Bildung. Ursprünglich Diener der großen Götter, aber im Lauf der Zeit an ihre Stellen getreten waren die Kabiren (*κάβειροι*, Kabir = groß), besonders auf Samothrake und Lemnos im geheimen Dienst verehrt. Die Götter haben aber zur Ausrichtung ihres Willens eine Menge Gehilfen: Mittelwesen zwischen Göttern und Menschen, Dämonen der verschiedensten Art, und endlich, in der Zeit nach Homer, gab es noch eine besondere Art von Mittelwesen, Heroen, auch Halbgötter genannt, von denen manche als besondere Schutzgötter eines Landes ausgezeichnet werden, wie die Dioskuren bei den Spartanern, die Aeakiden bei den Aegineten. Der hervorragendste dorische Heros, dem ionischen Theseus parallel, war Herakles, der Ueberwältiger regelloser Naturkräfte, das Sinnbild der bahnbrechenden Thätigkeit der ersten Ansiedler, der hie und da noch als Gott erkennbar ist[1]).

[1]) Wir können nicht umhin hier auf die höchst wichtige Abhandlung von E. Curtius „Die griechische Götterlehre vom geschichtlichen Standpunkt" im zweiten Band von „Alterthum und Gegenwart, Gesammelte Reden und Aufsätze" 1882 hinzuweisen, welche ausführt, wie wir in der Geschichte der Götter die Vorhallen der Volksgeschichte zu erkennen haben. Zunächst gelte es denn, die Einwirkungen Vorderasiens auf Griechenland im Gebiet des religiösen Lebens schärfer zu bestimmen und den Uebergang des vorderasiatischen Pantheismus in den hellenischen Polytheismus darzulegen. Eine alles beherrschende, weiblich gedachte Naturkraft erfüllt den Glauben der Völker in den Küsten- und Inselländern des östlichen Mittelmeres (vgl. die Nachrichten Herodots über die Religion der Perser I, 131), und wird dann, indem sie, Belit genannt in Babel, Istar in Assyrien, Nana in Elymais, Anuat in Südchaldäa, westwärts durch Kappadocien, das uralte Phrygien rc. weiter dringt, in Hellas individualisirt und lokalisirt, so daß die Weltgöttin zur Gemeindegöttin wird und Göttergruppen, Götter und Göttinnen entstehen, über welche die Nachbarstämme sich verständigen (auf der Akropolis Athena, Tochter des Zeus; in Argos Hera, Gemahlin des Zeus, ebenso Dione in Dodona, Mutter der Aphrodite von Zeus rc.). Infolge des übermäßig entwickelten Gestaltungstriebes erfolgte aber dann später ein Rückschlag aus dem Polytheismus in den Pantheismus des Morgenlandes, so daß das religiöse Bedürfniß zu dem unpersönlichen Begriff des Schicksals zurückkehrt und schließlich als syrische Göttin, als Rhea, als ephesische Artemis, als Isis und Tyche die griechisch-römische Welt beherrscht, zur Zeit, da die Apostel das Evangelium brachten.

Zur Hauptsache sagt Fr. Jacobs (III, 152) mit Grund: Auch bei den christlichen Völkern ist das, was in dem religiösen Theil der Erziehung wahrhaft bildend und wirksam ist, nicht die Doktrin, sondern das, was das lebendige Gefühl der höchsten Erhabenheit, welche in Gott, und der höchsten Schönheit, die in der von Gott durchdrungenen Natur lebt, in dem Gemüthe erweckt und befestigt. — Gesänge und Lieder aber bemächtigen sich nach Platon der Seele wie Zaubersprüche (ᾠδαὶ ὄντως ἐπῳδαί τινες οὖσαι), indem sie schöne Thaten in schönen Worten und ergreifenden Rhythmen besingen und während sie nur ein Spiel zu sein scheinen, zu einem ernsten Ziele führen. Schleiermacher aber sagt, der Unterricht in der Religion in dem Sinne, als ob die Frömmigkeit selbst lehrbar sei, müsse als ein abgeschmacktes und sinnloses Wort erscheinen, denn „unsere Meinungen und Lehrsätze können wir Andern wohl mittheilen, dazu bedürfen wir nur der Worte und sie nur der auffassenden und nachbildenden Kraft des Verstandes, aber wir wissen sehr wohl, daß das nur die Schatten unserer religiösen Erregungen sind, und wenn unsere Schüler diese nicht mit uns theilen, so haben sie, auch wenn sie das Mitgetheilte der Gedanken richtig verstehen, doch daran keinen wahrhaft lohnenden Besitz".

Wir wenden uns nun zu den einzelnen musischen Unterrichtsgegenständen und beginnen natürlich mit demjenigen, welcher vorzugsweise das Thor zu den Bildungsschätzen einer Nation aufschließt, obwohl manche dieselben, nachdem sie eingetreten, unberührt liegen lassen, mit dem Lesen und Schreiben, τὰ γράμματα, und was daran hängt. Immerhin vermittelte sich der geistige Verkehr unter den Griechen mehr durch die lebendige Rede mit ihrer reichen, immer wieder zum Geben und Nehmen anregenden Kraft, als auf schriftlichem Wege (das Zaubermittel der Buchdruckerkunst stand ihnen freilich noch nicht zu Gebot), und die Schriftzeichen, weil von einem fremden Volk entlehnt, wurden phönicische Zeichen genannt (Herod. 5, 58); allein die Möglichkeit, das Wort durch die Buchstaben für alle Zeiten zu fixiren, konnte dennoch in ihrem unermeßlichen Werthe nicht verkannt werden. Der Wursthändler in des Aristophanes Rittern (v. 188) bekennt sich als völlig ungebildet, indem er sagt: Von Musischem versteh' ich außer den γράμματα nichts, jedoch auch diese schlechten Sachen schlecht (οὐδὲ μουσικὴν ἐπίσταμαι πλὴν γραμμάτων, καὶ ταῦτα μέντοι κακὰ κακῶς), und Menander sagt allgemein: Wer auch die γράμματα nicht kennt, der sieht mit seh'nden Augen nicht (ὁ γραμμάτων ἄπειρος οὐ βλέπει βλέπων). Die Spartaner freilich hielten von den musischen Künsten nur die Musik hoch und achteten in ihr ein Mittel zu sittlicher Förderung; die γράμματα hingegen lernten sie, wenn überhaupt, nur um des praktischen Nutzens willen, nicht als ein Element höherer Geistesbildung. Schon im fünften Jahrhundert v. Chr. bestanden die ersten Grammatistenschulen. Die ersten Anfänge, die στοιχεῖα, bezogen sich auf die Formen der Buchstaben. Gestalt und Namen derselben sollte der Knabe zugleich kennen lernen, durch das Gesicht und durch das Gehör, und zwar zuerst in leichten, kurzen Sylben und erst nachher in längeren und schwereren, indem er die

gleichen Formen, die er in den kurzen Sylben kennen gelernt hatte, auch in den längeren anschaute und so durch Vergleichung die Einheit derselben Buchstaben und die Verschiedenheit der andern erkannte. Die Vokale, die Halbvokale und die lautlosen Elemente wurden sodann frühe schon unterschieden. Eine seltsame Erleichterung der Erlernung der Unterschiede und Benennungen der 24 Buchstaben erfand der Sophist Herodes für seinen sehr schwach begabten Sohn Attikus, indem er demselben 24 Knaben beigesellte, welche der Reihe nach die alphabetischen Namen trugen und mit denselben gerufen wurden. So lernt Attikus nach und nach die Namen der 24 Buchstaben. (In ähnlicher Verkörperung sollten im vorigen Jahrhundert nach Basedows Büchlein „Unerwartlich große Verbesserung der Kunst lesen zu lehren 1785" deutsche Kinder schneller lesen lernen, indem ihnen der Schulbäcker aus Semmelteig gebackene Buchstaben zum Frühstück bot.) Ein anderes noch seltsameres Kunststück berichtet Athenäus von dem Komödiendichter Kallias (um das Jahr 400 v. Chr.), der unter dem Namen grammatische oder Buchstabentragödie (*γραμματική τραγῳδία* oder *θεωρία*) ein dramatisches Kunstwerk dichtete mit einem Prolog, den die Namen der 24 Buchstaben in der üblichen Reihenfolge bildeten. Dann folgen Chorstrophen, in denen je einer der 7 Vokale nach dem andern mit den 17 Konsonanten zu einer einfachen Sylbe zusammengenommen und in gleichem Versmaß und gleicher Melodie vorgetragen wird, also beta alpha ba, beta ĕ (epsilon) bĕ, beta ē (eta) bē, beta jota bi, beta omikron bŏ, beta ypsilon by, beta omega bō, dann das gleiche mit den folgenden Konsonanten, also nach griechischer Reihenfolge ga, gĕ, gē ꝛc., dann da, dĕ, dē ꝛc. und so durch alle 17 Konsonanten durch. Es wurde dabei das neue ionische Alphabet zu Grunde gelegt, im Gegensatz gegen das alte attische. Die Buchstaben wurden vielleicht nach Klassen aufgeführt, die mutae, die liquidae u. s. w. Welcker (Kleine Schriften I, S. 371—394), bei welchem das Weitere nachgelesen werden kann, nimmt an, Kallias habe die Tragödie zum Gebrauch der Knabenschule geschrieben, um den Schülern, die ihre Väter so viel von Tragödien sprechen hörten, in scherzhafter Form die Erlernung der Buchstaben und zugleich der ersten Sprachregeln ergötzlicher zu machen, indem er die Buchstaben personificirte und als Marionetten auftreten und sprechen ließ. Gräfenhan (Gesch. der klass. Philologie I, 102 f.) nimmt als möglich an, daß Kallias zu schnellerer Verbreitung des durch den Archon Eukleides um das Jahr 400 eingeführten ionischen Alphabets dadurch habe beitragen wollen.

Auf die Erlernung der Buchstaben folgten die Syllabirübungen. Vor Eilfertigkeit im Lesen hütete man sich, um nicht die Richtigkeit zu gefährden; nur durch Uebung wird erreicht, daß das Auge vorauseilen kann, während der Mund das Gelesene ausspricht. Man drang auf Deutlichkeit der Aussprache schon auch mit Rücksicht auf den künftigen Redner und übte sich namentlich auch an schwierigeren Wörtern; planmäßige Kräftigung der Sprach- und Respirationsorgane (*ἀναφώνησις*) galt als eine nicht unwichtige Aufgabe. Es gab eigene Stimmbildner, *φωνασκοί*, Lehrer, welche, ohne daß man erst fragte, ob jemand eine gute Stimme habe, die

Kunst betrieben, Art und Biegsamkeit der Stimme methodisch zu bilden. Wir erinnern an die bekannten Bemühungen und Erfolge des Demosthenes (Cic. de or. I § 260). Der Schüler mußte aber die Längen und Kürzen, die Hebung und Senkung der Sylben bemerklich machen und die Stimme bald mehr bald weniger heben, so daß die Leseübung, von mehreren zugleich vorgenommen, zu einer Art von Gesang wurde, nicht so eintönig, wie wir eine solche in unseren Schulen gewöhnlich hören, sondern für den musikalischen Sinn der Griechen ansprechend. Außerdem wurde mit dem Lesen verbunden die Unterscheidung der Redetheile und der Veränderungen, welche sie zulassen: Numerus, Flexion 2c.

Den Lesestoff boten vorzugsweise die Dichter, namentlich die homerischen Gesänge, an deren Kenntniß die Griechen ihre Nationalität bewährten, bald auch die hauptsächlich auch aus Hesiod schöpfenden Gnomiker (Theognis, Phokylides, Simonides 2c.) in chrestomathischer Zusammenstellung die in Athen beliebten Lebensregeln, *ὑποθῆκαι*, und Stücke aus Dramen, Menander 2c. [1]); wie auch die Bekanntschaft mit Aesop gefordert wurde, zeigt die Stelle in Aristophanes' Vögeln (471), wo der, welcher ihn nicht zu kennen scheint, ohne weiteres als ein Ungebildeter (*ἀμαθής*) bezeichnet wird. Man bildete so nicht nur Ohr und Zunge, sondern auch Geschmack und Herz, und man las die Dichter mit der Jugend weniger, um diese zu ergötzen, als um sie zu erziehen, und wählte daher auch zu Leseübungen vorzugsweise diejenigen, von denen man einen ersprießlichen Einfluß auf Geist und Gemüth der jungen Leute erwartete. Platon stellte deßwegen in seinem Staate sehr strenge Grundsätze für die Auswahl des Stoffes auf. Zugleich leitete man beim rhythmischen Lesen schon die Knaben in die Elemente der Metrik ein, indem sie die verschiedenen Versmaße, Hexameter, Trimeter 2c. richtig lesen, skandiren lernten. Was sie aber so lasen, das lernten sie dann sehr oft auch auswendig; Nikeratos war nicht der Einzige, der noch im Alter die ganze Ilias und Odyssee auswendig konnte; nicht wenige Griechen sagten ihre Dichter auswendig her (*ἀπεστομάτιζον*). Es wurde ja überhaupt auf die Uebung des Gedächtnisses ein großer Werth gelegt. Wie der Lehrer darauf zu sehen hatte, daß das Gelesene nicht bloß mechanisch, sondern verständig aufgefaßt wurde, zeigt unter Anderem die oben angeführte Anekdote von Isokrates. So wurde denn das Gelesene zugleich nach verschiedenen Richtungen erklärt, excerpirt, memorirt und das Verwachsen der Dichter mit der Gesinnung und Empfindungsweise der Nation befördert, Homer, wenn gleich von Platon aus seiner Republik verbannt, von Heraklit aus Ephesus ebenso streng beurtheilt und von der Schule der Eleaten heftig bekämpft, dennoch, wie man sich schon ausgedrückt hat, zur Bibel der Hellenen, die anlockendste und wirksamste Sammlung von Beispielen zur Nachahmung wie zur Warnung; das

[1]) Wer die klassische Literatur auch nur so weit kennt, als sie unsern Gymnasien zugänglich ist, wird Obiges leicht nach verschiedenen Richtungen exemplificiren; neuerdings aber gibt das oben S. 184 angeführte Werk von Mullach (Vol. I—III) eine Vorstellung von der unermeßlichen Fülle goldener Sprüche, welche die alten Weisen auch für die Jugend darboten.

Lesen war ein intensives und die quantitative Ausdehnung um so weniger nöthig. Platon läßt im Timäus (21, b) den Kritias erzählen, wie in seiner Jugend die Väter den Knaben Preise für den Vortrag von Gedichten ausgesetzt und diese dann, besonders Verse von Solon, der auch ein gefeierter Gnomiker war, deklamiert haben. Ueber die homerische Poesie aber war, wie Jacobs sagt, der himmlische Aether der Sittlichkeit, mit einer Fülle großartiger Kraft, ergreifender Wahrheit und tiefen Sinnes vereint, ausgegossen. „Von den frühesten Zeiten an, sagt J. F. Lauer (Literarischer Nachlaß II, c), waren die homerischen Gesänge dem Volke gesungen, in den Städten, in den Häusern der Fürsten und an den Götterfesten vorgetragen worden. Später finden wir sie als Gegenstand des Unterrichts in den Schulen. Der bekannte Vers des Xenophanes aus Kolophon: *ἐξ ἀρχῆς καθ' Ὅμηρον ἐπεὶ μεμαθήκασι πάντα*, kann kaum auf etwas anderes bezogen werden, als auf den Unterricht der Jugend im Homer. Aus Xenophons Gastmahl (3, 5) wissen wir, daß Nikeratos von seinem Vater genöthigt worden war, den ganzen Homer auswendig zu lernen, damit er ein tüchtiger Mann würde. Von Alcibiades wird erzählt (Plut. Alcib.), er habe einem Schulmeister eine Ohrfeige gegeben, weil er vergeblich nach einem Exemplar des Dichters gefragt habe. Auch Isokrates sagt (Paneg. 180), die Vorfahren haben dem Homer sowohl bei den musischen Wettkämpfen als bei der Unterweisung der Kinder deswegen eine so ehrenvolle Stellung gegeben, damit die Griechen, die so vielfach diese Lieder hören, Haß gegen die Barbaren daraus lernen und den Tugenden der vor Troja Kämpfenden nacheifern möchten. Daß diese Stellung bis zum Ende des Griechenthums dauerte, zeigt die Erzählung von Mummius, dem Zerstörer von Korinth, der, als er in die eroberte Stadt eingezogen war, denjenigen von den gefangenen Knaben, welche des Schreibens kundig waren, befahl unter seinen Augen einen Vers aufzuschreiben. Ein Knabe schrieb die Worte des klagenden Odysseus: *Τρὶς μάκαρες Δαναοὶ καὶ τετράκις, οἳ τότ' ὄλοντο*, und bewirkte dadurch, daß Mummius zu Thränen gerührt ihm und allen seinen Verwandten die Freiheit schenkte.“ Fremde Sprachen dagegen wurden in den regelmäßigen Schulbetrieb nicht aufgenommen; die fremden Völker waren ja den Griechen Barbaren, und für das Lateinische sollen sie nach Strabo kein Talent gehabt haben [1]).

Da man bei der Seltenheit der Exemplare der Dichter, der Schriftsteller überhaupt auf Vervielfältigung Bedacht nehmen mußte, so ergab sich hieraus die Nothwendigkeit der Schreibekunst. Die Schreibübungen giengen, obgleich Sokrates die geschriebene Rede im Phädrus (S. 276) mit Recht ein bloßes Abbild der mündlichen nennt und ebendort (S. 274) ein weiser König Aegyptens von der Buchstaben-

[1]) So konnte denn ein ehmaliger athenischer Sklave aus einem semitischen Volksstamm in Kleinasien, den Makronen, vermöge seiner Kenntniß jener Sprache den Griechen der Anabasis einen wichtigen Dienst leisten nach Xen. Anab. IV, 8, 4 — vgl. die geistreiche Combination O. Jägers in der Abhandlung: Die Odyssee eines Sklaven, Festschrift für Prof. W. Crecelius.

schrift sagt, sie werde nicht Weise machen, sondern Scheinweise, bald den Leseübungen parallel. An eine dem jetzigen Schreibleseunterricht (Graser, Wurst, Harnisch 2c.) ähnliche Methode wird jedoch nicht zu denken sein. Zum Apparat gehörten eine mit Wachs überzogene Schreibtafel und ein (zum Behuf des Ebnens und Auslöschens) oben platter, unten scharfer Metallgriffel (γραφίς, στῦλος); ferner eine Bleifeder (μόλυβδος), um Linien (γραμμάς) zu ziehen und Tinte (μέλαν), welche durch Zerreiben der erforderlichen trockenen und flüssigen Substanzen bereitet wurde. Der Lehrer zeichnete die Buchstabenformen vor, der Schüler bildete sie in dem freigelassenen Raume darunter nach; nöthigenfalls führte ihm der Lehrer die Hand. Die verbesserte Arbeit wurde nachher auf Papier oder auf Pergament geschrieben, jedoch nur auf die innere Seite. Nachlässigkeit im Schreiben mochte ein strenger Vater mit Entziehung der Kost bestrafen, doch machte man in solchen Dingen geringere Ansprüche, weil man für das eigentliche Bedürfniß wohlgeübte Sklaven hatte. Zum Schön- und Schnellschreiben brauchten es die Kinder (nach Platon, der nicht mehr als drei Jahre auf den Elementarunterricht verwendet wissen wollte) nicht zu bringen.

Das Bedürfniß des praktischen Lebens führte bald auch zur Aufnahme des Rechnens (λογιστική, ἀριθμητική, letzteres bei den Griechen ursprünglich = Zahlenkunst, die theoretische Betrachtung der Zahlen) unter die Gegenstände des Unterrichts. In dem Kreise der ἐγκύκλιος παιδεία wird es allerdings erst bei Lucian aufgeführt; Sokrates, der die Erlernung der Arithmetik empfahl, warnte vor unnützer Uebertreibung und Weitläufigkeit, die über den gemeinen Nutzen hinausführe. Es wird nicht gesagt, das Rechnen sei für den gebildeten Mann nothwendig; aber für jeglichen Handel und Verkehr war es nun einmal unentbehrlich; der lebhafte Handelsverkehr Attikas führte mit Nothwendigkeit zu Bankgeschäften und Zinsberechnungen; schon im häuslichen Leben bedurfte man es; der spartanische Knabe lernte es vom Erwachsenen (als Kopfrechnen); sogar der Sklave mußte damit umgehen können. Platon sodann nennt unter den Wissenschaften, welche die Arithmetik brauchen, namentlich auch die Musik, welche den Rhythmus nach Zahlen abmißt, und die Kriegskunst. Von den höheren Theilen der Arithmetik aber sagt er, sie führen von der Erscheinungswelt zur Wahrheit und zur Idee an sich und bereiten so die höchste Philosophie vor. Wenn dem Menschen das Verständniß der Zahl genommen werde, so gehe er jeder höheren Einsicht und damit auch der Tugend verlustig.

Die Griechen hatten mit dem Alphabet wohl auch das Numerationssystem von den Semiten entlehnt; sie bezeichneten wie diese die 9 Einheiten, 9 Zehner und 9 Hunderter durch ihre Buchstaben nach der alphabetischen Ordnung und schoben, da sie nur 24 (3 mal 8), nicht 3 mal 9 Buchstaben hatten, 3 weitere an verschiedenen Stellen ein, für 6 das Stigma zwischen ε und ζ, für 90 das Koppa zwischen π und ρ, für 900 das Sampi, das sie an das Ende setzten. Für die Tausender fiengen sie das Alphabet von vorne an und bezeichneten die Vertausend-

fachung durch einen kleinen Strich unter dem Buchstaben, giengen aber nur bis $\underset{|}{\vartheta}$ = 9000; 10000 durch *M* oder *Mυ* (von Myrias) und die Vielfachen von 10000 durch Hinzusetzung des Multiplicators z. B. 20000 durch *βMυ* oder *Mυβ* u. s. f. (Die Erfindung des Stellenwerthes der Ziffern und die der Null, Erfindungen, die den wichtigsten Fortschritt bedingen, gehören einer viel späteren Zeit an.) Weiteres sehe man bei Nesselmann, die Algebra der Griechen (1842); Cantor, Mathematische Beiträge zum Kulturleben der Völker (Halle 1863); Friedlein, Die Zahlzeichen und das elementare Rechnen (Erlangen 1869); Eisenlohr, Ein mathematisches Handbuch der alten Aegypter (Leipzig 1877); Bertram in dem Artikel Mathematik der Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 2. Aufl. IV, 1149 ff. — Das schriftliche Rechnen wurde übrigens mittelst sinnlicher Hilfsmittel betrieben, woher es kommt, daß in den Schriften der Alten keine Rechnung ausgeführt ist. Im Verkehr des täglichen Lebens wandte man in der ältesten Zeit ohne Zweifel das Fingerrechnen (*πεμπάζεσθαι*) an und behielt es in den Knabenschulen bei Erlernung der Anfangsgründe noch lange bei. Da jeder Finger, jede verschiedene Beugung desselben und jede Hand verschiedene Zahlen ausdrückte, so konnte man mit beiden Händen alle Zahlen bis 10000 darstellen. Nur bei den Spartanern, die freilich überhaupt die Grenzen der geistigen Bildung gar eng zogen, war bloß das Kopfrechnen für den praktischen Bedarf zugelassen, alles Wissenschaftliche der Mathematik war geradezu verboten. Einen marmornen Rechentisch hat man 1846 auf Salamis aufgefunden; jetzt wird er in Athen aufbewahrt. Dann gebrauchte man — bis ins 12. Jahrhundert — die Rechentafel, Abakus (*ἄβαξ, ἀβάκιον*), aus Holz, Metall, Stein oder auch anderen Stoffen; man kennt noch vier erhaltene Exemplare davon. Die Griechen schrieben die Erfindung des Rechenbretts, wie oben gesagt, dem Pythagoras zu und nannten es deßhalb die pythagoreische Tafel; die Erfindung ist aber ohne Zweifel älter. Eingehendere Belehrung über diese Dinge finden wir in dem Artikel von Wildermuth über das Rechnen in der ersten Ausgabe der oben genannten Encyklopädie Band VI, S. 697 ff.

Zur Erleichterung des Anfangsunterrichts für die Jugend hat man, sagt Platon, allerlei erfunden, damit sie ihn im Spiel und mit Lust treibe. Kinder können Aepfel und Kränze bald unter mehrere, bald unter wenigere ihrer Spielgenossen austheilen, so daß jedes gleichviel erhält. Oder sie können die einen Ersatz bildenden oder durchs Loos gewählten Faustkämpfer und Ringer in Abtheilungen bringen und zwar abwechselnd in auf einander folgender Ordnung und wie sie sonst zusammengestellt zu werden pflegen. Sie können goldene, silberne, erzene und andere dergleichen Schalen zusammenmischen und alle wieder vertheilen und so im Spiel die Zahlen gebrauchen lernen, was den Lernenden in Beziehung auf die Reihen des Heeres, die Führung und die Feldzüge desselben, aber auch in Rücksicht auf die Verwaltung des Hauses nützlich sein wird. Der größte Nutzen der Arithmetik aber besteht nach Platon in seiner formal bildenden Kraft d. h. darin, daß sie einen von Natur

schläfrigen und ungelehrigen Geist aufweckt und macht, daß er wie von einer göttlichen Kraft ergriffen trotz seiner Schwerfälligkeit leicht faßt, gut behält und scharfsinnig wird. Weitere Rathschläge in Bezug auf den methodischen Rechenunterricht oder Darstellungen des Verfahrens dabei finden sich bei den alten Schriftstellern nicht, obwohl nach dem soeben Gesagten klar ist, daß die Griechen auch den formal bildenden Werth der Arithmetik wohl zu schätzen wußten. Deßwegen sagt auch Solon bei Lucian: wir wecken den Geist (τὴν ψυχὴν ἀναρριπίζομεν) mit der Ton- und Zahlenlehre. So viel wissen wir, daß der Unterricht in den Elementarübungen, dem Addiren (προςτιθέναι, συντιθέναι ꝛc.), Subtrahiren (ὑφαιρεῖν, ἀφαιρεῖν ꝛc.), Multipliciren (πολλαπλασιάζειν, πολλαπλασιοῦν) und Dividiren (μερίζειν) Sache der Grammatisten war. Für Potenziren und Radiciren fehlte der die Stufen alle umfassende Begriff, also auch der Name. Bei den reiferen Knaben kamen dann noch die Anfangsgründe der Geometrie hinzu, soweit sie als nützlich und nothwendig erschien, und ihr formal bildender Werth wurde noch mehr gewürdigt, seitdem durch Eukleides Einfachheit und Klarheit in das System gekommen war. Platon machte seinen Freunden, dem Tarentiner Archytas und dem Knidier Eudoxus, als sie der Geometrie durch die Anwendung auf mechanische Werke größere Mannigfaltigkeit und Anmuth zu geben suchten, Vorwürfe darüber, daß sie die reine Schönheit der Wissenschaft entstellten, indem sie dieselbe von dem Unkörperlichen und Intellektuellen zum Sinnlichen hinüberzögen und auf Körper anwendeten, die eine so mühsame und handwerksmäßige Bearbeitung forderten (Jacobs, Vermischte Schriften III, 77).

Im vierten Jahrhundert v. Chr. gelangte auch die Zeichenkunst zur förmlichen Aufnahme in den Kreis der ordentlichen Bildungsmittel, wie denn Aristoteles sie zuerst unter den Gegenständen der παιδεία ἐγκύκλιος aufführte, jedoch mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß nur Einige sie so behandeln, nicht Alle, und nach Stobäus zählt Teles unter den Lehrern auch die ζωγράφοι auf. Der Unterricht im Zeichnen war nach Böttiger (Ideen zur Archäologie der Malerei S. 147) weit strenger und gründlicher als bei uns. Dem Ansehen des Pamphilus, Lehrers von Apelles, Mitglieds der berühmten Malerschule in Sicyon, dem uralten Sitz der Malerei, der praktischen und theoretischen Unterricht zugleich ertheilte und sich zehn Jahre lang von seinen Schülern jährlich ein Talent bezahlen ließ, ihm war es zu verdanken, daß man die freien Knaben in Griechenland im Zeichnen und Malen unterrichtete, und es kam bald dahin, daß kein freierzogener Jüngling in dieser Kunst ein Fremdling sein konnte. Aristoteles warnte jedoch davor, man solle die Jugend nicht bloß um des damit verbundenen Nutzens willen darin unterrichten, damit sie beim Kauf und Verkauf sich weniger selbst täuschen oder von anderen täuschen lassen, denn überall nur auf den Nutzen zu sehen sei des Freien und Edelgesinnten unwürdig, sondern hauptsächlich weil man durch diese Kunst den Sinn für körperliche Schönheit schärfe und ein richtiges Urtheil über die Werke der Künstler ermögliche. Simonides nannte ja die Malerei eine schweigende Dichtkunst und die

Dichtkunst eine redende Malerei, und bei welchem Volke traf dies mehr zu, als bei den Griechen, bei denen nach dem Ausdruck von De Pauw kein Sinn vollkommener entwickelt war, als der des Gesichts? Polygnot, der die Halle zu Delphi auszuschmücken hatte, stellte in derselben seine sittlich-religiösen Ideen in erschütternden Bildern dar.

Mehr noch freilich als für die Malerei war der Schönheitssinn der Griechen nach der anderen Seite hin entfaltet, für die Schaffung von plastischen Kunstwerken, und die Vorliebe des Volkes für die Bilder von Erz und Gold, von Marmor und Elfenbein, sowie der staunenswerthe Reichthum an solchen, welche, wie Plinius sagt, den Stoff für viele Bände bieten würden, wenn man auch nur einiges aufzählen wollte, trug unglaublich viel dazu bei, den Kunstsinn der Nation zu solcher Höhe auszubilden (vergl. die interessante Rede über den Reichthum der Griechen an plastischen Kunstwerken in Jacobs' Vermischten Schriften III, 417 ff.). Allein Malerei und Bildhauerkunst sind jedenfalls engverschwisterte Künste und diese kann ohne jene nicht gedeihen. Später, als der Schönheitssinn in Prunksucht und Eitelkeit ausartete, sank bei ernsteren Männern die Werthschätzung auch des Unterrichts im Zeichnen und Malen. — Man zeichnete auf zubereiteten Tafeln von Buchsholz mit dem Griffel und malte mit dem Pinsel, das Plastische hatte das Uebergewicht über das Malerische und die geometrische Zeichnung herrschte gegenüber der perspektivischen vor. Zuerst lernte der Anfänger frei eine Linie ziehen und man erstrebte die Festigkeit der Hand und des Strichs; beim Anlegen der Umrisse (*τὰ μονόγραμμα*) übte man sodann Feinheit der Striche, endlich, auf der dritten Stufe, Leichtigkeit und Freiheit. Mit dem Pinsel wurden auf weiße Tafeln schwarze und rothe, auf schwarze Tafeln weiße und rothe Skizzen aufgetragen.

Ganz anders als das Verhältniß der Mathematik war das Verhältniß der Musik zum nationalen Erziehungswesen, ganz natürlich, weil der Sinn für Musik zu den Grundzügen des griechischen Charakters gehörte. Das Wort *μουσική* hat eine weitere und eine engere Bedeutung; in jener bedeutet es als musische Bildung den Gegensatz gegen gymnastische (körperliche) Erziehung und umfaßt alles, was zur geistigen Bildung nach der intellektuellen, sittlichen und ästhetischen Seite gehört; in der engeren Bedeutung bezeichnet es die Tonkunst, welche einen logisch untergeordneten, aber nach griechischer Anschauung überaus wichtigen Theil der musischen Bildung ausmacht. Dieser Anschauung gemäß fallen schon in die ältesten Zeiten jene Mythen, welche die Macht der Musik veranschaulichen, die von dem thracischen Orpheus, dessen Zauber nicht nur die wilden Thiere bändigt, sondern selbst Bäume und Felsen mitfortreißt, von Amphion, nach dessen Leier die Mauern Thebens sich fügen, von Linos (s. das klagende Ailinos) und die ähnlichen; daher die Hochschätzung des Sängers bei Homer, wo sein Lied zu den Zierden des Mahles gehört. Singen und Tanzen vereint, das sind ja die Zierden des Mahles (*μολπήν τ' ὀρχηστύν τε, τὰ γάρ τ' ἀναθήματα δαιτός*). Schon vor den Perserkriegen wurden Gesang und Musik in eigenen Schulen gelehrt. Im ältesten Odeion

zu Athen wurden musikalische Wettkämpfe abgehalten, die später in das Dionysostheater und nachher in das perikleische Odeion übergiengen. An den großen Panathenäen wurden nicht weniger als fünf Preise im Kitharspiel ertheilt. In der Blütezeit der Nation war die Musik mit dem geistigen Leben derselben, besonders auf seinen Höhen, aufs innigste verwachsen, die Musik nicht als eine Sache des Einzelnen, sondern in ihrem öffentlichen Charakter; bei den großen Nationalfesten durften feierliche Gesänge und Chöre zu Ehren der Götter nicht fehlen, und von solchem Kultus ausgehend brachten die Feiernden auch für das Wohl des Gemeinwesens Opfer dar. Der Nationalgott der Hellenen war der Musenführer (Musagetes) Apollon mit der Lyra als Symbol. Dieser Chor der Musen von Apollon geführt war aber den Griechen „nicht ein poetisches Bild, sondern ein religiöser Glaube, welchen sie im vorderen Giebelfeld des Tempels zu Delphi in einer großartigen Statuengruppe zur Anschauung brachten". Auch für die Entwicklung der nationalen Poesie war die Musik von entschiedener Bedeutung: als bei den Festen des Dionysos die dithyrambische Stimmung den Ausdruck fand, daß der Führer die mythische Geschichte besang, der Chor seine Theilnahme in lebhaften Ausrufungen kund gab, als so der von Lasos der Vollendung entgegengeführte Dithyrambus, das Preislied auf den segenspendenden Gott Dionysos, den Weg zur Tragödie gefunden hatte, da schuf denn auch im 6. Jahrhundert v. Chr. Stesichorus („der Chorsteller") die dreigetheilte Form der Chorgesänge in Strophe, Antistrophe und Epode, welche für das attische Drama zur unabänderlichen Norm wurde. In der späteren, der hellenistischen Periode wurden in Jonien die orchestisch-musikalischen Künste am schönsten gepflegt und die musischen und scenischen unter dem Namen der dionysischen zusammengenommen. Der Hauptsitz des großen ionischen Instituts zur Heranbildung künstlerischer Kräfte für die Bühne war in Teos, worüber neuerdings im Hermes IX, 501 f. von Hirschfeld eine sehr belehrende Inschrift veröffentlicht worden ist. Die Musik sollte aber in enger Verbindung bleiben mit der Poesie. Aufs entschiedenste sprachen sich Platon und Aristoteles gegen die bloße Musik ohne Worte aus, weil man sie, wie Fr. Jacobs ausführt, von dem Geleite der Worte entbunden, in ein unbestimmtes Spiel erschlaffender Reize verwandle und sie zu einer Schule der Eitelkeit mache. Aehnlich faßt es E. Curtius: „Die Musik ist die Trägerin des Dichterworts, ihr wichtigster Theil ist der Gesang; aber auch im Gesang ist das Unisono des Chors die Hauptsache, damit das Wort so klar als möglich zu seinem Rechte komme und sein Inhalt nicht als individuelle Empfindung, sondern als Ueberzeugung einer Gesammtheit auftrete." In der bloßen Instrumentalmusik wird kein Lob der Götter, kein Preis der Helden, keine Lehre der Weisheit vernommen, sie regt nur unbestimmte, vielleicht auch schlimme Empfindungen an. Sollen die Worte des Dichters bei der Musik die Hauptsache sein, so dürfen sie nicht durch kunstreiches Spiel des Instruments, der *λύρα* oder *κιθάρα*, verhüllt werden, weshalb denn Pratinas (Athenä XV, 617 C.) das Dominiren der Musik beklagend ausruft:

τίς ὁ θόρυβος ὅδε; τί τάδε τὰ χορεύματα;
τίς ὕβρις ἔμολεν ἐπὶ Διονυσιάδα θυμέλαν;

nicht Beherrscherin, sondern Begleiterin der Stimme sollte die Kithara sein (comes, non domina). Das Virtuosenthum ist damit nicht vereinbar. So war es natürlich, daß die Griechen dasselbe banausisch fanden; der Virtuose, der eben deßhalb auch schon mit äußerem Prunk auftrat, wolle mit seiner Kunst die Zuhörer ergötzen und sich reichen Lohn von ihnen erwerben (von einem solchen Künstler erzählt Athenäus, er habe wenn er auftrat für jeden Tag ein attisches Talent bekommen), er wolle bei dem Wettkampf den Sieg davontragen und deßwegen Wunderbares und über das Maß Hinausgehendes (θαυμάσια καὶ περιττά) leisten, wie es jetzt in die Wettkämpfe und von ihnen aus in die Erziehung eingedrungen sei (vergl. hierzu moderne Parallelen); solches Gewerbe (ἐργασία) sei nicht Sache von Freien, sondern von Lohnarbeitern (θητικωτέρα), und der Musikunterricht dieser Art sei kein allgemeinbildender, an die Stelle der sittlichen Wirksamkeit trete das Staunen über die überwundenen Schwierigkeiten, das Ziel sei die Unterhaltung der unverständigen Menge, also tadelnswerth. Natürlich rächten sich die Virtuosen nach ihrer Art, durch Verachtung desselben Publikums, welchem sie schmeichelten.

In dem oben angedeuteten Sinn, in Verbindung mit der Poesie, ist dem Griechen die Musik die beste Seelenleitung (ψυχαγωγία) und die Erziehung in der Musik die wirksamste, weil sie in das Innerste des Menschen eindringt (μάλιστα καταδύεται εἰς τὸ ἐντὸς τῆς ψυχῆς) und ihm richtigen Takt und schöne Harmonie zu eigen macht, was sein Leben überall bedarf. Der heranwachsende Knabe sollte so erzogen werden, daß er „nicht sowohl Musik machen lerne, als musikalisch werde, d. h. durchdrungen von jenem Lebensäther edlen Maßes, der den geordneten Tönen innewohnt". Die Musik hat nach den Vorstellungen der Griechen direkten Einfluß auf die Sittlichkeit, sie ist das Mittel, die Gewalt der Leidenschaften zu zähmen und Mäßigkeit und Besonnenheit zu üben; ja sie ist ihnen die Mutter aller Tugenden, die Summe der Geistesbildung, der stärkste Anreiz zur Tapferkeit, und weil die Barbaren das alles entbehren, so sei die Folge, daß sie sich auch der Unmäßigkeit im Essen und Trinken ergeben. Einem Dieb, meinte Aristophanes, müsse man es deßhalb als Milderungsgrund gelten lassen, wenn er nicht verstehe die Cither zu spielen. Agamemnon übergibt bei seinem Aufbruch nach Troja die Hut seines Hauses einem treuen Sänger, gegen den daher die Anschläge des Aegisthus zuerst gerichtet sein müssen.

Die Griechen, und zwar natürlich die Dorier noch weit mehr als die beweglichen Jonier, hielten sehr fest an den alten musikalischen Weisen, und als die dorischen Staaten in Sicilien statt der alten einfachen Musik sybaritische Melodien einführten, war dies auch der Anfang des Untergangs der alten Sittlichkeit; Platon sagt ausdrücklich, ein Neuern in der Art der Musik (εἶδος μουσικῆς) habe man als eine

Gefahr für den Staat anzusehen, denn nirgends ändere sich der Charakter der Musik ohne die bedeutendste Veränderung im Staatsleben (*οὐδαμοῦ γὰρ κινοῦνται μουσικῆς τρόποι ἄνευ πολιτικῶν νόμων τῶν μεγίστων*). Es war bei Strafe verboten, die Zahl der Saiten an der Cither über sieben zu vermehren; dem Sänger Phrynis schnitt der Ephoros Ekprepes zwei Saiten, die er an seiner Cither über sieben hatte, ohne weiteres ab, ebenso dem Timotheos; die Schnörkel, Triller und Cadenzen, wie die Schule des Phrynis sie aufgebracht habe, nennt Aristophanes eine Entehrung der Muse. Deßwegen lernten die Kinder der Freien in Sparta die Gesetze nach einer bestimmten, von dem Sänger Thaletas geschaffenen Melodie auswendig, und ebenso die kretischen Knaben, welche nach den Gesetzen Hymnen auf die Götter und nach diesen Lobgesänge auf tapfere Helden zu lernen hatten. Der Pythagoreer Kleinias nahm, wenn er von Zorn aufgeregt war, sein Instrument zur Hand, um seine Erregung zu besänftigen. Alexander der Große wurde durch die Leidenschaftlichkeit einer eigenthümlichen Tonweise des Auleten Timotheos so aufgeregt, daß er aufspringend zum Schwerte griff und nur durch eine andere, sanfte Melodie wieder beruhigt wurde. Achilleus beschwichtigt seinen Unmuth, indem er zur helltönenden Phorminx greift und die Thaten der Helden besingt. Die Folge dieser hohen Werthung der Musik für die Erziehung der Griechen war, daß man dieselbe schon frühe in den Kreis der Unterrichtsgegenstände aufnahm. Ob der Musikunterricht gleichzeitig mit dem gymnastischen begann, ist zweifelhaft; daß beide verbunden wurden, ist sicher. Wer Gymnastik allein übt, in dem wird nach Platon die Liebe zu höheren Beschäftigungen ersterben, sein Sinn wird wilder werden als er sollte, dagegen wird weicher als sich ziemt und der Sehnen beraubt das Innere dessen, der einseitig Musik treibt und seinen Sinn nur von süßen Harmonien überströmen läßt.

Solche Hochschätzung der Musik in der Erziehung herrschte selbst bei den Spartanern, welche die *γράμματα* und Alles, was an wissenschaftliche Bildung streifte, so gering achteten, daß ihre Knaben meist nicht lesen und schreiben konnten. So blieb denn auch die dorische Tonart in Uebereinstimmung mit dem Charakter des Volkes in feierlicher Hoheit und ernster Gleichmäßigkeit Jahrhunderte hindurch in Sparta unverändert und andere Weisen, wie die phrygische, wurden entschieden fern gehalten, die Knaben aber lernten, wohl ohne besonderen Unterricht, schon frühe namentlich die Marschlieder (*ἐμβατήριοι παιᾶνες*). Der Einfluß des männlich ernsten lesbischen [1]) Sängers Terpandros, der durch Vereinigung und Sichtung der in verschiedenen Ländern von ihm gesammelten Gesangweisen (Nomen) als Begründer der griechischen Musik erscheint und namentlich auch viele Vorspiele (Prooimien) zu hexametrischen Dichtungen z. B. homerischen Hymnen schuf, wurde

[1]) Die herrliche Insel Lesbos war ein Hauptsitz und Ausgangspunkt griechischer Poesie und Musik: Alcäus, Sappho, Anakreon, dessen Leier freilich nur Liebeslieder tönte (*μόνους ἔρωτας ᾄδει*), den aber die Pisistratiden auf ihrem Staatsschiff von Teos an ihren Hof holten.

in Sparta entscheidend im Jahre 644 (nach E. Curtius 676), zur Zeit des zweiten messenischen Krieges, als er, einem Spruch des delphischen Orakels zufolge berufen, die sich im Innern bekämpfenden Parteien durch seine begeisterten patriotischen Reden und Gesänge dermaßen umstimmte, daß die Gegner einander umarmten und sich aussöhnten, während der mit ihm berufene attische Sänger Tyrtäus, der das in Attika gepflegte, zur Erweckung kriegerischer Tugend sehr geeignete sogenannte elegische Distichon verwendete, die Spartaner zum Widerstand gegen die äußeren Feinde ermuthigte [1]). Aehnlich war es in Arkadien, dessen Gebirge den Verkehr mit anderen Staaten und das Eindringen der Cultur erschwerten. Gleichwohl erhielt die Volkserziehung durch die Musik ihr festes Gepräge, indem die Knaben schon von frühe an gewöhnt wurden, nach den hergebrachten Weisen Hymnen und Päane zu singen (vgl. die Choräle unserer Volksschulen), womit sie nach väterlichem Brauche die heimischen Götter und Helden verehrten. Nachher lernten sie die künstlicheren Weisen des Timotheus und Philoxenus und führten jährlich unter Flötenspiel an den Bacchanalien Chöre auf, wobei die Knaben jugendliche Kämpfe darstellten, die Jünglinge aber nach Art der Männer miteinander stritten. Bei den gemeinsamen Mahlen ergötzten sie sich durch Wechselgesang, wie die Lieder ihnen von der augenblicklichen Begeisterung eingegeben wurden, denn fremder Dichtung bedienten sie sich nicht. War einer auch in den übrigen Zweigen des geistigen Lebens unbewandert, so galt dies für keine Schande, wohl aber wenn einer nicht singen wollte oder nicht singen konnte. Es mochte aber keiner das Singen verleugnen, weil nach einer wohl vom Tempel der seit uralten Zeiten hochverehrten Artemis Hymnia ausgegangenen Satzung alle es lernen und bis zum 30. Jahre an den musikalischen Uebungen theilnehmen mußten. Gemeinsame Zusammenkünfte der Männer und Frauen und Chöre der Knaben und Mädchen fanden gleichfalls statt, indem man durch solche Einrichtungen den rauhen und ungeschlachten Charakter dieser Gebirgsbewohner zu mildern und sich auf dem rauhen Hochlande „bei saurem Tagwerke und der Noth des Lebens vor Abstumpfung und Verwilderung zu bewahren“ suchte. Die einzige Ausnahme bildeten die Bewohner eines einsamen Winkels, im Norden des Landes, die auch jetzt noch als geistig stumpf geschildert werden, die Kynäthier, die ihren Vätern untreu die Musik vernachläßigten und darob dermaßen verwilderten und versanken, daß ganz Hellas sie verachtete und man die Städte feierlich reinigte, welche ihre Gesandtschaften betreten hatten. Die messenischen Dorier auf Sicilien halfen zur Zeit ihrer Blüte den Nachbarn in Rhegium bei ihren Festen aus, indem sie ihnen 35 Knaben mit ihrem Lehrer und einem Flötenspieler über die Meerenge schickten, weil gute Musik und schöne Chöre eine Ehrensache waren. Als dann freilich einmal das Festschiff,

[1]) Terpander gehört zu den Beispielen, welche beweisen, daß die Spartaner es keineswegs im allgemeinen den Fremden verwehrten, sich bei ihnen aufzuhalten. So rühmt auch der aristokratisch gesinnte Megarer Theognis v. 786, wie er von den Spartanern so liebreich (προφρόνως) aufgenommen worden sei.

das diese Blüte der Jugend trug, untergieng, ließen die Messenier die 35 Knaben sammt dem Chormeister und Flötenspieler durch Kallias' Hand in Erz gießen und schickten die Bilder nach Olympia, wo die ehernen Knaben von der Mauer der Altis aus betend ihre Hände gen Himmel richteten.

Wie hoch ihre größten Philosophen die Musik schätzten, ist schon aus dem Bisherigen zu ersehen. Wir tragen noch nach, wie Sokrates noch im späteren Alter bei Konnos (nach Andern bei Damon) in der Lyra, bei Lampros in der Kithara Unterricht nahm, weil es doch besser sei, die Musik spät, als gar nicht gelernt zu haben; Philosophie sei ja der Gipfel der Musik. Eine Eigenheit der Cyniker war, um auch solches zu erwähnen, daß sie die Musik als etwas Unnöthiges und Unpraktisches herabsetzten.

Bei dem Unterricht in der Musik warnten die alten Philosophen vor verschiedenen Fehlern. Zuerst mahnten sie, den Unterricht nicht bloß theoretisch, sondern auch praktisch ertheilen zu lassen, weil dem Menschen nur in derjenigen Kunst ein sicheres Urtheil zukomme, in welcher er sich selbst versucht habe; die so nothwendige Ausbildung des Schönheitssinnes in dieser Richtung mache also auch die eigene Uebung nothwendig. Die Hauptsache aber ist ihnen, daß die Knaben keine Musik treiben ohne Worte, kein Instrument spielen ohne Gesang. Die Wirkung auf den Geist war ihnen das Wichtigste, die Musik sollte den Knaben edle Worte durch würdige Töne verschönt zuführen und so ihrem Geiste ätherische Schwingen ansetzen; die Gedanken des Dichters sollten in der Anmuth des musikalischen Wohlklangs noch wirkungsvoller hervortreten, in dem goldenen Mischkrug der Töne sollte der Gesang nach Pindars Ausdruck gleich dem Thau des Weinstocks dahinrauschen. „Welch tiefes Bedauern muß uns daher ergreifen, wenn wir daran denken, daß, während von den Schätzen der griechischen Literatur und bildenden Kunst uns doch so viel erhalten ist, daß wir mannigfache Anregung und Nahrung für unsern Bildungstrieb daraus schöpfen können, von der musikalischen Kunst der Griechen kein sinnfälliges Denkmal auf die Nachwelt gekommen ist; mancher beredte Mund hat uns gekündet, in wie hohen Ehren die Musik bei ihnen gestanden, aber spurlos verhallt sind die Klänge, welchen das versammelte Griechenvolk bei der Feier seiner Feste gelauscht hat" (O. Gumprecht in der Abhandlung über G. Fr. Händel in Westermanns Monatsheften 1882 Aug.).

Zur Lyra lernte der Knabe schöne lyrische Gedichte, Werke trefflicher Dichter, die er dann auch im engsten häuslichen Kreise zur Unterhaltung seiner Eltern singend vorzutragen angehalten wurde. Der Mythus von Marsyas, der, obgleich ein Meister auf der Föte, von Apollon, der sein Citherspiel mit Gesang begleitet, besiegt und dann geschunden wird, weist eben darauf hin; denn Marsyas hat ja eben die Flöte gefunden, welche Athene weggeworfen, weil sie ihr Gesicht im Spiegel des Baches entstellt erkannt hatte und darüber von den anderen Göttinnen verlacht worden war. Und Alcibiades verachtete die Flöte, weil sie das Gesicht eines freien Menschen verzerre und der Spielende weder singen noch sprechen könne; sie passe daher nicht

für Athener, sondern nur etwa für die Kinder der Thebaner, welche nicht verstehen miteinander zu reden. Die berühmtesten Flötenspieler waren Böotier. Das entscheidende Moment für die Bevorzugung der Lyra und der — kunstreicheren — Kithara lag in der Möglichkeit das Saitenspiel mit Gesang zu begleiten, d. h. in der Verbindung der Musik mit der Poesie.

Immerhin hatten die Flöten ihren Werth als Mittel Begeisterung zu erwecken, sie dienten dem Kultus der Kybele durch die Korybanten, waren also in Kleinasien zu Hause, wie die Saiteninstrumente in Griechenland im Dienste des Apollon. Sie bestanden aus Röhren, welche verschieden waren nach Material, Gestalt und Größe und demgemäß auch verschieden benannt wurden; geblasen wurden sie alle mittelst eines Mundstücks (γλωττίς), das man zwischen die Lippen nahm, wie unsere Klarinette, Oboe, Fagott, der Ton aber war bei allen stark, bald hell, gellend, bald mehr oder weniger tief, so daß er auf den Dreiruderern dazu dienen konnte, den Ruderern den Takt anzugeben. Der Chorage leitete mit der Flöte bei den gottesdienstlichen Feierlichkeiten die Gesänge, der Spendenbläser (σπονδαύλης) leitete mit der Doppelflöte die Hymnen, die während der Libation, Spendung (σπονδή) beim Opfer gesungen wurden, bei den kriegerischen Uebungen bestimmte und ordnete der Flötenbläser die Bewegungen. Unter Flötenschall und Gesang zogen die Spartaner in die Schlacht; nach den Regeln des Waffentanzes, die sie in den mannigfaltigsten Wendungen zum Angriff und zur Abwehr eingeübt hatten, kämpften sie, und in Thessalien gab man sogar Feldherrn und Vorkämpfern den Namen Vortänzer (προορχηστῆρες). Durch die Siege über die Perser gehoben nahmen die Geister einen höheren Schwung und so fand von Böotien her das Flötenspiel auch in Attika Eingang, so daß fast die ganze Jugend der besseren Stände es erlernte. Später jedoch fand man nach Aristoteles in Athen, daß es in sittlicher Beziehung weniger empfehlenswerth war, und so wurde es aus dem Unterricht der Gebildeten wieder entfernt. Bei fröhlichen Gelagen zog man gerne Flötenspielerinnen hinzu, deren sonstiger Ruf freilich dem Ruf ihrer Kunst nicht eben förderlich war.

Von den Saiteninstrumenten war die Lyra das älteste. Sie hatte ursprünglich nur vier Saiten, durch Terpandros erhielt sie sieben, mit noch mehreren sie auszustatten war, wie oben gesagt, in Sparta verboten; sie wurde mit den Fingern gespielt. Die Kithara — wahrscheinlich identisch mit der homerischen Phorminx, welche, vielleicht eine größere Art der Kithara, „die Götter dem Mahl zur Genossin gegeben“, ἣν ἄρα δαιτὶ θεοὶ ποίησαν ἑταίρην (Od. 17, 281) — unterschied sich von der Lyra hauptsächlich durch den hohlen Resonanzboden, über welchen die Saiten liefen. Gespielt wurde sie mit der Schlagfeder, dem πλῆκτρον. Der erste Lehrer der Musik hieß der κιθαριστής, der bei den Joniern sein Werk begann, wenn die Anfänge im Lesen und Schreiben erlernt waren. Aristoteles verbannte die Kithara als Virtuoseninstrument ganz aus dem Unterricht, während Platon in seinem Staat Lyra und Kithara, auf dem Lande auch die Rohrpfeife (σύριγξ, Pansflöte) gestattete.

Bei den ersten Uebungen wurden ohne Zweifel gewisse altherkömmliche Melodien, bezw. Texte beliebter Lieder zu Grunde gelegt. Die Compositionen aber waren wohl mehr recitativisch, melodramatisch und der Vortrag „ein Mittelding zwischen Singen und Sprechen“. Als Tonzeichen gebrauchten die Griechen ihre großen Buchstaben in vielen Veränderungen in Gestalt und Lage. Das Nähere ist aus dem auch in M. Meibomius Antiquae musicae auctores septem (Amstelod. 1652) niedergelegten Notenregister des Alypius zu ersehen, welches auch in dem Werk des trefflichen Psychologen Fortlage „Das musikalische System der Griechen in seiner Urgestalt“ (Leipzig 1847) S. 27—34 abgedruckt ist und freilich den Beweis darbietet, daß die Geschichte der altgriechischen Musik noch viele Räthsel birgt. Nach Fortlage war das uralte, vorpythagoreische System von sieben Tonleitern, im Gegensatz gegen das unsrige auf zwei Tonleitern, Dur und Moll, beschränkte, welches der Reflexion und mathematischer Berechnung entsprungen nicht einmal Europa umfaßt, vielmehr aus der Anschauung erwachsen, genial, von wunderbarer Schönheit und menschheitlichem Charakter. Fortlage spricht am Schlusse die Hoffnung aus, daß wir ein naturgemäßeres und seelenvolleres Genre des melodiösen Gesanges, das wir noch nicht besitzen, sicher in Zukunft besitzen werden. „Denn eben dieses Genre war es, worin nach den Zeugnissen der Alten die Musik des natürlichen Siebenscalensystems so gewaltige Wirkungen hervorbrachte.“ — Die verschiedenen Tonarten waren nach Alypius 1) lydisch mit den Nebentonarten hypolydisch und hyperlydisch; 2) äolisch mit den Nebentonarten hypäolisch und hyperäolisch; 3) phrygisch mit den Nebentonarten hypophrygisch und hyperphrygisch; 4) iastisch (ionisch) mit den Nebentonarten hypoiastisch hyperiastisch; 5) dorisch mit den Nebentonarten hypodorisch und hyperdorisch. Was wir als Untertonarten den Haupttonarten subordiniren, ist bei Alypius als Haupttonart gezählt, so daß es bei ihm im Ganzen 15 Tonarten sind. Als Charakter der Tonarten nimmt man nach den Andeutungen der Alten an: 1) die dorische: ernst, streng und tief, geeignet eine ruhige und besonnene Seelenstimmung hervorzubringen, daher nach Platon allein pädagogisch berechtigt; 2) die phrygische mit dem Ausdruck des religiösen Enthusiasmus, der bacchischen Begeisterung und Schwärmerei, vorzugsweise angewendet bei den rauschenden Festen der phrygischen Kybele und an den Dionysien der Hellenen; 3) die lydische mit den höchsten Tönen, weich und sanft, zierlich und geschmeidig. Die ionische wird als weich und schlaff beschrieben, gern bei Gastmählern angewendet; die äolische als üppig, bunt und verliebt; die gemischte lydische als hoch und scharf, weinerlich und traurig.

Wir kommen an die dritte Erziehungsperiode bei den Griechen, die Altersstufe der Ephebie. Sie reichte in Athen vom Schlusse des 16. Jahres bis zum Eintritt in das angehende männliche Alter, bis zum vollendeten 20. Jahre. In der früheren Zeit unterschied man nur Knaben und Männer; die Stufe

der Knaben theilte man später in zwei Abschnitte, die eigentlichen Knaben vom 7. bis zum 14., 15., 16., und die Jünglinge, die Epheben (die Bartlosen, ἀγένειοι) vom 16. bis zum 20., 21. Jahre. Die Grenzbestimmungen zwischen diesen und den verwandten Benennungen (νέος, νεανίας, νεανίσκος, μειράκιον ꝛc.) waren, wie schon obige Zahlen andeuten, schwankend, die verschiedenen Bezeichnungen wurden von verschiedenen Schriftstellern, oft von denselben Schriftstellern verschieden angewendet, so daß dasselbe Individuum das einemal παῖς, das anderemal im gleichen Zusammenhang νέος genannt wurde. Auf der Stufe der Ephebie sollte das bis dahin Erreichte fortgesetzt und zum Abschluß gebracht, die Erziehung des jungen Griechen vollendet, er sollte zum Manne gereift, also unter praktischen Dienstleistungen fähig werden, seine Pflichten als Mensch und Bürger zu erfüllen, indem er nach allem Edlen strebe, die Gesetze des Staates hochachte und für das Wohl des Vaterlands einstehe. Nach der in Athen geltenden Ansicht entwickelte sich bei den Jünglingen die Mannbarkeit in der Zeit vom 14. bis 16. Jahre und nach dieser Uebergangszeit, zwei Jahre nachher, in denen sie eines der großen Gymnasien besuchten, wurden sie auf ihre Reife zur Aufnahme unter die eigentlichen Epheben von den Mitbürgern geprüft; 18jährig wurde der Ephebe in das Gemeindebuch seines Demos (τὸ ληξιαρχικὸν γραμματεῖον) eingetragen, in feierlicher Weise wehrhaft gemacht und schwur im Heiligthum des Agraulos, am nördlichen Fuß der Akropolis, in einer bei Stobäus und Pollux uns erhaltenen Formel, den bestehenden Gesetzen zu gehorchen, die vaterländische Religion in Ehren zu halten, insbesondere die Waffen für das Vaterland rühmlich zu führen. Bei der Mündigsprechung legten die attischen Jünglinge das bis dahin getragene lange Haar dem Schutzgott der Knabenzeit zu Ehren ab (das Haarabschneiden, κουρά), um es dann einem heimischen Flußgott oder auch einer Gottheit höherer Ordnung zu weihen, während in Sparta umgekehrt der männlichen Jugend vom 18. Jahre an gestattet war, Haar und Bart wachsen zu lassen (κομᾶν); nach dem ersten Schnitte ließen die athenischen Epheben das Haar wieder wachsen, jedoch nicht so, daß es über Nacken und Schultern herabwallte. Zur Feier des Festes, welches vom Abschneiden der Haare κουρεῶτις hieß, wurden Knaben und Mädchen in das Heiligthum der Geschlechtsgenossenschaft, das Phratrion, geführt und es wurde ein Opfer dargebracht, das für die Knaben κούρειον, für die Mädchen γαμηλία genannt wurde. Ferner legten die Knaben nun die Chlamis an, den kurzen, schwarzen (erst in der römischen Periode weißen), ursprünglich thessalischen oder macedonischen Kriegsmantel, weshalb die Chlamis nehmen gleichbedeutend ist mit: unter die Epheben treten; deßgleichen nahmen sie den breitgekrämpten Reisehut (πέτασος) und erschienen mit Schild und Lanze bewehrt, in vollem Waffenschmuck (πανοπλία), den diejenigen Epheben, deren Väter im Krieg gefallen waren, als Geschenk vom Staate erhielten, wie sie überhaupt die Fürsorge des Staates zu genießen hatten, am Dionysosfest, unmittelbar vor der Aufführung der Tragödie, auf eigenen Sitzplätzen (ἐφηβικός oder νεανίσκων

τόπος) [1]) und wurden alsdann und zwar alle, nicht bloß die Söhne der für das Vaterland Gefallenen, durch einen Herold dem Volke vorgestellt. Somit in die Bürgerschaft aufgenommen erlangten sie als πολῖται das Recht, in der Volksversammlung zu erscheinen und mitzuwählen — das aktive Wahlrecht, — übernahmen aber auch, nachdem sie vorher als περίπολοι ausgebildet worden waren, die Verpflichtung zum Kriegsdienst. Das passive Wahlrecht erhielten die athenischen Bürger nach den Gesetzen Solons erst mit dem 30. Jahre. Dann aber deckten sich die Begriffe: Bürger, Staatsmann, Krieger vollständig. „Auf dieser Einheit beruhte Athens Größe, und der stolze Kerngedanke der unsterblichen Weiherede, welche Thukydides seinem Perikles (II, 35 — 46) in den Mund legt, ist eben kein anderer als der, daß der Vollbürger des hellenischen Musterstaates im Gerichte, im Rathe und in der Volksversammlung, auf der Flotte und in den Reihen der Hopliten, bei den Opfern und Festen, im Chor und im Amphitheater der Lust- und Trauerspiele immer derselbe ist, immer seinen Mann stellt und den unendlich vielseitigen Aufgaben eines solchen athemlosen Lebens ebenbürtig bleibt.“ (Oncken, Staatslehre des Aristoteles.) Was insbesondere die Erziehung betrifft, so hebt Perikles II, 39 hervor, daß die Athener nicht durch mühselige Uebung von früher Jugend auf Mannhaftigkeit zu erzielen suchen, sondern vermöge eines aus der eigenen Brust stammenden Thatenmuthes bei ihrer zwanglosen Lebensweise dennoch entschlossen allen Gefahren entgegentreten. Wer zu Athen, dem Centrum hellenischer Bildung, gut war, der war es, wie Platon sagt (Legg. 1, 642, C.) in ausgezeichnetem Maße, weil er es nicht aus Zwang war, sondern aus eigenem, freiem Triebe.

Neben den eingeborenen Bürgersöhnen wurden später auch Andere, und zwar nach einer alten Ueberlieferung aus Dankbarkeit für die Verdienste des Koers Hippokrates zur Pestzeit zuerst die Koer, zur Ephebie in Athen zugelassen, dann die freien Metöken (Schutzverwandte) und Paröken (Nachbarn), wenn auch nicht unbeschränkt. Daß die zwei Jahrgänge der Epheben aus zwei verschieden geführten Jahreskursen, einem älteren und einem jüngeren, die nach der Analogie der zweiten Erziehungsperiode ihre besonderen Vorsteher und Leiter hatten, liegt in der Natur der Sache. Die Zahl der Theilnehmer eines Kurses betrug in der älteren Zeit wohl über 200, vielleicht viel mehr, bei einem zweijährigen Kursus nicht viel unter 500, später, in Folge der Kostspieligkeit, zwischen 140 und 200. Unter Marc Aurel stieg die Zahl plötzlich bis über 370; es strömten jetzt von allen Seiten her strebsame, wißbegierige Jünglinge nach Athen. Die Genossenschaft in der Ephebie galt aber als ein besonderes, engeres Band; sie betrachteten sich als Freunde

[1]) Im dionysischen Theater zu Athen sind jetzt unter einer 20 Fuß hohen Schuttlage die Sitze für die Zuschauer, die Treppenstufen, die zwischen ihnen hinaufführten, und die marmornen Ehrensessel am unteren Rande des Zuschauerraumes mit darauf geschriebener Würde des zu dem Sitze berechtigten Staatsbeamten oder Priesters, auch der geschmückteste, der des Dionysospriesters, aufgedeckt.

(φίλοι καὶ συνέφηβοι). In der Zeit des beginnenden Verfalls dauerte die Ephebie nur noch ein Jahr und es bestand deßhalb auch nur noch ein Jahreskurs. Das Institut der Ephebie, welches der Redner Demades (nach Athenäus) einen Volksfrühling nannte, dauerte im ganzen 800 Jahre.

In Sparta, der Burg von Hellas, großentheils auch in Kreta, waren die Verhältnisse meistens in analoger Weise geordnet, nur daß der Staat seine nachwachsenden Bürger viel ausschließlicher und länger in Anspruch nahm: zwei Jahre nach dem 18. waren die Jünglinge Melleirenen (μελλείρενες) und wurde vorzugsweise im Gebrauche der Waffen geübt, vom 20. bis 30. hießen sie Eirenen. Neben den Epheben genossen in Sparta die Söhne treuer Hausklaven (μόθακες) als Bildungsgenossen (σύντροφοι) die gleiche Erziehung und wurden nach Vollendung der ganzen Bildungszeit frei. Im Jahre 1853 wurde auf Kreta ein Stein mit einer merkwürdigen Inschrift (zuerst in Deutschland veröffentlicht im Philologus 1854) gefunden, welche den Eid der Epheben, der waffenfähigen Jugend der Stadt Dreros und ihrer Verbündeten enthält, durch welchen sie sich zur Treue gegen ihre Stadt und zum Haß gegen deren Feinde feierlich verpflichten, in ähnlicher Weise wie die athenischen Epheben im Tempel der Agraulos (s. S. 242). Die Söhne der Kretenser blieben aber, während die dortige Erziehungsweise sonst in Vielem der spartanischen ähnlich ist, weit länger im Kreis der Familie. Im Anfang des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hob freilich Philopömen als Oberhaupt des achäischen Bundes die Einrichtung der Ephebie nach lykurgischen Gesetzen in Sparta auf. Daß aber das Ephebeninstitut auch in vielen anderen griechischen Städten bestand, sieht man aus den gesammelten Schriften; ein Verzeichniß der Namen derselben hat Grasberger zusammengestellt II, 65.

Gymnastische Fortbildung. Das Erste, was die Epheben leisteten, bestand in Waffenübungen und Wachdienst, theils in der Hauptstadt bei Tag und bei Nacht und in ihrer Umgebung, theils und besonders in den Grenzbezirken gegen Böotien. Bei den damit verbundenen Reisemärschen lernten sie als Streiftruppen (περίπολοι) das Land in allen seinen Theilen: Ebenen, Gebirge und Wege, aufs genaueste kennen, ein trefflicher Kursus in der Heimatkunde, und sorgten zugleich als Runden für die öffentliche Sicherheit. Es galt dabei wahrscheinlich auch, nach der Sitte der meisten arischen Völker die Feldflur der Gemeinde festlich zu umgehen unter Mitführung der Götterbilder und damit die Grenzen und ihren Lauf der Jugend einzuprägen und zugleich den Segen der Götter für das Gedeihen der Früchte zu erflehen. Die Epheben hielten Grenzstationen, z. B. Eleusis, Sunion, Phyle, Aphidne, Ramnus, Panakton, dann Kastelle, Wachthäuser dauernd besetzt, wurden militärisch geschult, sowohl der einzelne Mann, auf der Stelle und im Marsche, als auch in kleineren und größeren Abtheilungen, theils als Hopliten (ἐν ὅπλοις), theils als Leichtbewaffnete (ψιλοί), campirten dabei im Freien oder lebten unter Zelten und wurden im Nothfall, was allerdings nur ausnahmsweise vorkam, auch gegen

äußere Feinde verwendet; einmal (458 v. Chr.) schlugen sie den Einfall der Korinthier von Megara her zurück, während die Truppen Athens gegen Aegina kämpften. Bei den häufigen gemeinsamen Ausflügen der Jünglinge fehlte es nicht an Gelegenheit, die Sinne zu schärfen, den Beobachtungsgeist zu üben, Muth und Erfindungstalent zu wecken. Auch die edle, freie Haltung sollten ja die Griechen selbst auf Heereszügen bewahren, weßhalb das Gesetz den Spartanern vorschrieb, auch dann täglich ihre gymnastischen Uebungen vorzunehmen. Eine besondere Art von Auszügen war es, wenn die Epheben im Waffenschmuck zu Fuß und zu Pferd das Ehrengeleit für angesehene Fremde, bei politischen oder religiösen, größeren oder kleineren Festfeiern, den Panathenäen, den Eleusinien, bei dem Fest der Artemis Agrotera, den Oschophorien 2c. bildeten und dabei auch Fackelwettläufe in mondscheinloser Nacht oder andere Wettkämpfe hielten. Ein Auszug von hervorragender Bedeutung war der Reisemarsch zu den Gräbern von Marathon, dessen Todte als örtliche Heroen angesehen wurden, während man die Ueberreste von den älteren Schlachtfeldern der Athener nach dem Kerameikos übersiedelte. Zur feierlichen Begehung des großen Seesiegs über die Perser veranstalteten sie auch Ruderwettfahrten vom Piräeus aus, zuerst nach dem Hafen von Munichia, wo am Ufer ein Tempel der Artemis stand; später, als man den großen Sieg als salaminischen feiern wollte, schloß sich an die munichische Wettfahrt eine zweite nach Salamis an, wo sich dann die salaminische Jugend mit der athenischen bei der Ajasfeier im Dauerlauf zu messen pflegte. Bei jenen festlichen Gelegenheiten marschirten dann die Epheben von ihren Kosmeten geführt in Reih und Glied, bewaffnet und bekränzt in ihren schwarzen Mänteln einher. An den Opfern betheiligten sie sich theils mit Weihgeschenken, theils mit einem von ihrem Geld gekauften Stier. Auf den Reisemärschen lebten sie nach militärischem Brauch unter Zelten oder campirten auch im Freien.

Bei den Spartanern galt es als eine besondere Kriegsübung, gewisse Gegenstände zu stehlen, ohne ertappt zu werden (*κλωπεία*); man bestrafte den, welcher entdeckt wurde, wer aber unentdeckt blieb, gewann das Vertrauen seiner Altersgenossen und die Aussicht auf spätere hohe Ehrenämter. Die Knaben, nur Söhne von Vollbürgern (*ὁμοῖοι*), waren zu diesem Zweck aus der Gemeinschaft mit Menschen auf eine bestimmte Zeit ausgestoßen und mußten sich ihren Unterhalt durch allerlei schlaue Anschläge zusammenrauben. Die spartanische Jugend war übrigens auf die größte Einfachheit in Kost und Kleidung angewiesen. Von weiteren Diensten, welche die Epheben leisteten, mögen noch hervorgehoben werden: ihre Verwendung in den Volksversammlungen zur Aufrechthaltung der Ordnung und ihre Leistungen bei den Schiffen, die sie ins Trockene zu verbringen und bei der Wiedereröffnung der Schiffahrt ins Meer hinabzulassen behilflich waren, endlich ihre Hilfeleistung bei den Festopfern, indem sie die Thiere über die hohen Tempelstufen hinweg auf die Stufen des Opferaltars hinaufhoben (*αἴρεσθαι ταύρους*).

Wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Krieg, gleichsam als Vorschule für denselben (weil sie *τὰ πρὸς τὸν πόλεμον μάλιστα παιδεύει*), zur Festigung der Gesundheit, zur körperlichen Kräftigung, zur Schärfung der Sinne und längeren Erhaltung der Jugend (*ἧττον γηράσκειν*) und zur Gewöhnung an Strapazen wurde von den Epheben mit Vorliebe die Jagd, meist mit Hunden (daher Hundeführung, *κυνηγία* = Jagd) zu Fuß und zu Pferd (letzteres freilich nur in ebenen Gegenden, besonders mit Hilfe der schnellen Pferde aus Nordafrika) betrieben, wozu die wildreichen Wälder und Berge Attika's einluden, wie in Sparta die berühmten Jagdreviere am Taygetus 2c. Wer sich auf der Jagd gestählt, so dachte man, wird auch auf schwierigen Wegen nicht erliegen, er wird im Stande sein hart zu schlafen, beim Angriff auf den Feind draufgehen und auch in die vorderste Linie gestellt seinen Posten nicht verlassen, den Feind auf jedem Terrain verfolgen, bei einer Niederlage sich und Andere auf waldigem und abschüssigem Boden zu retten wissen, ja manchmal dem Feind den schon errungenen Sieg kühn wieder entreißen. Schon die jungen Söhne der Heroen und selbst die Töchter zog die Jagd als eine der schönsten und ehrenvollsten Beschäftigungen an; vor dem Beginne der Jagd betete man zu Artemis als der Göttin der Jagd. Xenophon hat eine begeisterte Schrift über dieselbe (*κυνηγετικός*) geschrieben, in welcher er die Jagd eine Erfindung der Götter nennt, und dabei neben den verschiedenen Arten der Jagdthiere, vom Hasen bis zum Löwen, namentlich auch die verschiedenen Gattungen der Hunde und ihre Zucht abgehandelt. Man liebte besonders die auch den wilden Schweinen gegenüber erprobten lacedämonischen und die theuren indischen Hunde. Alcibiades bezahlte einmal für einen Jagdhund 7000 Drachmen. Die Jagd auf Vögel und Fische (mit Netzen und Angeln) erklärt Platon ausdrücklich für verwerflich und eines freien Mannes unwürdig, für ein nur den Sklaven zustehendes Geschäft.

Weiter gehörten zur gymnastischen Ausbildung der Epheben die Uebungen im eigentlichen Kampfe, sowohl im Nahkampf als im Fernkampf. Das Erstere ist bald die Hoplomachie im engeren Sinn, der Kampf mit schweren Waffen, das Fechten in voller Rüstung, das jedoch in der guten Zeit, namentlich in Sparta, als rohe Athletik nicht zulässig erschien und in der historischen Zeit überhaupt wegen der damit verbundenen Gefahr vermieden, gleichwohl aber von Platon als kräftigend und praktisch werthvoll empfohlen wurde, bald hat das Wort eine allgemeine Bedeutung und bezeichnet Waffenkünste aller Art. Die militärische Gymnastik der Hellenen drehte sich um die Hoplomachie. Der Fechtmeister (*ὁπλομάχος*) unterrichtete die Epheben im Lykeion, das wegen seiner weiten Räume zu solchen Uebungen geeignet war, und zwar die, welche nach Höherem, was mit dem Fechten zusammenhängt (*τὰ ἑξῆς*), trachten, auch in der Taktik und Strategie; auf den attischen Ephebeninschriften wird neben den andern Lehrern regelmäßig auch der Waffenlehrer aufgeführt. Als Erfinder der methodischen Fechtkunst, die erst allmählich zur Geltung kam, nennt Athenäus den Demeas von Mantinea.

Von den Uebungen des Fernkampfs sind die mit dem Speer schon als Theile des Fünfkampfs mitbesprochen worden. Homerische Benennungen sind ἔγχος, δόρυ, αἰχμή ꝛc., der leichtere Speer der historischen Zeit ἄκων (mit ledernem Riemen in der Mitte des Schaftes), ἀκόντιον, λόγχη, mit der unteren Schaftspitze, στύραξ, σαυρωτήρ, um die Lanze aufrecht in den Boden zu stoßen, später die macedonische σάρισα (über 16 Fuß lang). Die genauen Unterschiede der Arten dieser Waffen, den mannigfaltigen Benennungen entsprechend, lassen sich nicht mehr bestimmt angeben. Mit dem Schilde deckte der Krieger gebückt sich zu, oder er hielt ihn in einem gewissen Abstand vom Leibe, daß die feindliche Waffe nicht so weit eindringen konnte. Im Uebrigen s. oben.

Die Gottheiten des Bogenschießens sind der Ferntreffer (ἑκηβόλος) Apollon und die pfeilausschüttende (ἰοχέαιρα, ἰο-χέϜαιρα) Artemis. Aber die Führung des Bogens, obwohl sie einen starken Arm und ein scharfes Auge forderte, obgleich Odysseus seine Ueberlegenheit über die Freier mit dem Bogen erwies, war doch in der heroischen Zeit keineswegs die Eigenschaft des Tapfersten; Achilleus erlag dem Geschosse des Paris. In der historischen Zeit wurden durch Beiziehung der Bogenschützen und der Schleuderer zu den Hopliten die leichten Waffen mit den schweren verbunden. Man hatte eigene Lehrer im Bogenschießen und Schleudern und geschickte Schützen trafen selbst Vögel im Flug. Hervorragend waren in dieser Kunst zu Fuß und zu Pferd schon von alten Zeiten her die Kreter; der Kreter Meriones besiegte schon bei Homer den trefflichen Schützen Teukros; auch die Lokrer waren gute Schützen. Platon mahnt, in dem Gebrauch der Waffen sich der linken Hand nicht weniger zu bedienen, als der rechten.

Als Schleuderer (σφενδονῆται) wurden neben den vor allen gefeierten Bewohnern der balearischen Inseln, die von Kindheit auf darin geübt wurden und nach Diodor auch als Knaben kein anderes Wildbret zu essen bekamen, als das sie selbst mit der Schleuder erlegt hatten, und dann den Kretern namentlich die Aetolier, die Rhodier ꝛc. gepriesen, während die attischen Epheben gewöhnlich als Hopliten dienten. Aristoteles erzählt (in einer als unecht angefochtenen Schrift), unter den Liguriern haben sich so geschickte Schleuderer gefunden, daß wenn mehrere beisammen waren und Vögel erblickten, sie unter einander ausmachten, nach welchem Vogel jeder zielen sollte, in der Gewißheit, daß alle sicher treffen würden. Die Schleuder (σφενδόνη, später κέστρος) bestand aus einer starken Schnur oder einem ledernen Riemen, der am Ende einen Stein oder ein Geschoß von Metall umfaßte und im Kreise geschwungen wurde, bis der Arm ihn losließ, so daß das Geschoß in gerader Richtung fortflog. Die Bleigeschosse hatten häufig eine Inschrift wie Νίκα (Siege), Δέξαι (Nimm das, bei den Römern Feri, Triff) ꝛc. oder in bildlicher Darstellung einen Blitz, eine Schlange; eine sehr schöne Inschrift zeigte einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln, den Blitz in den Krallen, eine Schlange im Schnabel. Die Epheben wurden übrigens auch im Dienst an den großen Wurfmaschinen (καταπέλται,

πετροβόλοι, Katapulten und Ballisten, in der macedonischen Zeit theils ὄργανα εὐθύτονα, Horizontalgeschütz, theils παλίντονα, Wurfgeschütz; jene wurden unter einem geringen Erhöhungswinkel, diese unter einem von 45° abgeschossen), in der καταπελταφεσία, geübt; neben andern Lehrern der Waffenübungen wird auch ein ἀφέτης genannt.

Bei der Weiterbildung des Fünfkampfs war es von Bedeutung, daß das Ringen die letzte und entscheidende Uebung bildete, in welcher die zwei übrig bleibenden als Ringer um den Siegeskranz kämpften. Der Schauplatz der vier ersten Wettkämpfe war der Dromos, die Laufbahn, der des letztern war ein engerer Raum, der Umkreis zwischen dem Dromos und dem Altar. Die technischen Ausdrücke für die verschiedenen Formen des Ringens werden häufig auch metaphorisch gebraucht.

Eine besondere Uebung der Epheben war der Fackellauf, λαμπάς, unter der Vorstandschaft des Archon Basileus, namentlich an gewissen Festen, zuerst an den Panathenäen, Hephästeen und Prometheen, ferner nach den Perserkriegen an dem jährlichen Opfer für Pan, den Bendideen im Piräeus mit einem nächtlichen Fackelwettreiten, den Anthesterien und den Epitaphien. Man zündete die Fackeln auf dem alterthümlichen, den Feuergottheiten Prometheus und Hephaistos geweihten Altar am Eingang der Akademie an und von diesem Orte aus lief man dann zur Stadt; an dem Punkte, an welchem auf der Karte II des Atlas von Athen von Curtius und Kaupert der Altar des Prometheus, allerdings mit einem Fragezeichen, gesetzt ist, sind es zum Thor des Dipylon (Doppelthor, das breiteste und glänzendste Thor der Stadt) genau sechs Stadien; wenn die Fackel des ersten Läufers erloschen war, so kam der Preis nach der Schilderung des Pausanias an den zweiten, dann an den dritten und so fort, und wenn die Fackel allen ausgieng, so trug keiner den Sieg davon. Nicht der schnellste Läufer erhielt den Preis, sondern wer zuerst die Flamme ans Ziel brachte, denn es galt, das durch den Gebrauch verunreinigte Feuer durch neues, reines zu ersetzen.

Für die verschiedenen gymnischen Wettkämpfe der athenischen Feste waren besondere Leistungen der drei Altersklassen, der Knaben, der Jünglinge und der Männer vorgeschrieben; welche und in welcher Ordnung, erhellt aus den Inschriften, welche die Sieger aufzählen.

Der Faustkampf wurde durch die Athleten in der Art, man möchte sagen: künstlerisch ausgebildet, daß sich selbst die feinsinnigen Griechen für kunstgerecht geführte Faustschläge begeistern konnten.

Sehr beliebt war bei den Alten das Wagenrennen (ἱπποδρομία) (vergl. das Wettrennen bei der Leichenfeier des Patroklus. Hom. Il. 23.). Die homerischen Helden kämpften neben ihren Wagenlenkern vom Streitwagen herab (der παραστάτης neben dem ἡνίοχος). Als ein Theil der Festspiele forderte das Wagenrennen eine besondere Bahn (ἱππόδρομος), an deren Ende, welches die Wagen sieben-, auch

zwölfmal umfahren mußten, außer der Zielsäule noch ein schräger Altar von greller Farbe (so in Nemea) oder etwas Aehnliches angebracht war, an welchem, als dem Pferdeschreck (ταράξιππος) die vorbeilaufenden Pferde oft erschrocken sein sollen, so daß sie scheuten und den Wagen zertrümmerten. Einmal scheiterten nicht weniger als 40 Wagen, so daß der allein übrig bleibende einen leichten Sieg gewann. Die Wettbahnen mußten sehr breit sein, da bis auf zwölf Gespanne zugleich sie befahren konnten. In Athen, wo auf einen Sieg in solchen Wettkämpfen so großer Werth gelegt wurde, daß Aristophanes das Verderbliche auf der Bühne züchtigte, ließen sich's hochangesehene Familien einen großen Aufwand kosten, um glänzende Gespanne zu halten, denen man nach einem Siege die (immer rechtsgelegte [1]) Mähne mit bunten Bändern und Goldschnüren durchflocht; man pflegte solche Thiere sorglich, und wenn sie dreimal gesiegt hatten, erhielten sie prachtvolle Grabdenkmale. Als Richter bei den Wettrennen fungirten von den neun in dieses Kollegium gewählten Eleern je drei. Von der 108. Olympiade an bis auf Pausanias waren es zehen. Für die Olympien gab es je nach der Zahl und dem Alter der Pferde acht Arten des Rennens, für die Panathenäen, die in einem Hippodrom südlich von Athen abgehalten wurden, noch mehr.

Die attischen Epheben betrieben aber, während bei Homer das Reiten (κελητίζειν) nur ausnahmsweise (Il. 10, 513 ff. 15, 679 und Od. 5, 371) erwähnt wird, und die Nachrichten vom Fahren überhaupt älter sind, als die vom Reiten, die Reitkunst, nachdem sie zu schulgerechter Fertigkeit erhoben und so Gegenstand technischer Anleitung geworden war, als einen wichtigen Theil ihrer Uebungen und zwar in Verbindung mit den Waffenübungen auch als Speerkämpfer und Bogenschützen (ἱππακοντισταί und ἱπποτοξόται); die Bogenschützen brauchten dann, um beide Hände frei zu haben, ein Handpferd und einen Nebenreiter. Von Hufbeschlag und Steigbügeln wußten die Griechen freilich nichts; die Pferde hatten festgebundene Schuhe aus Leder 2c., Sättel kamen erst sehr spät auf. Die beim Reiten unvermeidlichen Kosten veranlaßten den Karneades zu der Aeußerung, die Söhne reicher Leute lernen eigentlich nichts Rechtes als Reiten, denn die Pferde allein schmeicheln ihnen nicht, sondern werfen sie ab, wenn sie die Reitkunst nicht verstehen. — Es hatte aber in Griechenland nur das wohlhabende und ebenere Thessalien eine ansehnliche Pferdezucht, Attika konnte in der älteren Zeit nur 46 Reiter aufbringen. Allmählich wurde das anders; in nicht wenigen alten und reichen Geschlechtern war die Liebhaberei für Pferde gleichsam erblich, so daß einzelne sich dabei ruinirten. Sogar Philosophen wie Platon waren in der Reitkunst bewandert. Unter Alexander dem Großen spielte die Reiterei eine sehr bedeutende Rolle und wurde die entscheidende Waffe in seinen Schlachten. Der Farbe nach am beliebtesten waren die Schimmel, weßhalb auch bei feierlichen Gelegenheiten vorzugsweise solche verwendet wurden,

[1]) Man hielt in abergläubischer Scheu alles, was von der linken Seite kam, für unglücklich, weßhalb man auch beim Marschiren mit dem rechten, nicht mit dem linken Fuße antrat.

am wenigsten beliebt die Rappen. Das Reiterrennen wurde zu Olympia in der 33. Olympiade (645 v. Chr.) eingeführt. Solon empfahl das Reiten schon den Knaben aus Rücksicht auf seinen Werth im Krieg. Xenophon gibt in der kleinen Schrift über die Reitkunst (περὶ ἱππικῆς) in zwölf Kapiteln auf den Grund eigener reicher Erfahrung (διὰ τὸ συμβῆναι ἡμῖν πολὺν χρόνον ἱππεύειν οἰόμεθα ἔμπειροι ἱππικῆς γεγενῆσθαι, Kap. 1) Anleitung, worauf beim Ankauf des Füllens, wie des zugerittenen Pferdes zu sehen, sowie Anweisungen über Wartung und Pflege, über Behandlung des Pferdes im Stall und beim Reiten, über die verschiedenen Arten des Aufsitzens (von rechts und von links), den Sitz des Reiters, die Haltung des Pferdes, die Volte, das Reiten in der Bahn, den Paßgang, über die Verschiedenheit der Pferde bei verschiedenem Temperamente, über die Bewaffnung des Reiters, und die Schrift zeugt von einer auch heute noch von den Fachmännern lebhaft anerkannten hohen Entwicklung dieser Kunst und des Unterrichts in derselben, wie Xenophon denn auch schon einen Vorgänger darin, Simon, erwähnt. Außerdem ist die Schrift dadurch charakteristisch, daß sie sich nur auf das Militär- und Paradepferd bezieht. Xenophons Sohn Gryllus zeichnete sich denn auch in einem Reitergefecht gegen Epaminondas so aus, daß ihn die Athener durch ein Standbild in Kerameikos ehrten. — An den großen Panathenäen ragte der glänzende Aufzug der Epheben und ihr Fackelrennen zu Pferde hervor; aber auch an vielen anderen Festen, wie sie das attische Jahr brachte, wurden die Epheben beigezogen theils als Hopliten, theils als Berittene, um den Glanz des Festes zu erhöhen. Die Waffenspiele zu Pferd (ἱπποδρομία) wurden besonders zu Tarent ausgebildet, so daß man die Geschicklichkeit hierin geradezu ταραντινίζειν nannte. Die mannigfachsten Anschauungen gewähren die vielfach nachgebildeten, durch Lord Elgin nach London gebrachten Marmorreliefs vom Parthenon.

Der Unterricht im Schwimmen gehörte bei den Griechen überall, wo er wegen der Beschaffenheit des Landes möglich war, zu den nothwendigen Uebungen, wie auch aus dem sprichwörtlichen Ausdruck: schwimmen und lesen lernen (κολυμβᾶν καὶ γράμματα διδάσκεσθαι), dem Gegensatz von μήτε νεῖν μήτε γράμματα, hervorgeht. Nach den gymnastischen Uebungen des Vormittags, jedenfalls vor der Mahlzeit, hatten die Jünglinge auch das Bedürfniß, sich von Schweiß und Staub zu reinigen. Ein religiöser Grund mag mitgewirkt haben, die Erlernung des Schwimmens allgemein zu machen, nämlich die Furcht, in den Fluten umzukommen, und damit die Ehre der Bestattung zu verlieren. Gute Schwimmer, gewiß auch gute Taucher waren die Athener, als die besten galten die Bewohner der Insel Delos. Auch mit Schiffen, mit und ohne Verdecke (κατάφρακτα καὶ ἄφρακτα πλοῖα), lernten die Epheben umgehen, sie lernten rudern, Wettfahrten veranstalten, übten förmliche Seegefechte ein (s. oben S. 245).

Von der Orchestik und Musik bei den alten Griechen und von den Grundsätzen, welche bei der Behandlung derselben festgehalten wurden, wovon hauptsächlich hervorzuheben ist, daß die Poesie, der Inhalt, über die Musik und die Orchestik weit das

Uebergewicht hatte, ist schon in früheren Abschnitten (S. 235 und ff.) gesprochen und wir können uns, da die gleichen Anschauungen im wesentlichen auch auf der Stufe der Epheben galten, auf das Dortige beziehen. Nachzutragen dürfte etwa sein, daß Alkman (7. Jahrhundert v. Chr.) die Strophe und Antistrophe schuf und damit zunächst die vorhandenen rhythmischen Figuren in bestimmte größere Gestalten brachte und diese dann durch die andere Hälfte des Chors wiederholen ließ, um sie den Zuschauern und Zuhörern in ihrer vollen Schönheit zum Bewußtsein zu bringen. Eigene Schulen für Musik und Gesang entstanden schon lange vor den Perserkriegen. Die Dorier liebten beides der Art, daß ihre Jünglinge, wenn sie sich von ihren Ring- und Faustkämpfen erholen wollten, sich in einen friedlichen Reigen auflösten, um bald kriegerische Bilder, bald tändelnde Scherze darzustellen. Am glänzendsten wurden später in Jonien die orchestisch-musikalischen Künste gepflegt, an den Panathenäen erhielten die Sieger im Kitharspiel 2c. hohe Preise, zum Theil in baarem Geld, in der späteren Periode aber geht das Zurücktreten der gymnastischen Seite der Erziehung gegen die musikalische auch aus der höheren Besoldung der Musiklehrer gegenüber den Pädotriben hervor, wovon besonders eine neuentdeckte Inschrift von der jonischen Stadt Teos zeugt, wo hauptsächlich künstlerische Kräfte für die Bühne herangebildet wurden (vgl. S. 235).

Zur Ergänzung der im Bisherigen beschriebenen Bildung der Epheben, die einen tüchtigen Krieger und Staatsbürger aus ihm machen sollte, gehörte nun aber auch die Vollendung seiner musischen Ausbildung, und zwar vorzugsweise durch Beredtsamkeit und Philosophie. Die Knaben hatte man im Hinblick hierauf vorzugsweise zur Kenntniß der Dichter angeleitet, umsomehr, als es in den früheren Jahrhunderten an einer mustergiltigen Prosa fehlte, die erst in Athen zur Entwicklung kam; in der Kenntniß der poetischen Literatur aber leistete ein edelerzogener griechischer Knabe schon Ueberraschendes. Immerhin mochte mancher Knabe und Jüngling auf diesem Wege auch zu frühreifen Produktionen gereizt werden, wie sich denn Spuren davon in erhaltenen Inschriften nachweisen lassen[1]), aber andererseits gaben solche Uebungen auch Veranlassung zur Erwerbung erfreulicher Herrschaft über die Form. Auf dem in der vorangegangenen Periode gelegten Fundament baute dann der Ephebenlehrer weiter. Es galt nun, den jungen Mann als auf der Hochschule zwar nicht für einen speziellen Beruf, wohl aber zu einem Mann wie er dem Griechen als ein erstrebenswerthes Ziel vorschwebte, zu einem καλὸς κἀγαθός auszubilden.

Die Oeffentlichkeit des Lebens im allgemeinen, wie die Mannigfaltigkeit der Veranlassungen im Verkehr der Einzelnen bewirkten, daß die Fähigkeit auch öffentlich zu sprechen noch weit mehr Bedürfniß war, als in den Jahrhunderten seit Erfindung der Buchdruckerkunst. Ein reicher Vorrath von Gedanken und sprachlichen

[1]) Eine Grabschrift auf einen zehnjährigen Knaben sagt, daß er sowohl den Pythagoras als den Homer und den Euklid studiert habe.

Schätzen war von der Schule her in den Jünglingen angelegt. Dazu die angeborene Lebhaftigkeit des hellenischen Geistes, die natürliche Geläufigkeit der Zunge, die ursprüngliche Geschmeidigkeit der griechischen Sprache, die tägliche Gelegenheit zur mannigfaltigsten Uebung — diese und ähnliche Momente hatten zur Folge, daß Wohlredenheit zu den natürlichen Vorzügen der Nation gehörte.

Anders als bei den Joniern lag die Sache allerdings von Anfang an bei den Doriern. Diese wollten mit möglichst geringen Mitteln möglichst viel erreichen, in ein recht kurzes, bündiges Wort recht reichen Inhalt zusammendrängen, darauf hatte es die Erziehung des Volkes und der Einzelnen abgesehen. Darum das lange Schweigen der Jünger des Pythagoras, deßhalb wird schon Menelaos bei Homer (Ilias, 3, 21 f.) als nicht wortreich bezeichnet noch abirrend in der Rede (*οὐ πολύμυθος οὐδ' ἀφαμαρτοεπής*), daher die Anleitung schon der Knaben durch die Eirenen zu schneller und doch wohlbedachter und treffender Antwort, die Vorliebe für kurze Sprüche (*ἀποφθέγματα*) — wir haben von Plutarch eine reiche Sammlung *ἀποφθέγματα λακωνικά* — die Freude an Spott- und Scherzreden, welche zu ertragen man dem Lakonier zumuthete, während der Spötter, wenn ihn der andere bat abzulassen, verpflichtet war aufzuhören.

Die **kunstmäßige** Ausübung der Beredtsamkeit war jedoch in früherer Zeit Sache weder der Jonier noch der Dorier: die großen Redner giengen den großen Redekünstlern voraus, Themistokles, Perikles, waren früher als der bedeutendste Rhetor Isokrates, als die Sophisten Prodikos, Vorläufer des Sokrates, Gorgias, Protagoras und die übrigen, während allerdings in anderer Beziehung den Sophisten das Verdienst nicht abgesprochen werden soll, daß sie den Kreis des Unterrichts in der Richtung auf Gegenstände der allgemeinen Bildung und die Uebung im Denken und Reden für ihre Zeitgenossen wesentlich erweitert haben. Aber nach dem Vorgang jener Staatsmänner, deren Wort so gewaltig gewirkt hatte, strebten die, welche politischen Einfluß gewinnen wollten, die Kunst der Rede als ein wichtiges Mittel hierzu zu erwerben. Es konnten freilich nur die Reicheren die Kosten des Unterrichts jener Rhetoren und Sophisten bestreiten, da die berühmteren derselben sich ziemlich hohe Summen bezahlen ließen, wie Aristipp 1000 Drachmen (10 Minen), Andere noch weit mehr forderten; als die Concurrenz die Preise herabdrückte, nahmen gewöhnliche Lehrer 300—400 Drachmen (3—4 Minen) für den Kursus. Nun entstand in raschem Aufschwung eine Theorie der Beredtsamkeit, welche freilich nicht dazu vorzugsweise geeignet war, zu jener altattischen, männlichen Eloquenz anzuleiten. Das wirkliche öffentliche Leben war erstorben, „die Sonne der Freiheit, als deren glühendes Abendroth Demosthenes bezeichnet wird, war untergegangen," der eigentlichen Beredtsamkeit war der Nerv abgeschnitten. Die sogenannte asiatische Redeweise (*χαρακτὴρ ἀσιανός*), die besonders auf Rhodus blühte, kam auf, die Formen wurden weiter entwickelt, der sprachliche Ausdruck wurde geglättet, die alten Muster wurden studirt und nachgeahmt, zuerst die Anfangsübungen (*προγυμνάσματα*),

es wurden aus der Wirklichkeit genommene oder aus der Phantasie geschöpfte, mehr oder weniger passende Themen bearbeitet, Handlungen und Männer verglichen, gelobt oder getadelt, Rath und Warnung begründet, Streitigkeiten für und wider erörtert u. s. w.; aber das Leben war aus den Formen gewichen und aus den kunstreich unterrichteten Epheben erstand kein zweiter Demosthenes. Sie lernten, was die Rhetorik lehrt, die Arten der Rede, die Hauptstücke, die bei jeder Rede erforderlich sind, und wie jedes derselben zweckmäßig zu behandeln ist, wie das alles noch jetzt in den betreffenden Lehrbüchern so ziemlich nach dem Vorgang der Alten, aber ebenfalls ohne wesentliche Frucht erörtert wird; man lehrte sie mnemonische Künste, leitete zu richtiger Haltung des Körpers, passender Aktion und gutem Vortrag an, Deklamatoren, Stegreifredner, kurz Rhetoren erhoben sich in Menge, es wurden Redelehrer vom Staate aufgestellt und bezahlt, aber wenn die Rede von einer neuen Kraft getrieben werden sollte, mußte die Seele, mußte die Welt von einer neuen Kraft bewegt werden. Wir werden in der Geschichte der römischen Erziehung bei Besprechung der rhetorischen Unterrichtsstufe veranlaßt sein, näher auf diese Dinge einzugehen.

Wie in der Beredtsamkeit, ebenso und noch mehr in der Philosophie erreichten die Griechen Höhen, die auf lange Jahrhunderte hin die Spätergeborenen nur reizen konnten, nachzuklimmen. Wir brauchen nur die Namen Sokrates, Platon, Aristoteles zu nennen. Sokrates steht in der griechischen oder vielmehr in der ganzen Geschichte als eine höchst merkwürdige Erscheinung da. Sohn des Bildhauers Sophroniskus und der Hebamme Phänarete, hatte er, obwohl der apollinische Geist bei ihm in einem silenartigen Leibe wohnte, die Erziehung eines freigeborenen Atheners empfangen und sich im Umgang mit seinem Lehrer, dem Philosophen Anaxagoras, und in vielfachem persönlichen Verkehr mit anderen Philosophen, wie den Eleaten Parmenides und Zenon, und den Sophisten Protagoras und Prodikus (Urheber der Allegorie von Hercules am Scheideweg) 2c. weiter ausgebildet, wie denn die Sophisten, deren Verdienste manchmal verkannt worden sind, als die ersten öffentlichen Lehrer der Griechen wie oben gesagt ungeachtet ihrer vorzugsweise formalen Prinzipien anerkannt werden müssen. In den bis dahin aufgestellten Philosophemen über den Ursprung und das Prinzip aller Dinge, so von dem Milesier Thales, der das Wasser, dem Milesier Anaximenes, der den Aether als den Urstoff nachzuweisen suchte, von dem Samier Pythagoras, der Alles auf die Zahl zurückführen wollte u. s. f., fand Sokrates keine Befriedigung. Er wandte sich von den physischen und metaphysischen Untersuchungen, welche vielfach auch die staatlichen Ordnungen zu gefährden schienen, ab und rief die Philosophie, wie Cicero sich ausdrückte (Tusc. V, 10), vom Himmel auf die Erde herab, um sie in die Städte und Häuser einzuführen und mit den praktischen Fragen zu beschäftigen, was Recht und Pflicht, was gut und nützlich sei u. dgl. Zu diesem Behuf suchte er die Gesellschaft der Menschen auf, jedoch mit Ausschluß der Frauen und der Sklaven, denen er die Fähigkeit zu ausdauerndem philosophischem Denken nicht zu-

erkannte, obwohl er selbst die Weisheit der Diotima bewunderte, um im Gespräch mit jenen nach der Weise seiner Mutter durch die Mittel der Maieutik (Hebammenkunst) die Wahrheit ans Licht zu bringen, ihre Seelen in gemeinsamem Suchen richtiger Begriffsbestimmungen von Irrthümern zu befreien und namentlich die Jünglinge zur Selbsterkenntniß und zur Tugend zu führen. Durch seine lichtvollen Reden, seine aufopferungsvolle, uneigennützige Liebe zur Jugend und durch das Vorbild seines reinen, von allem Unfrommen sich fernhaltenden Lebens übte er einen tiefgreifenden Einfluß auf seine Zeitgenossen aus und stiftete als ein leuchtendes Muster der reinsten Tugend und Pflichterfüllung im Leben und Sterben eine Schule von begeisterten Jüngern und Anhängern (man vgl. z. B. die geniale Lobrede auf Sokrates, welche Platon im Gastmahl 215—222 als die „Krone des ganzen Gesprächs" dem Alcibiades in den Mund legt), die den von ihm gestreuten Samen nicht mehr untergehen ließen. Wir werden darauf noch etwas näher einzugehen haben. — Die Tugend ist nach der Ansicht des Sokrates lehrbar und an sich nur eine, erweist sich aber theils als Gerechtigkeit, theils als Tapferkeit, theils als Mäßigkeit. Die Gerechtigkeit besteht in Beobachtung sowohl der geschriebenen, von den Bürgern beschlossenen, als der ungeschriebenen, von den Göttern gegebenen und ins Gewissen geschriebenen Gesetze. Den Grundirrthum, in welchem er freilich befangen war, daß die Tugend auf einem Wissen beruhe und daß es deßwegen vor allem darauf ankomme, die Seele von falschen Vorstellungen frei zu machen, wies schon Aristoteles nach, indem er rügte, daß Sokrates die Tugend allein in den erkennenden Theil der Seele setze und die Triebe und Neigungen, welche doch auf die Willensrichtung den größeren Einfluß haben, nicht berücksichtige. Die Macht und das Wesen des Bösen erkannte er nicht, ahnte also auch nichts von dem Weg, davon frei zu werden und die selbstsüchtigen Triebe zu überwinden; er meint, die Erkenntniß der Fehler führe mit Sicherheit dazu, sie auch zu bessern; deßwegen bemüht er sich, die Menschen zur Einsicht in ihre Unwissenheit, mehr als zur Erkenntniß ihrer sittlichen Mängel zu führen. Der Mann, welchen das delphische Orakel für den weisesten aller Hellenen erklärt hatte, in den tiefsten Grund des menschlichen Herzens drang er nicht.

Sein ausgezeichnetster Schüler war der tiefsinnige Platon, der Sohn einer sehr angesehenen und reichen Familie in Athen, der neun Jahre im innigen Verkehr mit Sokrates, nach dem Tode desselben große Reisen unternahm, nach Kyrene, um sich von Theodoros in der Mathematik, nach Aegypten, um sich von den dortigen Priestern in der Astronomie, nach Italien, um sich von Archytas in den pythagoreischen Lehren unterrichten zu lassen, um alle menschlichen Wissenschaften in seinem Bewußtsein zu vereinigen, um nach Athen zurückgekehrt in dem reizenden Bezirk der nach einem alten Heros Akademos benannten, mit herrlichen Wasserleitungen und Spaziergängen verschönerten Akademie, des ältesten Oelbaumgartens der Stadt, nordwestlich von Athen, vierzig Jahre lang als Herold einer Ideenwelt auftrat, welche die akademische Schule zu verkündigen berufen war, nachdem schon Sokrates die Bahn ge-

zeigt hatte, wie aus dem Besonderen das Allgemeine abzuleiten sei. Zu Platons Füßen saßen schon auch strebsame persische Jünglinge und es keimte die Idee eines nicht durch die Abstammung bedingten Griechenreichs, das alle höher strebenden Geister durch das Band einer unsichtbaren Gemeinschaft umfassen sollte. In dem von Platon geweihten Musentempel errichtete ein dankbarer Schüler neben den Bildsäulen der Musen und Charitinnen auch dem Meister ein Standbild.

Von Platon gieng als der hervorragendste Schüler Aristoteles, ein Sohn der macedonischen Stadt Stageiros, aus, der 18jährig nach Athen kam, 20 Jahre mit Platon verkehrte und, nachdem er von Philipp dem Macedonier berufen, als der größte Erzieher des größten Zöglings sein Werk zu Ende geführt hatte, in dem dem Apollon geweihten Lyceum östlich von Athen am Cephisus, seine aus weltumspannendem Haupte geborene Philosophie einer zahlreichen Schülerzahl mittheilte, welche von dem Orte, dem *περίπατος*, den Namen Peripatetiker *οἱ ἀπὸ τοῦ περιπάτου* erhielt. (Andere leiten den Namen vom Unterricht während des Auf- und Abgehens — *περιπατεῖν* — ab, so auch E. Zeller.) Der Gottlosigkeit angeklagt verließ er, damit die Athener sich nicht zum zweitenmal an der Philosophie versündigen möchten, Athen und begab sich nach Chalcis, wo er bald darauf starb.

In dem nicht weit davon entfernten, dem Herakles geweihten Gymnasion Kynosarges [1]) lehrte ein anderer Schüler des Sokrates, Antisthenes, welcher daher den Beinamen der Kyniker erhielt, mit dessen Schule Zenon aus Kition auf Kypros (nicht zu verwechseln mit dem Eleaten) zusammenhieng, der die Ethik der Kyniker wissenschaftlich gestaltete; seine Schule heißt nach ihrem nachmaligen Unterrichtslokal, der Stoa Poikile an der alten Agora, die stoische. Ihr berühmtester Lehrer war Chrysippus. Der Athener Epikurus endlich setzte die von Aristippus, einem reichen Kaufmannssohn aus Kyrene, gestiftete kyrenaische Schule fort und blieb mit ihr ebenfalls in seinen Gärten in Athen.

Diese vier Schulen, die akademische, die peripatetische, die stoische und die epikureische, zu denen dann später bei dem Zusammenströmen zahlreicher Jünglinge noch weitere Gymnasien kamen, das nach dem König Ptolemäus benannte, von diesem geschenkte und das sogenannte diogenische, charakterisirten von da an auf lange hin die griechische Philosophie, als deren einzige Hochschule für etliche Jahrhunderte Athen zu betrachten war. Nach der Mitte des vierten Jahrhunderts n. Chr. trat zwar auch in Athen noch ein letztes von Plotinus und Porphyrius ein Jahrhundert vorher in Rom und Italien begründetes System auf, der geheimnißvolle Neuplatonismus, der, eine pantheistische Entwicklung der platonischen Ideenlehre, in der stufenweisen Erhebung der Seele aus der Materie und ihrer mystischen Vereinigung mit der Allgottheit den ausgelebten heidnischen Götterdienst noch zu einer sittlichen Religion verklären sollte und der platonischen Akademie als dem letzten von den Hellenen gepflegten

[1]) Der Name stammt daher, daß nach der Sage ein weißer Hund (*κύων ἀργός*) einen Theil des Opfers, das man dem Herakles brachte, aus seinem Heiligthum stahl.

Heiligthum aus der Vergangenheit noch eine kurze wissenschaftliche Nachblüte verschaffte; allein auch in dieser Gestalt konnte die antike Philosophie der christlichen Versöhnungsidee keinen nachhaltigen Widerstand leisten und auch der gläubigste Heide mußte sich's gestehen, daß die alte Religion unrettbar verloren war (Gregorovius, Athenais S. 26 f. 37. 117). — Solange die philosophischen Schulen bestanden, wurde jede von einem Meister (σχόλαρχος) geleitet, der die Schule bei seinem Tode einem Nachfolger übergab oder hinterließ. Die regelmäßige Succession ist für lange Zeit großentheils geschichtlich nachgewiesen (s. Zumpt über den Bestand der philosophischen Schulen in Athen). Die Fordauer der einzelnen Schulen wurde besonders auch durch den mit ihnen verbundenen Grundbesitz und die bedeutenden damit zusammenhängenden Einkünfte, welche später auch durch testamentarische Stiftungen vermehrt wurden, gesichert. Das Stiftungsvermögen der platonischen Akademie warf zur Zeit des Proklus, im ersten Drittel des fünften Jahrhunderts, eine jährliche Rente von über tausend Goldstücken ab. Die Erzählungen der Alten über die Zustände, Sitten und Verbindungen der Studirenden in Athen, besonders in der späteren Zeit, erinnern in Manchem z. B. in der mit vielerlei Neckereien verbundenen, der Deposition in einer deutschen Artistenfacultät ähnlichen Aufnahme unter die Studirenden (τελεταί), der Bekleidung mit dem studentischen kleinen Mantel (τρίβων, τριβώνιον) 2c. an die Universitäten des Mittelalters und der neuen Zeit. Die Dauer der Studienzeit war nach Bedürfniß und Vorbildung der Einzelnen verschieden; in der Kaiserzeit gab es 24jährige und noch ältere Studirende. Die festangestellten Lehrer hatten in der römischen Periode neben dem kaiserlichen Gehalt, der gewöhnlich zur Sicherung gegen die Preisschwankungen der Lebensmittel in Naturalien bezogen wurde, noch das Honorar der zahlenden Schüler, das diese am 1. Januar, „der Erntezeit der Lehrer", entrichteten. Die Vortragsform, deren sich auch die juristischen Docenten bedienten, war die, daß ein sorgfältig ausgearbeitetes Heft als commentarii (ὑπομνήματα) zu Grunde lag und Einzelnes mit Vorliebe ausgeführt wurde, wie dieses von den Commentarii institutionum des berühmten römischen Rechtslehrers Gaius neuerdings von Dernburg (Die Institutionen des Gajus, ein Collegienheft aus dem Jahr 161, Halle 1869) nachgewiesen ist. Als wichtigste Disciplin galt die Ethik, denn die Philosophie sollte ja nach der Ansicht der Gebildeten jener Zeit die Erzieherin zur Sittlichkeit sein und viele der Besseren verdankten auch wirklich damals ihre Charakterbildung der Philosophie. Allein mehr und mehr verfielen auch die von der „goldenen Kette" der platonischen Nachfolger gepflegten philosophischen Studien, bis endlich im Jahr 529 ein Edikt des Kaisers Justinian den Unterricht in der Philosophie zu Athen verbot, und zu derselben Zeit wurde auch das Vermögen der allein noch bestehenden platonischen Akademie eingezogen. Es war dasselbe Jahr, in welchem der hl. Benedikt den letzten Apollotempel auf Monte Casino in ein Kloster verwandelte.

Griechenland sank und verfiel und mit ihm sank und verfiel ganz naturgemäß

auch die griechische Erziehung und Pädagogik, das erste Erzeugniß und das getreueste Abbild des Nationalgeistes. Die Aufgabe, Geist und Körper im Gleichgewicht zu erhalten und zu diesem Zweck gleichmäßig auszubilden, hatte das griechische Volk durch lange Jahrhunderte in der Hauptsache erfüllt und sich damit, durch die wunderbare Elasticität seines Wesens und die glücklichsten äußeren Umstände begünstigt, in den verschiedensten Gebieten menschlicher Thätigkeit zu staunenswerthen Leistungen aufgeschwungen. Die Größe und Bedeutung, aber freilich dann auch die Mängel derselben zeigt der Spiegel der Geschichte. Noch heute nährt die Jugend der Völker nicht bloß Europa's an den Großthaten der Hellenen, eines Leonidas und Themistokles, eines Epaminondas und Phocion u. s. f. die Flamme edler Begeisterung, noch heute wirkt Homer als der Vater der Dichtkunst, wirken, um nur noch wenige Namen zu nennen, Aeschylus und Sophokles als Heroen der dramatischen Poesie mit unwiderstehlicher Gewalt auf empfängliche Gemüther, stehen Herodot und Thucydides als unnachahmliche Vorbilder in den Hallen der historischen Kunst, Platon und Aristoteles in den Sälen der philosophischen Wissenschaft, und heute noch und heute ganz besonders fördert fast jeder Tag neue Werke der griechischen Kunst ans Licht, welche den Beweis liefern, mit wie vollem Recht man die Griechen als diejenigen preist, welche die Urbilder im Reich der Schönheit geschaffen und mit unsterblichen Reizen geschmückt haben.

Aber mit dem Niedergang der Freiheit war die Lebenskraft des Volkes erschöpft, wenn auch die äußeren Formen noch eine Zeitlang sich erhielten; die zersetzenden Kräfte waren im Leben des Volkes übermächtig geworden, es mußte vom Schauplatz der Menschengeschichte weichen und das welterobernde Volk, das seinerseits von dem besiegten Griechenland geistig besiegt wurde, trat auf längere Zeit an seine Stelle. Ob es dem griechischen vergönnt sein wird, im neunzehnten Jahrhundert zu einem neuen Leben zu erstehen und aus den lange verdeckten Wurzeln, die es vor sechzig Jahren mit dem Muth der Verzweiflung zum Kampf gegen den übermächtigen Dränger sich emporraffend, mit viel edlem Blute getränkt hat, neue Schößlinge hervorzutreiben, wer wagt es, diese und ähnliche Fragen zuversichtlich mit Ja zu beantworten?

Es ist vor bald 2000 Jahren ein neues Prinzip mit sieghafter Kraft in die Menschheit eingetreten, das auch der griechische Stamm in sich aufgenommen hat. Möge er durch dasselbe neugeboren und zu einem höheren Leben erweckt, mögen Kräfte solcher Art in seinem Innern lebendig und kräftig werden, daß auch auf diesem Boden eigenthümliche und erfreuliche Blüten aus ihm hervorgehen!

B. Bei den Römern.

Der Gang der Geschichte führt uns von Osten weiter nach Westen, von der griechischen nach der italischen Halbinsel. Letztere heißt auch die apenneniſche nach dem Gebirge, das sie von Nordwest in ihrer ganzen Erstreckung nach Südost durchzieht. Dasselbe tritt, abgesehen vom Gebiete des Po, dem cisalpinischen Gallien, das erst im achten Jahrhundert der Stadt in Folge der lex Julia zu Italien gerechnet, mit der übrigen Halbinsel vereinigt wurde, im Osten fast überall nahe an das östliche, das adriatische Meer und gewährt deßhalb nur kleinen Flüßchen und kurzen ebenen Flächen Raum, während es in westlicher Richtung auf ziemlichen Strecken vom westlichen, dem tyrrhenischen Meer weit entfernt ist und deßhalb größere Ebenen enthält und längeren Flüssen, namentlich dem bedeutendsten der eigentlichen Halbinsel, dem Tiber, Laufbahn verstattet. Die historisch wichtigsten Landschaften Griechenlands, namentlich Lakonien, Attika, Thessalien, Macedonien öffnen sich dem Osten zu, wogegen Italien seiner Configuration nach hauptsächlich im Westen seinen Beruf zu haben scheint, wie dies auch geschichtlich sich bewährt hat. Eines inselreichen Meeres, wie ein solches Griechenland im Osten zur Schiffahrt einlud, und seiner anregenden Einflüsse entbehrte Italien; wohl aber entsprach dem griechischen Peloponnes das benachbarte, in vorgeschichtlicher Zeit vom Festland abgerissene Sicilien. Um so fruchtbarer war der Boden und zwar großentheils nicht bloß in den Niederungen, sondern auch auf den Höhen, wenn auch nicht ohne daß er die Anstrengung und den Fleiß der Bewohner herausforderte. In den höheren Regionen vorzugsweise ein herrliches Weideland war er im Hügelland und in den Thälern auch fruchtbar an trefflichem Getreide, hauptsächlich Weizen und Spelt (Dinkel), woraus das Nationalgericht, der Mehlbrei, bereitet wurde, nebst den gewöhnlichen Hülsenfrüchten (s. die Namen Lentulus, Cicero, Fabius), wiewohl in späterer Zeit mit dem Wachsen der Hauptstadt und der Latifundien (große Güter mit Sklavereiwirthschaft) mit ihren Parken und Villen Zufuhren aus dem getreidereichen Sicilien und Afrika unentbehrlich wurden; mit der zunehmenden Einfuhr ausländischen Getreides wurde aber freilich auch der Ertrag der Grundstücke herabgedrückt und der kleine Bauer zu Grunde gerichtet. Wein und Oel gedieh schon in alten Zeiten in ausgezeichneter Güte; viele andere Baumfrüchte wurden erst später bekannt; die Kirsche brachte Lucullus aus dem mithridatischen Krieg nach Italien, wo nur der wilde Kornelkirschbaum seit alter Zeit heimisch war; Pfirschen und Aprikosen lernte man erst nach der Zeit des Augustus kennen, die Kastanien wurden in der Kaiserzeit aus Griechenland eingeführt, ja die jetzt vorzugsweise Südfrüchte genannten Citronen, Pomeranzen, Limonen u. dgl. kamen noch später aus dem Orient nach Italien. Von größerem Vieh hielt man außer

den Pflugthieren hauptsächlich Schafe und Schweine; der Schweinebraten war der Hauptbestandtheil der Fleischnahrung, freilich in späterer Zeit in gegen fünfzig Formen der Zubereitung. Ein gebratenes Wildschwein, das man ganz auf die Tafel brachte, galt als Hauptzierde einer Mahlzeit.

Die Ansiedler waren verschiedenen Ursprungs, jedoch auch hier, wie überall im Alterthum, war der Glaube verbreitet, daß die erste Bevölkerung dem Boden selbst entsprossen sei. Vermuthlich aber waren die ältesten Einwanderer die Japyger, die bis in den untersten südöstlichen Winkel, die calabrische Halbinsel, hinabgedrungen waren und dann später in den hellenischen Niederlassungen aufgiengen. (Japygisch nannten die Griechen wohl richtiger die von den Römern später apulische genannten Völkerschaften.)

In Mittelitalien setzten sich andere Stämme fest, die (mittel)italischen (oder (ausonischen), die Stämme der Latiner (auf der Seite des tyrrhenischen Meeres; *Λατίνη* war ein Theil der *'Οπική*, der Osker) und Umbrer (auf der adriatischen Seite, *'Ομβρική*) mit ihren südlichen Ausläufern, den Marsern und Samniten, dann die Sabiner und die von ihnen abstammenden sabellischen Völkerschaften (Sabellus = Sabinulus), welche sich südwärts ausdehnend die Japyger zurückdrängten. Auch diese alle, wie die Japyger, sind ohne Zweifel von Norden her auf dem Landweg eingewandert; denn um zur See einzuwandern, hätten sie mehr Kenntniß der Schiffahrt haben müssen, als dies für jene Periode anzunehmen ist (s. oben S. 181). Die Küsten Italiens kannten ja die Griechen zu Homers Zeiten noch nicht.

Zu den bisher genannten Stämmen aber kamen, abgesehen von vielen kleinen Völkerschaften, die mit der Zeit in den größeren aufgiengen, noch die Etrusker (Tusker, Tyrrhener), welche einer älteren Civilisation theilhaftig, seemächtig und in sich abgeschlossen, die Nordwestküste der Halbinsel vorzugsweise einnahmen und mit den Italern weniger nahe verwandt wohl mehr aus dem Norden, dem Alpenland, hergekommen waren. Daß aber alle diese Stämme zusammen zum großen indogermanischen Hauptstamme gehörten, erhellt wiederum aus der Sprachverwandtschaft, welche auf philologischem Wege nachgewiesen ist. Und in Italien wurden sie schließlich durch die Energie Eines Stammes, des latinischen[1]), nicht ohne gewaltige Kämpfe zu Einem Volke verschmolzen, welches das weltherrschende werden sollte.

Der Parallele zwischen den geographischen Gestaltungen der beiden großen Halbinseln entspricht auch die Parallele zwischen den Charakteren der Bewohner. Die Menschen auf der vielgestaltigen östlichen Halbinsel zeichnen sich aus durch geistige Freiheit und Beweglichkeit, durch das Streben nach harmonischer Ausbildung

1) Nach Max Zöller „Latium und Rom 1878" S. 34 ff. sollte Obiges von den Sabinern ausgesagt sein, von denen auch das römische Königthum d. h. die etruskische Herrschaft in Latium gestürzt worden sei. Allein man wird es gerechtfertigt finden, wenn wir in dem Niebuhr'schen, noch lange nicht ausgefochtenen Streite, der für unsere Fragen kein direktes Interesse hat, mit Bedacht keinerlei Stellung nehmen.

des Körpers und des Geistes, durch Offenheit und Empfänglichkeit für das Schöne, wo es sich darbietet, durch die Leichtigkeit, das in Geist und Phantasie Empfangene in ansprechender Form darzustellen, sowie durch opfermuthige Begeisterung für Vaterland und Freiheit. Wie sehr verschieden hiervon ist der Charakter der Bewohner der italischen Halbinsel! Erkannten wir in den Griechen die Jünglinge, die ideal angelegten an der Spitze der europäischen Culturvölker, so sind die Römer dagegen die praktischen, tapferen Männer unter denselben, deren Sprache, Literatur und Geschichte vortrefflich geeignet ist, das Mark unserer Jugend zu kräftigen, unsern jungen Männern Vorbilder in Fülle zu gewähren zu festem, starkem Wollen, zu selbstverleugnendem Handeln aus Pflicht, zu ernstem, energischem, beharrlichem Streben nach klar erkannten Zielen und zu aufopferndem patriotischen Thun. Ursprünglich mit dem Ackerbau verwachsen hatten die Römer auch im Aeußeren etwas Markiges, fast Derbes — man sehe die Brustbilder römischer Männer und Frauen, wie sie die Glyptotheken in großer Menge darbieten. In beständigen Kämpfen entwickelt und gekräftigt übten sie mehr ihren Muth als ihre Phantasie und blieben gleichgiltiger gegen das, was das Leben verschönt. Von frühe auf gewöhnt sich als Glieder des Ganzen zu betrachten, fanden sie es der natürlichen Ordnung gemäß, daß jeder seinen Antheil an der Arbeit für das Wohlergehen desselben willig übernahm. Durch die Mannigfaltigkeit der Bestandtheile der Gemeinden waren sie genöthigt diese Verhältnisse genau zu bestimmen und so die Idee des Rechts in verstandesmäßiger Schärfe und Consequenz mehr und mehr ins Leben einzuführen, die Idee, deren Ausbildung ihren welthistorischen Beruf mit ausmachen half. Ihr Streben aber gieng mehr auf Ausdehnung und Befestigung der Herrschaft, als auf Erweiterung der Freiheit; die junge Roma hielt der Themis gleich in der einen Hand die Wage, in der andern das Schwert, die Wage, um die Ordnung im Innern zu wahren, das Schwert, um der feindlichen Welt trotzig gegenüberzutreten. Gleich von Anfang an entwickelten sich die beiden Pfeiler des Staates, die Kriegskunst und die Rechtswissenschaft, in ganz anderer Weise als bei den Griechen. Erziehungstheoretiker in dem Sinn wie bei den Griechen zu besprechen verbietet bei den Römern der Charakter des Volkes, das nun einmal zur Philosophie nicht angelegt war. Von einer menschheitlichen Erziehung konnte in der Zeit der echten Römer keine Rede sein; diese wußten nur etwa von einer Theorie der rhetorischen Bildung und diese allerdings hatte in Rom eine nicht unbedeutende, wenn auch nicht reiche Literatur: die rhetorischen Schriften Cicero's, Quintilians institutio oratoria, Seneca's Briefe. Diese waren die Erzeugnisse mannigfacher Erfahrung, reifen Nachdenkens und tieferer Einsicht, an manchen Stellen auch von Werth für die allgemeine Pädagogik. Einiges von pädagogischem Werth findet sich auch in den griechisch geschriebenen Selbstgesprächen des Kaisers M. Aurelius Antoninus. — Der ursprüngliche Charakter der Römer erhielt sich, wenn gleich nach den ersten Jahrhunderten stufenweise sinkend, in ihrer Geschichte, auch in der Geschichte ihrer Erziehung. In der ersten Periode

war diese streng und rein; mit der Erweiterung des Gesichtskreises im zweiten punischen Krieg nahm sie Elemente auf, die ihr bisher fern gewesen waren und einerseits die Strenge milderten, andererseits aber auch die Reinheit trübten, ohne der harmonischen Bildung des griechischen Ideals nachzustreben, so daß wohl der Unterricht bereichert, aber seine erziehende Kraft geschwächt wurde; und mit dem Untergang der Republik verschwand vollends mehr und mehr die nationale Eigenthümlichkeit und machte einem farblosen Kosmopolitismus Platz, der dann freilich erst den Weg bahnte, auf welchem die griechische Bildung allmählich ihre Stellung in den höheren Anstalten der Culturvölker erobern konnte.

Die strenge Consequenz der Römer galt auch für ihr Familienleben, das in vielfacher Beziehung dadurch bedingt war. Die ältere förmliche Eheschließung, zwischen patricischen Familien, confarreatio (von dem dabei verwendeten Kuchen ex farre, libum farreum), mit Auspicien, Gebeten und Opfern durch den Pontifex maximus und den Flamen dialis in Gegenwart von zehn Zeugen vollzogen, und zwar wie es scheint in der Kurie, gab die Frau in die Gewalt des Mannes, in dessen Familie sie aus der ihres Vaters völlig übergieng, es war die conventio in manum damit verbunden; diese Form gab ihr aber auch weitgehende Rechte: nur die Söhne einer solchen, wie wir es nach den jetzigen Verhältnissen nennen, kirchlichen Ehe konnten die patricischen Priesterstellen, als Eigenpriester (Flamines), bekleiden, während die losere eheliche Verbindung, ohne conventio in manum (abgesehen von der Ehe durch Verjährung, usu, oder durch einen symbolischen Kauf, cöemtione) das Band der Pflichten und Rechte der Frau weniger eng zog. Die gottesdienstliche Feier aber, mit Auspicien, Opfern ꝛc. war für die verschiedenen Arten der Ehe die gleiche.

Der wesentliche Unterschied oder sagen wir gleich: der bedeutendste Fortschritt, der die römische Erziehung charakterisirt, liegt eben in der veränderten Stellung der römischen Frau. Niebuhr sagt: „Die (sabinischen) Frauen hatten Rom gerettet, deßhalb lohnte Romulus ihnen mit Ehren für sie selbst und den Stand der Matronen. Die Namen der Sabinerinnen wurden den Kurien gegeben. . . . Der Mann sollte der begegnenden Matrone ausweichen; wer ihre Zucht mit schamlosem Wort oder Anblick kränkte, war des Todes schuldig.“ Nur in Rom war es möglich, daß wegen Verletzung der weiblichen Keuschheit, so glaubte man wenigstens allgemein, eine Königsfamilie vertrieben und mit ihr das Königthum selbst abgeschafft wurde. So wurde auch der Sturz der Decemvirn einem Angriff auf weibliche Ehre zugeschrieben. Erst in der römischen Welt war der Sinn für Frauentugend und weibliche Hoheit völlig aufgegangen, der sich dann in der germanisch-christlichen Zeit zur höchsten Zartheit und Innigkeit verklärte und einen der Hauptunterschiede der modernen und antiken Zeit begründete. Die Vestalin, welche das heilige Feuer der Vesta, des Symbols der reinsten weiblichen Tugend, hütete, war Gegenstand einer Verehrung ganz einziger Art; sie genoß allein die Rechte einer selbständigen Person; selbst der Consul, der Prätor, der ihr begegnete, wich ehrerbietig aus und die Fasces

wurden vor ihr gesenkt; bei öffentlichen Spielen hatte sie einen Ehrenplatz; sie legte Zeugniß ab ohne den üblichen Schwur; begegnete eine Vestalin zufällig einem Verbrecher, der zum Tode gieng, so wurde ihm die Strafe erlassen; wenn aber sie das Gelübde der Keuschheit verletzt hatte, so wurde sie lebendig eingemauert.

Das Band der Ehe wurde wenigstens in den früheren noch unverdorbenen Zeiten des Staates als das innigste und unauflöslichste Lebensband betrachtet. Der Frau wurden nach der Hochzeit die Schlüssel als das Sinnbild des Hausregiments übergeben, was freilich Becker (Gallus II, 28) widerspricht; sie theilte mit dem Manne die Erziehung der Kinder und genoß innerhalb des Hauses, wo sie in der Mitte des geschäftlichen Treibens sich bewegte, große Freiheit und Ehrerbietung. Im Atrium, der großen Halle des Hauses, nicht, wie die Griechinnen, im abgeschlossenen Frauengemach, hatte sie ihren Sitz, umgeben von all den Ihrigen, die sie beaufsichtigte und leitete, Kindern und Hausgesinde, und eben dort thronte ihr Gemahl, wenn er zu Hause war, auf hohem Stuhl, insbesondere wenn er Morgens die Klienten empfieng, um sie zu berathen; an seinen Bestrebungen nahm sie persönlich Theil und wurde bei wichtigen Angelegenheiten mit zu Rathe gezogen; im Atrium wurden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen, wobei die Kinder an einem besonderen, bescheidener ausgestatteten Tische saßen. Ein eigentliches Familienleben war im römischen Hause weit eher möglich, als bei den Griechen. Die Würde der Ehe wurde nicht nur durch den sittlichen Ernst des Volkes aufrecht erhalten, sondern noch besonders durch die Censoren beschützt, welche das eheliche Leben auf jede Weise zu fördern suchten und die Ehelosen je nach Umständen sogar zwangen sich zu verheirathen. Wer ohne besondere Gründe ehelos blieb, wurde mit öffentlicher Schmach, oft mit Geldstrafe belegt. Wenn Mann und Frau sich entzweit hatten, so giengen sie in das Heiligthum der Göttin Viriplaca auf dem Palatium, erklärten sich dort über ihre gegenseitigen Mißverständnisse und kehrten versöhnt nach Hause zurück. Bei aller sittlichen Makellosigkeit entbehrte freilich die römische Frau der Grazie der Griechinnen und ihre Strenge konnte in Herbheit und Schroffheit übergehen, besonders wenn alter Adel oder reiche Mitgift ihre Ansprüche steigerte. Ehescheidungen kamen erst in späterer Zeit, in den ersten fünf Jahrhunderten der Stadt hingegen höchst selten vor und dann freilich in dem gleichen Verhältniß häufiger, wie die Sitten im allgemeinen sanken. Da empfahl sich der Cölibat als Befreiung von häuslichen Sorgen und durch die Aussicht auf die Aufmerksamkeit derjenigen, welche den Ehelosen zu beerben hofften — man denke an die Satire des Horaz über die Erbschleicher (II, 5) und viele ähnliche Stellen der Klassiker. Wie die Frauen im Lauf der Zeit sich emancipirten, lösten sie leichter und leichter das eheliche Band, und gegen das Ende der Republik, mit der Auflösung aller sittlichen Schranken in Folge der Bürgerkriege, und vollends zur Zeit der julischen Kaiser verfiel die Ehe und das Familienleben parallel mit der überhandnehmenden Ehelosigkeit wirklich grauenhaft. Seneca nannte die Unkeuschheit den Krebsschaden der Zeit,

der das ganze sociale Leben vergifte. Die julischen Gesetze, durch welche August mit mehr despotischer Gewaltsamkeit als staatsmännischer Klugheit in die persönliche Freiheit der Bürger eingriff, die Wiederaufbauung der Tempel — nach dem ancyranischen Denkmal ließ er in Rom nicht weniger als zweiundachtzig wieder errichten — und die von ihm inspirirten Oden des Horaz (Carm. III, 1—6 u. a.) fruchteten wenig, die Beispiele einer Messalina, Agrippina u. s. f. waren wirksamer. Man vergleiche die entsetzliche sechste Satire Juvenals, welche das zweite Buch dieses Dichters bildet. Der plötzliche Uebergang des zwölfjährigen Mädchens ins Leben trug in sich große Gefahren, die dann in der späteren Zeit die alte Sittenstrenge völlig untergruben. Erst in den christlichen Jahrhunderten halfen der Einfluß besserer Kaiser, die Einwanderung unverdorbener Elemente aus den Provinzen in die Hauptstadt und andere günstige Elemente eine erfreuliche Wendung vorbereiten.

Der Einfluß der Mütter auf die Erziehung der Kinder war bei den Römern weit entschiedener als bei den Griechen, weil nicht nur durch die Natur, sondern auch durch das positive Gesetz geordnet. Standen auch die Spartanerinnen hierin über den Athenerinnen, so „wollte und sollte doch“, wie Cramer es ausdrückt (Geschichte der Erziehung), „die spartanische Mutter nur Männer gebären und erziehen, die römische Männer und Bürger zugleich; die spartanische Mutter lehrte ihre Söhne, wie sie recht sterben, die römische, wie sie recht leben und sterben sollten“. Die Macht des römischen Familienlebens dauerte bis in die Kaiserzeit hinein. Den Triumph mütterlicher Allgewalt veranschaulicht uns das Beispiel des Coriolan, auch wenn es der Sage angehört, wie derselbe zuletzt im Kampf des Adels gegen die wachsende Volksfreiheit beim Anblick seiner Mutter Veturia die Hand sinken läßt und ihr zuruft: Mutter, Rom hast du gerettet, aber deinen Sohn verloren. Man könnte aus der beglaubigten römischen Geschichte eine Reihe von Beispielen anführen, welche die Macht der mütterlichen Einwirkung darthun; wir nennen nur als eines der leuchtendsten, wie es nicht leicht ein anderes Volk des Alterthums darbietet, Cornelia, die Mutter der Gracchen, welche es erleben mußte, daß ihre beiden Söhne Tiberius und Cajus, welche sie aufs sorgfältigste erzogen hatte, im Kampfe für die Volksfreiheit den Tod fanden.

Das neugeborene Kind wurde vor den Vater hingelegt, damit er es aufhebe und sich damit zu seiner Erziehung verpflichte, oder es verstoße. Wenn es dann aufrecht gehalten mit den Füßchen die Erde berührte (statuebatur in terra), so war dies ein Zeichen, daß es stehen d. h. leben und gedeihen solle. Um die Aussetzung zu beschränken, soll Romulus befohlen haben, alle Knaben und von den Töchtern jedenfalls die erstgeborenen aufzuziehen, und nur mißgestaltete Kinder sollten ausgesetzt werden dürfen, wenn ein Familienrath, aus den fünf am nächsten wohnenden männlichen Verwandten bestehend, es gut geheißen hätte, was das Zwölftafelngesetz ohne die letztere Beschränkung gestattete. In der Familie der Fabier war keine Aussetzung erlaubt. Nach Sueton wurden die am Todestag des Germanicus

geborenen Kinde ausgesetzt, weil dies ein Unglückstag war. Der Ort der Aussetzung war namentlich die Milchsäule (columna lactaria) auf dem Gemüsemarkt, wo das Kleine von mitleidigen Personen gefunden und durch Milch genährt werden sollte (so zu sagen das erste Findelhaus in der Geschichte). Die gefundenen Kinder wurden freilich oft auch zum Kapital für Spekulanten, wurden als Sklaven verkauft, der Prostitution preisgegeben, zur Erregung von Mitleid als Bettler verstümmelt.

Der Knabe erhielt am neunten (das Mädchen am achten) Tag nach der Geburt den (vorläufigen) Namen[1]) (daher dies nominum) und seine religiöse Weihe durch ein Opfer oder eine Darstellung im Tempel, hierauf wurde wahrscheinlich eine Urkunde über die wichtigsten Personalien im Tempel der Lucina vor Zeugen aufgenommen, unter Erlegung eines Quadrans bei einem Knaben, eines Sextans bei einem Mädchen. Der Tag hieß der Reinigungstag, dies lustricus, und ein Festmahl war damit verbunden. Auch allerlei Gegenstände zum Spielen bekamen die Kinder, jedoch in der früheren Periode einfache und wohlfeile, an deren Stelle dann die geschmackvollere Fabrikation der späteren Zeit zierliches Spielzeug setzte, wie die neueren Gräberfunde darthun. Solche Geschenke wurden dem Kinde am dies lustricus und dann alljährlich am Geburtstag dargebracht und zwar von den Eltern, Verwandten und selbst Sklaven. Sie waren von Metall (Ringe, kleine Degen 2c.) und wurden am Halse getragen als Klappern crepundia 2c. Sie konnten etwa auch, wie bei den Griechen (s. S. 186) als Erkennungszeichen dienen, weßhalb sie Inschriften trugen; bei Plautus Rud. IV, 4 schrieb der Vater seinen Namen und den der der Mutter darauf. Das von Cäsar eingeführte Tagblatt meldete nur die Geburten und andere Familienereignisse aus vornehmen Häusern. Amtliche Geburtslisten wurden erst von Kaiser M. Aurelius angeordnet; jedes freigeborene Kind sollte innerhalb 30 Tagen, nachdem es seinen Namen erhalten, in Rom vor den Praefectis aerariis Saturni, in den Provinzen vor den dazu angestellten Tabulariis publicis angemeldet werden. An den Besitz von Kindern waren in Rom gewisse Rechtsansprüche geknüpft; das jus trium liberorum schloß vieles ein, außer gewissen

[1]) In der republikanischen Zeit hatte jeder Bürger regelmäßig einen dreifachen Namen, zum Ausdruck seines Zusammenhangs mit der Familie und dem Staate: erstens das praenomen zur Bezeichnung des Individuums, der Person, welches, am dies lustricus vorläufig beigelegt, bei der Anlegung der toga virilis officielle Geltung erhielt, (Lucius der bei Tag, Manius der am frühen Morgen Geborene, Gajus von gaudere etc.) — üblich waren in der Zeit von Sulla nur noch 18 — meistens abgekürzt geschrieben: T. (Titus), M. (Marcus), Sp. (Spurius); zweitens das nomen gentile zur Bezeichnung der gens, welcher der Betreffende angehörte; drittens das cognomen, welches die Familie benannte, die sich aus der gens abgezweigt hatte (Marcus Tullius Cicero). Bei Adoptionen verband man die Namen beider Familien, so daß eine auffallende Häufung entstehen konnte, manchmal auch im Dienst der Eitelkeit. Die Frauen hatten gewöhnlich nur zwei Namen, ein praenomen und dabei einen Genetiv, welcher das gentile des Vaters oder des Mannes enthielt: Caecilia Metelli mit oder ohne Zusatz von filia; Livia Augusti 2c.; wenn es mehrere waren, durch Major, Minor unterschieden, oder durch Prima, Secunda, Tertia etc.

Ehrenrechten: Bevorzugung bei Amtsbewerbungen, Befreiung von lästigen Aemtern, von Tutel ꝛc. Der Vater hatte über die Kinder, selbst wenn sie erwachsen und verheirathet waren, eine weitgehende Gewalt, auf welche er allerdings freiwillig verzichten konnte, z. B. durch Emancipation, indem der Sohn durch dreimaligen Scheinverkauf von Seiten des Vaters aus der Gewalt desselben frei wurde; ja der Vater hatte das Recht über Leben und Tod des Sohnes, wenn er mit den nächsten Verwandten die Strafwürdigkeit desselben genau untersucht hatte. Fälle der Vollziehung dieses Rechts kamen laut der Geschichte wirklich vor, wenngleich mit der allgemeinen Milderung der Sitten immer seltener. Die väterliche Gewalt hörte auf, wenn der Sohn Flamen dialis oder die Tochter Vestalin wurde. Der Staat konnte die väterliche Gewalt insofern einschränken, als er, der Staat, seine eigene Gewalt über den mündig gewordenen Haussohn als Bürger, der zur Bekleidung eines Amtes oder zur Theilnahme an den Comitien fähig sei, geltend machte, während der Sohn in der Ausübung seiner Privatrechtsfähigkeit vom Vater abhängig blieb, also was er etwa erwarb oder ererbte, dem pater familias zubrachte. Wenn der Sohn schon ein Staatsamt bekleidete, galt das väterliche Ansehen mehr als die öffentliche Würde, und Brutus richtete seine für die Rückkehr der Tarquinier verschworenen Söhne als Vater, die übrigen Verschworenen als Consul. Der berühmte Fabius Cunctator aber belobte seinen das Consulat verwaltenden Sohn, dem er zu Pferde begegnete, dafür, daß er ihm gebot, vor dem höchsten Würdenträger des Staates abzusteigen.

Die Mutter ernährte die Kinder an der eigenen Brust, und es war ein Zeichen des begonnenen Verfalls, daß Tacitus in seiner Schrift über unsere Vorfahren die gute Sitte der Germanen in dieser Beziehung so besonders hervorhob. Den Freien beiderlei Geschlechts wurde zum Schutze gegen Bezauberung, fascinatio, eine ein Amulet (praebia, Gen.-orum) umschließende runde oder herzförmige, bei den Vornehmen goldene Kapsel (bulla), aus zwei verbundenen Schalen bestehend, an einer Kette vor die Brust gehängt, wie einige glauben, damit sie beständig gemahnt würden, sie seien nur dann Menschen, wenn sie sich von Seiten des Herzens auszeichnen (Macrob. Saturn. 1, 6, 17 — eine von Lobeck zurückgewiesene Erklärung). Der Gebrauch kam zugleich mit der toga praetexta von den Etruskern herüber, weßhalb Juvenal die Bulla aurum etruscum nennt. Eine hinlängliche Anzahl von Exemplaren aus etruskischen Gräbern, dann von Herculanum, den Rheinlanden ꝛc. ist noch jetzt erhalten, und man hat viele Statuen junger Römer mit der Bulla. Bei den Aermeren waren die Kapseln und die Bänder von Leder. Die Knaben legten die Bulla mit der verbrämten Toga ab, die Mädchen erst unmittelbar vor der Hochzeit. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. bei einem Triumphe, wurden die Bullen als kräftige Mittel gegen den Neid noch von Männern getragen.

Die Römer nahmen neunzig Jahre als das Normalalter an, das der Mensch erreichen sollte, und theilten dann das Leben in sechs Abschnitte von je fünfzehn

Jahren. Die erste, wichtigste und längste Erziehungsperiode umfaßte die Kindheits- und die Knabenzeit, die Zeit bis zur Anlegung der männlichen Toga. Bis dahin trugen die Söhne der angesehenen römischen Bürger die toga praetexta oder picta mit breiten, scharlachrothen Streifen, deren Farbe nach Macrobius (a. a. O.) daran mahnen sollte, welche Zierde für die Jugend die Schamröthe bilde; Cato sagte ja, die erröthenden Jünglinge gefallen ihm besser als die erbleichenden. So lange trugen die Knaben auch lange Haare. Mit dem Austritt aus dem Knabenstande war ein besonderes religiöses Fest verbunden, die liberalia, am siebenzehnten März, und schon aus diesem Grunde konnten die austretenden Knaben beinahe um ein Jahr im Alter von einander verschieden sein. Aber auch das Urtheil der Eltern über die Reife der Söhne konnte maßgebend werden. Mancher konnte z. B. durch die Besorgniß, der Sohn möchte Schulden machen, sich bestimmt sehen zu zögern, und aus der Vergleichung der überlieferten Einzelfälle ergibt sich als Durchschnittsalter jedenfalls für die frühere Zeit das vollendete sechzehnte Jahr. Der Knabe legte mit hiermit erreichter körperlicher Reife vor den Laren des Hauses die insignia pueritiae und die bulla ab, welch letztere den Laren geweiht und über dem Herde aufgehängt wurde, legte die tunica recta an (so genannt weil sie gerade herabfiel und keinen Faltenbausch über dem Gürtel bildete) und bekleidete sich mit der männlichen, weißen, unverbrämten Toga (virilis, pura, libera), worauf er von seinem Vater oder Vormund in Begleitung von Verwandten und möglichst vielen Freunden auf das Forum geführt und dann auf dem Kapitol, wo dem Juppiter, dem Liber und der Juventas geopfert wurde, in dem Tabularium (Archiv) der Tribunen in die Bürgerlisten eingetragen wurde, als ein von diesem Tage an bürgerlich und persönlich selbständiger Mann, und wenn er bisher unter Vormundschaft gestanden, nunmehr mündig und befähigt, über sein Vermögen zu verfügen, ein Testament zu machen, eine Ehe zu schließen (mannbar, vesticeps). Ein Festmahl mit mehr oder weniger öffentlichem Charakter beschloß den Tag. Für jeden, der so unter die Bürger aufgenommen wurde, mußte eine bestimmte Geldmünze in den Schatz der Juventa gelegt werden, so daß man am Ende des Jahrs genau wissen konnte, wie groß die Zahl der kriegsfähigen jungen Männer war. Außerdem kam es vor, daß ein junger Mann am Tage seiner Mündigerklärung eine gerichtliche Klage erhob, wie Cotta gegen Carbo, der seinen Vater verurtheilt hatte (Val. Max. V, 4). Doch geschah dies selten. Obige Bestimmungen schlossen jedoch keine so strenge Nothwendigkeit in sich, daß die Toga nicht auch an einem andern Tage als dem 17. März, oder an einem andern Orte als Rom hätte gegeben werden können, wie sich dies mit bestimmten Beispielen belegen läßt.

Die Erziehung in der ersten Periode fiel längere Zeit ganz innerhalb des elterlichen Hauses, das für die Kinder musterhaft war durch Einfachheit, Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, das namentlich durch die ernste Würde (gravitas) und Rechtlichkeit (sanctitas) der Väter und die Pietät und Reinheit (castitas) der Mütter

vorleuchtete, innerhalb dessen die Norm galt: Nil dictu foedum visuque haec limina tangat, intra quae puer est und für den Vater insbesondere die Mahnung Peccaturo obstet tibi filius infans. Es floß dies besonders aus der Achtung, die man dem kindlichen Alter schuldig zu sein glaubte (Maxima debetur puero reverentia). Unter den Augen der Eltern heranwachsend und allmählich auch an ihren Beschäftigungen und Unterhaltungen theilnehmend lebte sich das Kind ungestört durch fremde Einflüsse in die derbe Tüchtigkeit altrömischer Sitte und Denkart ein. Noch Horaz pries den glücklich, dem das vom Vater ererbte Salzfaß auf dem ärmlichen Tische blinkte. Die tägliche Beschäftigung läßt sich kurz zusammenfassen: die Söhne ackern, säen und ernten mit dem Vater, die Töchter spinnen, weben und sticken mit der Mutter (das Letztere schon um Arbeiten dieser Art beurtheilen zu können). Von der Mutter gieng vorzugsweise die Zucht aus, vom Vater dann der eigentliche Unterricht.

Der Unterrichtsstufen waren es in der ganzen Periode drei, die elementarische, die grammatische und die rhetorische.

Elementarische Unterrichtsstufe. So lernte denn vom Vater der Knabe die ersten Elemente, Lesen, Schreiben, Rechnen, soweit der Vater im Stande war, dies zu lehren; im andern Falle pflegte ein Hauslehrer an seine Stelle zu treten; dann die Gesetze und Gebräuche seines Volkes, die Thaten der Vorfahren, ferner von körperlichen Uebungen, die man, wie auch Alt und Jung die Spiele, vorzugsweise auf dem Marsfeld betrieb, den Gebrauch der Waffen, das Speerwerfen, zu welchem man von den Griechen nur den Discus hinzunahm, auch mit dem Riemenspeer (der hasta amentata, mit dem Schwungriemen am Schwerpunkt des Schaftes, Normalwaffe der Velites) — eine der gefürchtetsten Waffen des römischen Fußvolks war das über sechs Fuß lange Pilum, zum Schleudern wie zum Stoße dienlich —, das Laufen, Springen, Ringen, den Faustkampf ohne künstlichen Apparat, das Reiten, das Schwimmen über reißende Stellen [1]), das Ertragen von Kälte und Hitze. Diejenigen gymnastischen Uebungen der Griechen, welche nicht unmittelbar praktische Zwecke hatten und der Vorbereitung auf den Krieg dienten, verschmähten die Römer mit Bewußtsein und ausdrücklich, weil ihnen das müßige Herumtreiben der Jugend und der Zuschauenden auf den Uebungsplätzen zuwider war, und auch aus dem Grunde, weil ihnen die Nacktheit für unanständig galt und für eine der Ursachen, welche die Verderbniß der griechischen

[1]) Lange Zeit begnügten sich die Römer mit dem Tiber und dem gewaltigen Schwimmbad in der Nähe des capenischen Thores, der piscina publica. Mit dem Ende der Republik verwandte man große Summen auf die Errichtung künstlicher Badanstalten, namentlich warmer Bäder (Thermen), deren unentgeltliche oder fast unentgeltliche Benützung jedermann offen stand. Von Agrippa dem Schwiegersohn des Augustus an wetteiferten die Kaiser im Luxus solcher Anlagen. Es schlossen sich herrliche Parke daran, in deren Schatten hervorragende Redner, Dichter und Philosophen ihre Vorträge hielten und auch Gelegenheit zu allerlei palästrischen Uebungen geboten war. In den Thermen Diocletians (284—308 v. Chr.) konnten 3200 Menschen zugleich baden und 3000 Alabasterwannen dienten zu den Einzelbädern.

Jugend und den Verfall Griechenlands herbeigeführt hatten. Sie lernten freilich die griechische Gymnastik nicht in der Zeit ihrer Blüte kennen, sondern als sie sich schon zu athletischer Kunstfertigkeit hinneigte, so daß sie die Gymnasten nur als Athleten sich gefallen ließen, wie die Schauspieler und Mimen, denen man zusieht, um sich zu unterhalten, aber nicht um sie nachzuahmen. Die wichtigsten von den Römern festgehaltenen Uebungen nennt Sallust, wenn er von Pompejus sagt: cum alacribus saltu, cum velocibus cursu, cum validis vecte (Hebel, schwerer Knüttel) certabat.

Von eigentlichen Jugendspielen hatten die römischen Knaben sehr viele, die auch bei den Griechen üblich waren, und wir können in dieser Beziehung auf die Zusammenstellung S. 190—193 verweisen. Besonders beliebt waren bei den Römern die Spiele mit Nüssen und mit dem Ball, von denen wir deßhalb noch einige beschreiben. Die ersteren waren so sehr das Hauptvergnügen der Kinder, daß nuces relinquere so viel hieß als aufhören ein Kind zu sein. Es galt, die Nuß mit geschicktem Schlag zu zerspalten; bei einem andern Spiel hatte man vier Nüsse, von denen man drei neben einander auf die Erde legte, die vierte sollte der Mitspieler so darauf fallen lassen, daß sie auf den dreien liegen blieb, ohne sie aus einander zu treiben; gelang ihm dies, so hatte er die drei Nüsse gewonnen. Das Spiel ist auf einem Sarkophagrelief des Vaticans auf eine ergötzliche Weise dargestellt, indem z. B. ein Knabe, der alle seine Nüsse verloren hat, in seinem Aerger einen der Gewinner bei den Haaren faßt. Bei einem dritten Spiel legte man eine Reihe von Nüssen auf die Erde und ließ dann eine von einem schrägen Brette herabrollen, welche eine von jenen treffen sollte. Bei einem vierten Spiele zeichnete man mit Kreide ein Dreieck auf die Erde und theilte es durch parallele Linien; man soll nun die Nuß so werfen, daß sie über möglichst viele Linien hinübergeht — und so viele Nüsse gewinnt man dann, — aber nicht über das Dreieck hinaus, denn sonst verliert man das Spiel. Die fünfte Art entspricht ganz dem griechischen τρόπα, auf welches wir deßhalb verweisen (S. 191), die sechste endlich dem griechischen ἀρτιασμός, Grad oder Ungrad (S. 193). Das Ballspiel empfahl sich dem Römer besonders als Uebung der körperlichen Gewandtheit und Behendigkeit, sowie der Schärfung des Blicks und der Aufmerksamkeit. Man liebte es so, daß man auch im eigenen Hause ein Sphäristerium hatte. Es gab fünf verschiedene Arten von Bällen: 1) der gewöhnliche Spielball pila, mit Haaren gestopft und mit farbigen Lappen benäht, 2) der trigon oder pila trigonalis, von drei Personen mit der Hand oder einem Netze einander zugeschlagen, 3) die pila paganica, ein mit Federn gestopfter großer Ball zum Massenspiel, bei welchem auf dem Land der pagus sich betheiligte, in der Größe zwischen der pila und dem follis stehend, 4) die harpasta, ein kleiner fester Fangball, 5) der spät erst erfundene follis, der größte von allen, mit Luft oder ebenfalls mit Federn gefüllt. Die Arten zu spielen waren so ziemlich dieselben wie die bei den Griechen erwähnten: 1) der Hochwurf (οὐρανία), 2) das wechselweise

Werfen, datatim oder raptim, wobei es darauf ankam, den Ball richtig zu geben (schwäbisch: einzuschenken), dare, mittere, den so zugeworfenen Ball richtig aufzufangen, zu fassen, excipere, dann dem Ersten oder einem Dritten zuzuwerfen, remittere, oder bei der andern Spielweise, dem expulsim ludere, den Ball nicht aufzufangen, sondern zurückzuschlagen, repercutere, mit der Hand oder dem Schläger, und ihn dem, der ihn zugeworfen hat, oder einem Dritten zuzuschlagen, und 3) das Zurückspringenlassen, Prellen, expulsim ludere (ἀπόῤῥαξις S. 192). Spielte einer mit mehreren Bällen zugleich, so erforderte das eine besondere Geschicklichkeit der linken Hand. Wenn die Spieler in zwei Parteien getheilt waren, so gab das Bemühen, den Ball zu fangen und zurückzuwerfen, zu großem Getümmel Veranlassung. — Bei der Erziehungsgeschichte der Griechen schloß sich an die Darstellung der Spiele der Jugend auch die Besprechung der Tanzkunst, der Orchestik an, als einer dem Spiel verwandten und von dem griechischen Schönheitssinn mit besonderer Liebe ausgebildeten Körperbewegung. Die römische Anschauung ist hievon ursprünglich völlig verschieden. Das Tanzen galt dem Römer geradezu als unanständig, wie denn Nepos (Epam. cap. 1) sagt: wir wissen, daß die Musik nach unseren Sitten mit der Würde eines Hochgestellten nicht vereinbar ist, das Tanzen aber vollends als ein Laster gilt (musicen moribus nostris abesse a principis persona, saltare vero etiam in vitiis poni), und Cicero sagt in der Rede zur Vertheidigung des Murena: es tanzt nicht leicht jemand in nüchternem Zustande, er müßte nur den Verstand verloren haben (nemo fere saltat sobrius, nisi forte insanit). Ein Anderes war es mit den zum altrömischen Cultus gehörigen Tänzen der Priester, der Salier, die wohl am meisten den kuretischen und korybantischen Tänzen entsprachen, deren Fortdauer Quintilian mit sehr eingeschränkter Anerkennung bezeugt (I, 11. 18. 19). Man brachte den Namen in Zusammenhang mit dem tripudiare, dem dreimaligen Stampfen des Bodens mit dem Fuße, oder dem amptruare, redamptruare, mit dem man bei einem Gebet zu den Göttern der Unterwelt gleichsam an die Pforten ihres Wohnsitzes pochte. Auch bei den ländlichen Festen der Latiner werden Tänze erwähnt. Gleichwohl erschien es als eine bedeutungsvolle Aenderung, als nach dem zweiten punischen Krieg Freigeborene, ja Söhne von Senatoren Tanzunterricht nahmen, und Scipio Africanus Aemilianus spricht nach Makrobius (III, 14, 6 ff.) mit sittlicher Entrüstung in einer Rede davon, „daß Söhne, ja — ein schreckliches Wort — selbst Töchter von Adel das Tanzen unter die ihnen gebührenden Studien (inter studia sua — nach der Conjectur von Jan) gezählt haben, was er nicht habe glauben wollen, bis er in einer Tanzschule mehr als 50 Knaben und Mädchen (Lesart von Jan; nicht 500, wie Andere lesen), darunter einen Knaben noch mit der Bulla, was ihm im öffentlichen Interesse am bejammernswerthesten gewesen sei (quod me reipublicae maxime miseritum est), habe tanzen sehen." Sallust rügt es (Catil. 25) an der auch sonst in ein schlimmes Licht gestellten Sempronia insbesondere, sie habe schöner, als es für eine tugendhafte Frau erforderlich ist, getanzt (elegantius quam

necesse est probae). Der Tanz ist so wenig als der Gesang in Rom jemals „ein wesentliches und wirksames Bildungsmittel geworden".

Gemeinschaftliche Schulen kamen später, namentlich seit dem zweiten punischen Kriege auf. Sie wurden, wiewohl immer noch lediglich Privatsache, auf offener Straße, in triviis [1]) gehalten; geschriebene Gesetze hatte man in Rom schon sehr viel früher.

Bei der Wahl der Unterrichtsgegenstände tritt der praktische Sinn der Römer sehr deutlich hervor. Die Musik, welche der Grieche als eine zum Kultus der Schönheit gehörige Kunst liebte und von frühe auf betrieb, tritt bei den Römern — ein grundwesentlicher Unterschied in der Erziehungsweise der beiden Völker — sehr in den Hintergrund; ja sie lobten sich die Hörner und Trompeten, weil deren Klang verglichen mit anderen Instrumenten in demselben Verhältniß gewaltiger sei, wie der Kriegsruhm der Römer verglichen mit dem anderer Völker, und nur Gesänge beim Kultus zum Preise der Götter und der alten Helden mögen ihnen gefallen haben, hauptsächlich seitdem der griechische Ritus bei den Festen des Apollon und den Supplikationen die Theilnahme der vornehmen Jugend an den Gesängen veranlaßte, wie denn bei den Supplikationen dreimal neun Jungfrauen ein von Livius Andronikus gedichtetes Lied sangen. Das carmen saeculare des Horaz wurde unter August von einem gemischten Chor gesungen. Cicero berichtet an mehreren Stellen, der ältere Cato habe in seinem Geschichtswerk Origines erzählt, daß in den alten Zeiten die Gäste bei den Mahlzeiten die Großthaten berühmter Männer besungen haben, und macht seinerseits geltend, daß Knaben beim Gastmahl Gedichte zum Andenken an die Helden der Vorzeit unter Begleitung der Flöte recitiren mußten; aber Liebe zur Musik als solcher schien den Römern gleichwohl hauptsächlich in der früheren Zeit unvereinbar mit ihrer Würde und für feinere Musik schienen sie kein Organ zu haben. Um so mehr wurde das Rechnen geübt und die Geometrie, aber beide nicht als geistig bildende Wissenschaften, sondern um ihres praktischen Nutzens willen. Das Utilitätsprincip beim Rechenunterricht rügt auch Horaz de art. poet. 325 ff. Von anderen Künsten wurden je und je noch Zeichnen, Malen und Bildhauen geübt. In den Schulen waren hauptsächlich wegen der Bedürfnisse des Lebens, auch wegen der Gesetzeskunde Lesen, Schreiben und Rechnen die Hauptunterrichtsgegenstände. Zur Belehrung der Jugend über Geographie, für welche man erst seit dem Ende der Republik Karten hatte, gab es, wie wir freilich erst aus dem 4. Jahrhundert wissen, in den Säulenhallen der Schulen z. B. in Augustodunum (Autun) Gemälde, welche Länder und Meere, Namen der Orte, Entfernungen, Flüsse, Meerbusen 2c. zur Anschauung brachten. Zuletzt aber sind die

[1]) Hiermit ist nicht in Zusammenhang zu bringen der spätere Ausdruck trivium für die erste Hälfte der sieben freien Künste, Grammatik, Dialektik und Rhetorik; Schulen, die sich auf diese beschränkten, hießen Trivialschulen; die vier weiteren, das quadrivium, waren Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie.

Römer, sagt Becker und mit ihm Grasberger, „durch ihre praktische Richtung in einen Materialismus gerathen, in welchem Religion und Sittlichkeit, Staat und Familie zu Grunde giengen. Das ist das letzte Resultat ihrer realistischen Bildung gewesen.“

Der Schulbesuch begann in der Regel mit dem siebenten Lebensjahre. Beim Lesen befolgte man, wie aus Quintilian zu schließen, die bei uns sogenannte Syllabirmethode und drang besonders auf richtige und deutliche Aussprache. Hatte man ja doch schon in der früheren Kindheit auf Reinheit der Aussprache einen großen Werth gelegt, so daß Quintilian unbedenklich sagt, vor allem solle die Sprache der Ammen (nutrix Amme, Wärterin) nicht fehlerhaft sein; man möge immerhin in erster Linie Sittlichkeit von ihnen verlangen, sie sollen aber auch richtig sprechen. Quint. I, 1, 4: Has primum audiet puer, harum verba effingere imitando conabitur — non adsuescat ergo, ne dum infans quidem est, sermoni qui dediscendus est. Daß überhaupt die Muttersprache in echter, naturwüchsiger Gestalt vorzugsweise durch das weibliche Geschlecht lebendig erhalten werde, war wenigstens thatsächlich anerkannt, hie und da auch theoretisch ausgesprochen (vgl. Cic. de or. III, 12 § 45; Brut. 58, 211; Quint. I, 1, 6. Von den Gracchen sagt Cicero, non tam in gremio educatos, quam in sermone matris. — Die größeren Schüler sagten das Gelesene einzeln vor und die jüngeren sprachen es nach, eine Art wechselseitigen Unterrichts. Quintilian verschmäht auch nicht zur Anregung der Lernlust den Gebrauch elfenbeinerner Buchstabenformen zum Spielen. Er warnt aber besonders vor der Eilfertigkeit beim Unterricht, durch welche das Lesen unglaublich verzögert werde (I, 1, 32). Wenn man den Knaben vorwärts treibe, so werde er stocken, unterbrechen, weil er mehr als er könne wage, dann, wenn er gefehlt habe, auch zu dem, was er schon wisse, das Vertrauen verlieren. Nach rechts vorauszublicken, dazu gehöre Uebung, denn die Aufmerksamkeit müsse dabei getheilt werden und die Stimme etwas anderes thun, etwas anderes die Augen. Förderlich sei auch das Lesen von Wörtern mit gesuchter Schwierigkeit, griechisch χαλινοί. Beim S c h r e i b e n gebrauchte man Wachstafeln mit erhöhten Rändern, indem man die Buchstaben mit dem unten scharfen metallenen Griffel (stilus, scriptorium graphium) eindrückte und, wenn man das Geschriebene auslöschen wollte, mit dem oberen platten Ende wieder ebnete. Als Lineal diente eine Bleifeder (plumbum). Dem Schüler hielt man anfangs die Hand, damit er die richtigen Züge machen lernte. Eine zweckmäßige Modifikation dieser Methode enthält die Anweisung Quintilians (I, 1, 27 2c.), die Buchstaben in hölzerne Tafeln einzuschneiden, so daß der Griffel des Schülers durch die beiderseitigen Ränder wie in Furchen gehalten hingezogen wird und die Vorlage nicht überschreiten kann. Das Schreiben mit dem Schreibrohr (calamus, penna) und Tinte (atramentum librarium, aus Ruß von Harz oder Pech; gelbe Farbe gab der Saft des Tintenfisches, sepia; für die Ueberschriften und Titel auch roth, mit minium, rubrica) auf Papier (für die

Schüler gebrauchtes, das nur auf Einer Seite beschrieben war [1]) kam später daneben auf, als mit dem Bast der ägyptischen Papyrusstaude und dem Pergament aus Pergamum seit Eumenes II. besseres Material nach Rom kam. Die Vorlagen, die gebraucht wurden, sollten nach dem Rathe Quintilians nicht gleichgiltige Gedanken enthalten, sondern Sätze, die eine gute Lehre bringen, Aussprüche berühmter Männer, auserlesene Dichterstellen. Auf der ersten Seite der Handschrift fand sich wohl auch das Portrait des Schriftstellers. Gut und schnell schreiben erklärt Quintilian für das richtige Ziel des Unterrichts, weil sonst das Schreiben den Gedanken aufhalte, die schlechte Handschrift aber ihn unverständlich mache. Das Bedürfniß führte auch zur Stenographie oder Tachygraphie (notis excipere, notare). Man war im Gebrauch der Abkürzungen, notae, so weit gekommen, daß mancher Stenograph einem mündlichen Vortrag vollständig folgen konnte.

Beim anderen Elementarunterrichtsgegenstand, dem Rechnen, nahm man, wenn das dem lebhaften Italiener freilich geläufige Fingerrechnen nicht ausreichte, den Abakus, das Rechenbrett aus Metall oder Stein, zu Hilfe. Da das Rechnen für einen besonders wichtigen Unterrichtsgegenstand gehalten wurde, so schickte man später die schon mehr herangewachsenen Knaben noch zu einem besonderen Rechenmeister, calculator, der über dem Elementarlehrer stand und auch besser bezahlt wurde.

Die grammatische Unterrichtsstufe. An die Erlernung der Elementarkenntnisse des Lesens und Schreibens schloß sich, wie bei den Griechen, der erste grammatische und metrische Unterricht an und dann die Einführung in das Schriftenthum, indem man den Schülern musterhafte Stücke vorlas und diktirte, um sie dann auswendig lernen zu lassen. Bei einem Volk, das die Rhetorik so hoch stellte, wurde natürlich zugleich der Vortrag sehr berücksichtigt. Die Stoffe waren in der früheren Zeit z. B. Auszüge aus den Zwölftafelgesetzen, wohl eine Auswahl praktischer Formeln, die gleichsam einen politischen Katechismus bildeten, wie denn Cicero sagt (de leg. II, 23, 59): discebamus pueri XII (tabulas), ut carmen necessarium, quas iam nemo discit, dann namentlich poetische Stellen aus der Muttersprache wie die Gedichte des Nävius, die Sentenzen des Publius Syrus, weßhalb Horaz schön sagt: os tenerum pueri balbumque poëta figurat (Epist. II, 1, 126). Später, als die Kenntniß der griechischen Sprache zum nicht geringen Aergerniß für die altrömisch Gesinnten wie für das eigentliche Volk [2]) ein Merkmal der Bildung wurde, so daß man z. B. mit dem rhodischen Gesandten Molon, der nicht Latein konnte [3]), im Senat ohne Dolmetscher verhandelte (Cic. Brut. § 312),

[1]) Es war nur auf Einer Seite glatt. Wer recht sparsam damit umgieng, beschrieb beide Seiten — liber opisthographus. Wer das Geschriebene als werthlos überstrich und mit einem anderen Inhalt beschrieb, bekam damit einen liber palimpsestus.

[2]) Cicero's Großvater sagte (Cic. de or. II, 66, 265), die Römer seien wie die syrischen Sklaven um so schlechter, je mehr sie Griechisch verstehen.

[3]) Die Griechen machten den Anspruch, an der Spitze der Civilisation zu stehen, und lernten daher nur in Ausnahmefällen die Sprache eines benachbarten Volkes (vgl. S. 230).

waren es vorzugsweise griechische Dichter und Prosaiker, was man las, vor allen Homer, dann allerdings auch römische Dichter, hauptsächlich Vergil und Horaz [1]) und die lateinische Uebersetzung der Odyssee von Livius Andronikus. Die Nachricht des Livius (X, 36), daß um das Jahr 308 v. Chr. die römische Jugend Etruskisch gelernt habe wie später Griechisch, mag auf wenige Söhne von Vornehmen zu beschränken sein. Quintilian sagte, um den Anfang des höheren Unterrichts mit dem Griechischen zu begründen, die Muttersprache lerne sich durch den Gebrauch von selbst und die griechische Wissenschaft sei ja die Quelle der römischen Bildung; doch warnte er zugleich vor einer pedantischen (superstitiose) Betreibung des Griechischen, wenn man die Knaben lange Zeit nur griechisch reden ließe, wie dies bei Manchen Sitte werde, denn so gewöhnen sie sich an fremdländischen Accent und an griechische Wendungen. Schon frühe gab man dann den Kindern griechische Sklaven oder Sklavinnen als begleitende Pädagogen, um die Knaben, zuweilen auch die Mädchen durch das Griechischsprechen für den Unterricht im Griechischen besser vorzubereiten, worüber Juvenal (Sat. VI, 186 etc.) derben Spott ergießt. Griechisches ins Latein zu übertragen und Lateinisches griechisch zu übersetzen, wurde eine weitverbreitete Uebung. (Vgl. die entgegengesetzte Art der Griechen oben S. 230.) Die erste Sammlung griechischer Bücher brachte nach Plutarch Aemilius Paulus nach dem Sieg über Perseus als Kriegsbeute zurück, um sie zunächst bei dem Unterricht seiner eigenen Kinder zu verwenden, dann aber auch durch Abschriften zu vervielfältigen und zu verbreiten. Horaz preist es (Epist. II, 2, 41) als ein Glück, daß er zu Rom erzogen und so schon frühe mit Homer bekannt gemacht worden sei. Auch von Frauen, die eine höhere literarische Bildung besaßen, wird mehrfach berichtet. In der Schule räth dann Quintilian (I, 9, 2), die Knaben Aesops Fabeln in reiner Sprache erzählen und alsdann dieselbe Einfachheit nachbilden zu lassen. Verse sollten sie zuerst auflösen, dann mit anderen Worten erklären, fernerhin freier umschreiben und dabei Manches theils abkürzen theils ausschmücken dürfen, jedoch ohne den Sinn des Dichters abzuändern. Ueber die in weiterem Sinn historische Bedeutung des Griechischlernens bei den Römern vergl. S. 261. Auch für den die Schülerarbeiten corrigirenden Lehrer finden sich bei Quintilian sehr gute, praktische Regeln (X, 1, 1—4); aber schon frühe wurde auch über die Correcturlast von Seiten der Lehrer geklagt.

Von Prosaikern las man namentlich die Reden von Demosthenes, Cicero, Caj. Gracchus; ein beachtenswerthes Beispiel der Erklärung einer Rede von diesem (In P. Popilium) finden wir bei Aul. Gellius XI, 13. An die Erklärung des Sinnes knüpfte man wie man konnte und mochte mythologische, historische, geographische Bemerkungen an.

[1]) Prophezeit doch Horaz in den Episteln (I, 20, 17) seinen Gedichten, später werde ihr Loos sein, daß sie in den äußersten Stadtvierteln von einem stammelnden, greisen Lehrer (oder wenn sie ins Greisenalter gelangen?) zu den Leseübungen der Kinder benützt werden.

Durch die Aufnahme des Griechischen unter die Unterrichtsgegenstände, also nach dem zweiten punischen Krieg war das Prinzip der römischen Erziehung modificirt worden, sie war nicht mehr auf das rein Praktische beschränkt, sondern hatte allgemein bildende Elemente in sich aufgenommen, welche freilich mit dem altrömischen Wesen nicht mehr zu einer organischen Einheit zusammenwuchsen. Der Bauer und der unbemittelte Stadtbewohner blieben ihrem Wesen treu, aus denen aber, welche dem Verlangen nach höherer Bildung nachgeben konnten, wurde ein höherer Stand. Die einheitliche Nationalerziehung war gesprengt. Der besiegte Grieche überwand den stolzen Sieger. Auch die Lehrer, wie man sie früher gehabt hatte, genügten nicht mehr; man brauchte höher gebildete und technisch geübte Leute. Der Schulunterricht wurde für die höheren Stände allgemeines Bedürfniß. Aber das sittliche Wesen der Römer verlor seine Spannkraft, wie das Ziel der Weltherrschaft erreicht war, und die alte Kraft ging in Erschlaffung, in Zuchtlosigkeit und wahnsinnige Genußsucht über.

Die Disciplin, zunächst die im Hause, die beste Vorbereitung auf die Schulzucht, war in der guten Zeit dem ganzen Charakter der Römer gemäß ernst und streng. Die Grundlage derselben war bei ihnen wie bei den Griechen die Scham (pudor, verecundia — *αἰδώς*) und aus dieser Quelle floß von selbst Achtung gegen göttliche und menschliche Autorität, Gehorsam und Bescheidenheit; aber in dem römischen Wesen lag mehr Festigkeit und Konsequenz, als in der Art der leichtbeweglichen Griechen, deßwegen erhielt sich jene Grundlage bei den Römern sicherer und länger als bei diesen. Beide Nationen sahen die Tugend als eine Eigenschaft des Mannes, als Mannhaftigkeit an, deßwegen nannten sie die Römer virtus; allein einen der *καλοκἀγαθία* (der Eigenschaft des Schönen und Guten) entsprechenden Ausdruck hatten die Römer nicht und stellten daher auch nicht die erschwerende Forderung, daß die Erscheinung der Tugend dem Gesetze der Schönheit entsprechen solle. Als die vier Zweige aber, die aus dem gemeinsamen Stamme hervorwachsen, betrachtet Cicero in den Officien die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Tapferkeit und die Wohlanständigkeit, die er dann in mannigfacher Verästelung, aber durchaus im römischen Geiste des Weiteren ausführt. So wurden denn schon von Vater und Mutter dem jungen Römer die Formen der Tugend anerzogen, die er zum Manne gereift üben sollte. Die Väter badeten gemeinsam nicht einmal mit den erwachsenen Söhnen, auch nicht mit den Schwiegersöhnen. Der alte Cato umarmte in Gegenwart der Kinder seine Frau nur etwa wenn sie bei einem Gewitter Angst bekam [1]).

Als das wirksamste Mittel, das zur Tugend erzog, galt bei den Römern das uralte Herkommen, der mos majorum, in dessen Fußstapfen tretend der junge Mann noch innerhalb der Familie, dem väterlichen Beispiel folgend, sich in die nationale

[1]) Andererseits ist nicht zu leugnen, daß z. B. Cicero außerehelichen Geschlechtsumgang bei Jünglingen in der Rede p. Coelio XII, 28 2c. ausdrücklich als etwas durch uralte Sitte gestattetes bezeichnet.

Tradition einlebte. Er verließ das elterliche Haus als ein schon fertiger Römer, von dem es feststand, daß er den Ahnen gleichen, daß er die alte Disciplin getreulich fortführen würde. Deßhalb hatte er auch im Atrium täglich die Bilder der Ahnen vor Augen, die ihn allezeit auffordern sollten, ihnen in der Tüchtigkeit nachzueifern. Die Sitte war die Norm der Sittlichkeit, von entscheidenderem Einfluß auf das Leben, als die Gesetze. Für die Jugend war die herrschende Sitte der Erwachsenen der Grund der Gewöhnung, an welcher nach des Aristoteles oben (S. 223) angeführtem trefflichen Wort nicht wenig liegt, sondern sehr viel oder vielmehr Alles. So war es strenges Herkommen, daß man den Krieg nicht anders beschloß, denn als Sieger; demgemäß kämpfte man fort, bis der Feind überwunden war. Und so belobte der Senat den bei Cannä geschlagenen Terentius Varro, als er die Trümmer des Heeres nach Rom führte, daß er am Vaterland nicht verzweifelt sei. Der alte Anchises hatte es geweissagt, indem er sagte (Verg. Aen. 6, 847 ꝛc.): Andere mögen durch andere Künste sich hervorthun, der Römer Beruf sei es, die Völker zu beherrschen (Tu regere imperio populos, Romane, memento). Das Bewußtsein, daß der Tempel des Jupiter Capitolinus der Mittelpunkt sei, von welchem die Strahlen des Glanzes und der Herrschaft über die umgebende Welt ausgehen, lebte in der Brust jedes echten Römers, ob die Schranken jener Umgebung den sieben Hügeln nahe, ob sie innerhalb Italiens waren, oder die italische Habinsel weit überschritten hatten. So sprach Ennius es aus, im 6. Jahrhundert der Stadt: Moribus antiquis res stat romana virisque. Das war es, was Rom groß machte, was ihm die Weltherrschaft sicherte: die Einheitlichkeit des so viele Jahrhunderte hindurch alle Bürger beseelenden Staatsgedankens.

Einiger Antheil an der sittlichen Bildung der römischen Jugend wird auch ihrer religiösen Erziehung zuzuerkennen sein, wiewohl wir mit diesem Ausdruck nicht ganz denselben Begriff zu verbinden haben werden, wie wir Christen es pflegen, die wir dabei zuerst an die Einwirkung auf den innersten Lebenskern des Menschen denken. Die Religion der Römer, um an diesem Orte das Wesentliche hierüber einzufügen, war nicht in erster Linie eine innerliche, das Gemüth und von da aus den Willen bestimmende; sie bestand wesentlich in Ceremonien, im äußerlichem Gottesdienst, zu dessen Ausübung sittliche Reinheit nicht nothwendig war. Man bezeichnet dieselbe nicht mit Unrecht als eine vorherrschend agrarische, wie sie dem verständigen, praktischen, auf die nächsten Bedürfnisse sich beschränkenden, für Höheres nicht sehr empfänglichen, dem Neueren unzugänglichen Wesen der Bauern angemessen war. Auch Bilder der Götter sollen die Römer 170 Jahre lang gar keine gehabt haben, bis sie von den Griechen solche entlehnten. Früher hatte man nur symbolische Darstellungen der Götter, wie eine Lanze für Mars; einen Kieselstein für Juppiter, das Herdfeuer für Vesta. Es fällt in die Augen, daß auch in dieser Beziehung zwischen dem von aller Idealität und Poesie weitentfernten Wesen des Römers und dem tiefpoetischen Griechen der guten Zeit ein weitgreifender Gegensatz bestand.

Die ältesten Götter, welche die Römer verehrten, waren die Götter der Fluren, Faunus und Fauna, Kinder des Feldgottes Picus, die Hirtengöttin Pales, die Erdmutter Tellus, der Saatengott Saturnus, der Frühlings- und Waldgott, auch Beschützer der Heerden Mars. Hierzu kamen dann des Saturnus Sohn und Tochter, Juppiter und Juno, Janus der Gott alles Anfangs, Minerva die Göttin des Verstandes, Quirinus im Sabinischen dem Mars der Latiner entsprechend, Vesta die Göttin des heiligen Herdfeuers. Diesen Gottheiten wurden an besonderen, vom Priester geweihten Plätzen, welche fana hießen, Feste gefeiert und Opfer gebracht, und zwar, sofern es sich um Angelegenheiten des Volkes handelte, durch Priester, die vom Staate bestellt waren, theils mit theils ohne Betheiligung der Bürgerschaft; handelte es sich um Angelegenheiten der gens, so besorgte die sacra gentilicia der von der gens bestellte Opferpriester, flamen, der dem Schutzgott der Familie ein sacellum unterhielt. Das Gleiche wurde im Hausgottesdienst den Hausgöttern gewidmet: 1) den Penaten, wörtlich Vorrathsgöttern (von penus), deren Heiligthum der Herd des Hauses ist, weßhalb sie die ruhige Häuslichkeit versinnbildlichen; weil aber der Staat aus der Familie erwachsen ist, so hat auch er seine Penaten im Heiligthum der Vesta, der Herdgöttin; 2) den Familiengöttern, den Laren, wörtlich Herren d. h. Stammvätern der Familie, die man wie die Penaten auf dem Herde oder in dem dabei befindlichen Lararium aufstellte; es hatten aber auch die gens, die übrigen Theile des Staates und der ganze Staat ihre Laren. Diese Opfer aber wurden durch den Hausvater (pater familias) gebracht, der im Kreis der Familie täglich, Morgens und vor der Mahlzeit Opfer und Gebet darbrachte und nach der Mahlzeit etwas von der Speise auf den Herd ins Feuer legte. Bei diesen häuslichen wie bei den öffentlichen Opfern waren freigeborene Knaben und Mädchen als Priesterdiener und -dienerinnen (camilla und camillae) thätig. Dazu kamen die Begehung der Geburtstage in der Familie, die Todtenfeiern u. s. f. mit Darbringungen für die Laren. Das Ritual dabei war so genau vorgeschrieben, daß beim öffentlichen Gottesdienst der Priester dem opfernden Beamten die Formeln vorsagte, damit sie, wie es nothwendig war, ohne jeden Fehler hergesagt werden konnten. Ein altes, fragmentarisch erhaltenes Pontificalbuch, indigitamenta, gibt Anleitung zur Anrufung der Götter nach einer im ius divinum bestimmten Form (vgl. Macrob. Sat. I, 17, 15 ed. Jan). Die Wohnstätte eines Gottes hieß templum d. h. von den Augurn unter bestimmten Ceremonien geweihtes gottesdienstliches Gebäude, in dessen cella das Bild des Gottes aufgestellt war, während auch andere so geweihte Plätze wie das Comitium, die Rednerbühne auf dem Forum und ähnliche Lokalitäten templum genannt wurden. Sonst waren die Augurn hauptsächlich dazu berufen, die verschiedenen Auspicien zu beobachten und daraus die Genehmigung oder Mißbilligung der Götter für beabsichtigte Handlungen zu entnehmen.

Was solchen Feiern etwa an innerer Betheiligung mangelte, wurde quantitativ ersetzt, da alle Vorkommnisse des Lebens von seinem ersten Anfang an, alle

Erscheinungen in der Natur, alle Arbeiten des Landbaus u. s. f. ihre besonderen Schutzgötter hatten, wie denn die pontifices lehrten, singulis actibus proprios deos praeesse, da war eine Gottheit, die den ersten Schrei des Neugeborenen überwacht, die die Wiege beschützt, die das Kind sprechen lehrt, ins Bett legt, in die Schule führt, wieder nach Hause bringt, dann die man für das erste Pflügen anruft, für das Ziehen der Furchen, für das Säen, das Eggen, das Garbensammeln, für die Rinderzucht, die Obstzucht u. s. f. oder lateinisch Vagitanus, Cunina, Fabulinus, Cuba, Iterduca, Domiduca; Vervactor, Imporcitor, Insitor, Occator, Convector, Bubona, Pomona etc. Diese wenigen aus einer großen Zahl ausgewählten Beispiele genügen, wie praktisch der Römer auch in Sachen der Religion verfuhr; nicht über das Wesen der Gottheit dachte er nach, sondern über die Frage, was sie ihm nützen könne, welcher Gottheit er dienen und im einzelnen Fall seine Verehrung bezeugen müsse, um sich einen guten Ausgang dessen, was er vorhatte, zu sichern. Deßhalb schrieben die berühmtesten Römer über Augurien und Auspicien, ein M. Porcius Cato, Julius Cäsar, Cicero ꝛc., wie es auch öffentliche Dekrete über die Feier gewisser Feste gab, z. B. das auf einer Erztafel eingegrabene Senatus consultum de Bacchanalibus. Aus den gleichen Grundsätzen ist die Häufigkeit der theils vom Staate angeordneten theils die einzelnen gentes angehenden Feste nebst den damit verbundenen Opfern abzuleiten, welche die Römer mit pedantischer Gewissenhaftigkeit zu halten pflegten, so daß sie geneigt waren, ihre Siege und Erfolge, ihre Unüberwindlichkeit und schließliche Weltherrschaft eben als Lohn für ihre Religiosität hinzunehmen und zu preisen (vgl. z. B. Horat. III, 6 Dis te minorem quod geris, imperas). Der Festkalender, den Becker-Marquardt (IV, 444—463) zusammenstellt, gewährt in dieser Beziehung ein höchst merkwürdiges Bild. Das den Menschen eingeborene religiöse Bedürfniß weckte nun wohl auch in der römischen Jugend ohne eigentlichen Religionsunterricht in ähnlicher Weise wie bei den Griechen (vgl. S. 234 ff.) unter der Pflege der Mütter die Gesinnungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit, und die Macht des Herkommens, der mos majorum, verbürgte die Dauerhaftigkeit derselben; allein ein tieferes Einwurzeln des frommen Sinnes war in solchen Vorstellungen nicht begründet. Mochten immerhin die gesungenen Cultuslieder [1]) auch auf das Gefühl der Feiernden, insbesondere der jugendlichen Opferdiener (s. S. 276) einwirken; aber die

[1]) Das Lied der arvalischen Brüder, welche alljährlich im Mai, kurz vor der Ernte, einen feierlichen Flurumgang hielten, in saturnischen, nach jedem Absatz dreimal wiederholten Versen, das lange Zeit für unverständlich galt, ist nach Mommsens Erklärung so zu lesen: Nos, Lares, iuvate — ne malam luem, Mamers (= Mars) sinas incurrere in plures! — Satur furendi esto, Mars! In limen insili! Desiste verberare (limen)! — Semones (semo Erzeuger, uralte Saatgottheit) alterni advocate cunctos! — Nos, Mamers iuvato! — Tripudia! — Der Urtext ist z. B. aufbewahrt von G. Hermann (Elem. doctr. med. Lips. 1816 p. 613), der auch als scharfsinniger Erklärer ein Vorgänger Mommsens war, und von Henzen (in den Acta fratrum arv. Berol. 1874 p. 26 sq.), der die Urkunden über diese Frage vollständig sammelt und unter Anderem die Identität der sacra arvalia und ambarvalia (p. 40—48) anderen Gelehrten gegenüber behauptet.

Religion im Ganzen war bei den Römern nicht wesentlich Gefühlssache und ihre Mitwirkung zur sittlichen Bildung der Jugend wird nicht gar hoch anzuschlagen sein. Die Religion der Römer wie jede andere Naturreligion konnte das Volk nicht über das Kreatürliche erheben, konnte den zunehmenden sittlichen und religiösen Verfall nicht aufhalten.

Vom 3. Jahrhundert v. Chr. an bereitete sich auch hierin eine entschiedene Wendung vor, vermittelt durch die nähere Berührung mit den Griechen. Die griechische Philosophie hatte damals in ihrem Vaterland den alten Glauben schon ziemlich untergraben und allmählich gewannen solche Einflüsse auch bei den Römern Boden. Der alte Cato stand auf dem richtigen römischen Standpunkt, wenn er auf die Entfernung der griechischen Philosophen und Rhetoren drang, die sich damals in Rom zeigten. Es kam nach und nach dahin, daß die Griechischgebildeten das Festhalten an den alten Göttern als einen überwundenen Standpunkt ansahen und sogar ein Verfechter des alten Glaubens es verwunderlich fand, wenn ein Opferschauer (haruspex) dem andern begegnete ohne zu lachen. Diese negative Richtung, welche die überlieferte Religion verachtete, ohne etwas Besseres dafür zu gewinnen, drang auch in die unteren Schichten der Bevölkerung ein, welche nur den Unglauben annahm. Von solchen Gesinnungen wurden dann selbst viele Frauen angesteckt, so daß sie statt ihren nächsten und schönsten Pflichten zu leben, sich auf dem schlüpfrigen Boden einer gefährlichen Freiheit mit griechischer Poesie und Philosophie beschäftigten, was daneben ihre Theilnahme an den Ausschweifungen der Amphitheater und Circusspiele nicht ausschloß. Von einem sittlichen Einfluß der durch den seichtesten Rationalismus alles Gehaltes entleerten Religion auf die Jugend konnte in den letzten Zeiten der Republik kaum mehr die Rede sein, denn an die Stelle des uralten Glaubens war Skepticismus, ja geradezu Atheismus getreten, und wie es unter den Kaisern stand, ist schon oben angedeutet worden. Die Vergötterung und der Cultus der Kaiser zeigt, daß der Untergang der römischen Religion vollendet war, als der Despotismus das entartete Geschlecht zur Anbetung seines Herrn bereit fand. Andererseits aber waren doch schon seit längerer Zeit viele Blicke nach der Fremde gerichtet, wo tiefere Gemüther der eigenen Leerheit bewußt eine bessere Befriedigung zu finden hofften. Hauptsächlich verbreitete sich neben der Verehrung des persischen Mithras mit seinen strengen Büßungen und Reinigungen der Dienst der ägyptischen Gottheiten, der Isis, des Serapis und des Anubis, deren Geheimdienst einen Ersatz für den Verlust der eigenen Religion zu bieten versprach. Einzelne Gottheiten dieser Art wurden von Vielen für die alleinige Gottheit erklärt, indem die weiteren alle nur andere Namen für die eine göttliche Macht seien. Tolerant den Andersglaubenden gegenüber waren ja die Römer konsequenterweise schon von alten Zeiten her. Orientalischer Pantheismus zerstörte vollends die alten Gottesdienste. Die Chaldäer zwar mit ihrer Astrologie wurden schon im Jahr 139 v. Chr. aus Rom und Italien verwiesen und solche Maßregeln gegen

sie von da an oft wiederholt; aber immer wieder gewannen sie Einfluß und Eingang, bis vollends Alexander Severus (222 n. Chr.) den Astrologen in Rom öffentlich zu lehren erlaubte. Magische Künste freilich dauerten von den ältesten Zeiten her theilweise bis ins Mittelalter, ja bis in unsere Zeit fort (man denke an die Geheimmittel, Amulete, Talismane). Allmählich gewann dann das Christenthum begeisterte Anhänger und mächtigen Einfluß, ein neues Licht gieng auf und neue Völker traten auf den Schauplatz der Weltgeschichte. —

Die allgemein üblichen Mittel der Erziehung verschmähten natürlich auch die Römer nicht: Aufmunterung, Wetteifer, Lob, Belohnung, Tadel, Verweis, Strafe; aber sie empfahlen, nach beiden Seiten hin Maß zu halten, wie dies z. B. Quintilian mit Berufung auf seine eigene Erfahrung thut (II, 4, 14). Ueber Prämien haben wir eine bestimmte Angabe erst aus der Zeit des Augustus, der einen Freigelassenen, Verrius Flaccus, zum Lehrer seiner Enkel erwählte, von dem Sueton berichtet, daß er für diejenigen seiner Schüler, welche bei veranstalteten Wettkämpfen Sieger waren, alte, schöne oder seltene Schriften als Belohnungen ausgesetzt habe. Dieser selbe Mann war wohl der Erste, der öffentlich und zwar mit einem Gehalt von 100,000 Sesterzien als Lehrer angestellt wurde.

Die Frage der körperlichen Züchtigung wurde schon in jenen alten Zeiten sehr häufig besprochen, am häufigsten als eine Frage der Schulzucht, und der greise Orbilius Pupillus aus Beneventum, allerdings ein gewesener Unteroffizier, hat es seinem Schüler Horaz, dem er Verse aus Livius Andronikus diktirt hatte, noch heute zu verdanken, daß er in der Geschichte der Pädagogik, vielleicht verbittert durch schlimme Erfahrungen, als das Urbild eines Schlaghart, plagosus, figurirt. Er ist auch der Vorgänger der zahlreichen Lehrer, welche „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ geschrieben haben, indem er als alter Mann in einem Dachkämmerchen wohnend wenigstens den ersten Theil eines solchen Büchleins schrieb unter dem Titel der Vielgequälte (περιαλγής); er klagte hauptsächlich über die Ungerechtigkeiten rücksichtsloser Eltern gegen die Lehrer. Ein anderer Dichter aus späterer Zeit (4. Jahrh. n. Chr.) dagegen, Ausonius, beruhigt (Idyll. IV, 24) seinen gleichnamigen Enkel, der zum erstenmal in die Schule gehen soll, und ermahnt ihn, sich durch das Geschrei der Knaben, den Schall der Schläge und die frühe Morgenstunde nicht irre machen zu lassen; sein Vater und seine Mutter haben das alles auch durchgemacht und seien dabei vortreffliche Menschen geworden. Martialis fordert (10, 62) den Schulmeister auf, bis zum Oktober den Stock, das Scepter der Pädagogen, feiern zu lassen; die Knaben lernen genug, wenn sie im Sommer gesund seien, und an einer andern Stelle (9, 69) klagt er, daß der ruchlose (sceleratus) Schulmeister schon vor dem ersten Hahnenschrei mit grimmem Schelten und Schlagen lärme. Von dem strengen Cato hingegen, in dessen Augen ein guter Gatte noch mehr werth war, als ein guter Senator, berichtet Plutarch in seiner Lebensbeschreibung, er habe innerhalb seiner Familie in dieser Hinsicht sehr humane An-

sichten gehabt und ein scharfes Urtheil über diejenigen ausgesprochen, welche ihre Weiber und Kinder schlagen; seine Schrift de liberis educandis ist leider verloren gegangen. Strafwerkzeuge waren die Ruthe (virga), der Stab (ferula von ferire), mit welchem man auf die Hand schlug, dann die lederne Peitsche (Karbatsche, scutica) und bei schweren Vergehen die scharfe Geißel (flagellum) aus Riemen mit eingeflochtenen eisernen Stacheln, welche Horaz in seiner Stufenleiter (Sat. I, 3, 119) horribile nennt.

Wollte die Erziehung nicht gelingen, so waren die Eltern schon damals, wenigstens in der Zeit, da die häusliche Zucht gesunken war, wohl geneigt die Schuld auf die Schule zu schieben. Auch wenn beim Elternpaare die Mischung des Strengen mit dem Zarten, des väterlichen Ernstes mit der mütterlichen Weichheit, viel zu wünschen übrig ließ, wurde sie beim Lehrer oft in vollkommener Gestalt verlangt. Auch die Römer, namentlich die späteren, stellten hohe Forderungen an den Lehrer, zunächst an seine Kenntnisse und Gaben: er sollte gründliche Kenntnisse in Sprache und Literatur, Belesenheit in sämmtlichen Autoren, genaue Bekanntschaft mit der Geschichte besitzen, über die unbedeutendsten Kleinigkeiten aus dem Stegreif Auskunft geben können, dazu sollte er nicht trocken und einförmig sein, weil sonst der Knabe ungeachtet seiner natürlichen Beweglichkeit dennoch abgestumpft werde, wie auch den Pflanzen ein Boden ohne Feuchtigkeit nicht zuträglich sei. Dann aber müsse seine Persönlichkeit geeignet sein, Frische und Freudigkeit beim Schüler zu erzeugen und zu erhalten, und dieses seien Früchte der Heiterkeit und Freundlichkeit des Lehrers, der sich des Scheltens nnd Zankens zu enthalten und den aufsteigenden Zorn zu unterdrücken wisse, und Cicero, der in einer Rede sich äußerte, die geschicktesten und talentvollsten Lehrer seien beim Unterricht am meisten zornig und heftig, hebt dies anderswo durch entgegengesetzte Aeußerungen wieder auf. Quintilian sagt, wo er von den Pflichten des Lehres spricht, mit geraden Worten, derselbe solle die Gesinnung eines Vaters gegen seine Schüler im Herzen tragen und denken, er sei Stellvertreter derjenigen, die ihm ihre Kinder anvertrauen. Besonders hebt er hervor, wie der Lehrer sich hüten müsse, die Schüler durch allzugroße Strenge in Beurtheilung ihrer Arbeiten zu entmuthigen, und weist ihn an, wie er den schwächeren Muth machen könne; er solle überhaupt eine musterhafte Persönlichkeit, ein Mann sein, der seiner Lehre Nachdruck verleihe durch sein Leben. Die theoretischen Erziehungsgrundsätze jener Zeit waren vortrefflich, nur bildete die Praxis einen traurigen Gegensatz dagegen.

Einen eigenen Lehrstand gab es in der früheren Zeit Roms so wenig als im alten Griechenland. Ein römischer Bürger gab sich zu einem so geringen und schlechtbezahlten Dienste nicht leicht her. Zunächst waren es Freigelassene und Sklaven, die man dazu verwandte, wenn sie auf irgend eine Weise in den Besitz einiger Bildung gekommen waren. Ausgediente Soldaten, die keine andern Mittel hatten, konnten sich entschließen als letztes Mittel das Schulscepter zu ergreifen. In

wie geringer Achtung die Lehrer standen, zeigt auch der Ausdruck Justins, der von dem vertriebenen Tyrannen Dionysius von Syrakus erzählt, er habe sich zu dem schmutzigsten Beruf, dem eines Schulmeisters, erniedrigt (vgl. S. 219). Daß der Staat für die Vorbildung von Lehrern sorgen sollte, daran dachte in jenen Zeiten noch niemand. Väter, die einen Lehrer wählen mußten, entschlossen sich wohl gar, einen Seher oder Wundermann darüber um Rath zu fragen. Als sodann nach und nach Schulen entstanden, waren es lange Zeit lediglich Privatschulen. Im Jahr 377 v. Chr. standen nach Livius in dem latinischen Tusculum, als der römische Feldherr Camillus dort einzog, die Schulen offen, so daß lautes Lernen gehört wurde. Von dem verrätherischen Lehrer, welcher (im Jahr 391) die Söhne der angesehensten Falisker dem römischen Feldherrn ausliefern wollte, sagt Livius 5, 21, er habe zugleich den Dienst des Lehrers und des Pädagogus versehen und es seien die Kinder mehrerer Familien dem Einen anvertraut gewesen. Schulen, in welchen man für Geld einen der höheren Stufe angehörigen Unterricht erhielt, wurden in Rom um die Zeit des zweiten punischen Kriegs eröffnet, als eben in Folge der Bekanntschaft mit den Griechen das Bedürfniß höherer Bildung entstanden war. Der erste Schulmann, der sich für seinen derartigen wohl nicht elementarischen Unterricht bezahlen ließ, war nach Plutarch der Freigelassene Spurius Carvilius (s. Beckers Gallus ed. 3, Th. II, S. 76 f. — es war derselbe, den man als den Ordner des Alphabets von 21 — früher 16 — Buchstaben bezeichnet, der hiermit die Sprache gestalten half); vorher bestand die Belohnung aus freiwilligen Geschenken, welche die Schüler dem Lehrer, wenn es nicht ein zu unentgeltlichen Diensten verpflichteter Sklave war, darbrachten; von einem andern Lehrer aus Sulla's Zeit, Staberius Eros, wird es ausdrücklich gerühmt, daß er die Kinder der Proscribir ohne Lohn unterrichtet habe. Im republikanischen Rom galt noch, wie im alten Griechenland, der immerhin schöne Grundsatz, geistige Güter dürfen nicht wie gewöhnliche Waare für Geld verkauft werden. Julius Cäsar that einen großen Schritt nach vorwärts, als die Lehrer mit den Aerzten durch ihn das römische Bürgerrecht erhielten. Bis aber von Regierungswegen Schulen errichtet wurden, vergiengen noch fast Jahrhunderte; Vespasian war der Erste, der den höheren Lehrern einen bestimmten Gehalt aus der Staatskasse ausbezahlen ließ, aber eben nur den Lehrern der Rhetorik, denen auch andere Auszeichnungen zu Theil werden konnten, wie z. B. dem Quintilian die consularischen Insignien, Anderen die Erhebung in den Ritterstand. Theoretisch hatte schon eben dieser Quintilian (I, 2) den Vorzug, welcher der öffentlichen Schule vor dem Privatunterricht zukomme, mit einleuchtenden Gründen hervorgehoben.

Das Schulgeld auf der Elementarschule war niedrig, um so mehr, als es monatweise, also nur für acht Monate, bezahlt wurde, da in der Zeit der großen Ferien, in den heißen Sommermonaten Julius bis Oktober, die Bezahlung des Schulgelds wegfiel. Freiwillige Geschenke an bestimmten Festen, wie zum Neujahr die strenae,

an den Quinquatrien (19—23. März), zum Eintritt in die Schule das Minerval ꝛc. kamen auch nachdem Schulen mit Schulgeld errichtet waren, hinzu. An allen großen Festen, auch, wie es scheint, an den Markttagen (nundinae) waren Ferien. Wie es dem — nicht unwissenden — Orbilius noch im Alter ergieng, wurde oben erwähnt. Ein anderer, wegen seines Talents gerühmter Lehrer, Valerius Cato, starb ebenfalls in großer Dürftigkeit. Wieder ein Anderer, Pompilius Andronikus, mußte aus Noth sein Hauptwerk um 16000 Sesterzien verkaufen. Es kam vor, daß den Lehrern an dem verabredeten Schulgeld Abzüge gemacht wurden, ja daß sie dasselbe gerichtlich einklagen mußten.

Die untersten Lehrer hießen grammatistae oder literatores; sie hatten nur die eigentlichen Elemente zu lehren, Lesen, Schreiben und Rechnen; sie waren entweder Sklaven oder Freigelassene; wenn der Sklave im Hause seines Herrn auch noch andere Kinder unterrichtete, so wurde dafür seinem Herrn Zahlung geleistet, so Cato dem Aelteren, der seinen Sohn selbst unterrichtete, aber durch seinen gelehrten Sklaven, den Griechen Chilon, vielen andern Knaben in seinem Hause Unterricht geben ließ. Auf der zweiten Stufe, in der andern Hälfte der ersten Erziehungsperiode, (vgl. S. 272) stand der grammaticus oder literatus, auch magister oder ludi magister genannt, dessen Aufgabe es hauptsächlich war, technische Grammatik, Rhetorik und Exegese der Dichter zu treiben mit besonderer Berücksichtigung der guten und geschmackvollen Aussprache, sodann in das Griechische und in die römische Literatur einzuleiten, zu welchem Behuf es namentlich auch galt, sich Abschriften der besten alten Prosaiker zu verschaffen [1]). Der Lehrer für den höheren Unterricht hieß professor, mit oder ohne Zusatz artium, sapientiae, philosophiae etc. (profiteri — sich öffentlich zu etwas bekennen, es fachmäßig betreiben, lehren); in der Kaiserzeit den regelmäßige Name der angestellten, öffentlichen Lehrer. Da der Vater das einemal nicht mit den erforderlichen Kenntnissen ausgerüstet, das anderemal durch anderweitige Beschäftigungen in Anspruch genommen war, so wurde die Ausfüllung dieser Lücke in den bemittelten Familien einem Wächter (custos), comes, rector, rex, von der augustischen Zeit an Pädagogus genannt, übertragen, der, eine Art Hofmeister, dem Knaben beigegeben war, ihn in die Schule und von der Schule wieder nach Hause, ins Theater und an andere öffentliche Orte zu begleiten, oft mit noch einem Diener, dem capsarius, der die Unterrichtsgeräthschaften (calamariae aut graphicae thecae) trug; er beaufsichtigte, wenn er dazu befähigt war, auch die Studien des Knaben, benützte aber zuweilen selbst auch die Gelegenheit zu lernen (so der Grammatiker Q. Remmius Palämon), in einzelnen Fällen mit dem Erfolg, daß er später selbst eine Schule eröffnen konnte. Quintilian will (I, 1, 8) entweder wissenschaftlich tüchtige Pädagogen, oder solche,

[1]) Man hatte eine Auswahl (gleichsam κανόνας) der besten alten Schriftsteller aus den verschiedenen Redegattungen und zwar je eine Siebenzahl, eine Plejas, als klassisch (zur ersten Klasse gehörig) schon aufgestellt, woher dann unser Name Klassiker abgeleitet ist.

welche se non esse eruditos sciant. Nihil est pejus eis, qui paulum ultra litteras progressi falsam sibi scientiae persuasionem induerunt. In der Wahl dieser Pädagogen giengen die Väter manchmal nichts weniger als gewissenhaft zu Werke; sie wählten zuweilen Sklaven, die man sonst, namentlich zu einträglichen Dienstleistungen, nicht brauchen konnte. Söhne minder wohlhabender Eltern trugen ihre Geräthschaften selbst, am linken Arme. Jene Sitte hat übrigens den dankenswerthen Anlaß gegeben, daß Horaz seinem Vater, der ungeachtet der Beschränktheit seiner Mittel den Sohn von Venusia nach Rom brachte und ihn dort als sein Pädagog von einer Schule zur andern begleitete, das edle Denkmal kindlicher Dankbarkeit errichtete, das uns in der sechsten Satire des ersten Buchs erfreut. (Von der gleichen Gesinnung zeugt die vierte Satire desselben Buchs v. 105 ff.)

Der gewöhnliche Ausdruck für Schule als Unterrichtsräumlichkeit war bei den Römern ludus d. h. der Platz für die zur Erholung vorgenommenen Uebungen der körperlichen und geistigen Kräfte, für die geistige Paläſtra. Später wurde z. B. von Cicero das Wort schola im gleichen Sinne gebraucht, dann aber bedeutet es, namentlich im Pluralis, Vorträge über ein gelehrtes Thema. Auch vermiethete Buden, tabernae, auf dem Forum werden erwähnt, die noch einen Vorbau, pergula, haben konnten, mit einer Decke zwar, aber ohne Seitenwände. Der oben (S. 281) erwähnte Carvilius soll in Rom Schulen zwischen dem ersten und zweiten punischen Krieg errichtet haben. In der ältesten Zeit waren die Grammatistenschulen nur ein dürftiger Raum oder gar nur eine freie Stätte, auf welcher die Bänke oder Schemel für die Schüler aufgestellt werden konnten, wenn der Unterricht nicht geradezu im Freien und ohne alle Vorrichtungen ertheilt wurde. Ziemlich günstig waren die Verhältnisse schon in dem Falle, wenn einige Bretter oder zeltartig aufgeschlagene Tücher die Lernenden vor dem Publikum beschützten. Die Sitze der Lehrer waren erhöht, die Sitze der Schüler, Schemel scamna, Bänke subsellia, versetzbar, da diese Eigenschaft für den Unterricht unter freiem Himmel, was so geeignet war Gesundheit und Heiterkeit zu fördern, kaum entbehrt werden konnte. Was die Ausstattung der Schulräume betrifft, so ist einfach auf die Darstellung bei den griechischen Schullokalen zu verweisen.

Stattlicher waren die Schulen der höheren Stufe, um von diesen gleich hier Einiges beizubringen, so die von Hadrian auf dem capitolinischen Hügel errichtete schola romana, Athenäum genannt, die sich lange Zeit in Ansehen erhielt, ein prächtiges Gebäude mit theaterförmigen Hörsälen, wo Redner und Dichter Vorträge hielten.

Von Rom aus verbreitete sich das Bedürfniß guter Schulen zugleich mit dem Sinn für Literatur und Kunst auch in den Provinzen. In Oberitalien zeichnete sich neben Cremona und Bergamo besonders Mailand frühzeitig aus, so daß man es Novae Athenae benannte, und von dort aus wurde die Brücke zum Uebergang der alten Cultur über die Alpen nach dem Norden und Westen Europas geschlagen.

Am meisten wurde in Gallien geleistet und zwar am frühesten in Marseille, dem berühmtesten Sitz der Studien, dann in Autun, wo nach Tacitus (Ann. III, 43) viele vornehme junge Gallier sich mit den Wissenschaften beschäftigten, in Lyon, wo schon Caligula rhetorische Wettkämpfe einführte, in Bordeaux, welchem Ausonii professores Burdigallenses angehörten, in Trier, Rheims u. s. f. Deßgleichen drang die Cultur zu den Britanniern, von deren Talent Agricola (Tac. Agr. 21) mehr erwartete als von den wissenschaftlichen Bestrebungen der Gallier, da sie (die Britannier) zwar die römische Sprache ablehnten, aber ihre Beredtsamkeit sich wünschten; nach Spanien, der Heimat des Rhetors Quintilian, der beiden Seneca, des Epigrammatikers Martial, und nach Karthago, der „Amme der Advokaten" (nutricula causidicorum, Iuvenal. 7, 147 f.), das nun in anderem Sinne als früher eine Nebenbuhlerin Roms wurde. Es gieng nun aber mit der Bildung Roms wie mit seiner Macht dem Ende zu.

Die rhetorische Unterrichtsstufe. An die Stelle des Grammatikus trat nun — etwa vom sechzehnten Lebensjahr des Schülers an, nicht selten vor Anlegung der männlichen Toga — der Lehrer der Beredtsamkeit, der Rhetor, (in dessen Aufgabe freilich manchmal der Grammatikus schon früher eingriff, wie der Elementarlehrer gerne die Funktionen des Grammatikus vorwegnahm) bei Cicero noch dicendi artifex, dicendi magister genannt. Die Römer waren von Natur, durch Sitte und Verfassung zur Beredtsamkeit, deren jeder, wenn er zu politischer Bedeutung gelangen wollte, durchaus bedurfte, wohl angelegt. Schon der ältere Cato war ein großer Redner, dann der jüngere Gracchus, M. Antonius, L. Crassus. In der früheren Zeit war der griechische Rhetor der Lehrer, weil man es für zweckmäßig hielt, die Beredtsamkeit an den griechischen Mustern zu studieren, und weil der Lehrer selbst die lateinische Sprache nicht verstand, also auch die lateinisch redenden Schüler nicht corrigieren konnte (Cic. Brut. 310). Später allerdings, seit L. Plotius Gallus (wohl = aus dem cisalpinischen Gallien) nach der Mitte des 7. Jahrhunderts, traten auch Einheimische als lateinische Rhetoren auf, die dann auf allerlei Weise Schüler zu gewinnen suchten, z. B. durch Morgenbesuche bei den Eltern. Das Studium der Rhetorik wurde ein Jahr lang betrieben, zuweilen aber auch viel länger fortgesetzt. Die Hauptübung bildeten schriftliche Ausarbeitungen, nach dem von Cicero oft wiederholten Satz: stilus optimus et praestantissimus dicendi effector et magister, de orat. I, 33, 150. Das älteste uns erhaltene lateinische Buch über die Theorie der Beredtsamkeit und zugleich eines der ältesten Denkmale lateinischer Prosa haben wir an den Rhetoricorum ad Herennium libri IV, nach Quintilian der Arbeit eines Cornificius, von Cicero vielfach wörtlich benützt in seiner (unreifen) Jugendschrift de inventione; weit bedeutender die oratorischen Schriften, welche er in seiner unfreiwilligen politischen Muße verfaßte: de oratore libri III, durch Reichthum des Inhalts und Gefeiltheit der Form eines der vollendetsten seiner Werke, dann zehn Jahre nachher Brutus de claris oratoribus, eine höchst werthvolle pragmatische Geschichte der römischen Beredtsamkeit (auch des Asianismus, der überladenen Rede-

weise des Hortensius, und des modernen Atticismus des Licinius Calvus), dann der Orator, Cicero's Ideal eines Redners, sein rhetorisches Vermächtniß, endlich die unbedeutenden, kleineren Abhandlungen. Nach Cicero haben noch Bedeutung des großen Geschichtschreibers Tacitus Dialogus de oratoribus und Quintiliani institutionis oratoriae libri XII, welche wir vielfach anzuführen Veranlassung haben. Mit dem völligen Untergang der Republik schwand freilich auch das praktische Interesse für die Beredtsamkeit; man cultivierte nur noch die Form und verzichtete auf ernsthaften Inhalt und praktische Zwecke.

Die Rhetorenschulen waren die Hochschulen des alten Rom, mit theils öffentlichen theils mehr auf Belehrung berechneten Privatvorträgen, bei denen das Nachschreiben üblich war. Theils wurden Vorträge über die Theorie der Beredtsamkeit gehalten, welche ein Quintilian auch neben glücklicher Naturanlage für empfehlenswerth hielt, und die drei Hauptarten der Rede besprochen: entweder die bloße Darstellung wie Lob oder Tadel (genus demonstrativum, *γένος ἐπιδεικτικόν*), oder Ueberlegung, ob etwas geschehen solle oder nicht (genus deliberativum, *γένος συμβουλευτικόν*), oder Anklage oder Vertheidigung vor Gericht (genus judiciale, *γ. δικανικόν*), wobei als wichtigste Theile die Lehre von der Auffindung (inventio, *εὕρεσις*), der Anordnung (dispositio, *τάξις*), der stilistischen Darstellung des Stoffs (elocutio, *λέξις*), vom Memoriren (memoria, *μνήμη*) und vom Vortrag (actio, *ὑπόκρισις*) bald festgestellt waren, theils und hauptsächlich wurden praktische Uebungen vorgenommen, die freilich oft nichts weniger als praktisch waren. Der Lehrer stellte ein Thema auf, über welches dann pro et contra disputiert wurde, entweder so, daß alle Schüler, zunächst die Anfänger je in einer längeren Auseinandersetzung den vorliegenden Fall von allen Seiten beleuchteten — berathende Vorträge, suasoriae —, oder so, daß die aufgestellten Streitfragen zuerst von der einen und dann von der entgegengesetzten Seite aus in förmlichen Streitreden, controversiae, behandelt wurden. Letztere als die schwierigeren gab man den schon Erstarkteren (robustioribus) auf. Von beiden Formen finden wir bei den Alten viele belehrende Beispiele, z. B. bei Quintilian in seiner Anleitung zur Beredtsamkeit, bei dem älteren Seneca, der seine Söhne über das Treiben in diesen Rhetorenschulen brieflich unterrichtete und dabei eine Menge von Fällen besprach, welche später den Stoff zu Anekdotensammlungen, z. B. zu den im Mittelalter verbreiteten Gesta Romanorum, darboten. Er verfaßte eine Uebersicht der in seiner Zeit behandelten Schulthemen, zehn Bücher controversiae, und ein Buch suasoriae, uns nur lückenhaft erhalten. Zuerst wurden die Schüler im Disponieren geübt, alle Einzelnen gaben ihre Disposition ab und schließlich sprach der Lehrer sein endgiltiges Urtheil. Alsdann wurde der color besprochen, d. h. die Art und Weise, wie die etwaige Schuld beschönigt und die Wahrheit verdeckt werden sollte. Nach diesem suchte man sich möglichst viele Sentenzen anzueignen, die sich in die Rede mehr oder weniger verflechten ließen, zu welchem Behuf es galt, das Gedächtniß mit einem reichen Vorrath besonders

aus den Dichtern auszustatten. Nach Seneca gab es unter diesen Rhetoren eigentliche Gedächtnißriesen. M. Porcius Latro habe, was er einmal niedergeschrieben, nicht mehr durchzulesen gebraucht, indem er es durch das Niederschreiben zugleich auch gelernt habe. So habe auch der bekannte Redner Hortensius einmal den ganzen Tag lang einer Auktion beigewohnt und dann am Abend sämmtliche verkauften Gegenstände, die Käufer derselben und den Kaufpreis herzusagen vermocht, ohne nach Ausweis des Protokolls ein einzigesmal zu fehlen. Er selbst, sagt Seneca, habe 2000 ihm vorgelesene Namen sofort in derselben Reihenfolge wiederholen können, und es sei dies eine Kunst, die sich ein jeder in wenigen Tagen erwerben könne. Näheren Aufschluß über dieselbe gibt er aber leider nicht.

Es wurden übrigens dieselben Themata so ziemlich in allen Schulen behandelt, und zwar in verschiedenen Formen, z. B. auch in der epistolischen, in der Form von Chrieen 2c. Die griechischen Sophisten wählten besonders gerne Situationen aus der griechischen Blütezeit, aus den Perserkriegen, dem pelponnesischen Krieg, etwa noch aus der Geschichte Alexanders des Großen. So wurde in den Suasorien oft aufgegeben: die Spartaner berathen sich, ob sie die Thermopylen behaupten oder aufgeben sollen, Monologe wie: Agamemnon überlegt, ob er Iphigenie opfern solle oder nicht; dann: Alexander fragt, ob er den Ocean befahren soll, als eine Stimme ertönt: wie weit noch, du Unbesiegbarer? Ferner, wenn römische Stoffe an die Reihe kommen: Hannibal überlegt nach der Schlacht bei Cannä, ob er sofort auf Rom losgehen soll oder nicht; oder Cicero: ob er den Antonius um Gnade anflehen, oder seine Schriften gegen Antonius vernichten soll, um sich zu retten? Die müßiggängerischen Zuhörer, die zu solchen Deklamationen, besonders wenn sie nicht von den Schülern, sondern von den Lehrern gehalten wurden, in den „Auditorien" zusammenströmten, um maßlosen Beifall zu klatschen und mit jubelnden Zurufen aufzuspringen, warfen dann wohl auch schlechte Witze dazwischen hinein, und einsichtige Rhetoren stellten nach dem Rathe Quintilians immer wieder Fragen, um die Auffassung der Schüler kennen zu lernen und sie zur thätigen Theilnahme an den Erörterungen zu veranlassen. Andererseits kamen sie selbst in dem Streben nach pathetischen Ausdrücken oft auch zu lächerlichen Uebertreibungen, wie z. B. Einer bei der Schilderung der 300 Spartaner zu dem Schlusse gelangte „nie sah ich zahlreichere Dreihundert". Ein Anderer erwähnt bei der Deklamation über Alexander, indem er die Gefahren des Meeres schildert, die Charybdis als ein Ungeheuer, bei dem selbst das Meer Schiffbruch erleiden müsse, und fährt dann fort: wer kann da noch sein Leben erhalten, wo das Meer selbst ertrinken muß? — Quintilian bespricht in einem eigenen Abschnitt (II, 4) die Regeln über die Erzählungen, wobei er räth, zuweilen auch die Glaubwürdigkeit der in den Geschichtsbüchern berichteten Erzählungen zu untersuchen, z. B. über die Wölfin des Romulus, über Numa's Egeria 2c. Zu den leichteren Formen gehören auch Reden zum Lobe wackerer, zum Tadel schlechter Männer, die Ver-

gleichung Zweier, welcher der Bessere, welcher der Geringere sei, und dergleichen Uebungen, welche Quintilian wegen ihres bildenden Einflusses auf Geist und Herz empfiehlt; deßgleichen Fragen wie: ob ein rechtsgelehrter oder ein kriegserfahrener Mann mehr Lob verdiene, ob das Landleben oder das Stadtleben vorzuziehen sei, oder: warum Amor Flügel habe, warum er als Knabe dargestellt werde, und dann Untersuchungen dieser Art in Briefform.

Den Controversien ähnliche Uebungen hatte es schon zu Cicero's Zeit gegeben, nur schlossen sie sich an Fälle an, die wirklich vorgekommen waren oder täglich hätten vorkommen können. Die Behandlung eines gedachten Rechtsfalles als wäre er wirklich bespricht Cicero wiederholt als declamatio, legt ihr aber nur einen untergeordneten Werth bei (vgl. de or. I, 16, 73). Die später gewählten Themata waren möglichst schwierig und verwickelt. Oft wurden Fälle von Verstoßung eines Sohnes behandelt und von dem Einen eine Rede zur Vertheidigung des Sohnes verlangt, von dem Anderen eine Rechtfertigung des Vaters. Ein anderesmal wird das Gesetz zu Grunde gelegt, daß Nichtbürger mit dem Tode bestraft werden sollen, wenn sie die Stadtmauer betreten. Nun hat ein Nichtbürger die Stadt gerettet, indem er bei einem nächtlichen Ueberfall die Feinde, welche schon die Mauer erstiegen haben, energisch zurückweist, und soll nun, weil er dabei das Gesetz übertreten mußte, zum Opfer fallen. Einer der bedeutendsten Rhetoren, von denen Seneca berichtet, war L. Cestius Pius von Smyrna, welcher sich dermaßen überschätzte, daß er über Cicero zu stehen meinte, wie dies Tacitus im Dialogus (cap. 26 fin.) auch vielen Schulrednern seiner Zeit Schuld gibt, und z. B. eine Rede gegen Milo schrieb, die er seinen bewundernden Zuhörern vorzutragen pflegte; der Mann war zugleich so rücksichtslos, daß er einem Schüler, Quintilius Varus, dem Sohn des berühmten Varus, wegen einiger Nachlässigkeiten in einer Deklamation zurief: das ist dieselbe Nachlässigkeit, durch welche dein Vater seine Legionen eingebüßt hat. Ein anderer berühmter Systematiker, Hermogenes von Tarsus, Zeitgenosse von Marc Aurel, begann fünfzehnjährig seine Lehrthätigkeit, mußte sie aber nach zehn Jahren wieder aufgeben, weil er blödsinnig geworden war.

Es könnte jemand Wunder nehmen, daß bei diesen Deklamationen mit großem Pathos für republikanische Gesinnungen, gegen Tyrannen, für Tyrannenmörder gesprochen, gedonnert wurde, ohne daß die Kaiser (mit ganz seltenen Ausnahmen) dagegen einschritten. Allein diese Deklamationen waren vollständig ungefährlich, hohle Phrasen und leere Redeübungen, welche in Thaten umzusetzen niemand den Muth hatte oder das Bedürfniß fühlte; diese Rhetoren und ihre Schüler drängten sich vielmehr förmlich zur Knechtschaft. Immerhin übten sich die jungen Römer in diesen Rhetorenschulen der späteren Zeit im Gebrauch ihrer Muttersprache, erwarben auch eine gewisse Fertigkeit in der Kunst des Vortrags, ja selbst einige Fähigkeit, im Nothfall schnell und unvorbereitet zu sprechen. Allein gerade darin lag auch eine große Gefahr: die Schule wurde zur Wortmühle herabgewürdigt;

man gewöhnte sich leicht daran, auch über Dinge zu sprechen, die man nicht verstand. Man meinte alles zu verstehen oder wenigstens über alles sprechen zu können, und so sprach man über alles Mögliche nach fertigen Schablonen, drechselte Phrasen, citirte Sentenzen, drang aber nirgends tiefer in den Gegenstand ein, von welchem die Rede war, so daß der Censor Crassus, der im Jahr 92 v. Chr. die Rhetorenschulen schloß, nach Cicero (de orat. III, 24) von ihnen sagte, er habe sich überzeugt, diese neuen Lehrer können nichts lehren als Unverschämtheit (§ 94 nihil posse docere, nisi ut auderent; § 93 ingenia obtundi nolui, corroborari impudentiam). Indem aber die jungen Leute solche Schönrednerei lernten, wurden sie dem wirklichen Leben und seinen Bedürfnissen gänzlich entfremdet, lernten nichts von dem kennen, was ihnen die Wirklichkeit, die Volksversammlung, das Forum, was ihnen die Gerichtshallen täglich entgegenbrachten, und waren halt- und muthlos, wenn sie den Bewegungen der wogenden Menge gegenüber auftreten sollten. (Educenda dictio est ex hac domestica exercitatione et umbratili medium in agmen, in pulverem, in clamorem, in castra atque in aciem forensem, subeundus visus hominum [Madvig statt usus omnium] et periclitandae vires ingenii etc. Cic. de or. I, 34, 157.) So war es denn natürlich, daß die Rhetorenschulen bei selbständig denkenden Römern bald in Mißcredit zu gerathen anfiengen, im Gegensatz gegen die Rednerbildung der besseren Zeit, in welcher der junge Mann zunächst einige Wissenschaften ganz in sich aufnehmen, von allen aber einen Vorschmack gewinnen sollte, wie z. B. Cicero im Brutus (cap. 78 ff.) eine Erziehungsgeschichte seiner Beredtsamkeit erzählt und dabei berichtet, wie er sich nicht auf seine Lehrer in Rom beschränkt, sondern Achaja und Asien durchreist habe, um sich eine möglichst allseitige Bildung besonders mittelst der ethischen Wissenschaften zu erwerben. So machte sich denn mehr und mehr das Bedürfniß einer soliden Fachbildung geltend, welche nur auf Anstalten, die unseren Universitäten glichen, gewonnen werden konnte.

Den Abschluß der Erziehung brachte bei den Römern das der griechischen Ephebie entsprechende Jahr des Tirociniums, welches mit dem vollendeten 17. Lebensjahr zu Ende gieng. Sechzehnjährig trat der vornehme junge Römer, sei es als angehender Krieger (zum tirocinium militiae), sei es zum öffentlichen Dienste im bürgerlichen Leben bestimmt (zum tirocinium fori, eloquentiae), in die vorbereitete Laufbahn ein, während der dem niederen Stande angehörige im elterlichen Hause blieb, bis ihn in den Kriegsdienst das Vaterland berief, ihm die hasta verlieh. Vorbereitende Uebungen hatte der Letztere im Einzelnen keine mehr nöthig, da ihn sein Vater im Laufen, Springen, Ringen, Speerwerfen, Reiten, Schwimmen genügend geübt hatte, was nur etwa fortzusetzen war. Auf die schwierigste Leistung, das Marschieren mit den Waffen, die man freilich nur wie Glieder des eigenen Leibes ansah, und nach Vegetius bis auf 60 Pfund Gepäck, namentlich Schanzpfählen und Getreide auf einen halben Monat und länger, aus welchem sich der Soldat selbst sein Brot oder, namentlich in früherer Zeit, seinen Weizenbrei bereitete, waren die Römer

durch ihre Feldarbeit gehörig vorbereitet. Die Fechtübungen begannen an dem 6 Fuß über den Boden hervorragenden Pfahl (palus); dann aber wurde der Soldat mehr auf den (weit gefährlicheren) Stich mit dem kurzen Schwert (*μάχαιρα*, gladius hispanicus) eingeübt, als auf den Hieb. Der wirklich ins Heer eintretende Bürger empfieng durch das sacramentum, den Fahneneid, seine feierliche Weihe; durch das jusjurandum, den Lagereid, wurde er beim Zusammentritt des Heeres speciell zum Dienste verpflichtet. Römische Bürger bildeten aber ausschließlich die Legionen, die Linie; aus den übrigen Italikern wurden die Bundesgenossen (socii) genommen, welche, etwas zahlreicher als die Linie, den rechten und linken Flügel (ala) derselben ausmachten, wohl zu unterscheiden von den seit dem zweiten punischen Krieg außerhalb Italiens ausgehobenen oder angeworbenen Hilfstruppen (auxilia), balearischen Schleuderern, numidischen Reitern, kretischen Bogenschützen ꝛc. Die funditores bedurften aber, da sie keine andern Waffen hatten, im ernsten Kampfe die Deckung durch die übrigen Truppen, hinter welche sie sich zurückzogen. Unter die Schleuderer versetzt zu werden war für die römischen Bürger eine Strafe, da anfänglich nur die nach der servianischen Verfassung niedrigste Klasse, die proletarii und capite censi, als solche dienen mußten.

Der Rang des Hauptmanns (centurio), deren jede Legion in aufsteigender Reihenfolge für jedes der dreißig Manipel zwei, einen superior und einen inferior, also im Ganzen sechzig hatte, war den römischen Bürgern mit Einschluß des obersten Hauptmanns der Triarier, des primus pilus oder primipilus, der mit den Tribunen zum Kriegsrath beigezogen wurde, zugänglich oder, nach römischer Weise ausgedrückt: sie konnten den Rebenstock, vitis, erhalten, was in moderner Form bedeutet: das porte épée [1]). Die Kriegstribunen, Stabsoffiziere, dagegen, deren sechs je nach zwei Monaten abwechselnd die Legion befehligten, wurden, wenn auch zuweilen ausgezeichnete Centurionen zum Tribunat gelangten, regelmäßig aus dem Stand der Senatoren oder Ritter und zwar anfangs von den Consuln, später wenigstens in der Mehrzahl vom Volke gewählt, bis auch diese Stellung lediglich von der kaiserlichen Willkür abhängig wurde. Auf wie früher Altersstufe der vornehme Jüngling diese Stufe ersteigen konnte, zeigt das Beispiel des älteren Scipio Africanus, der neunzehnjährig, des T. Quinctius Flamininus, der achtzehnjährig Kriegstribun wurde. Daß keine besonderen militärischen Studien dazu erforderlich waren, wird uns aus dem Tribunat des Dichters Horatius wahrscheinlich sein.

Seit Marius freilich hörte das Heer auf ein Bürgerheer zu sein, es gieng in ein Söldnerheer über, bei welchem man mehr auf körperliche Befähigung, namentlich auch auf das Maß sah, bis es unter den Kaisern zum eigentlichen stehenden Heere wurde. In der früheren Zeit wurden die Legionen alljährlich durch die Consuln ausgehoben; die Dienstpflichtigen mußten sich bei schwerer Strafe (Vermögensconfiscation, Gefängniß ꝛc.) auf dem Capitolium, später auf dem Marsfeld melden und

1) Die vitis, welche der Hauptmann bei der Vollziehung disciplinarischer Strafen anwandte, war ein sprechendes Sinnbild der Strenge römischer Kriegszucht.

wurden dann unter die Legionen vertheilt; Befreiungsgründe, über deren Geltung der Consul entschied, waren körperliche Untüchtigkeit, das Alter von mehr als 45 Jahren, die gesetzliche Zahl von Feldzügen und die Verwaltung eines höheren Amtes; es kam aber doch auch vor, daß sich ein Jüngling z. B. durch Abhauen des Daumens kriegsuntüchtig machte, was ihm allerdings die härtesten Strafen zuzog. Zuerst trat der Soldat in die Reihen der die erste Linie bildenden hastati, dann unter die principes, endlich unter die triarii, die ältesten, zuverlässigsten Krieger. Die Gleichheit der Bewaffnung und die Nationaltracht ließen ein römisches Heer als uniformiert erscheinen. In Friedenszeiten wurde die Kraft der römischen Soldaten auch für andere Zwecke in Anspruch genommen, z. B. zum Bau von Militärstraßen, Brücken, Kanälen, zur Trockenlegung von Sümpfen rc., wobei auch die Absicht, die Soldaten ruhig zu erhalten, mitgewirkt haben kann.

Anders der vornehme Jüngling, der sich dem Kriegsdienste widmete. Wenn er schon frühe diese Laufbahn gewählt hatte, so konnte er schon als Knabe, als praetextatus sein Tirocinium beginnen. Da trat er denn in die cohors, d. h. in die nächste Umgebung eines angesehenen Feldherrn ein und wurde dessen Contubernale, der also beständig mit ihm zusammen sein und nicht von seiner Seite weichen sollte, um allzeit auf ihn zu sehen und den Dienst des Führers theoretisch und praktisch von ihm zu lernen. Für das erste Jahr gab man ihm wohl noch einen besonderen Aufseher zur Leitung mit. Auch rhetorische Uebungen, declamationes, konnten im Feldlager vorkommen. In gelehrter Weise freilich beschäftigten sich die Römer vor der Zeit Trajans nicht sonderlich mit der Theorie der Kriegskunst; aber wie man ein Heer zu ordnen, die verschiedenen Truppentheile zu verwenden, für die Bedürfnisse derselben zu sorgen, das Lager zu schlagen, die von dem Feinde befestigten Punkte anzugreifen, die Ordnung auf dem Marsch, im Lager, im Gefecht aufrecht zu erhalten, den Angriff, den Rückzug anzuordnen hat, dieses und was sonst zum Dienste gehört lernte der Jüngling durch Anschauung und Belehrung von dem erfahrenen Führer, und von der Kriegsgeschichte erfuhr er das Wichtigste aus der Geschichte des Vaterlandes. Mag es immerhin vorgekommen sein, daß die Gunst des Consuls oder des Volkes einen Jüngling zum Tribunen machte, dem der innere Feldherrnberuf fehlte; aber im Ganzen wurden auf diesem Wege die Männer gebildet, welche die Legionen von Sieg zu Sieg führten und ein Land um das andere zum römischen Reiche hinzufügten.

Ein eigenthümliches Kriegsspiel, eine decursio funebris feierten die vornehmen römischen Knaben (unter 17 Jahren) unter der Führung von principes juventutis in einer gewissen Periode unter dem Namen Trojaspiel (ludus, lusus, ludicrum Trojae) zum Andenken an die Leichenspiele für Anchises, welche Vergil (Aen. V, 545 ff.) beschrieb[1]). Es galt dabei, die Geschicklichkeit der Reiter und die elegante Haltung

[1]) Den Namen leitet Göbel (Progr. Düren De Trojae ludo 1858) von troare s. truare = agitare ab; troïa (arena) = Rennbahn für ritterliche Uebungen; im Allgemeinen glaubte man an eine Abstammung des Worts von Troja.

der Pferde paradieren zu lassen. Sulla, der Wiederhersteller der römischen Aristokratie, hatte diese Spiele wieder erweckt und ebenso thaten mehrere Kaiser; später wurden sie wegen vorgekommener Unfälle gänzlich verboten. In einer hievon sehr verschiedenen Weise entwickelte sich in der Rennbahn das Wettrennen. Der älteste Circus war der Circus maximus zwischen dem palatinischen und aventinischen Hügel, nach dem Muster des Hippodroms in Olympia eingerichtet, so daß ein Mitteldamm (spina), je mit einem Mal (meta) am Ende, welches die Wagen umfahren mußten, die Bahn in zwei Hälften theilte [1]). Gewöhnlich wurden 7 Umläufe gemacht, zuweilen, wenn die Dauer des Rennens abgekürzt werden sollte, weniger. Dieses Schauspiel liebten die Römer in der Kaiserzeit mit rasender Leidenschaft, wesentlich mit im Zusammenhang mit der Organisation der vier durch Farben (weiß, roth, blau, grün; unter den Domitian kamen noch — auf kurze Zeit — dazu purpurn und golden) unterschiedenen Circusparteien. Am schlimmsten wüthete das Factionenwesen in Constantinoppel, dem Sammelplatz der Rassen und Sprachen des Morgen- und Abendlandes, wo es blutige Aufstände herbeiführte. Den Festzug, welchen man an den ludi romani zur Einleitung der Spiele als pompa circensis vom Capitol hinab auf der via sacra nach dem Circus maximus führte, beschreibt eingehend Friedländer Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms II, 179 f. Merkwürdig war die Benützung der circensischen Spiele zu allerlei politischen Demonstrationen, „in Folge welcher der Circus sogar nicht selten von Schmähungen und Verwünschungen gegen den Beherrscher der Welt ertönte“. Im Jahr 196 ließ eine unzählbare Menge im Circus mit staunenerregender Einstimmigkeit wie auf göttliche Eingebung Klagen über den Krieg (zwischen Septimius Severus und dem Prätendenten Albinus) und Wünsche für die Wiederkehr des Friedens erschallen.

Eine andere Richtung hatte natürlich das Tirocinium der zum Staatsdienst bestimmten jungen Männer, die sich an das Gefolge eines hervorragenden Staatsmannes oder Juristen anzuschließen pflegten, um sich von ihm in die Kenntniß des bürgerlichen und des priesterlichen Rechtes, in das öffentliche Leben und in die Behandlung der Geschäfte einleiten zu lassen. So wissen wir von Cicero aus seinen eigenen Angaben, daß er sich an Q. Mucius Scävola den Augur und nach dessen

[1]) In späteren Zeiten, jedoch schon in der republikanischen Periode war der Circus neben anderen Lokalitäten auch der Schauplatz nicht nur märchenhafter Pracht, sondern auch unmenschlicher Grausamkeit, z. B. bei den Venationen, den Thierhetzen, zu welchen Hunderte der wildesten Thiere aus allen Theilen der damals bekannten Erde mit unglaublichem Aufwand zusammengebracht wurden. Nach der eigenen Angabe Augusts wurden in den von ihm gegebenen Schauspielen an afrikanischen Thieren allein ungefähr 3500 erlegt; bei den viermonatlichen Festen, welche Trajan im Jahre 106 zur Feier des zweiten dacischen Triumphs veranstaltete, sollen nach Dio 11000 Thiere getödtet worden sein. Nashörner, Nilpferde, Krokodile, Giraffen u. s. f. mußten zur Befriedigung der Schaulust des weltherrschenden blutdürstigen Volkes dienen. Unter der Regierung des Tiberius, wird erzählt, sah man bei den Spielen zu Ehren der Flora Elefanten auf dem in der Luft gespannten Seile gehen, und unter Nero einen römischen Ritter auf einem Elefanten dasselbe Kunststück machen, ohne Schaden zu nehmen.

Tode an den berühmten Redner und Rechtskenner, den Pontifex gleichen Namens anschloß. Die Hauptsache dabei war, daß der junge Mann das Verfahren des Meisters bei allen seinen Handlungen beobachtete, den Rath, welchen er den Befragenden ertheilte, sich merkte und ihn für sein eigenes Thun sich zum Vorbild nahm. Fühlte er sich dazu befähigt — und die Studien und Uebungen der Beredtsamkeit wurden von Manchen eifrig und lange fortgesetzt —, so trat er öffentlich auf, um bald Schuldige, besonders solche, die sich den Haß des Volkes zugezogen hatten, vor Gericht zu ziehen, bald um Angeklagte zu vertheidigen, und bahnte sich damit den Weg zu Ehrenstellen im Staate. Besondere Fachkenntnisse neben den oben genannten juristischen wurden dazu nicht erfordert, Gunst beim Volk und politisches Ansehen waren die entscheidenden Momente. Die verschiedenen Stufen, wie sie auf einander folgten, waren durch das Herkommen normirt. Verrichtungen, zu welchen mehr oder weniger Fachkenntnisse erforderlich waren, wurden untergeordneten Beamten übertragen, deren Stellungen sich übrigens ebenfalls verschieden abstuften. Sie mochten wenigstens theilweise einträglich sein, sonst hätte nicht Horaz, als er nach Verlust seines Gütchens in Folge der Ländervertheilung an die Soldaten sich nach Rom begab, die Stelle eines scriba quaestorius gekauft, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Die geringeren Unterbediensteten, Diener (apparitores, Aufwärter), zu denen z. B. die Lictoren, die Viatoren (Gerichtsboten) rc. gehörten, konnten für den Dienst der Statthalter in den Provinzen aus Nichtbürgern genommen werden; dagegen die der hauptstädtischen Beamten mußten Bürger oder wenigstens Freigelassene sein und wurden aus der Staatskasse bezahlt. Höher standen die scribae, Kanzleibeamte verschiedener Art, deren Geschäftskenntniß die jährlich wechselnden vornehmen Magistrate die Technik des Dienstes fast überlassen mußten und in der Regel auch wirklich überließen, so den scribae der Quästoren und der curulischen Aedilen, welche vornehmlich mit der Verwaltung des Staatsschatzes und mit der Führung der öffentlichen Rechnungsbücher beschäftigt waren, durch welche man also auch von den betreffenden Aktenstücken vorzugsweise zuverlässige Kunde erhalten konnte. Allein eine wirklich angesehene Stellung erreichten diese scribae nach dem nun einmal geltenden Vorurtheil niemals, weil sie — bezahlt wurden. Mit der republikanischen Verfassung schwand natürlich auch das Ansehen der höheren Magistrate, welche in der Kaiserzeit allmählich zu Schatten herabsanken, also auch kein Ziel des Ehrgeizes und wetteifernder Bestrebungen mehr sein konnten. Auch die Statthalter der Provinzen betrachteten sich als politische Nullen und fragten selbst über Keinigkeiten in Rom an; man vergleiche z. B. die Briefe des Plinius an den Kaiser aus seiner Provinz Bithynien. Am Hofe bekämpften sich die Intriguen von Freigelassenen und von Weibern. Die innere und äußere Politik, welche in der späteren Jahrhunderten der Republik dem alten ehrenfesten Charakter untreu geworden war, so daß an die Stelle hochsinniger Geradheit (Caj. Fabricius, Man. Curius u. s. f.) gemeine Perfidie trat und die Bewohner der Provinzen nur als Objekte der Habsucht und

Bestechlichkeit ihrer Verwalter dienten, hieng nun ganz von dem Charakter und der Willkür der Kaiser ab, der einzelne Römer hatte keinen geordneten Einfluß mehr auf das Ganze. Man konnte in der Kaiserzeit hin und wieder Fortschritte zu freierer Humanität wahrnehmen und es bereitete sich eine Wendung zum Besseren vor, aber aus dem alten Römerthum erwuchs sie nicht.

So schlugen denn die höher begabten Geister andere Wege ein, ihre Kraft zu entwickeln und zu bethätigen. Der große Redner, der auf der Scheide zwischen der Republik und der Monarchie stand, zeigte durch seine rasch auf einander folgenden philosophischen (dem Eklekticismus huldigenden) Schriften, auf welche Weise er dem Thätigkeitstrieb seines Geistes Raum zu schaffen suchte. Seinem Vorgange folgten nicht wenige andere, auch junge Römer, sie zogen nach Athen, um im Hain des Akademos eine Weltbildung zu gewinnen, die sie zur Theilnahme an der Weltherrschaft berechtigte, aber zur Bildung einer römischen Philosophie kam es nicht. Dazu hatten die Römer von Anfang an das Zeug nicht; sie interessierten sich aber, wie dies dem Grundwesen des Volkes entsprach, viel weniger für die theoretische, als für die praktische Seite der Philosophie: den Charakter sollte sie bilden helfen. Diejenigen, welche sich mit Philosophie beschäftigten, folgten den Spuren der Griechen (vgl. S. 255), hauptsächlich der Epikureer und der Stoiker, und der einzige Fortschritt, den sie etwa machten, bestand darin, daß sie alles Nationale immer mehr abstreiften und so sich dem humanen Charakter näherten. Hervorragend in dieser Hinsicht war der Kaiser Marc Aurel, der Stoiker, der in griechischer Sprache 12 Bücher Selbstbetrachtungen (*εἰς ἑαυτόν*) schrieb. Noch bedeutender als Philosoph war L. Annäus Seneca gewesen, der Erzieher und Minister Nero's, auf dessen Gebot er sich den Tod gab, fälschlich in alter Zeit für einen Freund des Apostels Paulus gehalten; in seinen zahlreichen Schriften kann man allerdings manche christliche Anklänge finden, aber vom Kern des Christenthums nichts. Ueber den Neuplatonismus des 3. Jahrhunderts n. Chr. vgl. S. 255.

Von anderer Seite her versuchte in den letzten Zeiten Flavius Vegetius in seiner dem Kaiser Valentinian gewidmeten Schrift: Fünf Bücher vom Kriegswesen — dem sinkenden Römerreiche aufzuhelfen, in der Meinung, das kriegerische Feuer in den Männern sei nicht erloschen und die Länder, welche die Helden geboren haben, seien nicht erschöpft, es fehle nur an der Wiedererweckung der altrömischen Kriegskenntniß und Kriegsübung; seine Hoffnung war vergeblich, der Römergeist war todt und schon brachen die Stürme der Völkerwanderung los, die eine neue Zeit heraufführen sollten. Aus ihren Fluthen erhoben sich „zwei furchtbare Kriegsdämonen, bestimmt, die antike Kultur vollends in Trümmer zu schlagen“ und die Sünden des römischen Reichs und seiner Herrscher zu strafen: Genserich und Attila.

Das Volk der vorbereitenden Offenbarung.

Die Israeliten.

Literatur: Dillmann, Ueber den Ursprung der alttestamentlichen Religion, Gießen, 1865. Smend, Ueber die Genesis des Judenthums; Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft, 1882, S. 94—151. Riehm, Der biblische Schöpfungsbericht, Halle, 1881. G. Baur, Die weltgeschichtliche Bedeutung des israelitischen Volkes, Gießen, 1847.

Ewald, Geschichte des Volkes Israel, 8 Thle., 3. Aufl. Göttingen, 1864, ff. Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften Alten Testaments, Braunschweig, 1881. Schürer, Neutestamentliche Zeitgeschichte, Leipzig, 1874.

De Wette, Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie, 4. Aufl. bearbeitet von Räbiger, Leipzig, 1864, § 260 und 267 ff. Keil, Handbuch der biblischen Archäologie, 2. Aufl. Frankfurt, 1875, S. 547 ff. Ewald, Die Alterthümer des Volkes Israel, 3. Aufl. Göttingen, 1866, S. 50 ff.

Oehler, Pädagogik des Alten Testaments, in Schmids Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, 5. Bd. 1. Aufl. Gotha, 1866, S. 653—695; 2. Aufl. 1883, S. 537—578. Ders., Buch der Weisheit und jüdischer Hellenismus, ebendas., X, S. 298—308. Palmer, Alttestamentliche Pädagogik, im Süddeutschen Schulboten, 1850, Nr. 20—23. Hesler, Die Pädagogik des Alten Bundes, ebendas. 1855, Nr. 18—20. Gelder, Die Volksschule des jüdischen Alterthums nach talmudischen und rabbinischen Quellen, Berlin, 1872. Seidel, Ueber die Pädagogik der Proverbien, Halle, 1875. Ferner sind zu vergleichen außer den entsprechenden Artikeln in Winers Biblischem Realwörterbuch: in Schenkels Bibel-Lexikon der Artikel Erziehung von Diestel und in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums der Artikel Ehe von Riehm, Kinder von G. Baur, Schrift von Schlottmann, Schriftgelehrte und Synagogen von Schürer, Unterricht von Riehm.

Schwarz, Geschichte der Erziehung, 2. Aufl. 1829, 1. Bd. 1. Abth., S. 163 ff. Cramer, I, S. 95 ff.; II, S. 35 ff. Rosenkranz, Die Pädagogik als System, § 227 bis 233. K. Schmidt, I, S. 491 ff. Willmann, I, S. 137—142. v. Zezschwitz, System der Katechetik, 1. Bd. Leipzig, 1863, S. 210 ff. und 299 ff. Ders., Lehrbuch der Pädagogik, Leipzig, 1882, § 71 und 72.

Die Geschichte der Erziehung bei den bisher besprochenen Völkern, insoweit diese überhaupt aus dem Banne der Naturbestimmtheit zu freierer Bewegung und fortschreitender Entwickelung ihres geistigen Lebens sich erhoben haben, mußte schließlich immer zu einer Geschichte des Verfalles werden. Es erklärt sich dies aus der

Gestalt, welche die auf das Wesen und Leben eines Volkes wie keine andere bestimmend einwirkende Macht, die Religion, bei jenen Völkern gewonnen hat. Die Religionen aller dieser Völker sind natürliche Religionen: sie stellen nur eine besondere Seite der allgemeinen Entwickelung des natürlichen nationalen Lebens dar. Weil aber das natürliche Wesen und Leben des Menschen mit Irrthum und Sünde behaftet ist, so werden die natürlichen Religionen auch zugleich zu Naturreligionen: sie alle haben, wenn auch in verschiedenem Grade und in verschiedener Art, das miteinander gemein, daß sie das Natürliche vergöttern und das Göttliche in den Bereich des Natürlichen herabziehen; und wie das Göttliche ihnen aus dem Natürlichen hervorgegangen ist, so geht es auch in dem Natürlichen wieder unter und sie selbst unterliegen dem Naturprozesse des Entstehens, Wachsens, Blühens und Verwelkens. Die Erziehung der Menschheit in stetem Fortschritt zu dem höchsten Ziele hat der wahre und lebendige Gott selbst übernommen, indem er durch eine besonders kräftige Selbstmittheilung den natürlichen Religionen gegenüber die geoffenbarte Religion gegründet hat, durch welche dem natürlichen Leben ein neues, höheres Prinzip eingepflanzt wird: „was die Erziehung bei dem einzelnen Menschen ist," sagt Lessing, „ist die Offenbarung bei dem ganzen Menschengeschlecht." Diese geoffenbarte Religion liegt in ihrer alttestamentlichen Vorbereitung in der israelitischen, in ihrer neutestamentlichen Vollendung in der christlichen Religion vor. Schon in der Einleitung und dann weiter in den allgemeinen Bemerkungen über den Semitismus wurde hervorgehoben, daß das eigenthümliche Wesen der alttestamentlichen Religion weder als ein Erzeugniß der allgemeinen religiösen Anlage des Menschen, noch auch der besonderen Eigenthümlichkeit des semitischen Stammes begriffen werden kann. Mögen Confucius, Zoroaster und selbst Buddha bei ihrer nicht eigentlich schöpferischen, sondern nur reformatorischen Thätigkeit einzelne Mißstände in dem religiösen Leben ihres Volkes zu beseitigen gehabt haben, so war doch ihre Lehre aus dem Volksnaturell heraus geboren und fand daher auch bei diesem leicht Eingang. Die alttestamentliche Religion dagegen konnte sich, wie das bei keiner anderen der Fall ist, nur in fortwährendem Kampfe mit der natürlichen Neigung des Volkes zu Götzendienst und sonstigem Abfall behaupten, weil sie eben auf einem neuen und höheren Prinzip beruhte, welches sich den natürlichen Eigenwillen erst dienstbar zu machen hatte. Im Zusammenhang hiermit steht auch „die in der Weltgeschichte völlig vereinzelt dastehende Thatsache, daß die nationale Religion den Untergang des nationalen Staates überdauerte und den Rest des alten Volkes sogar viel fester zusammenschloß, als einst Staat und Volksthum es vermocht hatten" (Smend), sowie daß sie nach dem Untergange der nationalen Selbständigkeit Israels noch Kraft und Leben genug hatte, der Religion des neuen Bundes den Weg zu bereiten. Daher entspricht es den thatsächlichen Verhältnissen nicht, wenn die israelitische Religion als eine „geradlinige Fortbildung" aus den natürlichen Religionen der Naturvölker des Orients und insbesondere der Semiten

dargestellt wird; denn sie geht aus einem ganz anderen Prinzip hervor, und ihre Entwickelung vollzieht sich in einer mit derjenigen der natürlichen Religionen parallel laufenden Reihe, bis sie, nachdem diese durch ihren Verfall ihre Unzulänglichkeit thatsächlich erwiesen haben, in die vollendende Offenbarung des Christenthums überleitet.

Es ist bereits im ersten Abschnitte der Einleitung darauf aufmerksam gemacht worden, wie die göttliche Selbstmittheilung, welche die Quelle der geoffenbarten Religion bildet, der Natur der Sache nach zuerst an eine einzelne Persönlichkeit ergeht, damit sie von dieser ihrem Volke oder der Menschheit weiter vermittelt werde, und wie in den alttestamentlichen Schriften Abraham und Mose als solche Persönlichkeiten und als die beiden Stifter der Offenbarungsreligion des alten Bundes genannt werden. Der früher herrschenden Ansicht, welche für jede alttestamentliche Erzählung die Bedeutung eines untrüglichen historischen Zeugnisses in Anspruch nahm und danach den Werth oder Unwerth jeder anderen Ueberlieferung bestimmte, ist in neuerer Zeit namentlich infolge der überraschenden Resultate der ägyptischen und assyrischen Denkmälerforschung als entgegengesetzte Einseitigkeit die Ansicht gegenübergetreten, daß keine geschichtliche Thatsache als völlig beglaubigt gelten könne, wenn ihr die Bestätigung durch gleichzeitige Denkmäler fehle, und die Nachrichten der biblischen Geschichtsbücher werden demgemäß unterschätzt. Für die Darstellung der zusammenhängenden Bewegung des innersten geistigen Lebens aber sind einzelne Thatsachen bezeugende Denkmäler und Urkunden unzulängliche Mittel. Darin hat die alttestamentliche Geschichtschreibung geleistet, was die Denkmäler und Königslisten Aegyptens und Assyriens nicht zu leisten vermochten; und wenn auch, zumal in der späteren Zeit, durch den tendenziösen Pragmatismus der Priester und Schriftgelehrten die Thatsachen häufig nicht zu ihrem Rechte gekommen sind, so ergehen sich doch die Berichte des Alten Testamentes niemals in so ruhmrediger Schönfärberei, wie sie namentlich in ägyptischen Königsinschriften gewöhnlich, ja geradezu offizieller Stil ist. Vielmehr bleibt der israelitischen Historiographie, namentlich in ihren älteren Erzeugnissen, der Ruhm, in würdigster und bedeutsamster Weise den ersten Anfang einer zusammenhängenden Darstellung der Geschichte des Menschengeschlechtes wie ihres eigenen Volkes gemacht zu haben. In der nationalen Erinnerung Israels haftet nun kein Ereigniß so fest als die für sein selbständiges nationales Leben eigentlich grundlegende Thatsache der Befreiung von der ägyptischen Knechtschaft und des Auszugs aus Aegypten. In diesem Ereigniß aber bildet wieder die Persönlichkeit Mose's so sehr den belebenden und alles bestimmenden Mittelpunkt, daß sie unmöglich nur der in die Vergangenheit zurückgeworfene Reflex eines in späteren Jahrhunderten ausgebildeten glänzenden Ideals sein kann, sondern daß an ihrer geschichtlichen Wirklichkeit nicht zu zweifeln ist. Und ferner ist auch das als sicher anzunehmen, daß Mose der Führer seines Volkes und der Begründer seines eigenthümlichen nationalen Lebens dadurch

geworden ist, daß er ihm im Gegensatze zu dem es umgebenden ägyptischen Götzendienst den wahren Gott als einen einzigen verkündete, dem es allein zu dienen habe und der in sichtbarem Bilde nicht darstellbar sei, weil er ein geistiges Wesen ist. Auch die Angabe des Alten Testamentes ist mit Grund nicht zu beanstanden, daß „Mose bloß der Erneuerer älterer Erbgüter und Hoffnungen seines Stammes gewesen, und vor allem die Ueberzeugung von der Einheit des höchsten Wesens, als des allein wirklich seienden und schaffenden Gottes, schon von seinen Vätern erhalten habe" (Reuß). Vielleicht ist in der Erzählung von der beabsichtigten aber nicht ausgeführten Opferung Isaaks die Thatsache ausgesprochen, daß Abrahams Geiste zuerst Gott als der sich offenbarte, welcher nicht gleich den die zerstörenden Naturmächte repräsentirenden Gottheiten der natürlichen Religion der Semiten das Opfer der Vernichtung des leiblichen Lebens fordert, sondern die Heiligung des Lebens in dem geistigen Opfer des selbstsüchtigen Eigenwillens, weil er eben selbst ein Geist ist und im Geist und in der Wahrheit angebetet sein will. Ueber den Unterschied des patriarchalischen und des mosaischen Gottesbewußtseins enthält die Erzählung von der Berufung Mose's (2. Mos. 6, 2 u. 3), wenn sie auch erst in späterer Zeit aufgezeichnet ist, eine sehr beachtenswerthe Ueberlieferung. Danach offenbarte sich Gott den Patriarchen nur erst als El Schaddaj, als der gewaltige Gott von unwiderstehlicher Allmacht, und erst die Mose zu Theil gewordene Offenbarung fügte diesem mehr negativen Begriffe von Gott als dem, vor dessen Allmacht alles Endliche nichtig ist, in dem Namen Jehova oder vielmehr Jahwe den positiven Begriff des Seienden hinzu, welcher in allem einzelnen Dasein und Werden das wahre beharrende und bewegende Sein bildet. Jedenfalls hat Mose diese Gotteserkenntniß, welche er zur Grundlage des Gemeinwesens Israels gemacht hat, nicht, wie man gefabelt hat, der höchst fraglichen Geheimlehre der ägyptischen Priesterweisheit zu danken, sondern in der Einsamkeit der Wüste hat sich der Gott seiner Väter im Feuer seines heiligen Geistes ihm geoffenbart. „Die Idee von Jehova ist nicht etwa aus dem Naturdienst entsprungen, sie ist ihm entgegengesetzt. Die mosaische Schöpfungsgeschichte ist ein Manifest gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrschte. Dieser Gegensatz ist es, welcher der nationalen Tradition der Hebräer, ohne Zweifel einer unschätzbaren Reliquie aus den Zeiten des hohen Alterthums, ihren vornehmsten Werth verleiht. . . . Mose ist die erhabenste Persönlichkeit der ältesten Geschichte. Der Gedanke des außerweltlichen und intellektuellen Gottes ist von ihm gefaßt und in dem Volke, das er führte, gleichsam verkörpert worden" (Ranke).

Geht man der Bethätigung dieses Gedankens in den alttestamentlichen Schriften nach, so begegnet man gleich an der Pforte des Alten Testamentes in den einfachen Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" einem weiteren Gedanken, zu dessen reiner Höhe auch die Weisesten unter den Weisen des Heidenthums sich niemals erhoben haben; hat doch selbst der göttliche Plato von der Vor-

stellung eines bloßen göttlichen Bildners der von Ewigkeit her vorhandenen Materie zu dem Begriffe des Weltschöpfers sich nicht zu befreien vermocht. Die Kosmogonien der natürlichen Religionen lassen aus dem als vorhanden vorausgesetzten Weltstoff mittels der diesem selbst inwohnenden Kräfte die einzelnen Gestaltungen hervorgehen und die Götter sind nur Personifikationen dieser Naturkräfte; oder die Kosmogonie wird gar, wie bei den Griechen, zugleich zur Theogonie, indem die Götter selbst aus dem Chaos allmählich und stufenweise sich entwickeln. Auch in dem akkadisch-assyrischen Schöpfungsmythus entstehen die Götter nach und nach, wenn nicht geradezu aus der Welt, doch nur gleichzeitig mit ihr; und wenn manche seiner Elemente als zu einem gemeinsamen altsemitischen Erbe gehörig auch im alttestamentlichen Schöpfungsbericht sich finden, so ist doch viel bemerkenswerther als diese stoffliche Verwandtschaft die völlige Verschiedenheit des Geistes, in welchem hier und dort derselbe Stoff behandelt wird. „Die Schöpfungsgeschichte der Genesis ist nicht sowohl eine ursprüngliche kosmogonische Erinnerung, sondern vor allem der positive Gegensatz gegen die ägyptische und babylonische Vorstellung" (Ranke). Der alttestamentlichen Religion ist das Ursprüngliche allein der lebendige persönliche Gott, welcher durch einen freien Akt seines allmächtigen Willens die Welt nach Stoff und Form, im Ganzen wie im Einzelnen ins Dasein gerufen hat und der alleinige Urgrund alles Seins und Wirkens ist und bleibt. Schon dadurch wird die Weltanschauung von nationaler Beschränktheit befreit und befähigt, die Welt und das Menschengeschlecht als ein Ganzes zu umfassen. Unter den nationalen Naturgöttern spaltete sich die Menschheit in verschiedene Nationen, von welchen eine jede sich selbst für die allein berechtigte hielt; „unter dem außerweltlichen Gott erscheint" nach Ranke's treffendem Urtheil „die den Menschen eingepflanzte Würde als ein Prinzip, man möchte fast sagen der Gleichheit." Nicht minder wichtig, als jenes Anfangswort, ist das Schlußwort der Schöpfungsgeschichte: „Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut." Demnach ist das Böse nicht etwas ursprünglich in der Welt Vorhandenes, von Anfang an selbst in die Welt Hineingeschaffenes, welches dem Menschen als eine unüberwindliche äußere Macht gegenübersteht, sondern es ist damit die Freiheit des Menschen anerkannt, und durch diese Anerkennung erst ist eine Geschichte des Menschengeschlechtes möglich geworden als eines durch freie menschliche Handlungen unter Gottes Leitung sich vollziehenden Prozesses. „Die Geschichte ward geboren in jener Nacht, als Moses, mit dem Gesetze des Geistes, dem Sittengesetze, in seinem Herzen, das Volk Israels aus Aegypten führte" (Bunsen). Thatsächlich aber hat, wie es die Geschichte des Sündenfalles darstellt, der Mensch, welcher, nach dem Bilde des geistigen Gottes geschaffen, berufen war, in der Kraft des Geistes über die Erde zu herrschen, seine Freiheit mißbraucht, wozu die Möglichkeit im Begriffe der Freiheit gesetzt ist, und dadurch ist die Sünde und das Böse in die Welt gekommen. Gott aber will ihn dem sündigen Ver-

derben nicht überlassen. In der natürlichen Religion geht das Göttliche, wie es aus dem Natürlichen hervorgegangen ist, im Natürlichen auch wieder unter. In der geoffenbarten Religion wird der wahre und lebendige Gott als der erkannt, welcher, wie er der Erste gewesen ist, so auch der Letzte sein muß; wie alle Dinge von ihm ausgegangen sind, so sollen sie auch zu ihm wieder zurückkehren. Darum thut er aus der reinen Höhe seines heiligen Wesens den Sündern das Gesetz seines Willens kund, damit sie auf den rechten Weg wieder zurückgeleitet werden. Die Heiden kannten ein solches heiliges Gesetz nicht; sie waren auch im schlimmeren Sinne „sich selbst ein Gesetz". Dem Gesetze ihres natürlichen sündigen Eigenwillens wurden selbst ihre Götter unterworfen: sie mußten unheilig werden, wie die Menschen unheilig waren, welche sie sich gemacht hatten. An Israel aber ergieng das Gesetz seines Gottes, dessen wesentlicher Inhalt in dem Gebote zusammengefaßt ist (3. Mos. 19, 2): „Ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!" Allerdings trägt die alttestamentliche Religion die Spuren der erst vorbereitenden Offenbarung an sich. Im Gegensatze zu der heidnischen Vermischung des Göttlichen und Creatürlichen und insbesondere zu der griechischen Vermenschlichung der Gottheit war es vor allem nothwendig, daß in der vorbereitenden Offenbarung die eine, rein geistige und heilige Gottheit vorzugsweise in ihrem bestimmten Unterschiede von der Mannigfaltigkeit der endlichen und sündigen Welt bezeugt und festgehalten werde. Der göttliche Wille war dem Israeliten noch nicht die innere Triebkraft des menschlichen Willens, welche in allen mannigfaltigen Bethätigungen des individuellen Lebens sich wirksam erweisen soll; sondern er stand ihm zunächst als ein äußeres Gesetz gegenüber, welches in äußeren Unterlassungen und Leistungen erfüllt sein will und demgemäß auch durch Verheißung äußeren Lohns und Androhung äußerer Strafen eingeschärft wird. Es bezieht sich dieses Gesetz ebenso sehr wie auf die wesentlichen Pflichten des sittlichen Lebens auf äußere gottesdienstliche Ceremonien, durch deren treue Ausübung das heilige Volk von den Heiden bestimmt sich unterscheiden soll. Und es erscheint endlich als ein diesem Volke besonders anvertrautes heiliges Gut, welches wie ein äußeres Erbe von Geschlecht auf Geschlecht übergeht. Bei alledem aber ist die Forderung des heiligen Gottes, daß sein Volk ihm in Heiligkeit dienen soll, gleichsam die starke Hand, mit welcher Gott Israel aufrecht erhielt, daß es dem natürlichen Verderben des Heidenthums nicht wieder anheimfallen konnte. Im Bewußtsein dieses seines Berufes zog Israel aus Aegypten in Kanaan ein und verband es Samuels gewaltige Hand nach den zersplitternden Einflüssen der unruhigen Richterperiode zu festerer nationaler Einheit. Auf dem Grunde jenes Gebotes wurde Davids Königthum errichtet, und auch nach der Trennung des Reiches behielt es Kraft genug, eine treue Gemeinde gesammelt zu erhalten, welche selbst die Vernichtung der staatlichen Selbständigkeit des Volkes zu überdauern vermochte. Diejenigen aber, welche berufen waren, gegenüber dem Abfall zu heidnischem Unwesen wie der Veräußerlichung der Forderungen

des Gesetzes den heiligen Willen Gottes in lebendiger Geltung zu erhalten, waren die Propheten. Ihr Beruf gieng keineswegs in die Verkündigung der Zukunft auf, sondern sie waren Persönlichkeiten, welche, von dem höheren Prinzip der alttestamentlichen Religion selbst durchdrungen, dieses Prinzip in dem Leben ihres Volkes zu thatkräftiger Verwirklichung zu bringen trachteten; und darum ist ihr Wirken zwar sehr wohl ohne das Vorhandensein eines ausführlichen geschriebenen Gesetzes, zumal in dessen jetzt uns vorliegender Gestalt, keineswegs aber ohne die Voraussetzung der wesentlichen Grundgedanken der alttestamentlichen Offenbarung, wie sie von Mose erfaßt und verkündet worden sind, zu begreifen. In lebendiger Wechselbeziehung zwischen der sie erfüllenden Wahrheit und dem geschichtlichen Leben ihres Volkes haben sie jene Gedanken entwickelt und vertieft bis zu der Erkenntniß, welche der alttestamentlichen Religion so ganz eigenthümlich ist und allerdings zum Wesen der vorbereitenden Offenbarung gehört, daß das gegenwärtige religiöse Erkennen und Leben auf ein zukünftiges vollkommeneres hinausweise. So verkündeten sie, daß in einem zukünftigen neuen Bund das Gesetz nicht mehr wie in dem gegenwärtigen alten in todten Buchstaben dem Volke gegenüberstehen, sondern daß Gott selbst es ihm in sein Herz geben und in seinen Sinn schreiben werde. Sie erkannten, daß diese selige Zukunft nur herbeigeführt werden könne durch eine vor allen ausgezeichnete von Gott gesandte und mit der Fülle seines Geistes ausgestattete Persönlichkeit. Und sie verhießen, daß einst die Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes von Israel auch auf die anderen Völker sich verbreiten werde. Was insbesondere den letzteren Punkt angeht, so hat man sich gewöhnt, den Israeliten, im Unterschiede von anderen Völkern, ihren Particularismus vorzuwerfen. Aber gerade die heidnischen Religionen sind im vollsten Maße particularistisch, weil sie als natürliche auch an die natürliche Volksthümlichkeit unzertrennlich gebunden sind. Aus diesem natürlichen Particularismus herauszukommen gibt es nur zwei Wege. Entweder ein Volk ignorirt, wie das römische, aus politischen Rücksichten in verständigem Indifferentismus die nationalen und religiösen Unterschiede, oder es wird durch eine höhere religiöse Erkenntniß, welche nicht aus der natürlichen Volksthümlichkeit hervorgegangen und darum auch nicht an sie gebunden ist, über diese Unterschiede erhoben. Eine solche Erkenntniß war nun dem israelitischen Volke zu Theil geworden; und wenn es zunächst gegen andere Völker sich entschieden abschloß, damit das reine Gold dieser Erkenntniß von heidnischem Unwesen nicht wieder verschwemmt werde, so war das eine geschichtliche Nothwendigkeit, und es erscheint nur darum als ein besonders schroffer Particularismus, weil Israel sich dessen bewußt war, daß es eine heilige Wahrheit gegen die verderblichen religiösen Verirrungen der heidnischen Völker zu schützen habe, während der Particularismus der letzteren ein unbewußter, naiver war, welcher andere in ihrer Weise gewähren ließ, wie er selbst in der seinigen unbefangen verharrte. In der That aber hat die Erkenntniß der religiösen Wahrheit ihrer Natur nach eine universalistische Ten-

denz. Diese verleugnet sie auch bei dem israelitischen Volke nicht, sucht vielmehr auch hier die Schranken der natürlichen Nationalität zu durchbrechen, so daß gerade dieses Volk auch auf den wahren Universalismus und Humanismus vorbereitete, welcher in dem Christenthum seinen vollendeten Ausdruck gefunden hat, und welcher in seinem tiefsten Grunde doch auf nichts anderem beruht als darauf, daß allen Menschen als Gliedern einer großen Gemeinschaft ihre in ihrer anerschaffenen geistigen Natur begründete Würde und ihre Bestimmung, in Gemeinschaft mit Gott zu treten, zuerkannt wird. Durch dieses alles aber zeigt es sich besonders in dem Wirken der Propheten Israels, wie „gerade in der Führung dieses Volkes lauter Pädagogik offenbar wird, weil sie eine göttliche Erziehung des gesammten Volkes ist" (Palmer), und zwar eine Erziehung in der gegenwärtigen Zeit der Vorbereitung auf die zukünftige der Erfüllung und Vollendung.

Durch diese Erziehung, welche Gott selbst Israel angedeihen ließ, ist diejenige bedingt, welche innerhalb des Volkes durch die ältere Generation dem heranwachsenden Geschlechte zu Theil wurde. Auf die immer sich erhebende Vorfrage, inwieweit die Bedingung für ein tieferes pädagogisches Interesse in der Anerkennung der eingeborenen Würde eines jeden Menschen vorhanden sei, läßt sich hier eine günstige Antwort erwarten. Dadurch daß der Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes die Grundforderung des Gesetzes bildet, ist die Bestimmung des Menschen in den von äußeren Verhältnissen unabhängigen innersten Kern seines Wesens verlegt, welcher in jeder menschlichen Persönlichkeit vorhanden ist, und die Würde des Menschen beruht auf seiner Fähigkeit, der Erfüllung jener Forderung nachzutrachten, sein wirklicher Werth auf der Art wie er von dieser Fähigkeit Gebrauch macht. Allerdings sind diese Gedanken bei dem israelitischen Volke noch nicht zu ihrer vollen Consequenz ausgebildet. Aber es findet sich doch bei ihm weder jene vornehme Geringschätzung, mit welcher in Griechenland und Rom die Höhergestellten die Niedrigen und Armen behandelten, noch auch, trotz dem vielgeschmähten Particularismus des auserwählten Volkes, jene Verachtung, mit welcher der Grieche auf den Barbaren herabsah; vielmehr werden auch die Armen und selbst die Sklaven, die freilich auch in Israel nicht fehlten, durch menschenfreundliche Gesetze vor Noth und Mißhandlung geschützt. Der eigentliche Herrscher ist der heilige und allmächtige Gott, und nur in seinem Namen und Auftrag haben Könige und Priester nach den Bestimmungen des dem ganzen Volke bekannten Gesetzes ihr Amt zu üben, und der an kein Standesvorrecht gebundene frei waltende prophetische Geist, welcher auch in dem Geringsten aus dem Volke sich bezeugen kann, darf ihnen im Namen Gottes mahnend und strafend ihre heiligen Verpflichtungen vorhalten. Ganz besonders aber kommt die Anerkennung der persönlichen Würde in dem israelitischen Familienleben zur Geltung. Die Ehe erscheint als die von Gott selbst eingesetzte älteste und eigentlich grundlegende Institution, durch welche Mann und Weib zur innigsten persön-

lichen Gemeinschaft verbunden werden sollen, die als monogamisch gedacht ist und auch ihrer Natur nach nur so gedacht werden kann. Zwar hat auch in Israel die Herzenshärtigkeit des starken Geschlechtes nicht unterlassen, auf das eheliche Verhältniß ihren störenden Einfluß auszuüben. Auch hier fällt das Weib zunächst unter den Gesichtspunkt des Eigenthums und wird mit Knechten, Mägden u. s. w. zu dem Besitzstande des Mannes gerechnet. Die Verlobung kommt durch die Eltern zu Stande, und insbesondere wird die Braut durch die Zustimmung ihres Vaters oder auch ihrer vollbürtigen Brüder, namentlich des erstgeborenen, übergeben, ohne daß von einem freien Jaworte ihrerseits die Rede ist. Dem Manne ist die Lösung des ehelichen Bandes sehr leicht gemacht, und wenn er die eheliche Treue verletzt, so bricht er nicht die eigene Ehe, sondern nur diejenige des Mannes, mit dessen Weibe er sich vergeht. Endlich aber wird auch hier das Recht des Weibes als der ebenbürtigen Gehülfin des Mannes durch die Polygamie verletzt. Allein bei alledem treten solche Verletzungen des Wesens der wahren Ehe bei dem israelitischen Volke viel weniger stark als bei anderen Völkern des Alterthums hervor. Das Weib wird doch nicht zu der Stellung einer Sklavin des Mannes erniedrigt. Trotz der mangelnden freiwilligen Zustimmung der Braut entstehen Ehen von einer Innigkeit, welche auch durch das Unglück der Kinderlosigkeit nicht aufgehoben wird. Die Anerkennung der Heiligkeit der Ehe wird durch die strengsten Gesetze gegen den Ehebruch bethätigt, welcher im Dekalog dem Morde zunächst an die Seite gestellt wird. Auch die Polygamie erscheint mehr als bloß geduldet, denn als begünstigt. Abgesehen davon, daß sie durch die Natur der Sache schon auf die Kreise der Wohlhabenden beschränkt wird, ist die eigentliche Gattin Nebenfrauen gegenüber in ihren Rechten gesetzlich geschützt, und auch der Zahl der letzteren ist eine gesetzliche Schranke gegeben. Mehr aber als die gesetzlichen Bestimmungen wirkte auf rechtschaffene Israeliten der Geist ihrer Religion ein; und wenn die hohen Frauengestalten einer Mirjam, Debora, Hulda u. a. beweisen, welchen Einfluß Frauen auch in dem öffentlichen Leben des israelitischen Volkes gewinnen konnten, so zeigt sich auch sonst, daß ihnen eine selbständigere und freiere Bewegung als in dem heutigen Orient gestattet war. Sie nehmen an öffentlichen Verhandlungen mit Männern, an öffentlichen Festlichkeiten und Aufzügen, wie an den gewöhnlichen Opfer- und Festmahlzeiten Theil. Die Hauptstätte ihres Wirkens aber blieb doch das eigene Haus, und das „Lob des tugendsamen Weibes", mit welchem die Sprüche Salomos schließen, stellt von dem innigen, freudigen, thätigen und von der Männerwelt hochgehaltenen Walten der israelitischen Hausfrau ein so liebliches Bild dar, daß es nur etwa in einem römischen Hause aus den ehrenfestesten Zeiten der Republik seinesgleichen findet; und doch, wie könnte einem heidnischen Weibe der höchste Ruhm der Israelitin nachgerühmt werden: „Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben!" Und wenn man mit Antigones kühler Reflexion darüber, daß der Verlust des Gatten leichter als der des Bruders

zu ertragen sei, die Grundworte des Hohenliedes vergleicht: „Liebe ist stark wie der Tod, und ihr Eifer ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn"; so wird man bekennen müssen, daß diesem Ausdruck der Macht der Liebe als der tiefinnersten wechselseitigen persönlichen Angehörigkeit die ganze vorchristliche Welt kein Wort von gleicher Kraft und Tiefe an die Seite zu setzen hat. Auch die strengen und sehr weitgehenden Gesetze über die Verwandtschaftsgrade, welche ein Ehehinderniß bilden, verrathen im Gegensatze zu der bei Aegyptern und anderen Völkern üblichen Verwandten- und Geschwisterehe, zu welcher im Alten Testament nur aus der vormosaischen Zeit vereinzelte analoge Fälle sich finden, ein tiefes und feines Verständniß für die Bedeutung der Ehe als einer nur auf persönlicher Zugehörigkeit beruhenden Verbindung. Durch die würdigere Gestaltung des ehelichen Verhältnisses und der Stellung, welche das Weib als Gattin und Mutter einnimmt, ist auch das Wechselverhältniß zwischen Eltern und Kindern bedingt. Unter dem Einflusse der alttestamentlichen Religion wird die israelitische Familie zu einer Pflegestätte einer nicht bloß natürlichen sondern heiligen Kindesliebe. Kinder gelten als die theuerste Gabe Gottes, und ein reicher Kindersegen ist der Mutter Stolz und des Vaters größte Freude (Ps. 127, 3—5; 128, 3); und andererseits wird Kinderlosigkeit von dem israelitischen Weibe als das beklagenswertheste Unglück und als tiefe Schmach empfunden. Um dieses Verhängniß von der Familie abzuwenden, kommt es vor, daß rechtmäßige Frauen im Falle der Kinderlosigkeit selbst den Mann veranlassen, mit einer Nebenfrau sich zu verbinden, deren Kinder sie dann als die ihrigen ansehen dürfen; und aus demselben Grunde ist die sogenannte Leviratsehe eingeführt worden, welche den unverheiratheten Bruder eines kinderlos verstorbenen Mannes verpflichtet, dessen Wittwe zu heirathen, damit dann das erste aus dieser Ehe hervorgegangene Kind dem Verstorbenen zugeschrieben werde und so dessen Familie erhalten bleibe. Das Fortbestehen der Familie und die Fortdauer in einer zahlreichen Nachkommenschaft mußte dem Israeliten gewissermaßen die ihm bis auf die letzten Jahrhunderte des alten Bundes herab fehlende ausgebildete Hoffnung auf persönliche Fortdauer nach dem Tode ersetzen. An die Stelle einer im jenseitigen Leben zu erwartenden Belohnung oder Bestrafung tritt die Aussicht, daß das Thun der Väter an den Kindern im Guten wie im Bösen heimgesucht werden soll (2. Mos. 20, 5 ff.), ein Gedanke, dessen tiefe Wahrheit später von den Propheten Jeremia (31, 29) und Ezechiel (C. 18 und 33, 17 ff.) gegen eine die persönliche Verantwortlichkeit gefährdende Ueberspannung gesichert wird. Gleichwohl galt der Kinderbesitz, wie bereits angedeutet, nicht so sehr als alleiniger Zweck der Ehe, daß Kinderlosigkeit das eheliche Band nothwendig hätte zerreißen oder doch lockern müssen; vielmehr beweist das Verhältniß Abrahams zu Sara, Elkanas zu Hanna, bevor diese Samuels Mutter wurde, wie auch dann noch die innigste Gattenliebe bestehen konnte. Das Recht, die Kinder zu tödten oder auszusetzen, dessen die Väter in dem Volke,

welches man als die Verkörperung der vollendeten Humanität anzusehen gewohnt ist, sich bedienen durften, stand in Israel dem Vater nicht zu; und ein rechtschaffener Israelite würde auch keine Neigung gehabt haben, eines solchen Rechtes sich zu bedienen: war doch auch ein körperlich schwächliches, ja krüppelhaftes Kind fähig, durch Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes als dessen treuer Diener sich zu bethätigen und so die wahre Bestimmung eines Israeliten zu erreichen. Um sich zu überzeugen, wie das Verhältniß des Vaters zu dem Sohne zu einem Verhältnisse der innigsten persönlichen Zuneigung sich gestalten konnte, braucht man nur an die Erzählungen von Jakob und Joseph, David und Absalom u. a. m. sich zu erinnern; und wie im Alten Testamente die Ehe gewürdigt wird, zu einem Bilde der höchsten und heiligsten Gemeinschaft, der Gemeinschaft zwischen Gott und seinem Volke zu werden, so ist die Mutterliebe das Bild der innigsten Liebe und der treuesten Fürsorge, welche nur von der Liebe des himmlischen Vaters zu seinen Kindern übertroffen werden kann (Jes. 49, 15). Diesem Verhältniß der Eltern zu den Kindern entspricht es denn auch, wenn den letzteren das Gebot, Vater und Mutter zu ehren, was dann zur Achtung vor dem Alter überhaupt führt, unmittelbar nach den Geboten gegeben wird, welche sich auf die Verehrung Gottes selbst beziehen.

So verheißen, beide in frommer Gesinnung wurzelnd, die elterliche Autorität und Liebe auf der einen und die kindliche Pietät auf der anderen Seite dem Werke der alttestamentlichen Erziehung einen gedeihlichen Erfolg. Aber eben weil, dem pädagogischen Charakter der geoffenbarten Religion und insbesondere der vorbereitenden Offenbarung entsprechend, das ganze Alte Testament eigentlich eine Erziehungsinstitution im höchsten Sinne ist und im Leben des zur Heiligung berufenen Volkes die pädagogische Tendenz sich überall von selbst versteht, so gelangen bestimmte pädagogische Grundsätze und Regeln nur gelegentlich zum Ausdruck. Wir erfahren (Ezech. 16, 4), daß das Neugeborene gewaschen, dann — sei es in bloß diätetischer Absicht oder auch im Gedanken an die Bedeutung des Salzes als eines Symbols der Reinigung, Bewahrung und Weihung — mit Salz abgerieben und in Windeln gewickelt wurde. Daß der israelitische Vater das neugeborene Kind durch einen förmlichen Akt, etwa dadurch, daß er es auf seine Kniee nahm, als das seinige habe anerkennen müssen, das wird durch die Stelle Hiob 3, 13, auf welche man sich berufen hat, eher widerlegt als bestätigt; denn daß das Kind auf den Schooß genommen wird, erscheint dort als etwas ebenso natürliches und selbstverständliches, wie daß es an der Mutterbrust gesäugt wird. Der Pflicht, dem Kinde die erste von der Natur gebotene Nahrung selbst darzureichen, entzog sich die israelitische Mutter in der Regel nicht, obwohl das Stillen bis zum Ende des zweiten, ja des dritten Jahres fortgesetzt wurde, und nur ausnahmsweise werden, jedoch schon in der patriarchalischen Zeit (1. Mos. 24, 59; 35, 8), Ammen erwähnt. Am achten Tage wird der Knabe durch das Bundeszeichen der Beschneidung in den Bund, welchen Gott mit Israel

geschlossen, aufgenommen (1. Mos. 17, 12). Die Namengebung erscheint erst Luk. 1, 59; 2, 21 mit diesem Akte in unmittelbarer Verbindung und wurde wohl gewöhnlich gleich nach der Geburt, und zwar häufig durch die Mutter, vorgenommen, um bald der Erinnerung an besondere, die Geburt begleitende Ereignisse, bald dem Ausdruck des Dankes gegen Gott oder der Empfehlung des Kindes in den Schutz Gottes zu dienen. Besonders häufig und von nicht geringer religionsgeschichtlicher Bedeutung sind die eine Beziehung auf Gott enthaltenden Namen. Mit Namen wie Jonathan (Theodoros) und Nathanael (Dorotheos) drücken die Eltern ihren Dank dafür aus, daß Gott ihnen das Kind gegeben; mit Namen wie Eliezer (Gotthelf) und Asarja (Hilfgott) ihre vertrauensvolle Hoffnung und Bitte, daß er dem Kinde beistehen möge, und die Namen Joel (Jahwe ist Gott), Michaja oder abgekürzt: Micha (Wer ist wie Jahwe?) u. dergl. machen ihren Träger zu einem thatsächlichen Zeugniß für das alttestamentliche Grundbekenntniß. Dagegen weist auf die Ehre, das Glied eines solchen Volkes zu sein, der Name Amminadab (Aristodemos, Edelvolk) hin; und wenn Jesaja mit Beziehung auf die damaligen Zeitverhältnisse einen seiner Söhne Schearjaschub, d. h. ein Rest bekehrt sich, nennt (7, 3; vergl. 8, 3), so soll dieser als ein lebendiges Motto den Grundgedanken des Propheten ausdrücken, daß ein Rest, aber auch nur ein Rest, seines Volkes aus dem eingerissenen Verderben zu seinem Gott und damit zu seinem Heile sich bekehren werde. Am 40. Tage nach der Geburt eines Sohnes, am 80. nach der Geburt einer Tochter (3. Mos. 12, 2 ff.), hatte die Mutter im Tempel ihr Reinigungsopfer darzubringen. Auch waren die erstgeborenen Söhne, als eigentlich Gott angehörig, im Tempel darzustellen und loszukaufen (4. Mos. 18, 15). Die Entwöhnung wurde als Familienfest mit einem fröhlichen Mahle (1. Mos. 21, 8), unter Umständen auch mit einer Opferdarbringung (1. Sam. 1, 24) gefeiert. Die Zeit, in welcher das Kind zum Selbstbewußtsein kommt und dadurch erst im volleren Sinne ein Gegenstand der Erziehung wird, bezeichnet das Alte Testament auf eine für die ethische Anschauung Israels charakteristische Weise als die Zeit, in welcher es Gutes und Böses zu unterscheiden versteht. Auch von da an fiel die Sorge für die weitere Erziehung des Kindes, sowohl bei Knaben (Spr. 6, 20; 31, 1) als bei Mädchen (Sus. 3), zunächst noch vorzugsweise der Mutter zu. Außerdem diente die gewohnheitsmäßige Theilnahme an gottesdienstlichen Gebräuchen, zu welcher nach rabbinischer Tradition die Knaben vom zwölften Jahre an (Luk. 2, 42) näher herbeigezogen und bestimmt verpflichtet wurden, die Kinder in das Leben ihres Volkes einzuführen. Je mehr aber der jugendliche Geist heranreifte, desto entschiedener machte sich eine absichtliche und ausdrückliche Unterweisung über die bestimmten Lehren und Thaten nothwendig, in welchen Gott sich geoffenbart hatte. Denn wie die geoffenbarte Religion nicht aus der natürlichen Anlage des Volkes von selbst hervorgegangen ist, so kann auch ihre Erhaltung nicht der natürlichen Entwickelung des Volkslebens überlassen, sondern sie muß in diesem

immer aufs neue mit bewußter Absicht gepflanzt und gepflegt werden. Diese Aufgabe, welche im Leben Israels im Großen die Propheten zu erfüllen hatten, fiel in dem Hause vorzugsweise dem Vater zu. Den Vätern wird geboten (5. Mos. 6, 7. 20 ff.; vergl. 11, 19 und 2. Mos. 12, 34 ff.; 13, 8): „Diese Worte, die ich dir heute gebiete, sollst du zu Herzen nehmen und sollst sie deinen Kindern einschärfen und davon reden, wenn du in deinem Hause sitzest oder auf dem Wege gehest, wenn du dich niederlegest oder aufstehest. . . . Wenn dich nun dein Sohn heute oder morgen fragen wird und sagen: Was sind das für Zeugnisse, Gebote und Rechte, die euch der Herr, unser Gott, geboten hat? so sollst du deinem Sohn sagen: Wir waren Knechte des Pharao in Aegypten, und der Herr führete uns aus Aegypten mit mächtiger Hand; und der Herr that große und böse Zeichen und Wunder über Aegypten und Pharao und allem seinem Hause vor unseren Augen und führete uns von dannen, auf daß er uns einführete und gäbe uns das Land, das er unseren Vätern geschworen hatte, und hat uns geboten, der Herr, zu thun nach allen diesen Rechten, daß wir den Herrn, unsern Gott, fürchten, auf daß es uns wohl gehe alle unsere Lebtage wie es gehet heutiges Tages.“ Wenn dieses Gebot in der jetzt uns vorliegenden Gestalt auch erst später aufgezeichnet worden ist, so enthält es doch die ursprünglichen Grundgedanken, welche einen jeden rechtschaffenen Israeliten in seinem ganzen Leben und insbesondere auch in der Erziehung seiner Kinder bestimmen mußten. Es erinnert an die große Thatsache der Befreiung aus Aegypten, durch welche ein selbständiges israelitisches Volksthum erst begründet worden ist; es verpflichtet zur Furcht des heiligen und allmächtigen Gottes und zur Treue gegen seine Gebote, und es weist auf die Folgen hin, welche unter des gerechten Gottes Walten treue Gesetzeserfüllung und selbstverständlich auch ihr Gegentheil nothwendig nach sich ziehen muß. Wenn der Glaube an den einen, geistigen und heiligen Gott die theoretische Grundidee des Israelitismus enthält, so dürfen wir seine praktische Grundidee in diesem Glauben an die gerechte göttliche Vergeltung erkennen. Aus diesem Gedanken geht jener Pragmatismus der alttestamentlichen Geschichtsbücher, namentlich des Richter- und des Königsbuchs, hervor, welcher in der Geschichte der Vergangenheit des Volkes die große Wahrheit aufzeigt, daß nur Gerechtigkeit ein Volk erhöhet, die Sünde aber der Leute Verderben ist. Dieselbe Wahrheit verkünden die Propheten, indem sie verheißend und warnend auf die Zukunft des Volkes hinweisen. Auch gleich an der Pforte des Psalters begegnet uns im 1. Psalm der in Anwendung auf den Einzelnen ausgeführte Gedanke: „Der Herr kennet den Weg der Gerechten, aber der Gottlosen Weg vergehet.“ Der 127. und der 128. Psalm setzen diesen Gedanken auf das tiefste und lebendigste zu dem häuslichen Leben in Beziehung; der 78., 105. und 106. rollen das Bild der Thaten Gottes in der Vergangenheit des Volkes auf, diesem zur Belehrung, zum dankbaren Preise seines Gottes, wie zur Strafe und Buße. Und auch das Buch Hiob hat seinen eigentlichen Mittelpunkt in jener

Idee und in dem Bestreben, über deren gewöhnliche äußerliche Fassung hinaus zu einem tieferen Verständniß zu führen. Nach dem Vorbilde der Erziehung aber, welche Gott durch die Reihe der Jahrhunderte hindurch an dem ganzen Volke geübt hat, soll der Vater in seinem Hause verfahren. Durch Strafen, welche er über die Vergehungen des sündigen Eigenwillens verhängt, soll er diesen brechen und zum Gehorsam gegen den heiligen Willen Gottes gewöhnen. Und wie ernst es dem Alten Testamente mit dem Gedanken ist, daß der Vater in seinem Hause der Stellvertreter Gottes sei, geht daraus hervor, daß die Verletzung der Ehrfurcht gegen die Eltern mit derselben Strafe bedroht wird wie die Verletzung der Ehrfurcht gegen Gott: wer Vater und Mutter schlägt, oder wer Vater und Mutter flucht, der soll getödtet werden (2. Mos. 21, 15. 17; 3. Mos. 20, 9). Damit jedoch nicht persönliche Gereiztheit sich selbst räche, wo es nur um Strafe für die Verletzung eines göttlichen Rechtes sich handelt, sollen die Eltern, wenn bei einem widerspenstigen Sohn ihre Zucht ohne Erfolg geblieben ist, ihre Klage vor das Gericht der Stadt bringen, damit dieses das entscheidende Urtheil spreche (5. Mos. 21, 18 ff.).

Nach diesem allem ist klar, daß die Erfüllung der modernen Forderungen des pädagogischen Zweckes eines jeden Unterrichts und der Concentration desselben in der alttestamentlichen Erziehung nichts zu wünschen übrig läßt. Die Summe aller pädagogischen Weisheit Israels ist in dem Spruche zusammengefaßt (Spr. 1, 7; 9, 10; Ps. 111, 10): „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang." Die Gottesfurcht bildet wie die Grundlage aller Unterweisung, so auch das Ziel, zu welchem diese hinführen soll. Ja, der von der geoffenbarten Wahrheit ergriffene und geheiligte Geist des Israeliten bewegt sich stets in solcher Nähe um dieses Centrum, daß er nicht dazu gelangt ist, mehr peripherische Gebiete anzubauen. Wie weder die bildende Kunst noch auch die epische und dramatische Poesie bei den Israeliten eine selbständige Ausbildung gefunden hat, so haben sie auch kein Interesse für die Wissenschaft im eigentlichen Sinne, welche die Dinge in ihrer Objectivität betrachtet und ihren Grund und Zusammenhang zu erforschen sucht. Dagegen hat Israel im Gebiete der religiösen Lyrik, die didaktisch-lyrische Poesie mit eingeschlossen, unvergleichlich viel Größeres geleistet als irgend ein anderes vorchristliches Volk. Denn seine Mission war, die richtige Erkenntniß des inneren Verhältnisses des Menschen zu Gott und ihre entsprechende Darstellung im Leben zu suchen und auf diesen Mittelpunkt alles andere zu beziehen. Daß auch die Jugend zu bleibender Erinnerung an denkwürdige Ereignisse der Vorzeit Lieder sich einzuprägen hatte, wird ausdrücklich bezeugt (2. Sam. 2, 17 u. 18); und wie sie an gottesdienstlichen Gesängen öffentlich theilnahm, so werden ohne Zweifel auch in der Stille des elterlichen Hauses „Psalmen und Lobgesänge und geistliche liebliche Lieder" sich als ein wirksames Mittel bewährt haben, sie in der Zucht und Vermahnung zu dem Gotte Israels zu erziehen. Indessen führt doch auch auf eine bestimmtere Technik des Unterrichts die Thatsache hin, daß Schrift-

kunde und Schriftgebrauch in dem israelitischen Volke eine allgemeinere Verbreitung gefunden hatten. Es kann jetzt als gewiß angenommen werden, daß diejenige Schrift, welche man nach dem ersten Gebiete ihrer Anwendung als semitisch, nach ihren hauptsächlichsten Verbreitern als phönicisch bezeichnet, aus der ägyptischen Schrift abgeleitet ist, und zwar dadurch, daß die namentlich in der Hyksoszeit mit den Aegyptern in nähere Verbindung gekommenen Semiten die überreiche Menge und Mannigfaltigkeit der ägyptischen Schriftzeichen für ihren Gebrauch auf ein Alphabet von 22 Zeichen reducirten, ebensoviel Lauten entsprechend, von welchen ein jeder nicht wie bei den Aegyptern durch mehrere, sondern nur durch ein Zeichen ausgedrückt wird. Während man nun in der patriarchalischen Zeit etwa nur in der Erwähnung von Juda's Siegelring (1. Mos. 38, 18) eine zweifelhafte Hindeutung auf die Anwendung der Schrift finden kann, so wird diese in der mosaischen Zeit als vorhanden vorausgesetzt, und von Mose wird zuerst ausdrücklich berichtet, daß er der Schrift sich bedient habe, und zwar, abgesehen von der deuteronomischen Wiederholung des Gesetzes, zur Aufzeichnung des Dekalogs, des Bundesbuchs 2. Mos. 20—23 und der Bestimmungen 2. Mos. 34, 10—26. In der Geschichte der Schrift liegt durchaus kein Grund vor, deren Gebrauch in Israel während der mosaischen Periode zu bezweifeln. Selbst in der unruhigen Richterzeit ist sie nicht außer Uebung gekommen, indem Richt. 8, 14 erzählt wird, daß ein junger Mensch, von Gideon nach gewissen Personen gefragt, gegen 77 aufschrieb. In der Zeit der Könige werden als hohe Beamte Staatsschreiber erwähnt (2. Sam. 8, 17; 20, 25; 2. Kön. 12, 11; 19, 2; 22, 3). „Die Könige hatten so gut wie die Privaten ihre Correspondenz (2. Sam. 11, 14; 1. Kön. 21, 8. 11; 2. Kön. 10, 1. 2; Chron. 30, 1); bürgerliche und gerichtliche Angelegenheiten wurden schon in weitem Umfange schriftlich erledigt (Jer. 32, 10; vergl. Luk. 16, 6 ff.; Jes. 10, 1; Hiob 31, 35)" (Schlottmann). Auch das freie prophetische Wort wurde im Laufe der Zeit mehr und mehr schriftlich fixirt und wurde um die Zeit des Exils, wo die Gelegenheit zu seiner öffentlichen Verkündigung schwand, der Gegenstand einer eigentlichen Schriftstellerei. Und als in dem nach dem Exil wiederhergestellten Gemeinwesen die Weisheit immer mehr zur Schriftgelehrsamkeit wurde, brachte diese so zahlreiche literarische Erzeugnisse hervor, daß der Prediger (12, 12) die Klage erhebt, daß des vielen Büchermachens kein Ende sei. Uebrigens beweist auch in der älteren Zeit schon der dem Hirtenstande entstammende Prophet Amos (um 790 v. Chr.) und der „Menschengriffel", d. h. die jedermann verständlichen Schriftzüge, in welchen etwa 50 Jahre nach ihm Jesaja einen prophetischen Kernspruch öffentlich ausstellte, daß die Bekanntschaft mit der Schrift durch das gesammte israelitische Volk hindurch verbreitet war, wie sich das bei einem Volke eigentlich von selbst versteht, welches heilige Schriften besitzt und bei welchem deren Studium nicht das Vorrecht einer Priesterkaste bildet. Wie freilich die israelitische Jugend in den Besitz dieser Kenntnisse gelangt sei, darüber fehlt uns jede nähere

Nachricht. Sie hatten sie wohl in erster Linie der Unterweisung im elterlichen Hause zu verdanken, welche durch Priester und die im Lande zerstreut lebenden Leviten, wohl auch durch Propheten unterstützt worden sein mag, wie denn die pädagogische Wirksamkeit der letzteren in der königlichen Familie ausdrücklich bezeugt ist (2. Sam. 12, 25). Aber von einem regelmäßigen Schulunterricht ist im Alten Testamente keine Rede und selbst von der rabbinischen Tradition wird die Herstellung eines solchen erst in das Jahrhundert n. Chr. verlegt. Auch von den vielbesprochenen „Prophetenschulen" steht in dem Alten Testamente selbst nichts. Mit diesem nicht glücklich gewählten Namen hat man sich seit langer Zeit — er findet sich schon in Werenfels' Dissertation: De scholis prophetarum. Basil. 1701 — gewöhnt, jene Prophetenvereine zu bezeichnen, welche nach Angabe des Alten Testamentes zur Zeit Samuels zu Gibea im Stamme Benjamin (1. Sam. 10, 5. 10) und zu Rama auf dem Gebirge Ephraim (1. Sam. 19, 18 ff.) und zur Zeit des Propheten Elias zu Bethel (2. Kön. 2, 3), Jericho (2. Kön. 2, 5) und Gilgal (2. Kön. 4, 38) sich befanden, von welchen drei Orten ebenfalls der erste auf dem Gebirge Ephraim, die beiden letzten im Stamme Benjamin lagen. Jene Vereine dienten in der Zeit, wo die prophetische Thätigkeit zunächst auf die äußere Aufrichtung der gottesdienstlichen Ordnungen gerichtet war, große Propheten wie Samuel und Elia in dieser Thätigkeit zu unterstützen. Als dagegen um das Jahr 800 an die Stelle solcher äußeren That das begeisterte Wort als das Hauptmittel des prophetischen Wirkens trat, da ist nicht mehr von ihnen die Rede, obwohl, wenn sie wirklich Schulen gewesen wären, sich gerade jetzt ein ergiebiges Feld für ihre Arbeit aufgethan hätte. Immerhin mögen sie zu ihrer Zeit Mittelpunkte gebildet haben, „von welchen mit den Anregungen für das religiöse Leben auch religiöse Bildung unter das Volk ausgieng" (Riehm). Dasselbe gilt von dem öffentlichen Reden und Wirken der Propheten, wovon gewiß auch die israelitische Jugend nicht unberührt blieb; von den gottesdienstlichen Festen, an welchen sie theilnahm; von den Versammlungen an den Thoren, wo sie Gelegenheit hatte, den Unterhaltungen und Sprüchen der Weisheitslehrer zu lauschen und Belehrung und Ermahnung von ihnen zu empfangen. So wurde auch hier wie im alten Griechenland durch den belebenden Einfluß des öffentlichen Volkslebens die häusliche Erziehung unterstützt und ergänzt, und was die Schule noch nicht leisten konnte wenigstens theilweise ersetzt; und so lange Israel seiner politischen Selbständigkeit sich erfreute, wirkten namentlich im Reiche Juda die drei großen pädagogischen Faktoren, die häusliche, die gottesdienstliche und die politische Gemeinschaft, zusammen, um eine gedeihliche Erziehung zu Stande zu bringen.

Eine denkwürdige Wandelung aber fieng sich in der Gesammtanschauung Israels zu vollziehen an, als im Jahre 722 v. Chr. das Reich Ephraim durch die Assyrer vernichtet und zugleich auch die Macht und Selbständigkeit Judas erschüttert wurde. Es ist bewunderungswürdig, wie bis dahin der einzelne Israelite sich nur

als Glied seines Volkes fühlt und wie sein persönliches Interesse ganz in das an dem Wohl und Wehe seines Volkes aufgeht. Bei den mannigfaltigen Bedrängnissen, mit welchen Israel von der Gründung seines Volksthums an in fast ununterbrochener Reihe zu kämpfen hatte, denkt der Einzelne nicht an das ihm selbst daraus erwachsende Leid. Er erkennt in diesen Bedrängnissen die Strafe, welche der heilige und gerechte Gott um der Sünden seines Volkes willen über dieses verhängt hat, und sieht in gläubiger Hoffnung in eine bessere Zukunft hinaus, in welcher das Volk durch diese göttliche Züchtigung zur Bekehrung und zum Heile geführt sein werde. Als aber die Macht und Einheit Israels gebrochen oder erschüttert und das die Einzelnen umschlingende nationale Band gelockert war, mußte sich der Blick von dem ganzen Volke auf die Einzelnen und ihr Schicksal wenden. Ein ganzes Volk hat ein langes Leben und in jeder gegenwärtigen Noth konnte auf eine künftige Herrlichkeit hingewiesen werden, zu welcher das Volk durch diese Bedrängniß erzogen werden sollte. Sobald aber die Betrachtung auf den Einzelnen sich richtete, mußte die Frage, wie dessen Schicksal mit dem Glauben an die gerechte Vergeltung des heiligen Gottes auszugleichen sei, zu einem beunruhigenden Probleme werden. Denn die Erfahrung zeigte, daß, während Gottlose dem Glücke im Schoße saßen, Gottesfürchtige von den schwersten Leiden und zwar häufig bis ans Ende ihres Lebens bedrängt waren. Während viele an der Klippe jenes Problems mit ihrem Glauben Schiffbruch litten, waren andere mit ernstem Eifer bemüht, ihn von der drohenden Gefahr zu erretten. So tritt gerade im 7. Jahrhundert v. Chr. der Prophetie die „Weisheit", die Chokma, treten den Propheten die Weisheitslehrer, die Chakamim, zur Seite. Den Mittelpunkt, von welchem ihre Betrachtung ausgieng, bildete jener Gedanke, der oben als die praktische Grundidee der alttestamentlichen Religion bezeichnet worden ist, der Gedanke an Gottes gerechte Vergeltung, und das Bestreben, ihn mit den Einzelerfahrungen des täglichen Lebens in Einklang zu bringen. Die Zweifel, deren Ueberwindung in einzelnen Psalmen, dem 37., 49. und 73., versucht ist, hat die größte religiöse Dichtung der vorchristlichen Welt, das Buch Hiob, in der kühnsten und großartigsten Weise ausgesprochen und so weit gelöst, als auf alttestamentlichem Gebiete deren Lösung überhaupt möglich war. Die Betrachtungen aber, welche um jenen Mittelpunkt in näher oder ferner liegenden Kreisen sich sammelten, sind in freierer Umschau und ruhigerer Stimmung in den Sprüchen Salomos, dem klassischen Werk der alttestamentlichen Chokma, enthalten, nicht in zusammenhängender wissenschaftlicher Erörterung, sondern in der Form, welche, wie dem Semiten überhaupt, so auch dem Israeliten zum Ausdruck seiner Gedanken allein zu Gebote stand, in dem Maschal, dem ursprünglich in bildliche Rede gefaßten Denkspruch. Wie David als der klassische Vertreter der religiösen Lyrik gilt, so Salomo als Urheber und Meister dieser Spruchweisheit, er, „dessen Weisheit größer war denn aller Kinder des Morgenlands und aller Aegypter und aller Menschen und auch aller Dichter Weisheit, und

der 3000 Sprüche geredet hatte" (2. Kön. 4, 30 ff.). Da die „Weisheit" im Sinne Israels nicht ein nur theoretisches Verhalten ist, sondern nothwendig das Bestreben einschließt, ihre Grundsätze im Leben zur Geltung zu bringen, mithin ein wesentlich pädagogischer Begriff ist, so empfiehlt es sich bei den „Sprüchen Salomonis", welche den Inhalt jener Weisheit am deutlichsten und vollständigsten darstellen, hier eingehender zu verweilen; kündigen sie doch selbst auch das als ihren Zweck an, dem Jünglinge Erkenntniß und Besonnenheit zu geben (1, 4). Das Buch zerfällt in 8 sich deutlich von einander unterscheidende Abschnitte. I. C. 1—9. Hier sind die einzelnen Sprüche zu mehreren zusammenhängenden besonderen Ansprachen verbunden, welche den Inhalt der nachfolgenden Einzelsprüche übersichtlich zusammenstellen zu sollen scheinen. II. C. 10, 1—22, 16, die erste Hauptsammlung von Sprüchen, mit der neuen Ueberschrift „Sprüche Salomos" beginnend. An sie reihen sich zwei Anhänge. III. Der erste Anhang. C. 22, 17—24, 22, mit einer besonderen kurzen Ermahnung eingeführt. IV. Der zweite Anhang. C. 24, 23—34, mit der Ueberschrift: „Auch Folgendes kommt von den Weisen." Nun folgt V. die zweite Hauptsammlung C. 25—29, mit der Ueberschrift: „Sprüche Salomos, welche die Männer des Königs Hiskia von Juda gesammelt haben." Daran reihen sich endlich noch 3 kleine Anhänge von Sprüchen, welche nicht auf Salomo zurückgeführt werden. Nach einer sich empfehlenden Berichtigung des unverständlichen masoretischen Textes in den Ueberschriften der beiden ersten enthält VI. C. 30 „Worte Agurs, Sohns Jakehs von Massa", VII. C. 31, 1—9 „Worte Lemuels, Königs von Massa, welche seine Mutter ihn gelehrt hat". Massa war nach Genesis 25, 14, 1. Chron. 1, 30 ein arabischer Landstrich, welcher wohl, wie Arabien überhaupt, als ein Sitz der Spruchweisheit bekannt war. VIII. C. 31, 10—31 macht das Lob des tugendsamen Weibes, ein alphabetisches Gedicht ohne besondere Ueberschrift, den guten Schluß. Es ist kein Grund vorhanden, zu bezweifeln, daß eine größere oder geringere Zahl der auf Salomo zurückgeführten Sprüche ihm wirklich angehört, wenn auch die wiederholt und besonders nachdrücklich hervortretende Ermahnung zu Vorsicht und Enthaltsamkeit im Verkehr mit dem weiblichen Geschlechte nicht zu dem stimmt, was über diesen König sonst berichtet wird, und überhaupt die Ausscheidung seines Eigenthums aus der Menge der überlieferten Sprüche eine Unmöglichkeit ist. Was aber die Entstehungszeit der Sammlung angeht, so enthält die Ueberschrift der zweiten Hauptsammlung (C. 25, 1) eine beachtenswerthe Hindeutung darauf, daß zur Zeit des Königs Hiskia, in welcher um den Anfang des 7. Jahrhunderts v. Chr. die Chokma zu hervorragender Bedeutung gelangte, auch ein eifriges Bestreben entstand, ihre in Weisheitssprüchen vorhandenen Bezeugungen zu sammeln. Daß dabei Neues mit Altem verbunden wurde, versteht sich bei einem Literaturzweige von so volksthümlichem Charakter von selbst. Der Umstand, daß öfter dieselben Sprüche in einer jeden der beiden Hauptsammlungen enthalten sind, berechtigt zu dem Schlusse, daß diese

unabhängig von einander entstanden sind, und zwar machen die von den Männern Hiskias gesammelten eher den Eindruck der Originalität und des höheren Alters als die unmittelbar auf Salomo selbst zurückgeführten. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Verfasser des einleitenden ersten Theils auch diese beiden Sammlungen nebst ihren Anhängen zu dem jetzt uns vorliegenden Ganzen verbunden und durch die Ueberschrift (1, 1—6) auf dessen sämmtliche Bestandtheile hat hinweisen wollen. Der übersichtlich zusammenfassende erste Theil selbst bietet zugleich für eine Uebersicht der Pädagogik der Proverbien die bequemste Grundlage dar.

Vor allem ist festzuhalten, daß nach alttestamentlicher Anschauung die Begriffe Weisheit und Frömmigkeit unzertrennliche Correlate sind. Wie nur die Thoren in ihrem Herzen sprechen: „Es ist kein Gott", so ist auch nur die Furcht Gottes aller wahren Weisheit Anfang. Dieser Spruch steht gleich am Anfange der Sprüchwörter (1, 7) und kehrt auch am Schlusse des ersten Theils (9, 10) wieder. Da sonach die Weisheit durchaus auf religiösem Grunde ruht, so ist die Annahme entschieden zurückzuweisen, als ob sie ihre Lehren in bewußtem Gegensatze gegen die beiden anderen bei der Pflege des religiösen Lebens mitwirkenden Faktoren, die prophetische und die priesterliche Thätigkeit, geltend machen wollte. Wenn in den Sprüchwörtern nicht einmal der Name des Volkes Israel vorkommt, sondern mehr von dem Menschen im allgemeinen die Rede ist, und wenn der Abfall von der Verehrung des wahren Gottes zum Götzendienste keine besondere Rüge erfährt, so erklärt sich dies eben daraus, daß die Chokma nicht auf das Volk im Ganzen und seine nationalen Institute Rücksicht nimmt, sondern den Willen und die Wege Gottes in Beziehung auf das Leben und die Geschichte der Einzelnen zu erkennen und zu deuten und zu wirksamem Bewußtsein zu bringen sucht. Dabei aber geht sie mit nicht geringerer Entschiedenheit wie die Propheten von dem Grundgedanken aus, daß bei Gott allein Wahrheit und wahres Leben ist. Gott selbst ist ihr die Quelle der Weisheit. Diese hat im Anfange als Gottes Gehilfin bei der Erschaffung der Welt Alles wohl vollbracht und geordnet (3, 19 f.; 8, 22—28); und sie selbst tritt im 3. und 8. Capitel als die eigentliche Lehrerin auf, um den Menschen Gottes Wesen und Willen zu offenbaren. Unter den Menschen selbst aber sind die Eltern berufen als die Stellvertreter Gottes und seiner Weisheit ihre Kinder zu belehren, und darum folgt auf den ersten Spruch: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang" sogleich der zweite: „Mein Sohn, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter" (1, 7 u. 8). Wenn darum der Weisheitslehrer in den Proverbien den Lernenden „mein Sohn" anredet (1, 8, 10, 16 u. ö.), so ist damit ausgesprochen, daß der Lehrer sich als Stellvertreter der Eltern anzusehen hat. Zugleich liegt darin die Andeutung, daß bekannte Weisheitslehrer Schüler in größerer oder geringerer Zahl um sich versammelten, wenn auch Ewalds Behauptung, daß damals schon förmliche Weisheitsschulen bestanden hätten, zu weit geht; auch findet sich keine Beziehung auf ein geschriebenes Gesetz,

sondern die heiligen Gebote Gottes erscheinen als durch lebendige mündliche Unterweisung überliefert. Als Grundbedingung aber für einen fruchtbaren Unterricht wird vorausgesetzt, daß der Lehrer von der Wahrheit, welche er dem Schüler einprägen soll, selbst durchdrungen sei (vergl. 23, 12 als Vorbedingung für die Forderung des 13. V.). Die elterliche Autorität, von welcher die des Lehrers wieder nur ein Ausfluß ist, beruht auf der Heiligkeit des Familienbandes, welche in den Proverbien nicht nur unvergleichlich viel mehr als bei irgend einem anderen vorchristlichen Volke, sondern auch klarer und umfassender als in den übrigen Büchern des Alten Testamentes in das Licht gestellt wird. Die Ehe ist ein Bund Gottes (2, 17); eine verständige und tugendsame Gattin ein Geschenk der göttlichen Gnade (19, 14), ihres Mannes Krone (12, 4) und ihm ein köstlicher Fund (18, 22). Dabei wird überall der monogamische Charakter der Ehe vorausgesetzt, und wie dem Lobe der tugendsamen Hausfrau die kräftigste Rüge weiblicher Thorheit und Zuchtlosigkeit gegenübersteht (11, 22; 19, 13; 20, 9; 21, 19), so der ehelichen Treue das besonders oft wiederkehrende Verdammungsurtheil über ehebrecherisches und unkeusches Treiben (2, 16 ff. C. 5. 6, 23 ff. u. ö.). Auch zahlreiche und blühende Kinder sind eine besondere Gnadengabe des Herrn, ihrer Eltern Stolz und Freude, und der Alten Krone sind Kindeskinder (17, 6); aber freilich nur, wenn sie in den Wegen des Gesetzes und der Gottesfurcht wandeln (10, 1; 15, 20; 23, 24; 28, 7; 29, 3), wogegen ein thörichter Sohn der Eltern großer Kummer und ein wahres Unglück für sie ist (17, 21, 25; 23, 24; 19, 13). Von Natur ist nun das Kind nicht geneigt, den höheren göttlichen und menschlichen Ordnungen sich zu fügen. Darum kommt es vor allem darauf an, daß sein natürlicher sündiger Eigenwille gebrochen und unter den Gehorsam gegen das höhere Gesetz gebeugt werde: „Thorheit stecket dem Knaben im Herzen, aber die Ruthe der Zucht treibet sie aus" (22, 15). Diese Zucht im negativen Sinne als das Bestreben, was im Wesen und Leben des Zöglings dem Gesetze widerspricht durch Verhängung und Androhung strenger Strafe, insbesondere auch körperlicher Züchtigung, zu beseitigen, wird, dem gesetzlichen Standpunkte des Alten Testamentes entsprechend, auch in den Proverbien vorzugsweise betont. So C. 10, 18: „Züchtige deinen Sohn, weil Hoffnung da ist"; 13, 14: „Wer seiner Ruthe schonet, der hasset seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtiget ihn bald"; 23, 13: „Laß nicht ab, den Knaben zu züchtigen; denn so du ihn mit der Ruthe hauest, darf man ihn nicht tödten; du hauest ihn mit der Ruthe, du aber errettest seine Seele von der Hölle"; 29, 17: „Züchtige deinen Sohn, so wird er dich ergötzen und deiner Seele sanft thun"; und auch bei der Verwaltung seines Strafamtes handelt der Vater als Vertreter der göttlichen Pädagogie: „Denn welchen der Herr liebet, den strafet er; und hat Wohlgefallen an ihm wie ein Vater am Sohn" (3, 12). Indessen wird doch auch der Gewöhnung zum Guten ihr Recht, wenn es 22, 6 heißt: „Wie man einen Knaben gewöhnet, so läßt er nicht davon, wenn er alt wird", sowie der mahnenden und

strafenden Rede 17, 10: „Schelten schrecket mehr an dem Verständigen denn hundert Schläge an dem Narren"; 19, 25: „Schläget man den Spötter, so wird der Alberne witzig, und weiset man den Verständigen zurecht, so wird er vernünftig"; 25, 12: „Wie ein goldener Ring und ein Geschmeide feinsten Gottes, so ist weise Rüge für ein hörendes Ohr." Durch diese Zucht wird nun der positiven Seite der Erziehung, der Unterweisung, der Weg zum Herzen des Zöglings bereitet. Ihre Grundforderung ist, daß dieser nicht seiner eigenen Einsicht und Kraft vertraue, sondern bei Gott seine Weisheit und Hilfe suche: „Wer kann sagen: Ich bin rein in meinem Herzen und lauter von meiner Sünde?" (20, 9). „Wer seine Missethat leugnet, dem wirds nicht gelingen; wer sie aber bekennet und läßt, der wird Barmherzigkeit erlangen" (28, 13). „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand; sondern gedenke an ihn in allen deinen Wegen, so wird er dich recht führen. Dünke dich nicht weise sein, sondern fürchte den Herrn und weiche vom Bösen" (3, 5—7). Der lebendige Trieb aber zu einem solchen Verhalten muß aus dem Herzen kommen. Die Weisheit selbst ermahnet 23, 26: „Gib mir, mein Sohn, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen"; und wenn es 4, 23. 24. 26. 27 heißt: „Behüte dein Herz mit allem Fleiß; denn daraus gehet das Leben. Thue von dir die Falschheit des Mundes und laß das Lästermaul ferne von dir sein. Laß deinen Fuß gleich vor sich gehen, so gehest du gewiß. Wanke weder zur Rechten noch zur Linken; wende deinen Fuß vom Bösen" — so sind damit die wesentlichen Forderungen des rechten Verhaltens in Bezug auf Gesinnung, Wort und That ausgesprochen. Die Demuth eines gottesfürchtigen Herzens hält den verderblichen Hochmuth fern, denn „ein stolzes Herz ist dem Herrn ein Greuel und wird wahrlich nicht ungestraft bleiben, und wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz und stolzer Muth kommt vor dem Falle" (16, 5. 18), und ebenso die leidenschaftliche Ungeduld, denn „wer geduldig ist, der ist weise, wer aber ungeduldig ist, der offenbaret seine Thorheit, und ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und der seines Muthes Herr ist, denn der Städte gewinnet" (14, 29; 16, 32). Ein solches Herz führet auch zum rechten Gebrauch der Rede, indem es zur rechten Zeit zu schweigen versteht. „Ein Vernünftiger mäßiget seine Rede und ein verständiger Mann ist eine theure Seele; ein Narr, wenn er schwiege, würde auch weise gerechnet und verständig, wenn er das Maul hielte" (17, 27 f.). Redet aber der Weise, so ist es „ein Wort geredet zu seiner Zeit, und das ist wie goldene Aepfel in silbernen Schalen" (25, 11). Namentlich aber geht aus der Aufrichtigkeit des Herzens die Wahrhaftigkeit des Wortes hervor. „Falsche Mäuler sind dem Herrn ein Greuel, die aber redlich handeln, gefallen ihm wohl; darum ist der Gerechte der Lüge Feind, aber der Gottlose schändet und schmähet sich selbst" (12, 22; 13, 5). Zu der rechten Gesinnung und Rede gesellt sich endlich auch das richtige Verhalten der That. Besonders nachdrücklich wird an vielen Stellen die Faulheit gestraft. Wenn der Faule zur

Arbeit gehen soll, so spricht er: „Es ist ein Löwe draußen, ich möchte erwürget werden auf der Gasse" (22, 13); er wendet sich im Bette wie die Thüre in der Angel, und streckt seine Hand in die Schüssel, und es wird ihm sauer, daß er sie zum Munde bringe" (26, 14 f.); darum „stirbt er über seinem Wünschen, denn seine Hände wollen nichts thun" (21, 25). Zu seiner Beschämung und Belehrung wird er an die Ameise gewiesen (6, 6—11): „Gehe hin zur Ameise, du Fauler; siehe ihre Weise an und lerne. Ob sie wohl keinen Fürsten noch Hauptmann noch Herrn hat, bereitet sie doch ihr Brod im Sommer und sammlet ihre Speise in der Ernte. Wie lang liegest du, Fauler? Wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Ja, schlafe noch ein wenig, schlummre ein wenig, schlage die Hände ineinander ein wenig, daß du schlafest, so wird dich die Armut übereilen wie ein Wegelagerer und der Mangel wie ein gewappneter Mann." Denn „einem Lässigen geräth sein Handel nicht, aber ein fleißiger Mensch wird reich; der Faule begehret und kriegts doch nicht, aber die Fleißigen kriegen genug; wer seinen Acker bauet, der wird Brodes die Fülle haben, wer aber unnöthigen Sachen nachgehet, der ist ein Narr" (12, 27; 13, 4; 12, 11). Der Gottesfürchtige aber will den ihm gewordenen Segen nicht bloß für sich behalten, sondern er nimmt Theil an dem Schicksal seines Nächsten. Schon sein freundlicher Blick erfreuet das Herz (15, 30) und seine freundlichen Reden „sind Honigseim, trösten die Seele und erfrischen die Gebeine" (16, 24). Er spricht nicht zu dem Bittenden: „Gehe hin und komme wieder, morgen will ich dir geben", denn „er weigert sich nicht, dem Dürftigen Gutes zu thun, da seine Hand von Gott hat, solches zu thun" (3, 27 f.). „Wer sich aber des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn, der wird ihm wieder Gutes vergelten" (19, 17). Seine Nächstenliebe decket auch Uebertretungen zu und er bleibt der Mahnung eingedenk: „Freue dich des Falles deines Feindes nicht, und dein Herz sei nicht froh über seinem Unglück; es möchte es der Herr sehen und ihm übel gefallen und seinen Zorn von ihm (auf dich) wenden" (24, 17 f.). Der Antrieb aber, alle diese Gebote zu erfüllen, entspringt aus dem Gehorsam gegen Gott und gegen seinen menschlichen Stellvertreter, vor allen die Eltern. Die Ermahnungen zu dieser Pflicht kehren häufig wieder und ihre Verletzung wird mit den schwersten Strafen bedroht. „Ein weiser Sohn lässet sich von dem Vater züchtigen, er gehorcht ihm und verachtet seine Mutter nicht, wenn sie alt wird" (13, 1; 23, 22). „Wer aber Vater verstöret und Mutter verjaget, der ist ein schändliches und verfluchtes Kind; wer seinem Vater und seiner Mutter fluchet, deß Leuchte wird verlöschen in der Finsterniß; ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen" (19, 26; 20, 20; 30, 17). Man sieht, als Motiv des Gehorsams wird die Hinweisung auf die Strafe benutzt, welche den Gottlosen, und auf den Lohn, welcher den Frommen erwartet, und schon im ersten Theil wird am Anfang und am Schlusse auf diese Vergeltung hingewiesen (1, 31. 32; 8, 35. 36).

Es fehlt auch nicht an Stellen, in welchen nicht göttliche Weisheit, sondern menschliche Klugheit die Tugend um ihrer äußeren Vortheile willen zu empfehlen scheint. Dennoch ist die Gesinnung, welche in den Proverbien sich ausspricht, von äußerlicher Lohndienerei weit entfernt, indem Gottesfurcht und Weisheit an sich als die höchsten Güter geschätzt werden: „Weisheit erwerben ist besser als Gold, und Verstand haben ist edler denn Silber; es ist besser ein wenig mit der Furcht des Herrn, denn großer Schatz darinnen Unruhe ist; und darum ist mancher arm bei großem Gut und mancher ist reich bei seiner Armut" (16, 16; 15, 16; 13, 7). Es ist merkwürdig, daß die Ermahnungen der Sprüchwörter immer nur an die Söhne und niemals ausdrücklich an die Töchter sich wenden. Daß gleichwohl diese Weisheitslehren auch an dem weiblichen Geschlecht nicht verloren giengen, ergibt sich aus der so würdigen Stellung der Gattin und Mutter und aus dem Antheil, welcher auch der letzteren an der Erfüllung der Erziehungspflicht zugewiesen wird. Gleich im Anfang scheint der Spruch (1, 8): „Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter" die Arbeitstheilung zwischen dem Elternpaare dahin zu bestimmen, daß der Vater vorzugsweise die strenge Ruthe der Zucht zu führen, die Mutter dagegen mit freundlichem und ernstem Wort zu lehren und zu wehren hat. Und schließlich wird ja das ganze Sammelwerk gekrönt durch jenes „Lob eines tugendsamen Weibes", welches das lieblichste und glänzendste Resultat weiblicher Erziehung darstellt.

Die Weisheit aber, welche in den Sprüchen ihre Lehre verkündet, will keine esoterische sein, sondern „öffentlich am Wege und an der Straße stehet sie, an den Thoren bei der Stadt, da man zur Thüre eingehet, schreiet sie" (8, 2 f.), um zur Furcht des wahren Gottes, welche aller Weisheit Anfang ist, zu ermahnen und vor der verführerischen Thorheit der Gottlosigkeit zu warnen. Und eine so laute und kräftige Mahnung und Warnung that besonders Noth in einer Zeit, wo bei der Lockerung des nationalen Bandes die Einzelnen um so mehr versucht wurden, auf selbstgewählten Wegen nur vergänglichen äußeren Gütern zur Befriedigung ihres persönlichen Interesses nachzujagen und von dem Gott ihrer Väter und ihrem eigenen Volke hinweg den heidnischen Machthabern sich zuzuwenden, welche ja den Beweis des Erfolges für sich zu haben schienen. Eine mächtige Unterstützung trat der Weisheitslehre zur Seite, als gegen Ende des 7. Jahrhunderts in dem sogenannten Deuteronomium (bestimmter 5. Mos. C. 5—26. 28) das erste umfassendere geschriebene Gesetz veröffentlicht wurde, welches von Staats wegen mit dem ausdrücklichen Anspruch auftrat, von dem ganzen Volke befolgt zu werden. Es ist in dem großen und freieren Stil der prophetischen Anschauung verfaßt. Ohne in Vorschriften über einzelne Leistungen sich zu zersplittern, concentrirt es sich um die Grundforderung der Treue gegen den wahren Gott Israels und der Vermeidung alles götzendienerischen Unwesens. Im Zusammenhang hiermit steht die Forderung, daß der Gottesdienst allein um den Tempel zu Jerusalem als die allein

legitime Cultusstätte sich concentrire, was bis dahin auch die frömmsten Könige nicht erreicht, wohl auch nicht einmal versucht hatten. Dreimal im Jahre, an den Festen des Passah, der Pfingsten und der Laubhütten, sollte das Volk beim Centralheiligthum sich versammeln, um der großen Thaten zu gedenken, durch welche sein Gott es gegründet hatte. Von der so gewonnenen religiösen Grundlage aus werden dann die heiligen Ordnungen des Familienlebens und des Verhaltens gegen Wittwen und Waisen, auch gegen Fremde und Sklaven bestimmt. Das Ganze aber wird am Anfange und namentlich am Schluß (C. 28) durch Verkündigung reichen Segens über die Getreuen und vernichtenden Fluchs über die Abtrünnigen eingeschärft. Wie das Deuteronomium einerseits an die Weisheitslehren der Sprüche manche Anklänge enthält, andererseits einen mit den prophetischen Verkündigungen verwandten Ton anschlägt, so haben endlich die Propheten selbst während der letzten Decennien vor dem Beginne des Exils (600 v. Chr.) und vor der Zerstörung Jerusalems (588 v. Chr.) das Ihrige gethan, um in ihrem Volke trotz der es bedrängenden Noth den Gehorsam gegen den Gott ihrer Väter und das Vertrauen zu ihm lebendig zu erhalten; unter ihnen und vor allen Jeremia, dessen ehrwürdige Leidensgestalt verklärt ist durch den Strahl der Hoffnung auf den zukünftigen neuen Bund der vollendeten Gemeinschaft mit Gott, welchen aus dem unvollkommenen alten Bunde Gottes Gnade einst herrlich werde erstehen lassen. So innerlich ausgerüstet konnte Israel die Vernichtung seiner politischen Selbständigkeit überleben und nach deren Untergang als fest verbundene religiöse Gemeinschaft fortbestehen. Wenn auch die Exulanten fern von dem Tempel zu Jerusalem die normalen gottesdienstlichen Verpflichtungen nicht vollständig erfüllen konnten, so wurden sie doch namentlich durch die gemeinsame Feier des Sabbats fest zusammengehalten; und die Propheten, wie Ezechiel und der „große Ungenannte," welcher Jes. C. 40—66 verfaßt hat, wurden nicht müde, in ihren Volksgenossen die Erinnerung an ihren von Gott ihnen anvertrauten Beruf und an die wunderbaren segnenden und züchtigenden Führungen ihres Gottes, sowie die Hoffnung lebendig zu erhalten, daß mit seiner gnädigen und allmächtigen Hilfe das Volk dem ihm vorgesteckten herrlichen Ziele noch werde zugeführt werden. Als dann mit der Genehmigung des Cyrus ein Theil der Exulanten unter der Führung Serubabels, eines Enkels des Königs Jojachin, und des Priesters Josua nach Jerusalem zurückgekehrt waren, da entsprach freilich die Restauration, welche die Zurückgekehrten ins Werk setzen konnten, nur sehr wenig jenen hochfliegenden Erwartungen. Wohl gelang es unter den kräftigen Ermahnungen der Propheten Haggai und Sacharja, unter welchen namentlich der erstere noch eine Nachblüte des alten unmittelbar in das öffentliche Leben des Volkes eingreifenden Prophetismus darstellt, den Tempel wieder herzustellen. Dabei aber empfand nicht bloß die Gemeinde fortwährend die persische Oberherrschaft als einen hemmenden Druck, sondern es gelang ihr auch nicht ihre inneren Angelegenheiten dem Gesetze gemäß zu fester Ordnung zu gestalten.

Erst nachdem etwa ein Jahrhundert seit der Rückkehr aus dem Exil verlaufen war, vermochte Esra das geschriebene Gesetz als absolute Lebensnorm für die Gemeinde zur Geltung zu bringen, und Nehemia, seinen Bestimmungen entsprechend „mit durchgreifender Charakterkraft und eiserner Strenge" die Einrichtung des Gottesdienstes, das feste Abgabensystem in Bezug auf Erstlinge, Zehnten und Tempelsteuer, die strenge Sabbatheiligung und das rücksichtslos gehandhabte Verbot der gemischten Ehen wirklich durchzuführen. So geschah ein in der Völkergeschichte Einziges und Unerhörtes. Wie wir in neuester Zeit erlebt haben, daß, nachdem der Kirchenstaat zu existiren aufgehört hat, das hierarchische System der römischen Kirche erst die volle Kraft seiner Konsequenz entwickelt hat, so ereignete sich Aehnliches in dem nachexilischen Judenthum. „Nicht nur überlebte es seinen äußerlichen Untergang, was anderwärts wohl auch vorkommen mag, sondern der Lebenskeim, den es im Schoße trug, kam durch den Tod der Form, gegen welche er so mühsam gerungen hatte, erst recht zur Freiheit und Auferstehung und erwies sich bald als ein solcher, welcher aus den Trümmern, die ihn zu begraben gedroht, ein selbständig neues Gebilde zu schaffen, ja die zerbrochene Form selbst zuletzt, aber nunmehr als eine ihm dienstbare hervorgehen zu lassen fähig war" (Reuß).

Dadurch nun, daß das geschriebene Gesetz jetzt als ein abgeschlossenes Ganze vorlag und von der Gemeinde auch als die ihr Leben mit göttlicher Autorität bestimmende Norm anerkannt war, blieb für die prophetische Thätigkeit, welche das Gesetz des heiligen Willens Gottes in lebendigem Verkehr mit der geschichtlichen Entwickelung des Lebens des Volkes auszugestalten und es in Gesinnung und Leben zur Geltung zu bringen hatte, kein Raum mehr übrig. Vielmehr kam es jetzt nur darauf an, die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes genau zu kennen und sie auf die verschiedenen Fälle im Leben richtig anzuwenden, und so treten jetzt an die Stelle der Propheten die Schriftgelehrten, und damit kommt in die pädagogische Einwirkung der früheren Generation auf die nachfolgende ein vorwiegend didaktischer Zug. An der Spitze der Schriftgelehrten steht Esra selbst, „der Priester und Schriftgelehrte" (Esr. 7, 11 f.; Neh. 8, 1 ff.; 12, 26. 36), als der eigentliche Begründer dieser Schriftgelehrsamkeit; und an ihn schließt sich eine ununterbrochene Reihe von immer zahlreicher werdenden Nachfolgern an. Ihren örtlichen Mittelpunkt hatten sie in Jerusalem, von wo aus sie hauptsächlich über Judäa sich ausbreiteten, doch kommen sie auch in Galiläa vor (Luc. 5, 17); ihre Rekrutirung und ihre Stütze fanden sie besonders bei der Partei der Pharisäer, deren Haupttendenz ja darauf gerichtet war, „die durch die berufsmäßige Thätigkeit der Schriftgelehrten ausgebildeten traditionellen Satzungen zu pünktlicher Ausführung zu bringen" (Schürer). Die erste und wichtigste Aufgabe der Schriftgelehrten war „das Studium und die fachmännische Auslegung des Gesetzes, eine Thätigkeit, welche, dem gesetzlichen Standpunkt entsprechend, mehr einen juristischen als einen theologischen Charakter an sich trug". Nicht bloß mußte der Schriftgelehrte durch die genaueste Bekanntschaft mit

dem Buchstaben des geschriebenen Gesetzes im Stande sein, dasselbe auf die mannigfaltigen Verhältnisse des wirklichen Lebens anzuwenden, sondern es lag ihm auch ob, in Fällen, welche durch ausdrückliche gesetzliche Bestimmungen nicht entschieden waren, durch Schlußfolgerung aus diesen Bestimmungen, sowie durch Herbeiziehung des Gewohnheitsrechtes, das richtige Urtheil zu finden. Freier als in diesem juristischen Theil ihrer Aufgabe konnte die Schriftgelehrsamkeit in dem theologischen sich bewegen, in der genauen Formulirung der messianischen Hoffnungen, in der Spekulation über die himmlische Hierarchie Gottes und der Engel u. dergl. Bei all ihrer oft haarspaltenden Spitzfindigkeit und kleinlichen Peinlichkeit bleibt immer anzuerkennen, wie auch die jüdische Schriftgelehrsamkeit ihren Ursprung aus einer wahrhaft volksthümlichen Religion dadurch verräth, daß sie ihre Weisheit nicht als eine Geheimlehre vor den Profanen verbirgt, sondern bereit ist, sie so viel als möglich zum Gemeingute zu machen. Allerdings lag es in der Natur der Sache, daß ein schärferer Gegensatz zwischen der geistigen Aristokratie der Schriftgelehrten und dem ungelehrten Volke sich ausbildete, und daß die Herstellung eines allgemeinen Volksunterrichtes nicht auf dem Wege der ersteren lag. Allein sie enthielten ihr Wissen denen nicht vor, welche ein Verlangen danach hatten, ja der Unterricht von Schülern bildete eine ihrer wichtigsten Aufgaben. „Jeder hervorragende Gesetzeslehrer sammelte eine mehr oder weniger große Zahl von Jüngern um sich, die sich unter seiner Anleitung zu fachmännischen Schriftgelehrten ausbilden wollten. Es gab für diesen Zweck eigene „Lehrhäuser" (hebr. beth hammidrasch), in welchen der Gesetzesunterricht planmäßig betrieben wurde. In Jerusalem versammelte man sich zu diesem Zweck in den Hallen des äußeren Tempelvorhofes (vgl. Luc. 2, 46; Matth. 21, 23; 26, 55; Marc. 14, 49; Luc. 20, 1; 21, 37; Joh. 18, 20). Lehrer und Schüler pflegten beim Unterricht zu sitzen; der Lehrer in der Regel auf einem etwas erhöhten Platze (daher Apstlg. 22, 3: „Zu den Füßen Gamaliels"). Der Unterricht war mündlich und disputatorisch. Der Lehrer frug: wie wird es in diesem und jenem Falle gehalten? und die Schüler hatten zu antworten. Auch konnten sie selbst Fragen an den Lehrer stellen (vgl. Luc. 2, 46)" (Schürer). Die Methode des Unterrichtes war lediglich darauf gerichtet, daß das Ueberlieferte völlig treu im Gedächtniß behalten und wiedergegeben werde; und der Talmud bestimmt: „Wer ein Lehrstück von seinem Gesetzesunterricht vergißt, dem rechnet es die Schrift an, als hätte er muthwillig sein Leben verwirkt; ein Jeder ist verpflichtet zu lehren mit dem Ausdruck seines Lehrers", denn ein rechtschaffener Schüler ist „wie ein mit Kalk belegter Brunnen, der keinen Tropfen verliert". Damit hängt es denn auch zusammen, daß dem Schüler die größte Ehrfurcht gegen den Lehrer zur heiligsten Pflicht gemacht wird, welcher selbst die Verehrung gegen Vater und Mutter nachgestellt wird: „Wenn Jemandes Vater und Lehrer etwas verloren haben, so geht der Verlust des Lehrers vor. Denn sein Vater hat ihn nur in diese Welt gebracht; sein Lehrer, der ihn Weisheit lehrt, bringt ihn aber

zum Leben in der zukünftigen Welt. Tragen Jemandes Lehrer und Vater Lasten, so muß er zuerst dem Lehrer und hernach dem Vater helfen. Sind Vater und Lehrer in der Gefangenschaft, so muß er zuerst den Lehrer und hernach den Vater loskaufen."

Die Sorge für die Elementarkenntnisse, welche der Schriftgelehrte bei dem Beginne seines Unterrichtes schon bei seinem Schüler voraussetzen mußte, sowie für die Bekanntschaft mit griechischer Bildung, welche zur Zeit der Griechenherrschaft auch von einem Juden vornehmeren Standes nicht wohl entbehrt werden konnte, blieb nach wie vor dem elterlichen Hause überlassen, wo die pädagogischen Bemühungen der Eltern selbst nach Umständen von einem leibeigenen Pädagogen oder auch von andern angenommenen Lehrern und Erziehern unterstützt wurden; hie und da beschäftigten sich indessen auch einzelne Lehrer damit, Knaben um sich zu versammeln, um sie durch regelmäßigen Unterricht auf ihre weitere wissenschaftliche Ausbildung vorzubereiten (Josephus, jüd. Alterthümer 15, 10, 5). Eigentliche öffentliche Schulen aber, oder gar Volksschulen zur Ertheilung eines allgemeinen Elementarunterrichts waren immer noch nicht vorhanden, auch in den Synagogen nicht, obwohl diese, wo sie in der Bibel vorkommen, in Luthers Uebersetzung als „Schulen" bezeichnet werden. Allerdings hatten die Synagogen insofern eine im weiteren Sinne pädagogische Bedeutung, als sie in der Zeit des nachexilischen Judenthums gegründet wurden, um das ganze Volk zu gründlicher Kenntniß und gewissenhafter Ausübung der väterlichen Religion zu erziehen. Auch in ihnen bezeugt sich der Unterschied zwischen der geoffenbarten Religion des Alten Testamentes und den natürlichen Religionen des Heidenthums. Während in diesen genügte, daß im Gottesdienste das in dem Volke vorhandene religiöse Leben durch Opfer und Gebet seinen Ausdruck fand, mußte dagegen das höhere Prinzip der alttestamentlichen Religion durch fortwährende Unterweisung in der Gemeinde erhalten und in dem heranwachsenden Geschlechte neu gepflanzt werden. So boten denn die Synagogen draußen in der Diaspora wie inmitten der jüdischen Bevölkerung das Mittel, um auf der Grundlage des väterlichen Glaubens die Gemeinde fest verbunden zu erhalten und ihr überall die Gelegenheit zu einem regelmäßigen gottesdienstlichen Handeln zu verschaffen, wenn auch der eigentliche Opferdienst auf das Centralheiligthum zu Jerusalem beschränkt war. Bei den sabbatlichen Versammlungen in der Synagoge wurde nach dem einleitenden Gebete, welches ein Gemeindeglied im Namen der Gemeinde sprach, ein Abschnitt aus dem Gesetze, später auch regelmäßig ein solcher aus den Propheten verlesen, und dann in einer daran sich anschließenden freien Rede oder Predigt ausgelegt und angewandt. Auch bei dieser Sitte gibt sich der volksthümliche Charakter der alttestamentlichen Religion wieder dadurch zu erkennen, daß die eigentlichen Synagogalbeamten, der Archisynagogos, die Gemeindediener und die Almosenpfleger, nur mit der Handhabung der äußeren Ordnung und der Besorgung äußerer Dienstleistungen betraut waren,

wogegen Gebet, Schriftlektion und Predigt in freiem Wechsel von allen dazu befähigten Gemeindegliedern verwaltet wurden. Ein belehrendes Element von besonderer Art verband sich mit der Schriftverlesung infolge des Umstandes, daß schon seit einigen Jahrhunderten vor Christi Geburt der aramäische Dialekt in Palästina eingedrungen und dadurch der hebräische Grundtext dem Volke unverständlich geworden war, so daß beim Gottesdienste die in hebräischer Sprache verlesenen Abschnitte stets von einem kundigen Dolmetscher während des Vorlesens in die Volkssprache übersetzt werden mußten. Sonst stehen die Synagogen mit dem Schulzwecke nur insofern in näherem Zusammenhang, als, wenn anders eine bezügliche Angabe des Talmud richtig ist, die Diener an den Synagogen des vorbereitenden Unterrichts der Jugend sich annahmen. Nach einer andern talmudischen Notiz aber soll erst kurz vor dem Ausbruch des jüdischen Krieges der Hohepriester Josua, der Sohn Gamlas, den Versuch gemacht haben, in allen Städten Palästinas die Errichtung von Knabenschulen durchzusetzen. Indessen ist von einem Erfolge einer solchen Maßregel nichts wahrzunehmen, und das für das spätere Judenthum so charakteristische Wort, daß durch den Hauch aus dem Munde der Schulkinder die Welt erhalten werde, hatte für die Zeit vor der Zerstörung Jerusalems seine volle Bedeutung noch nicht gewonnen.

Unter den Schriften pädagogischen Inhalts, welche dem nachexilischen Judenthum ihre Entstehung verdanken, fordert vor allen der Prediger Salomonis Berücksichtigung. Der Verfasser hat selbst gelernt, sich in seine Zeit zu schicken, und will seine Leser in dieser schweren Kunst unterweisen, denn es ist eine böse Zeit. Eine solche Zeit war nun über die Juden hereingebrochen, als namentlich gegen das Jahr 200 v. Chr. Palästina fortwährend der Zankapfel zwischen den Seleuciden und Ptolemäern und öfter auch der Kampfplatz für die beiden streitenden Rivalen war, und als dadurch der Bestand jeder festen Grundlage und Ordnung des Lebens in Frage gestellt schien. Jedoch waren ähnliche Verhältnisse auch in früherer Zeit schon, zumal gegen Ende der persischen Herrschaft, vorgekommen und kehrten auch in späterer Zeit wieder, so daß der Beantwortung der Frage nach der Abfassungszeit des Buches ein weiter Spielraum gegeben ist; es übrigens bis unter die römische Herrschaft herabzurücken wird dadurch verwehrt, daß es bei all seiner Eigenthümlichkeit doch nach Inhalt und Form durchaus im Bereiche der altgewohnten israelitischen Anschauung und Darstellung sich bewegt. Es schließt sich an die Sprüche Salomonis an und der Verfasser redet deutlich in der Person dieses Königs (1, 12. 16; 2, 4 ff.). Wenn er gleichwohl vermeidet, den Namen Salomos ausdrücklich zu nennen, so beweist dies, daß er den Davidssohn eben nur als Repräsentanten der göttlichen Weisheit betrachtet, wie denn auch die Femininalform Kohelet darauf hinzudeuten scheint, daß eigentlich diese Weisheit selbst der Prediger ist. Uebrigens findet nach Form und Inhalt zwischen dem Prediger und den Sprüchen ein unverkennbarer Unterschied statt. Jener bietet nicht, wie

die beiden Hauptsammlungen der letzteren, einzelne Weisheitssprüche, sondern, wie der einleitende Theil der Sprüchwörter, zusammenhängende Gedankenreihen dar; und andererseits nicht die Resultate einer volksthümlichen Weisheit, sondern die Reflexionen eines Einzelnen. Wie verträgt sich die Vergänglichkeit aller Dinge, die Erfolglosigkeit menschlicher Arbeit, die Unsicherheit der Erkenntniß, die Unzuverlässigkeit des Besitzes, die Flüchtigkeit des Genusses und namentlich die aufregende Thatsache, „daß es Gerechte gibt, denen es geht, als handelten sie wie Frevler, und daß es Frevler gibt, denen es geht, als handelten sie wie Gerechte“ (8, 14) — wie verträgt sich dies alles in seiner ewig gleichen Wiederkehr mit dem Walten eines allmächtigen, heiligen und gerechten Gottes? — das ist die Frage, welche den Verfasser beschäftigt. Um sie auf dem Wege eines zusammenhängenden dialektischen Prozesses lösen zu können, dazu ist er zu sehr Israelit; und da er auch nicht, wie der Verfasser des Buches Hiob gethan, das Für und Wider an zwei miteinander disputirende Parteien vertheilt hat, so stehen die Aussagen, welche aus der trüben Erfahrung des täglichen Lebens, und diejenigen, welche aus dem Glauben an ein göttliches Walten geschöpft sind, ununterschieden, unvermittelt und oft widerspruchsvoll neben- und untereinander. Die Weisheit des Menschen wird einmal als Thorheit und Unsinn bezeichnet und unmittelbar daneben vor der Thorheit bevorzugt, wie das Licht vor der Finsterniß, ja sie wird gepriesen, weil sie dem Weisen mehr Stärke gewähre als zehn Gewaltige in der Stadt (2, 12 vgl. 13 u. 7, 19). Das Leben des Menschen wird einmal dem des Thieres gleichgestellt und dann wieder über dieses erhoben, weil nach dem Tode des Menschen nur der Staub wieder zur Erde zurückkehre, der Geist aber zu Gott, der ihn gegeben (3, 21 u. 12, 7). Vor dem Weibe wird einmal als vor einem verführerischen Uebel gewarnt und dann wieder der Verkehr mit dem geliebten Weibe als ein wesentlicher Theil des Lebensglückes empfohlen (7, 26 u. 9, 9). Der Gang in das Trauerhaus wird einmal dem in das Trinkhaus vorgezogen, und dann wieder wird es als ein Gott wohlgefälliges Werk bezeichnet, sein Brod mit Freuden zu essen und seinen Wein mit gutem Muth zu trinken (7, 3 u. 9, 7). Den Faden, welcher den Verfasser durch das Labyrinth seiner eigenen unter einander streitenden Gedanken sicher hindurchleitet, bildet der unerschütterliche Glaube an Gottes Dasein und gnädiges und gerechtes Walten. Er hat den Menschen aufrichtig geschaffen; aber sie suchen viele Künste und gerathen dadurch in die Sünde, welche der Leute Verderben ist (7, 30 u. 18). Wer aber in Ehrfurcht und Gehorsam treu zu Gott sich hält, der mag essen und trinken und jede Gabe Gottes genießen, sich am Leben und an seiner Arbeit freuen (3, 12 ff.; 5, 17 f.; 8, 15; 9, 7 ff.). Auch das kann er mit Ruhe ansehen, daß gegenwärtig „auf der Stätte des Rechts das Unrecht ist, und auf der Stätte der Gerechtigkeit die Ungerechtigkeit“, denn er weiß: „die Gerechten und Ungerechten wird Gott richten“ (3, 16). Die bestimmte Vorstellung von einem ewigen Leben, in welchem das abschließende und alles ausgleichende Gericht sich

vollziehen werde, ist in dem Prediger ebensowenig als im Buche Hiob ausgesprochen. Um so mehr ist die Energie anzuerkennen, mit welcher allen scheinbaren Widersprüchen der äußeren Erfahrung zum Trotz an der Gerechtigkeit Gottes als einem nothwendigen Postulat des Glaubens festgehalten wird in dem Bewußtsein (Psalm 73, 25 f.): „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist Du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Theil.“ Obwohl der Prediger sich vorzugsweise an den gereiften Geist des Mannes wendet, so unterläßt er doch nicht seine Mahnung insbesondere auch an die Jugend zu richten, ja es liegt grade in dieser Mahnung der Hauptinhalt seines Buches am bündigsten zusammengefaßt (11, 9—12, 1): „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein, dieweil du jung bist. Thue, was dein Herz gelüstet und deinen Augen gefällt; aber wisse, daß dich Gott um dies alles wird vor Gericht führen. Laß die Traurigkeit aus deinem Herzen und thue das Uebel von deinem Leibe, denn Kindheit und Jugend sind eitel. Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht.“ Also eben weil alles Irdische eitel ist, soll der Mensch den günstigen Augenblick und die Gaben, welche Gott ihm bescheert, fröhlich und dankbar genießen, aber immer in Furcht des heiligen Gottes, der das Böse nicht ungestraft lassen wird. Die in den Sprüchen so häufig vorkommende Anrede „mein Sohn“, mit welcher der Weisheitslehrer an den Schüler sich wendet, findet sich im Prediger nur in der Schlußmahnung 12, 9—14 und macht wahrscheinlich, daß diese von späterer Hand hinzugesetzt ist, wie denn auch in der hier gegebenen Zusammenfassung der Hauptsumme des ganzen Buches von der Doppelforderung heiteren Lebensgenusses und steter Gottesfurcht der erste Theil nicht erwähnt und nur der zweite als der wichtigste eingeschärft wird: „Fürchte Gott und halte seine Gebote, denn das gehöret allen Menschen zu. Denn Gott wird alle Werke vor das Gericht bringen, das er halten wird über alles Verborgene, es sei gut oder böse.“ In dem Prediger ist ein denkwürdiger Anfang gemacht zur Verbindung des richtigen Pessimismus, welcher erkennt, daß die Welt im Argen liegt und all ihr Treiben eitel ist, mit dem richtigen Optimismus des gläubigen Vertrauens, daß Gott in seiner Allmacht, Weisheit und Gnade alles wohlmachen werde, einer Verbindung, welche in der Zeit des neuen Bundes der Apostel Paulus vollkommener ausgedrückt hat in den Worten (Röm. 7, 24 f.): „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott durch Jesus Christus unsern Herrn.“

Vielleicht um dieselbe Zeit, in welcher der Prediger entstanden ist, hat etwa 190 v. Chr. der jerusalemische Schriftgelehrte Jesus Sohn Sirachs in hebräischer Sprache jene Schrift verfaßt, welche uns nur in griechischer Uebersetzung erhalten ist und in den griechischen Handschriften den Titel „Weisheit Jesu Sohnes Sirachs“ oder kürzer „Weisheit Sirachs“ führt. Daß der Enkel des Verfassers,

als er im Jahre 132 v. Chr. nach Aegypten gekommen war, sich gedrungen fühlte, die Schrift seines Großvaters ins Griechische zu übersetzen, ist ein Zeugniß für das damals wachsende Bedürfniß einer Vermittelung zwischen israelitischer und griechischer Bildung. Aber auch unter dem griechischen Gewande verräth die Schrift deutlich die Ursprünglichkeit und Reinheit ihres echt israelitischen Charakters. Wie der Prediger schließt sie sich an die Sprüche Salomonis an, bestimmter an die Methode im ersten Theil derselben, die einzelnen Sätze zu zusammenhängenden Gedankenreihen zu verbinden. Jedoch kommen auch Abschnitte, wie 20, 9—33; 25, 1—16; 26, 25—28, 30, vor, in welchen einzelne Sprüche nur äußerlich an einander gereiht sind; und man darf wohl gerade in diesen Sprüchen solche erkennen, welche der Verfasser aus der volksthümlichen Ueberlieferung geschöpft hat. Dagegen ist kein zureichender Grund für die Annahme vorhanden, daß Jesus Sirach sein Buch, der Entstehungsweise der Sprüchwörter entsprechend, aus bereits vorhandenen Partikularsammlungen gebildet und schließlich eine Ergänzung von eigener Hand hinzugefügt habe; vielmehr gibt sich im ganzen Verlaufe die Hand nicht bloß desselben Sammlers, sondern auch desselben Verfassers kund, und das meiste ist dessen Eigenthum. Allerdings aber machen sich an verschiedenen Stellen Abschnitte kenntlich, welche zeigen, daß er zur Fortsetzung und Vollendung seiner Arbeit zu wiederholten Malen angesetzt hat, und es lassen sich folgende Haupttheile unterscheiden: I. 1, 1—16, 22. Wesen der Weisheit und Ermahnung sich ihr zu ergeben. II. 16, 23 bis C. 23. Preis der Schöpfung und Regierung Gottes, durch eine neue Anrede eingeführt und mit der Hauptforderung der Furcht Gottes schließend. III. 24, 1—33, 18. Die Weisheit selbst tritt lehrend auf (C. 24) und ihre Lehren werden sodann auf die verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens angewendet. Am Schlusse dieses Abschnittes scheint der Verfasser sein Werk schließen zu wollen, denn er bezeichnet sich als einen Epigonen, welcher nur noch eine herbstliche Nachlese halte, dem aber doch Gottes Gnade mehr als seinen Vorgängern gegeben habe. IV. 33, 19—36, 19. Neue Vorschriften insbesondere über die Pflichten eines rechtschaffenen Haushalters, schließend mit einem Gebete an den Gott Israels für sein Volk. V. 36, 20—39, 15. Mancherlei Lehren über gesellschaftliche Verhältnisse. VI. 39, 16—42, 14. Gottes Schöpfung und des Menschen Stellung in ihr. VII. 42, 15 bis C. 43 und C. 44—50, 28. Die Bezeugungen Gottes im Reiche der Natur und in der Geschichte seines Volkes von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart des Verfassers. VIII. 50, 29—31. Erstes Schlußwort. IX. C. 51. Anhang, ein Dankgebet des Verfassers für Rettung aus Tod drohender Gefahr (V. 1—17) und ein zweites Schlußwort enthaltend, worin er unter Hinweisung auf sein eigenes Beispiel aufs neue zur Befolgung seiner Lehren ermahnt. Jesus Sirach dringt nicht so tief, wie der Prediger, in die Räthsel des Lebens ein, sondern er hält sich in der Weise der Sprüchwörter an den schlichten Glauben eines rechtschaffenen Israeliten und findet sich von diesem Standpunkte aus mit jenen Räthseln zurecht.

Alle Hauptgedanken der Sprüchwörter kehren auch hier wieder, im Ganzen redseliger ausgesponnen, oft aber auch im Einzelnen mit Geist und Witz individueller gefaßt. Auch Jesus Sirach erkennt in Gott selbst die Quelle der Weisheit und darum in der Gottesfurcht die Bedingung, unter welcher allein der Mensch zu wahrer Weisheit gelangen kann. Die Gottesfurcht lehrt den Menschen überall das Richtige erkennen und finden und führet ihn zum wahren Glück, während die Gottlosigkeit die Quelle der Thorheit und des Unheils ist. Die Ausführung dieser letzteren Gedanken nimmt allerdings zuweilen einen etwas utilitaristischen Charakter an, jedoch in nicht höherem Grade als in den Sprüchwörtern auch, und in einer Weise, die einmal von dem gesetzlichen Standpunkte des Alten Testamentes unzertrennlich ist. Wenn auch die Vergeltung nur in dem irdischen Leben gesucht und der Tod als das Ende alles Lebens dargestellt wird, so spricht doch in der innersten Tiefe der Seele immer der Gedanke mit, daß nur in der innigen Gemeinschaft mit dem heiligen und lebendigen Gott der Mensch wahres Heil und Leben finden könne. Insbesondere erhebt sich der Nachweis der gerechten Vergeltung Gottes in der Führung seines Volkes zu wahrhaft dichterischem Schwunge und beweist, wie weit des Verfassers Weisheit von der kleinlichen Klugheit äußerlicher Lohndienerei entfernt ist. Mit den Sprüchwörtern theilt denn auch die Schrift Jesus Sirachs, und zwar in weit höherem Grade als der Prediger, eine im engeren Sinne pädagogische Tendenz. Sie spricht sich in dem ersten Schlußwort des Verfassers ausdrücklich aus (50, 29—31): „Diese Lehre und Weisheit hat in dies Buch geschrieben Jesus, der Sohn Sirachs von Jerusalem, und aus seinem Herzen solche Lehre geschüttet. Wohl dem, der sich hierin übet, und wer es zu Herzen nimmt, der wird weise werden, und wo er danach thut, so wird er zu allen Dingen tüchtig sein, denn des Herrn Licht leitet ihn"; und auf dieselbe Ermahnung kommt auch das zweite Schlußwort unter Berufung auf die Lebenserfahrungen des Verfassers selbst zurück. Aehnlich wie in den Sprüchwörtern wendet sich dieser in der Anrede „Sohn", „Söhne", „Kind", „Kinder", ausdrücklich an die Jugend, und mehrere Abschnitte beschäftigen sich ausschließlich und ausführlich mit dem pädagogischen Verhältniß. In den Capiteln 3—6 wird den Kindern vor allem die Grundpflicht der Ehrfurcht und des Gehorsams gegen die Eltern an das Herz gelegt: „Der Herr will den Vater von den Kindern geehrt haben, und was eine Mutter die Kinder heißt, will er gehalten haben. Wer seinen Vater ehret, der wird desto länger leben, und wer um des Herrn willen gehorsam ist, an dem hat die Mutter einen Trost. Wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern und hält sie für seine Herrn. Ehre Vater und Mutter mit der That, mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich kommt; denn des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Fluch reißet sie nieder." Daran reiht sich die Ermahnung zur Demuth, welche Gnade bei Gott findet und gegen den Bedrängten theilnehmend und barmherzig macht, und zu jener Vorsicht, welche schnell zum Hören

aber langsam zum Reden ist und dadurch Freunde erwirbt und erhält. Grade die Sünden der Zunge und die der Unzucht werden, als aus demselben Mangel an Selbstzucht hervorgehend, öfter mit besonders strenger Rüge bedacht (18, 30 bis 19, 17; 22, 33 bis 23, 37); auch die Empfehlung der Bescheidenheit, Mäßigkeit und Wohlanständigkeit beim Mahle (31, 12—40) gehört in dieselbe Kategorie. Aber mit der Vorsicht im Gebrauch des Wortes soll die rührige und kräftige That sich paaren (22, 1—4): „Ein fauler Mensch ist gleich wie ein Mann, der im Koth liegt; wer ihn aufhebt, der muß die Hände wieder wischen. Ein ungezogener Sohn ist seinem Vater eine Unehre. Eine vernünftige Tochter kriegt wohl einen Mann; aber eine ungerathene Tochter läßt man sitzen und sie bekümmert ihren Vater." Darum ergehet an Eltern die Mahnung (16, 1—4): „Freue dich nicht, daß du viel ungerathene Kinder hast, und poche nicht darauf, daß du viel Kinder hast, wenn sie Gott nicht fürchten. Verlaß dich nicht auf sie und traue nicht auf ihr Vermögen. Denn es ist besser ein frommes Kind, denn tausend gottlose; und ist besser ohne Kinder sterben, denn gottlose Kinder haben." Damit aber die Kinder zur Furcht Gottes heranwachsen, wird den Eltern die strengste Zucht zur Pflicht gemacht: „Wer sein Kind lieb hat, der hält es stets unter der Ruthe, daß er hernach Freude an ihm erlebe", ein Rath, welcher sehr charakteristisch durch die Bemerkung begründet wird: „denn wo sein Vater stirbt, so ist es, als wäre er nicht gestorben; denn er hat seines Gleichen hinter sich gelassen." Dagegen „ein verwöhntes Kind wird muthwillig, wie ein wildes Pferd. Zärtle mit deinem Kinde, so mußt du dich nachher vor ihm fürchten; spiele mit ihm, so wird es dich hernach betrüben. Laß ihm seinen Willen nicht in der Jugend und entschuldige seine Thorheit nicht. Beuge ihm den Hals, weil es noch jung ist; bläue ihm den Rücken, weil es noch klein ist, auf daß es nicht halsstarrig und dir ungehorsam werde. Ziehe dein Kind und laß es nicht müßig gehen, daß du nicht über ihm zu Schanden werdest" (30, 1. 4. 8. 9. 11. 12. 13). Dabei wird auch darauf Werth gelegt, daß eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe wohne; denn „es ist besser, einer sei arm und dabei frisch und gesund, denn reich und ungesund. Gesund und frisch sein ist besser, denn Gold; und ein gesunder Leib ist besser denn großes Gut" (30, 14 f.). Ueberall bewährt sich Jesus Sirach als „ein rechter Israelite, in welchem kein Falsch ist". Sein aufrichtiger, grader und gottesfürchtiger Sinn wendet die Gebote, welche Gottes Gesetz verkündigt, mit sicherem Takt auf die mannigfaltigen Verhältnisse des wirklichen Lebens an, frisch und fern von jeder kleinlichen Auffassung, ja mit ausdrücklicher Unterscheidung der wahren und in ihrer Wahrheit einfachen Weisheit von selbstsüchtig berechnender und heuchlerischer Klugheit (19, 18—27). Um seiner schlichten und praktischen Lebensweisheit willen, die doch überall von einem frommen Sinn getragen ist, ist denn auch das Buch in der Kirche von Anfang an und noch in der ersten Zeit des Protestantismus als ein „Spiegel christlicher Hauszucht" viel benutzt worden. Freilich mußte man, um es ins Christ-

liche zu übersetzen, davon absehen, daß der Verfasser für die tiefere prophetische Tendenz des alten Bundes, auf welcher dessen religions- und weltgeschichtliche Bedeutung eigentlich beruht, kein Interesse und Verständniß hat. Er sieht von dem Boden des alten Bundes nicht in Hoffnung und Verlangen auf den zukünftigen neuen Bund hinaus. Er denkt nicht daran, daß einst auch die Völker, welche jetzt dem Volke der Offenbarung feindlich gegenüberstehen, in der Erkenntniß des wahren Gottes Israels und seines heiligen Gesetzes sich verbinden sollen; und wie leicht es sich aus der Feindschaft erklärt, welche die Juden damals von den Heiden zu erdulden hatten, so hat es doch etwas Verletzendes, wenn Jesus Sirach die erhebende Betrachtung der wunderbaren und gnädigen Führung, welche Gott seinem Volke hat angedeihen lassen, mit den Worten schließt (50, 27 f.): „Zweierlei Volk bin ich von Herzen feind, dem dritten aber bin ich so gram als sonst keinem: den Edomitern, den Philistern und dem tollen Pöbel zu Sichem." Sein Blick dringt nicht durch die einzelnen Sünden zu dem in der Natur des Menschen liegenden letzten Grund des sündigen Verderbens hindurch, und neben den einzelnen Unterweisungen zur Vermeidung der Sünde findet das Bedürfniß nach Erlösung von ihrer verderblichen Macht, nach Versöhnung mit dem heiligen Gott und nach jener Heiligung, in welcher Gott sein Gesetz dem Menschen in sein Herz gibt und in seinen Sinn schreibt, keinen Ausdruck. Darum wird denn endlich auch des Messias bei ihm nicht gedacht, welcher, wenn das Unvollkommene seine Zeit erfüllt hat, das Vollkommene herbeiführen wird. Das alles fehlt auch schon ebenso in den Sprüchwörtern; dagegen unterscheidet sich von diesen Jesus Sirach bestimmt dadurch, daß dort das Gesetz immer als ein in lebendiger mündlicher Ueberlieferung fortgepflanztes erscheint, während es ihm stets als ein geschriebenes vor Augen steht. Und wenn der Prediger seine Leser vor der Beschäftigung mit den vielen Büchern warnt, deren kein Ende sei; so spricht dagegen Jesus Sirach das Selbstgefühl der geistigen Aristokratie des Schriftgelehrtenthums gegenüber der banausischen Beschäftigung des Landwirthes, des Architekten, des Graveurs, des Schmieds, des Töpfers mit derselben Entschiedenheit aus, wie es mehr als tausend Jahre vorher ein ägyptischer Vater gethan hat, um seinem Sohne Papi den ehrenvollen Beruf eines „Schreibers" zu empfehlen (s. o. S. 174). Die personificirte Weisheit selbst faßt schließlich alle ihre Lehren in dem Worte zusammen (24, 32 f.): „Dies alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht; nämlich das Gesetz, welches Mose dem Hause Jakobs zum Schatz befohlen hat"; und mit Recht bestimmt der Enkel im Vorworte zu seiner Uebersetzung den Zweck der Schrift seines Großvaters dahin, daß die Wißbegierigen bewogen werden möchten, immer weiter fortzuschreiten in dem Leben nach dem geschriebenen Gesetze.

In der That sind auf diesen pädagogischen Zweck alle Schriften aus der letzten Zeit des vorchristlichen Judenthums gerichtet: überall handelt es sich wesentlich darum, Israel im Gegensatze zu den es umgebenden und bedrän-

genden Heiden bei dem von seinem Gott ihm geoffenbarten und von den Vätern ererbten Gesetze zu erhalten. Das Buch Judith zeigt, wie die Treue gegen dieses Gesetz auch ein Weib zur kühnsten That gegen den es bedrohenden Feind begeistern kann; die liebliche Erzählung von Tobias und seinem Sohne, wie auch in heidnischer Umgebung die gesetzlichen Verpflichtungen gewissenhaft erfüllt werden können und wie der treue Gott solche Treue mit reichem Segen lohnt. Dem hohen Begriff von der Heiligkeit und geistigen Innigkeit der Ehe, von welchem dieses Büchlein zeugt, entsprechen die pädagogischen Ermahnungen, welche Tobias seinem Sohne mit auf den Weg in die Fremde gibt und deren Summe in den schönen Worten enthalten ist (4, 6): „Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot.“ In demselben Sinne legt das 1. Buch der Makkabäer dem greisen Mattathias die Worte in den Mund (2, 49 ff.): „Darum, liebe Söhne, eifert um das Gesetz und waget euer Leben für den Bund unserer Väter, und gedenket, welche Thaten unsere Väter zu ihren Zeiten gethan haben, so werdet ihr rechte Ehre und einen ewigen Namen erlangen. . . . Also bedenket, was zu jeder Zeit geschehen ist, so werdet ihr finden, daß alle, so auf Gott vertrauen, erhalten werden. Darum fürchtet euch nicht vor der Gottlosen Trotz, denn ihre Herrlichkeit ist Koth und Würmer. Heute schwebt er empor, morgen liegt er darnieder und ist nichts mehr, so er wieder zur Erde geworden ist, und sein Vornehmen ist zunichte geworden. Derohalben, liebe Kinder, seid unerschrocken und haltet fest ob dem Gesetz, so wird euch Gott wiedernm herrlich machen.“ Auch die wunderbaren Erzählungen des 2. Buchs der Makkabäer, insbesondere die von der bis zum Märtyrertode ausharrenden Gesetzestreue des greisen Schriftgelehrten Eleasar und der sieben Brüder und ihrer Mutter (C. 7 u. 8), dienen demselben Zweck, und in der Rede des ersteren tritt die pädagogische Tendenz deutlich hervor (6, 23 ff.): „Es will meinem Alter übel anstehen, daß ich auch so heuchle, daß die Jugend gedenken muß, Eleasar, der nun neunzig Jahre alt ist, sei auch zum Heiden geworden, und sie also durch meine Heuchelei verführt werden. . . . Darum will ich jetzt fröhlich sterben, wie es mir altem Manne wohl ansteht, und der Jugend ein gutes Exempel hinter mir lassen, daß sie willig und getrost um des heiligen Gesetzes willen sterbe.“ Auch das von einem alexandrinischen Juden in fließender und origineller griechischer Sprache verfaßte Buch von der Weisheit Salomos concentrirt sich trotz den mannigfaltigen Elementen griechischer Weisheit und Bildung, welche es aufgenommen hat, auf den Zweck, die auf der Erkenntniß und der Furcht des wahren Gottes beruhende wahre Weisheit den Verirrungen des heidnischen Götzendienstes gegenüberzustellen. Mit großer Klarheit wird (C. 13—15) dargelegt, wie alle Menschen durch ihre natürliche Thorheit verführt worden sind, dem Geschöpfe zu dienen, anstatt dem Schöpfer, und wie dieser nur dem Volke Israel sein Wesen und seinen heiligen Willen geoffenbart hat; und der Gegensatz

zwischen dem heidnischen Unwesen und der richtigen Gotteserkenntniß wird nicht mit theoretischen Reflexionen, sondern an der Hand der Geschichte des Heidenthums auf der einen und Israels auf der andern Seite nachgewiesen. Das 1. Capitel stellt als das Thema des Buches auch hier wieder den Gedanken auf, daß die wahre Weisheit bei Gott selbst sei und also nur einem lauteren und gottesfürchtigen Herzen durch die Kraft des heiligen Geistes mitgetheilt werden könne, um den Menschen zum wahren Leben zu führen; denn zum Leben hat Gott die Welt geschaffen und durch die Gottlosigkeit erst und, wie es später heißt (2, 24), durch den Neid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen. Sodann werden C. 2—5 die Materialisten, deren Weisheit in den Gedanken aufgeht (2, 5 f.): „Unsere Zeit ist wie ein Schatten dahinfährt, und wenn wir hinweg sind, ist kein Wiederkehren, denn es ist fest versiegelt, daß niemand wiederkommt; wohl her nun, und laßt uns wohl leben, weil es da ist, und unsres Leibes brauchen, weil er jung ist", und deren Ende ein Ende mit Schrecken ist, denjenigen entgegengesetzt, welche von dem Geiste Gottes sich leiten lassen und durch ihn hinangeführt werden zu einem ewigen Leben voll Seligkeit und Herrlichkeit. Im dritten Abschnitte (C. 6—9) verkündet Salomo, wie er, ein sterblicher Mensch gleich allen andern Nachkommen des erstgeschaffenen Menschen und unter Weinen in diese Welt hineingeboren und mit Sorgen auferzogen, durch Gottes Gnade und eigenes Beten und Arbeiten zum Besitze der Weisheit gelangt ist, welche hier nicht wie in den Sprüchwörtern nur personificirt, sondern als wirkliche Persönlichkeit dargestellt wird, als ein Hauch aus Gottes Kraft, als ein lauterer Ausfluß aus des Allmächtigen Herrlichkeit, als ein Abglanz des ewigen Lichtes und ein fleckenloser Spiegel der Wirksamkeit Gottes, als die Beisitzerin seines Thrones, die dabei war, da er die Welt schuf, und die Meisterin ist in allem. „Sie geht aber selbst umher, zu suchen, die ihr werth sind, und erscheint ihnen gerne auf ihren Wegen und begegnet ihnen bei jedem Gedanken. Denn der zuverlässigste Anfang zu ihr ist Streben nach Belehrung; Sorge für Belehrung aber ist Liebe zu ihr; Liebe aber ist Halten ihrer Gebote; Halten der Gebote aber ist Sicherung der Unvergänglichkeit; Unvergänglichkeit aber bringt in Gottes Nähe. Zum Reiche Gottes führt also Streben nach Weisheit" (6, 17—21). Und zu diesem Streben will der weise König auch andere ermuntern. Der bei weitem ausführlichste Schlußabschnitt (C. 10—19) empfiehlt die Weisheit aus ihrer Wirksamkeit in der Geschichte Israels, führt aber diese nur von Adam bis auf Mose's Zeit fort, welche mit großer Ausführlichkeit und in oft geistreichen Gegensätzen dargestellt wird, weil sie dem Verfasser das geeignetste Mittel bietet, den auch in der Zeit und an dem Orte, wo er lebt, noch vorhandenen Gegensatz zwischen dem ägyptischen Götzendienst und dem Glauben und Cultus seines Volkes herauszustellen. Demnach ruht die Anlage des Ganzen auf altisraelitischem Grunde, und was der Verfasser bei den Griechen gelernt hat, setzt ihn nicht in den Stand, seinen Gegenstand in zusammenhängender wissenschaftlicher Entwickelung zu behan-

deln. Wohl aber verräth manches Einzelne, daß er nicht verschmäht hat, „gelegentlich in der Akademie und Stoa zur Schule zu gehen. Von letzterer kommt die Idee der Weltseele, welche 7, 22 f. durchblickt, der Begriff der Vorsehung (14, 3; 17, 2) und die Vorstellung von der angeborenen menschlichen Würde (12, 8). Plato lieferte noch mehr und wichtigeres: die gestaltlose Urmaterie (11, 18), die vorweltliche Existenz der Seele (8, 19), den Körper als deren Gefängniß (9, 15) und als Sitz der Sünde (8, 20). Ueberhaupt ist alles, was zur Psychologie gehört, nicht auf biblischem Boden gewachsen, und was die Moral betrifft, so ist namentlich die Stelle C. 8, 7 zu beachten, wo die vier Cardinaltugenden erscheinen, wie sie nach den Griechen noch Cicero kennt und die Folgezeit" (Reuß). Wenn die Anrede an die Richter und die Könige der Erde gerichtet wird (1, 1; 6, 1), so geschieht es, weil eben der Verfasser in der Person des Königs Salomo redet und dieser zunächst an seine Standesgenossen sich wendet; der Sache nach aber ergehen seine Lehren an alle, und zwar sind sie wesentlich Ermahnungen zu fortwährender Selbsterziehung auch der Erwachsenen und haben auf die Jugend nur insofern eine nähere Beziehung, als in ihr der Anfang gemacht werden muß, die Weisheit zu suchen und durch ihren Besitz das wahre Leben zu gewinnen. Von Interesse ist die Lehre, daß der Mensch als ein gut geartetes Kind in die Welt eintritt, wenn auch nur in dem negativen Sinne, daß das Böse noch keinen Einfluß auf es gewonnen hat. Dauernd aber bleibt er vor dem Bösen bewahrt und wird er zu dem positiv Guten nur dann hingeführt, wenn Gott durch seinen heiligen Geist aus der Höhe mit seiner Weisheit die Menschenseele erfüllt (8, 19 ff.). Außerdem zeichnet sich das Buch der Weisheit durch einen sehr bestimmten Begriff von der Selbständigkeit der Seele und ihrer Unabhängigkeit von dem sterblichen Leibe aus. Offenbar steht es in dieser Beziehung unter dem Einflusse der platonischen Lehre von der Präexistenz der Seele, in welcher das Ich sein eigentliches Wesen hat, während es in dem Leibe nur zu vorübergehender Erscheinung kommt. Auf sehr charakteristische Weise corrigirt daher der Verfasser an der angeführten Stelle seine Bemerkung: „Ich war ein wohlgeartetes Kind und hatte eine gute Seele erhalten", indem er fortfährt: „oder vielmehr da ich gut war, war ich in einen unbefleckten Leib gekommen". Gleichwohl belastet der sterbliche Leib die Seele und den denkenden Geist drückt die irdische Hülle nieder (8, 15). Soll die Seele von diesem Banne befreit werden, so muß der Geist Gottes sie mit der Weisheit von oben erfüllen; dann dauert sie, wie sie vor dem Leibe bestanden hat, auch nach dessen Tode in einem ewigen seligen Leben fort. Auf dem Standpunkte dieser Ueberzeugung von der Unsterblichkeit der Seele, wie sie in gleicher Bestimmtheit in keinem alttestamentlichen Buche ausgesprochen wird, findet denn auch der Trost über Kinderlosigkeit hier eine festere Begründung als Jesus Sirach sie zu geben vermochte (4, 1 u. 2): „Besser ist Kinderlosigkeit mit Tugend, denn im Andenken an sie liegt Unsterblichkeit, weil sie wie bei Gott so bei Menschen gekannt wird . . . und sie schreitet einher in der Ewigkeit mit dem

Kranze gekrönet, nachdem sie im Kampfe fleckenlosen Streites gesiegt hat." Der Fromme also bedarf im Angesichte des Todes nicht des Trostes, daß er in frommen Kindern fortleben wird; denn er weiß sich mit Gott zu ewigem Leben unzertrennlich verbunden.

Die vorstehende Darstellung der alttestamentlichen Pädagogik hat lediglich aus den biblischen Schriften selbst, den apokryphischen wie den kanonischen, geschöpft. Die zahlreicheren und mannigfaltigeren Elemente griechischer Weisheit, wie sie um die Zeit von Christi Geburt namentlich Philo sich angeeignet und systematischer verarbeitet hat, haben dazu beigetragen, die Schranken der partikularistischen Anschauung des Judenthums zu durchbrechen und dem christlichen Universalismus den Weg zu bereiten. Ihre Berücksichtigung bleibt daher besser der Darstellung der neutestamentlichen Pädagogik in ihrem eine neue Epoche begründenden Anfange vorbehalten.

Vorher aber ziemt es sich, einen kurzen Rückblick auf die Stellung desjenigen Volkes in der Geschichte der Erziehung zu werfen, welches diese große Epoche unmittelbar vorzubereiten berufen war. Vor allen andern vorchristlichen Völkern haben die Israeliten das voraus, daß Gott selbst sie durch seine Offenbarung zur Erkenntniß seines Wesens als des einen rein geistigen Gottes und seines heiligen Willens als des höchsten Gesetzes erzog. Wie dieser Gott nicht gleich den Göttern des Heidenthums mit der Naturwelt vermischt und von ihr abhängig gemacht wird, sondern in seiner Geistigkeit, Heiligkeit und Allmacht als ihr Schöpfer, Erhalter und Regierer über ihr steht; so richtet er auch an den Menschen, gemäß dessen nach Gottes Bilde ihm anerschaffenen geistigen Natur, die Forderung von dem Dienste des vergänglichen Wesens sich frei zu machen und heilig zu werden, wie Gott selbst heilig ist. Damit ist dem Menschen und zwar zunächst dem Volke Israel eine unendliche Aufgabe gestellt und zugleich eine Aufgabe, welche unter allen Wandelungen des äußeren Lebens erfüllt werden kann und unabhängig ist von Glück und Unglück, von nationaler Blüte und nationalem Verfall. Die diesem Volke zu Theil gewordene Offenbarung aber hat einen nur vorbereitenden Charakter. Gegenüber der heidnischen Vermischung Gottes mit der Welt, des göttlichen Willens mit dem natürlichen menschlichen Willen mußte vor allem der Unterschied zwischen diesen beiden Seiten entschieden herausgestellt werden, und so trat dem Israeliten der Wille Gottes zunächst als ein äußeres Gesetz gegenüber, welchem der natürliche menschliche Eigenwille durch strenge Zucht unterworfen werden mußte. Daß in der Erziehung Israels, sowohl in derjenigen, welche Gott selbst seinem Volke angedeihen ließ, als in der, welche nach ihrem Vorbilde die Propheten an dem ganzen Volke, die Hausväter an ihren Kindern übten, dieses negative Element der Zucht vorwiegt, gehört zu der Unvollkommenheit des alten Bundes, wodurch dieser eben als ein nur vorbereitender charakterisirt wird. Durch diese Zucht aber wurde in den Israeliten das Bewußtsein der Unzulänglichkeit ihres gegenwärtigen Verhält-

nisses zu Gott geweckt, die Erkenntniß ihrer Sünde und damit zugleich die Sehnsucht nach einer zukünftigen, vollkommneren Gemeinschaft mit Gott, in welcher durch Gottes Gnade und seinen heiligen Geist das göttliche Gesetz die innerste Triebkraft des menschlichen Willens geworden sein und an die Stelle des äußeren Gehorsams der Zucht der freie Gehorsam der Liebe treten werde. Unter dem drückenden Gefühle der gegenwärtigen Unvollkommenheit seines religiösen Verhältnisses konnte nun freilich der Israelit einer so heiteren Vereinigung mit der Gottheit, wie der Grieche, sich nicht erfreuen. Aber unser Dichter irrt doch, wenn er sagt: „Als die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen göttlicher.“ Die Versöhnung mit Gott als das Ziel, welchem alles religiöse Leben, bewußt oder unbewußt, zustrebt, hatte das Griechenthum auf dem verkehrten Wege gesucht, daß es das Göttliche in das Menschliche herabzog; und darum konnte es wohl in der Zeit seiner Blüte eine Weile mit dem Scheine eines verklärten menschlichen und eines zu den Menschen herabgekommenen göttlichen Lebens täuschen. Auf die Dauer aber hielt dieser Schein nicht vor. Vielmehr ging das einmal in das Kreatürliche herabgezogene Göttliche mehr und mehr darin unter und die Menschen wurden nicht göttlicher, sondern im schlechten Sinne immer menschlicher, indem sie von dem göttlichen Gesetze sich mehr und mehr frei machten und so endlich bei der falschen Freiheit subjektiver Willkür und selbsüchtigen Sinnengenusses ankamen. Nach einer treffenden Bemerkung von Rosenkranz stand das Griechenthum in der Zeit seiner Blüte der Erscheinung nach über dem Judenthum, das Judenthum aber war der Aufgabe nach größer, weil es die Versöhnung auf dem schwierigeren, aber allein richtigen Wege der Erhebung des Menschen zu Gott suchte. Während der Grieche eine längst vergangene goldene Zeit in dem Bewußtsein, sich immer weiter von ihr zu entfernen, als eine verlorene müßig beklagte, hat das alttestamentliche Volk mit einer dem heiteren Griechenthum durchaus fremden, ernsten und ausdauernden ethischen Energie, welche grade unter dem schwersten äußeren Drucke am bewunderungswürdigsten sich offenbarte, vergessen, was dahinten ist, und sich nach dem gestreckt, was davorn ist. Darauf beruht, wie der soeben genannte Gelehrte sagt, „die Asbestnatur der Juden“. Es ist höchst charakteristisch, daß in den alttestamentlichen Schriften auf das verlorene Paradies kaum eine flüchtige Hindeutung sich findet; daß dagegen die wahren Israeliten die zukünftige, goldene Zeit der vollkommenen Gemeinschaft mit Gott stets vor Augen haben und ihr mit sittlicher Kraft und in der gewissen Zuversicht entgegenstreben, daß Gott sein Volk zu dem Ziele, welches er selbst ihm vorgesteckt, auch hinanführen werde. Allerdings wurde in den letzten Jahrhunderten vor Christo, wo der Gegensatz des Offenbarungsvolkes gegen die es umgebenden und bedrängenden Heiden besonders deutlich hervortrat, seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das gelenkt, was es vor dem Heidenthum voraus hatte, und darüber vergessen, was ihm selbst zur Vollkommenheit des religiösen Lebens noch fehle; und es ist nicht zu verkennen, daß schon bei Jesus Sirach die Anfänge jener Auffassung sich

finden, welche, mit der halben Wahrheit sich begnügend, die ganze verschmähte und die über sich selbst hinaus auf die künftige Vollendung hinweisende Tendenz der vorbereitenden Offenbarung verkannte. Mochten aber auch viele in der Aeußerlichkeit des gesetzlichen Standpunktes verharren und ihrer Werkheiligkeit sich getrösten; mochten andere, weil die Verheißungen, welche Gott seinem Volke gegeben hatte, sich doch nicht zu erfüllen schienen, einem heidnischen Genußleben sich hingeben; mochten selbst die Hoffnungen auf den verheißenen Messias zur Erwartung äußerer Macht und Herrlichkeit Israels entgeistigt werden; ja mochte die Masse der Juden „im Christenthum das nothwendige Resultat ihrer eignen Geschichte verkennen" (Rosenkranz): denjenigen Israeliten, in welchen ein tieferes religiöses Bedürfniß lebte, gereichte der Druck der äußeren Leiden zu innerer Läuterung; sie blieben sich dessen bewußt, daß der Glaube ihrer Väter erst der Anfang einer zukünftigen Vollendung sei, und ihnen allein konnte die erste Pflege des Christenthums anvertraut werden, wie denn auch die Heidenchristen das Alte Testament als den Anfang der göttlichen Offenbarung, als die Weißagung auf dasjenige anerkennen mußten, dessen Erfüllung im Neuen vorlag. Kann man auch nicht verkennen, wie unter der Leitung Gottes die ganze vorchristliche Welt dem Christenthum zur Vorbereitung dienen mußte, so bleibt doch der Israelitismus der eigentliche *παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν*, der Erzieher auf Christum hin. Die heidnischen Religionen bereiteten nur negativ und mittelbar auf das Christenthum vor: negativ, indem sie sich selbst auslebten und ihre Bekenner durch die beängstigende Leere des Herzens, welches in der väterlichen Religion keine Befriedigung mehr fand, dem Christenthum entgegengeführt wurden; mittelbar, indem auch ihr Weg zu dem Christenthum insofern durch das Alte Testament hindurchging, als sie in diesem die Vorbereitung der christlichen Vollendung anerkennen mußten. Der Israelitismus dagegen hat das Christenthum positiv und unmittelbar vorbereitet, indem er nur den Anfang derselben Offenbarung darstellt, welche in dem Christenthum ihre Vollendung gefunden hat.

Berichtigungen.

S. 7, Z. 16 v. o. Baum statt Buch.
„ 9, „ 18 v. u. ist das Komma nach „gar“ zu setzen.
„ 25, „ 13 v. o. entschuldbaren st. verschuldbaren.
„ 27, „ 16 v. u. K. A. Schmid, st. K. Schmidt.
„ 32, „ 7 v. u. instruktive st. instruktiv.
„ 49, „ 11 v. o. des st. der.
„ 50, „ 16 v. o. deren st. den.
„ 62, „ 19 v. o. Komma vor „selbst“ zu tilgen.
„ 63, „ 14 v. o. an statt von.
„ 69, „ 17 v. o. überfeine st. überfreie.
„ 77, „ 17 v. u. dann st. denn.
„ 83, „ 15 v. u. vor st. von.
„ 85, „ 1 v. o. denn st. den.
„ 86, „ 18 v. u. Sylbenzeichen st. Lautzeichen.
„ 88, „ 3 v. u. Amu-Darja st. Amru-Darja.
„ 91, „ 3 v. o. Somaopfer st. Sonnaopfer.
„ 100, „ 8 v. u. ist „sich“ zu streichen.
„ 108, „ 11 v. o. brahmakârin st. rabhmakârin.
„ 108, „ 2 v. u. neun st. neue.
„ 140, „ 8 v. o. nach st. auch.
„ 148, „ 15 v. o. sind „dort“ und „hier“ umzustellen.

Statt Mandschu und Jsrael ist einigemal Mantschu und Jsrael gedruckt.

/ Schmid, Karl Adolf, / Schmid, Georg,

Geschichte der Erziehung vom Anfang an bis auf unsere Zeit

Bd.: 1

1884